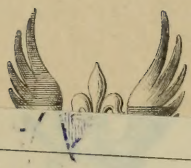
3 1761 08145107 2



PRESENTED

TO

THE UNIVERSITY OF TORON

BY

Prof. H. H. Vanderbuissen

Vanderbuissen

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Prof.W.H.Vandersmissen

IG
G9855r

Die
Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Fünfte Auflage.

41438
19/4/98

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

(Fortsetzung.)

Seite

Achtes Capitel. Die Brüder Wildungen 1
Neuntes Capitel. Das politische Wetter 9
Zehntes Capitel. Louis Armand 18
Elftes Capitel. Ein lutherischer Papst 38
Zwölftes Capitel. Die Ganzen und die Halben 54
Dreizehntes Capitel. Zwei Versuche 70
Vierzehntes Capitel. Junges Leben, frisches Hoffen 79
Sechszehntes Capitel. Eine neue Wendung 93
Siebzehntes Capitel. Olga 102
Achtzehntes Capitel. Ein Aeolsharfenton 112

Viertes Buch.

Erstes Capitel. Zwei unverstandene Seelen 126
Zweites Capitel. Begegnungen 144
Drittes Capitel. Meisterin und Schülerin 151
Viertes Capitel. Brandgasse: Nummer Neun 167
Fünftes Capitel. Die Lauscherin 178
Sechstes Capitel. Nummer Sechs- und Nummer Siebenundachtzig 184
Siebentes Capitel. Caliban 198
Achtes Capitel. Der Fortunaball 209
Neuntes Capitel. Die Signalements 215
Zehntes Capitel. Die grüne Brille 219

Seite.
Elftes Capitel. Der rothe Domino 228
Zwölftes Capitel. Jeannette 244
Dreizehntes Capitel. Die schwarze Binde 255
Vierzehntes Capitel. Eine Morgenstunde 265
Fünfzehntes Capitel. Der Schrein 276

Fünftes Buch.

Erstes Capitel. Genesung 291
Zweites Capitel Alte Bekannte 305
Drittes Capitel. Luxus des Geistes 314
Viertes Capitel. Verständigungen 323
Fünftes Capitel. Standpunkte 334
Sechstes Capitel. Ein Stillleben 339
Siebentes Capitel. Des Volkes Ahnungen 350
Achtes Capitel. Stilles Leid und stille Schuld 362
Neuntes Capitel. Die Geschichte eines Briefes 373
Zehntes Capitel. Thomas a Kempis 381
Elftes Capitel. Die Ritter vom Geiste 397

Drittes Buch.

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Die Brüder Wildungen.

Am Abend vor dem Auftritt im Palais des Fürsten Hohenrg war die Freude groß, als sich Dankmar mit dem Einspänner d dem vergnügt bellenden, hin- und herwackelnden Bello wieder . Pelikan einfand.

Der dicke Wirth — Hitzreuter hieß er — und Katharina eters, geborene Vollweiler, waren noch auf. Peters, der nicht heim war, hatte einige Tage zu Bett gelegen, war von aller efahr für sein Bein befreit und hatte nur noch gelitten unter r Ungeduld, was sich aus Dankmar's Reise ergeben würde. as längere Ausbleiben Dankmar's störte die guten Leute nicht. ie hielten es eher für ein glückverheißendes Zeichen. In dieser nsicht hatten sie auch Siegbert bestärkt, der jeden Tag wol vei mal kam, in der Hoffnung, Beruhigendes zu vernehmen. on seinem Briefe, den Dankmar aus Plessen an den Bruder gehrieben hatte, wußte man noch nichts im Pelikan.

Das Beste, was Dankmar mitbringen konnte, war die Vercherung, daß Peters über den Schrein außer Sorge sein dürfte, a er dies ja leidlich selbst wäre. Das verlorene Gut hätte einen)errn gefunden, bei welchem es nach Allem, was sich jetzt für)ankmar an Melanie anknüpfte, für geborgen gelten durfte, ochte seine Verwandlung aus einem Prinzen in einen geöhnlichen Sterblichen gern gesehen werden oder nicht, mochte chlurck auch noch so vom Funde selbst interessirt sein; Dankar traute sich die Kraft zu, Melanie's Unwillen in seinem

ersten Ausbruch zu ertragen, ja er hoffte, nach dem Grade seine eigenen Liebe, vielleicht dauernd das Interesse zu behaupten, da er ihr durch seine Persönlichkeit mußte eingeflößt haben. Denn wi bescheiden auch ein Mann von sich selbst denken mag, den Werth den er im Auge einer Frau haben kann, erkennt er bald.

Den ehrlichen Peters hätte Dankmar gern gesprochen, wär' auch nur gewesen, um ihm zu sagen, daß seine Verehrung vo den beiden Zeck's auf geringere Erfahrung im Umgang mit Men schen deutete, als er ihm zugetraut hätte. Auch die Umständ die Peters über den Moment des Verschwindens seines Frach guts angeführt hatte, waren nach seiner nunmehrigen Ueberzeu dieses Vorfalls räthselhaft und höchst ungenau. Die Scherz die er sich deshalb noch mit dem guten Peters erlauben wollt versparte er auf ein andermal, streichelte das Pferd, dem die lan samere und bequemere Rückfahrt wohlbekommen zu haben schie vereinigte sich mit dem Pelikanwirth über eine Summe, die ihn bat, bis auf morgen schuldig bleiben zu dürfen — denn scho im Heidekrug hatte er den letzten seiner Thaler gewechselt — un ging dann, der etwas verlegenen Kathrine und dem heute schweig samern Wirth die Hand schüttelnd und Bello noch einmal a Ohr zupfend, sein Bild in ein Tuch gewickelt, zu Fuß in d Stadt.

Es war schon spät. Es zog ihn zu dem geliebten Brude Und dennoch hätte er noch gern erst in Lasally's Stalle nachgefrag wie es mit dem Pferde aussah, das er einem so gefährlichen Men schen, wie Hackert, übergeben zu haben schwer bereute. Jetzt b griff er, wie sich Hackert, der ihm keineswegs unvermögend schie aus Rachsucht an sie hatte andrängen und sogar eine Geld summe wagen können, nur um Gelegenheit zu haben, seine Feinde zu schaden. Indessen, dachte er, ist hier etwas Widerwär tiges vorgefallen, so erfährst du es zeitig genug, und schon i Begriff, nach der Ottokarstraße, in ein neues entlegenes Viertel einzulenken, wo sich jener Stall befand, schlug er wieder de geraden Weg nach seiner Wohnung ein, die in der sogenannte Neustraße lag.

Auf dieser Richtung lagen zwei Häuser, die für ihn eine groß Bedeutung gewonnen hatten. Mitten in der Stadt, wo sich da Menschengewühl, trotzdem daß die Wächter schon die Stunde abriefen, noch nicht verloren hatte (eben waren die Theater be endet), stand er still an einem Hause, das er längst als d Wohnung des Justizraths Schlurck kannte. Schlurck war fü die jungen Juristen ein oft angeführtes Beispiel, um zu be

weisen, wie gut sich ein Advokat stehen könnte, der das allgemeine Vertrauen genösse. Dabei wußte man kaum von ihm mehr, als daß er mit großem Luxus in diesem alten Hause wohnte, mitten in der Stadt, dicht an dem ehrwürdigen Rathhause, umgeben von ganz in der Nähe befindlichen alterthümlichen Kirchen. Heute erst entdeckte Dankmar, daß dies graue Haus in schöner, alterthümlicher Form gebaut war und mindestens zweihundert Jahre alt sein mußte. Die untern Fenster waren mit eisernen Gittern geschützt. Die obern waren hoch und mit Stuccaturen geziert. Am Thorweg hing eine große blankgeputzte messingene Klingel und auf dem daneben befindlichen Messingschilde las man einfach die kräftig eingravirten Züge des unmelodischen Namens: „Schlurck.“ Ihm aber klang dieser Name wie Musik und wie der Name Melanie selbst, der schon im Tonfall die Wonne seiner Stimmung ausdrückte. An den Fenstern des zweiten Stocks entdeckte er Licht. Vor wenigen Stunden erst konnte die Reisegesellschaft, die er nicht mehr hatte einholen können und auch nicht einholen mögen, angekommen sein. Daß ihm Melanie über nichts zürnen wollte, bewies sein erobertes Bild. Die Art freilich, wie sie ihm die Trophäe übergeben hatte oder hatte übergeben lassen, blieb ihm räthselhaft genug. Doch grübelte er darüber nicht. Morgen, dachte er, klärt sich Alles auf. Er mußte den prächtigen Kutschen ausweichen, die an ihm vorüberrollten, und doch hätte er gern gelauscht, ob die Schatten, die ihm an den Vorhängen vorüberzuhuschen schienen, von Melanie kamen? Sie verschwanden zu rasch! Vielleicht löscht sie eben das Licht aus, dachte er, um sich aufs Lager zu werfen — und an mich zu denken? setzte er wonnetrunken hinzu.

Wie er noch so stand, bald hier einem Wagen, dort einem Fußgänger auswich, entdeckte er über der Hausthür einen aus Sandstein gehauenen Schild mit einem Wappen, das ihn überraschen mußte. Er traute seinen Augen nicht, als er dasselbe Kreuz, das auf seinem Schrein stand, auf diesem Schilde wiederfand, mit denselben vier Rundungen an dem Ende, wie dort auf dem Deckel. Wie, dachte er, ist das vielleicht auch eins jener alten Häuser, die entweder selbst noch aus jenen Zeiten herstammen oder auf dem Grund und Boden gebaut wurden, der dem protestantischgewordenen geistlichen Ritterorden gehörte, und ist es wol gar eines von denen, auf die ich nun selbst glaube Ansprüche machen zu dürfen? Ein leiser Schreck, ein dunkelahnender Schauer überlief ihn, wenn er sich dachte, daß Schlurck doch vielleicht zu seinem Verlust in einem anderen Verhältnisse

als in dem eines „ehrlichen Finders" stand. Doch dachte er dieser Vorstellung nicht weiter nach, sondern entfernte sich vom Hause, das ihm nun erst recht bedeutungsvoll erschien, in dem guten Glauben, am folgenden Tage aller seiner Zweifel und Sorgen los und ledig zu werden.

Seine Schritte wandten sich jetzt beschleunigter jener Gegend zu, wo an stolzen einsamen Plätzen die Wohnungen der Vornehmen lagen. Hier war es menschenleer und still. Dann und wann rief ihm eine Schildwache der noch immer unruhigen Zeiten und oft sich wiederholenden Tumulte wegen ein Werda? zu. Die Laternen warfen ihre Lichter über kleine mit Rasen besetzte Beete. Springbrunnen plätscherten und bewässerten das Gras, das sonst, schattenlos der Sonne ausgesetzt, in diesen freien Räumen bald würde verdorrt gewesen sein. Hier lag das Palais des Fürsten von Hohenberg, einsam, still, dunkel, wie in Trauer gehüllt. Dankmar hätte hier anhalten, klingeln, alles Stille aufwecken, fragen mögen. Aber im ganzen Gebäude war kein Schimmer von Licht. Alles war wie ausgestorben. Jetzt erst recht und dabei sein in ein Tuch gehülltes Bild an sich drückend mußte er sich sagen: War das nicht Alles in Hohenberg ein Traum, in dem dich tolle Geister geneckt haben? Diese Abendstille — dieser ruhig blinkende Sternenhorizont — fern die rollenden Wagen — die plätschernden kleinen Quellen — es war ihm, als sollt' er das Bild nehmen und es wie einen zwecklosen Ballast in den Kanal werfen, der sich einige Schritte weiter durch dies einsame Viertel zog.

Dann weckte ihn von dieser verzagten Stimmung ein Wagen, der langsam an ihm vorüberfuhr und vor den Ketten hielt, die das Palais von der Straße absperrten. „Sollte hier Jemand noch so spät am Abend aussteigen wollen? Sollte es Egon sein?" Dankmar trat näher, aus dem niedrigen Wagen blickte ein weiblicher Kopf, der zu den Fenstern hinaufsah. Vorn saß neben dem Kutscher ein Bedienter, der keine Miene machte herabzuspringen und den Schlag zu öffnen. Dankmar sah nur, daß die Dame einen Strohhut mit dunklem Schleier trug. Er näherte sich. Die Dame zog sich rasch zurück. Beim Vorübergehen am Wagen sah er, wie sie sich in die Ecke ihres Coupé gedrückt und den Schleier übergeworfen hatte. Jetzt schien sie sich beobachtet zu fühlen und gab ohne Zweifel ihren Leuten ein Zeichen. Im Nu flog das kleine elegante Fuhrwerk von dannen.

Als hierauf Dankmar an der einsamen Gartenmauer des

Palais entlang ging und bald an ihr vorüber war, um in sein Straßenviertel einzulenken, hörte er noch einen schönen, männlichen Gesang vom Garten herüber. Er blieb stehen. Der Sänger mußte dicht unter den Fenstern des Palais, die nach hinten gingen, seinen Stand haben, so entfernt klangen die Töne, und doch war es ihm, als müßte er deutlich erkennen, daß dies Lied nicht deutsch war. Es quoll aus tiefer Brust und hatte etwas Melancholisches, dabei wieder Scherzendes, wie alle Volkslieder, selbst die der Franzosen. Noch nicht lange hatte der Gesang gedauert, als in dem wie ausgestorben liegenden Palais ein Lichtschimmer sichtbar wurde. Er beobachtete Alles das durch ein Gitter, wovon hier, wie an manchen Stellen, die Mauer unterbrochen wurde. Ein hinterwärts gelegenes Fenster erhellte sich. Die Bäume verhinderten ihn, zu sehen, wer es vielleicht öffnete oder an ihm erschien hinter den Vorhängen. Bald verstummte der Gesang und bald erlosch auch das Licht. Es war wieder so still und finster wie zuvor.

Zögernd und wo möglich noch gespannter auf die Enthüllungen des folgenden Tages machte sich Dankmar auf den Weg. Daheim mußte er stark klingeln, bis ihm geöffnet wurde. Es war ein großes, von vielen Familien bewohntes, neues Haus, wo er schon seit längerer Zeit bei armen Vermiethern wohnte, die ihre ganze Habe in die Ausstattung zweier Zimmer mit zwei „Cabinetten" verwendet hatten. Nach vielem Pochen und Klingeln erschien endlich seine Wirthin und sagte schon drinnen im Thorweg: „Sie haben ja Ihren Schlüssel mit, Herr Wildungen!" — „Ich den Schlüssel? dachte Dankmar. Aha! Mein Herr Bruder wird gemeint sein. Sieh, sieh, der wäre noch nicht daheim?" Und so war es auch. Als die große Hausthür aufging, traute die Wirthin ihren Augen nicht, den jüngern Bruder zu finden und nicht den ältern, den Maler. „Sind Sie's denn? So spät!" rief sie, indem sie die Hausthür wieder zuschloß. „Was haben wir auf Sie gepaßt! Wir glaubten Wunder was Ihnen geschehen ist!" — „Ja, ja, Frau Schievelbein", sagte Dankmar, „Wunder sind mir auch genug geschehen! Ist mein Bruder nicht zu Hause? So spät?" Damit waren sie erst eine Treppe hinauf. „Seit Sie fort sind, Herr Dankmar," sagte Frau Schievelbein, „sind Herr Siegbert jeden Abend aus —" — „Sollt' er sich fürchten, daß Hackert das Geld reclamirt!" dachte Dankmar für sich. „Kein Geld angekommen?" fragte er laut; „kein Brief aus Angerode? Keine Besuche dagewesen?" — „Für Sie nichts," antwortete die Wirthin, die mit einer Nadel den Docht ihrer Lampe her-

aufzog; „ein Brief für Herrn Siegbert liegt oben.“ — „Aha! Wahrscheinlich der meinige aus Plessen!“ dachte Dankmar. — „Aber Geld wird kommen,“ fuhr Frau Schievelbein fort, „Geld wird viel kommen; wissen Sie's nicht, das Bild ist verkauft! — „Das Bild ist verkauft?“ sagte Dankmar freudig. „Gott sei Dank! Wer hat's denn gekauft, Frau Schievelbein?“ — „Der Verein, Herr Wildungen, ja, ja, dieser Herr, der so schlimm sein soll, der Herr von Kunst — ich kann immer den Namen von dem Herrn nicht behalten.“ — „Aha, der Herr von Kunstverein, bei dem man einen Vetter haben muß, wenn er ein armes Talent in Nahrung setzen soll!“ — „Na der! Für dreihundert Thaler hat's der Herr Bruder losgeschlagen —“ — „Für dreihundert Thaler! Arme Seele, die du ein Jahr über diesen Stoff geschmachtet hast, drei Vorskizzen machtest, einen Carton, doppelte Untermalung, zehn Uebermalungen — gewiß wir leben im Perikleischen Zeitalter!“

Dankmar mußte einen Augenblick stehen bleiben. Die geringe Summe that ihm doch zu weh und — die dritte Treppe war noch nicht die letzte. Es gab noch eine vierte und diese führte nicht etwa auf den Boden, sondern wirklich erst in die bescheidene Wohnung der Brüder Wildungen. Dankmar konnte den Freunden und Bekannten, die bei ihren Besuchen über die vier Treppen wetterten, sagen: „Maler müssen gutes Licht haben.“ Die vierte Treppe hatte das Gute, daß sie zwar sehr schmal, aber auch nur kurz war. Dankmar betrat sein Zimmer und dasjenige seines Bruders. Siegbert war ausgeflogen und die Wirthin versicherte, er käme seit Dankmar's letzter Abwesenheit jede Nacht erst gegen zwölf Uhr nach Hause.

„Diese Stunde wartet heute meine brüderliche Liebe nicht ab, ich gehe zu Bett!“ sagte er. „Frau Schievelbein, einen Gruß an Siegbert, wenn Sie ihn heute noch oder morgen früher als ich sehen. Für heute gute Nacht!“

Damit legte er schlaftrunken das Bild auf seinen Tisch, enthüllte es, betrachtete noch einmal die vornehmen Züge der weiland jungen Fürstin Amanda, tastete an dem hintern Holze, das ihm verdächtig vorkam, sah auf dem Tische des Bruders seinen Brief aus Plessen, eben frisch angekommen, mit dem Siegel der Krone, entkleidete sich, löschte das Licht, das ihm Frau Schievelbein angezündet hatte, und warf sich auf sein Lager in einem Alkoven, der immer auf dem Miethzettel der Frau Schievelbein an der Hausthür als „Cabinet“ paradirte.

Es war heller lichter Morgen, als Dankmar erwachte und im Erwachen erschrak, erschrak über Siegbert, der mit seinen reinen klaren Augen eben über ihm in die seinigen blickte. Siegbert hatte sich über den Schläfer gebeugt und ihn vielleicht mit dem Athem seiner sorgsamen Liebe geweckt. Seine blonden Locken ringelten sich auf Dankmar's frische, schlaferquickte Wange nieder. „Nun da ist er ja, der Furioso", sagte Siegbert zum Gruß, „er der mir anräth, den Ariost zu lesen, um mich auf seine Abenteuer vorzubereiten! Schöne Dinge müssen Das gewesen sein, die einem armen verlassenen Bruder dermaßen bittere Dinge über die Kunst und seine besten Einbildungen schreiben lassen können! Wart! Jetzt will ich hier die Kanne Wasser nehmen —" — Dankmar sprang aus dem Bett.

„Ich sehe dir an, daß du so voller Schnurren, Brummkäfer und Schmetterlinge steckst, wie Faustens alter Mantel, als ihn Mephisto im zweiten Theil ausschüttelt." — „Jetzt lieber Junge," sagte Dankmar, indem er rasch die nöthigsten Kleider anzog, das Fenster seines Zimmers aufriß, frische Luft schöpfte und sich wusch, „fürs Erste gleich' ich Faustens altem Mantel darin, daß mein Magen eben so schlaffe Falten wirft. Was hast du zu frühstücken? Mit gewöhnlichen Schievelbein'schen Portionen bin ich heut' nicht zu befriedigen." — „Das dacht' ich schon," sagte Siegbert, „du sollst deine Ankunft nach Gebühr gefeiert sehen. Ich hoffe, daß du mir die Ehre anthust, heute einmal in der Akademie und nicht in der Aula zu frühstücken." — „Wenn deine Farben nicht zu sehr nach Oel riechen, lieber Bruder", entgegnete Dankmar; „du kennst meine Antipathie gegen Eure Mischungen, und wenn ich bei Raphael frühstücken sollte — ich dächte, wir bleiben lieber in der Aula." Sie nannten das Zimmer Dankmar's die Aula und dasjenige Siegbert's die Akademie. Die Akademie hatte gleichfalls ein „Cabinet".

Aber Dankmar mußte in die Akademie. Der runde Tisch, der vor einem mit Haartuch überzogenen, mit gelben Knöpfen beschlagenen Sopha stand, war zur Hälfte mit einer weißen Serviette bedeckt. In der Mitte stand ein Glas mit den frischsten, heute schon vom Frühmarkt gekommenen Blumen. Daneben der Kaffee und die Milch in einer Maschine, in der sich die Brüder ihre Morgenstärkung selbst brauten. Besonders wohlgefällig waren heute drei Extraschüsseln, Butter, Eier, Schinken. „Wie kann ich dein edles Herz jetzt herzlicher anerkennen, als durch meinen Magen! Mein Appetit sei der Dolmetscher meiner Ge-

fühle!" sagte Dankmar. Die Brüder setzten sich und begannen mitzutheilen und zu erzählen.

„Wie ist's nun mit deiner Million?" begann Siegbert, nachdem die Beglückwünschung wegen Verkaufs seines Bildes rasch abgethan war.

„Spottest du?" begann Dankmar nach Wiederholung seines Zornes über den geringen Preis, „machst Witze, so ledern wie dein Schinken? Mache dich würdig, meine Abenteuer zu vernehmen, sonst hüll' ich mich in undurchdringliches Dunkel. Erst aber," brach er ab, mit Verwunderung Siegberts angegriffene Mienen betrachtend, „erst zur Beruhigung, was hast du von dem Pferd gehört, das uns der Strauchdieb in die Lassally'sche Reitbahn zurückführen sollte?"

„Er hat es abgeliefert," sagte Siegbert. „Ich war selbst noch dort am selben Abend und habe seitdem nur die Sorge gehabt, jene hundert Thaler zu vervollständigen. Du nennst den Fremden einen Strauchdieb. Hast du Beweise, daß er den Namen verdient?"

„Ich denke wol," entgegnete Dankmar, „und sehr triftige. Indessen bin ich froh, daß sich das Pferd in Lassally's Händen befindet. Ich wünschte, wir hätten dem Burschen das Pfand zurückgegeben und kämen mit ihm in keine weitere Berührung. Leider fürcht' ich, daß ich gerichtlicher Zeuge gegen ihn werden muß. Gerade Lasally ist es, der diesen Hackert verklagen und sich dabei auf mich berufen will."

Siegbert hatte von Hackert ein gutes Vorurtheil gefaßt und bedauerte es aufgeben zu sollen. Um aber auch gerechte Veranlassung dafür zu haben, fragte er Dankmar nach den Gründen, die Lasally zu einem solchen Verfahren bestimmen durften. Dankmar meinte, daß auch diese Gründe in die lange Erzählung gehörten, die er ihm noch heute auftischen würde. „Am liebsten," sagte er, „heut' Abend, wenn ich noch weitere Ergebnisse gewonnen habe! Denn aufrichtig gestanden, ich schäme mich fast, vor einer genauen authentischen Bestätigung aller meiner Entdeckungen sicher und bestimmt von ihnen zu reden." In dem Augenblick sprang er auch vom Sopha auf. Das Bild fiel ihm ein. Er hatte es gestern in der Uebermüdung gedankenlos auf seinem Tisch liegen lassen. „Welch' alten Zopf hast du denn da auf dem Trödel erstanden?" sagte Siegbert lachend, als Dankmar das Bild zu seiner Beruhigung gefunden hatte. „Oder ist das vielleicht eine Schwiegermutter, die du irgendwo auf der Reise erabenteuert hast? Hübsch

muß in diesem Fall die Tochter sein, aber ich wünschte, daß sie einen bessern Maler fände als einst ihre Mama."

„Lieber Bruder," sagte Dankmar und legte das Bild in eine wacklige nicht verschließbare Kommode; „an diesem Zopfe hängt das Schicksal eines Fürstenthums. Ja, staune nur! Doch davon später. Wo bist du des Abends so lange? Hat dich Leidenfrost zum Mitglied seines Clubs gemacht, hältst du Reden und kommst auf den Weg, in Untersuchung gezogen zu werden? Du weißt, ich bin dafür, daß man links, aber nicht linkisch ist! Unser Clubwesen ist das Grab der Freiheit, nicht ihre Wiege."

„Befürchte nichts, Dankmar," entgegnete der Bruder, „meine Unternehmungen auf diesem Gebiet sind friedlicher Natur! Auch ist Das, was sich aus meinem nächtlichen Ausbleiben noch allenfalls entwickeln könnte, erst im Entstehen begriffen und kann mit deinem Urtheil stehen oder fallen. Vorläufig sag' ich dir nur, daß ich in diesen Tagen deiner Abwesenheit zwei Menschen gefunden habe, die sich inniger als jemals Andere an mich angeschlossen haben und von denen es mich glücklich machen würde, wenn sie auch dir gefielen." — „Um des vierblättrigen Kleeblatts willen, sei's!" sagte Dankmar. „Aber auf einem und demselben Stengel müssen wir sitzen, sonst werd' ich auf deine neuen Freunde eifersüchtig. Wer sind sie?"

Hier wurde Dankmar von Frau Schievelbein unterbrochen, die den Augenblick, wo die Brüder mit dem Frühstück fertig waren, belauscht zu haben schien. Sie kam, theils ein Urtheil über ihre Anschaffungen zu vernehmen, theils die Kleider hinzubreiten, die sie geputzt hatte. Die weitere Störung war der Barbier. Andere Leute bekommen jeden Morgen zum Frühstück die neueste Zeitung. Die Brüder hatten diese Ausgabe nicht nöthig. Die guten Zeitungen lasen sie Nachmittags im Kaffeehause, und für die laufende Chronik, für das, was sie das politische Wetter nannten, genügte jeden Morgen der Besuch des Herrn Zipfel.

Neuntes Capitel.

Das politische Wetter.

Herr Zipfel war eine seinem Berufscharakter entsprechende bewegliche Figur. Er liebte die laufende Zeitgeschichte. Wenn er zu Kunden kam, die schon die Morgenzeitung gelesen hatten,

so erfuhr er von ihnen, was er Denen mittheilen konnte, die nur die Abendzeitungen gelesen hatten. Manche Irrthümer der Nachmittagspresse war er schon im Stande, durch die Morgenpresse zu berichtigen. Viele Thatsachen aber schöpfte er aus Quellen, die nur seinem Scheermesser zugänglich waren. Sein frühbesuchtes Atelier, seine zeitigen Ausgänge über die Straße, seine Besuche von Haus zu Haus bei Kunden, die zuweilen den Begebenheiten nahe standen, trugen ihm einen Schatz von Notizen ein. Er konnte jeden Morgen schon die ungefäre politische Witterung des Tages angeben. Manches, was den Abend eintraf, sagte er schon am Morgen voraus. Ebenso oft aber auch irrte er sich und mit dem Vergrößern geringfügiger Dinge nahm er es nicht zu genau. Es verschlug ihm wenig, bei einer kleinen Arbeiterstreitigkeit die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Flaschen für Menschen zu nehmen und ohne Weiters von einem Dutzend Todter und einigen Dreißig höchst gefährlich Verwundeter zu sprechen. Es war nicht gut für die auswärtige Presse, daß auch einige ihrer Berichterstatter von Herrn Zipfel rasirt wurden. Sie benutzten ihn für ihre Mittheilungen fleißiger, als die Glaubwürdigkeit jener Zeitungen hätte gestatten sollen.

Nach einer freundlichen Begrüßung des so lange erst im Harz abwesend gewesenen und dann kaum zurückgekehrt wieder verschwundenen Herrn Referendarius Dankmar, machte sich Zipfel daran, erst Siegbert von denjenigen Haaren zu befreien, die nicht zu seinem schönen blonddurchsichtigen Bart gehören sollten. Auf ein einfaches: „Nun, Zipfel, wie stehts?" das ihm aus der „Aula" zugerufen wurde, sagte er, den Schaum schlagend, mit ruhiger Miene, als wenn er von etwas sehr Gleichgültigem spräche: „Der Telegraph spielt!" Zipfel wollte damit sagen: Im Werke ist irgend Etwas und in ein paar Stunden wird man's erfahren. Damals spielten noch die sichtbaren Windmühlflügeltelegraphen.

Dankmar aber, der sich anzuziehen begann, wollte Etwas von einheimischen Dingen wissen und fragte, ob Alles ruhig wäre? „Alles ruhig!" sagte Zipfel mit einer Miene, als wollte er ausdrücken: „Es ist die Windstille vor dem Sturm!" Im Grunde aber hätt' er doch lieber gehabt, es wäre schon sogleich irgendwo wieder zu einem Conflict gekommen. Mit den letzten stürmischen Aufregungen der Zeit hatte sich die Phantasie der Bevölkerungen großer Städte und des flachen Landes daran gewöhnt, jeden Tag mit Gier Neues hören zu wollen. Das Bedürfniß nach starken Anregungen dieser Art war so allgemein,

daß man die Beruhigung gewiß sehr langweilig gefunden hätte, wäre sie nicht für eine kurze Erholung des Handels und der Gewerbe so dringend nöthig gewesen.

Als Zipfel das Messer geschärft und es an Siegbert's Kinn gesetzt hatte, sagte er: „Alles ruhig, aber oben wackeln sie doch!" — „Wackeln sie?" fragte Dankmar und trat schon in seinen leichten Stiefeln auf. „Sie meinen doch die Köpfe der Minister, Zipfel?" — „Um Gotteswillen," entgegnete Zipfel, „machen Sie mir keine Blutgedanken, mein Messer ist scharf! Die Köpfe oben haben die Gefahr überstanden. Das ist vorüber. Aber die Anstellungen! Die Anstellungen! Die mein' ich, die wackeln schon einmal wieder!" — „Wer soll denn nun ans Ruder kommen, Zipfel?" fragte Dankmar. „Ich habe eine Ewigkeit keine Zeitungen gelesen." — „Reubund! Reubund! Alles jetzt Reubund!" sagte Zipfel. „Fix und fertig! In ein Tager Vierzehn stehen wir wieder auf Anno Toback! Die Errungenschaften werden zurückgenommen! Es ist Alles Schwärmerei gewesen!" — „Glauben Sie doch das nicht, liebster Zipfel!" fiel Siegbert ein und wischte sich die Seife von den Wangen, nahm Wasser, Handtuch und reinigte sich. „Ein Ministerium aus diesen Elementen kann sich noch nicht halten. Es wäre zu offen, zu ehrlich in seinem Wahnsinn. Erst müssen noch einige Lügner kommen, die mit Phrasen um sich werfen und die Brücke für Das bauen, was vielleicht dann kommen soll. Eher vermuth' ich, daß man einige Beamte und Offiziere wählen wird, die durch ihr äußeres Auftreten die Regierungsgewalt wieder kräftig und nachdrücklich erscheinen lassen sollen. So erzählt' es gestern Professor Lüders, der das große Empfangsbild vom Prinzen Ottokar malt. Ich mag den Mann nicht; aber er sitzt an der Quelle oder ihm sitzen vielmehr die Quellen."

Zipfel wusch sich die Hände, um zu Dankmar's viel verwilderteren Wangen und seinem kräftiger bebarteten Kinn überzugehen. Er wiederholte sich dabei im Stillen: Professor Lüders — Empfangsbild — Prinz Ottokar — sitzende Quellen — nachdrückliche Regierungsgewalt — Beamte und Offiziere — Er hatte damit einen ungemein ausgiebigen Mittheilungsstoff, der für die Krisis und gegenwärtige Windstille ausreichte. Es war Logik, Zusammenhang und Combination in diesen Kettengliedern. Um sich die Schlußfolge recht einzuprägen, ergriff er auch bei Dankmar'n anfangs einen Gegenstand, der weniger zerstreute. Er drückte ihm sein Erstaunen über den verwilderten Bart aus, behauptete, die Winkel am Munde wären viel zu sehr über-

wachsen, auch der Kinnbart hätte sich schon zu hoch über die Wange hin verloren. Dankmar überließ seinem Geschmack, ihn wieder der Mode gemäß umzuformen. Während Zipfel fast wie ein Maler mit dem weißen schaumbestrichnen Finger die Conturen am Barte zeichnete, die er mit dem Messer verfolgen wollte, sagte Dankmar: „Zipfel, lassen Sie sich von meinem Bruder nichts aufreden! Der ist wie alle Künstler ein halber Reactionär! Mit unsern Errungenschaften stehen wir zuletzt fester, als die Reubündler glauben. Ich will Ihnen auch sagen warum? Die Revolution hat leider den Staat jetzt noch theurer gemacht, als er sonst schon war —" — „Wirklich!" unterbrach Zipfel. „Sehen Sie 'mal an! Wirklich theurer? Gestern bekamen wir Alle in meiner Nachbarschaft Zettel zugeschickt, wo Das ebenfalls gesagt und jeder rechtschaffene Bürger aufgefordert wurde, bei den Wahlen nur die zu wählen, die der Reubund vorschlagen würde. Sie meinen also wirklich theurer? Hören Sie, da behalten wir die Errungenschaften nicht! Was dem Bürger zu theuer ist, Das kauft er sich nicht. Ich rede nicht von mir, aber von den Andern!" — „Rasiren Sie mich nur erst," sagte Dankmar, „ich werde Ihnen hernach meine Ansicht sagen, Zipfel."

Ansicht sagen — hernach — eine Ansicht! Das war für Zipfel eine feierliche Pause. Seine Spannung drückte sich in allen Mienen des kleinen verschrumpften Kopfes aus. Er hatte die üble Gewohnheit, seine „Kunden", um ihnen gut beizukommen, bei der Nase zu fassen und ihnen manchmal durch einen Fehlgriff die Flügel so stark zuzudrücken, daß sie zu ersticken fürchten und ihn mit Gewalt zurückstoßen mußten. Auch Dankmar'n faßte er in seiner Spannung etwas zu kurz und erhielt dadurch trotz aller engern politischen Vertraulichkeit von seinem beinahe gleichgesinnten Gesinnungsgenossen einen Rippenstoß. „Bitte!" sagte Zipfel, „entschuldigen Sie!" — „Bitte!" antwortete Dankmar. „Nichts für ungut!"

Damit rasirte Zipfel fort und gerieth vor Ungeduld und Neugier fast in Verzweiflung, als Dankmar in aller Ruhe sein Werk im Spiegel musterte und erklärte, er müßte heute noch einmal nachrasiren. Er hätte die Haarwurzeln nicht tief genug gefaßt. „Herr Referendar sind eigen geworden!" meinte Zipfel und schickte sich mit schwerem Herzen an das zu erneuernde Werk. „Und wie schöne Stiefel Sie anhaben!" setzte er in Besorgniß, eben etwas Ungeeignetes bemerkt zu haben, bedächtig hinzu. — „Spritzen Sie nur keinen Schaum drauf!" Endlich aber mußte Dankmar zufrieden sein und die Spuren dieser wiederholten, ihm

an jedem Morgen sehr lästigen Procedur — sich selbst zu rasiren hatte er nicht die Geduld — vertilgend, begann er dann, Herrn Zipfel folgende Auseinandersetzung mit auf den Weg zu geben: „Also, mein bester Herr Zipfel, wenn Ihnen irgend ein Geheimrath oder Major außer Diensten, den Sie rasiren, sagt, die Revolution hätte den Staat theurer gemacht, so machen Sie ihm ein Compliment von mir oder von wem Sie wollen und sagen ihm, der Staat würde nur dadurch theurer, daß die Revolution nicht ganz gesiegt hätte." — „Ah! Also noch nicht ganz?" — „Nicht ganz!" — „Was Sie sagen? Also Sie meinen, es müßte wieder —?" — „Wenn sich die alten Machthaber, die sich gegen die vollendete Revolution anstemmten, gutwillig gefügt hätten, so wäre jetzt schon das Staatmachen wohlfeiler. Aber theurer ist der Staat nur dadurch geworden, daß die alte Zeit und die neue nunmehr zu gleicher Zeit bezahlt sein wollen." — „Ah! Das ist wahr. Doppeltes Conto!" — „Weil nun die Revolution nicht fertig geworden ist und die Fürsten und ihre Diener alles Erdenkliche aufgeboten haben, um sie nicht bis zur vollen Reife kommen zu lassen, deshalb kostet der Staat jetzt das Doppelte." — „Allerdings! Ganz klar!" unterbrach Zipfel und dachte bei sich: Wieder eine Thatsache mehr! Das Schlagende in Dankmar's Aeußerung entging ihm nicht; doch besann er sich wegen der Aeußerung: Die Revolution ist noch nicht fertig geworden! Bei dieser beschloß er, sich doch erst die Leute anzusehen, wo er eine so gefahrvolle wenn auch ihm persönlich scharfsinnig erscheinende Bemerkung fallen lassen wollte.

Nun war noch der zweite befruchtende Gedanke zu erledigen, dessen Keim Dankmar in den ergiebigen Boden der Zipfel'schen Empfänglichkeit geworfen hatte. Und lern- und neubegierig wie er war, fragte Zipfel, seine Geräthschaften zusammenbindend: „Aber wie sagen Sie denn, Herr Referendarius, daß justement, weil jetzt die ganze Wirthschaft noch theurer geworden ist, gerade derowegen die Errungenschaften nicht genommen werden können?" — „Ganz einfach," antwortete Dankmar und schlug sich die Tragbänder über die Brust und bürstete darauf sein Haar. „Ganz einfach, Zipfel! Wenn der Staat jetzt mehr Geld kostet als sonst, so muß vor allen Dingen das Geld wirklich da sein." — „Aha! Es muß da sein! Sehr richtig!" antwortete Zipfel, „das Geld muß da sein, das muß es —!" — „Wenn nun das Geld da sein muß," fuhr Dankmar fort, „so muß die Regierung Sorge tragen, welches herzunehmen, wo sie's nur irgend finden kann." — „Sehr natürlich!" ergänzte Zipfel. „Wo

nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren." — „Das, was nun," sagte Dankmar, „für uns Errungenschaft ist, das ist für Die, die zur Reaction gehören, Verlorenschaft gewesen." — „Verlorenschaft! Darum so viele „Eingesandts" in der Zeitung! Verlorne Gegenstände —" — „Der Staat aber, der Staat aber —„ — „Erlauben Sie," sagte Zipfel und sprang hinzu, Dankmar'n hinten die Weste zuzubinden, die er eben angezogen hatte. „Der Staat also —" — „Der Staat — nicht zu fest, Zipfel!" — „Loser? Der Staat also —" — „Der Staat, Zipfel, muß haben und nimmt, wo er Etwas findet. Die Revolution hat ihm die bisherige Steuerfreiheit des großen Grundbesitzes zum Geschenk gemacht, hat ihm die Vermögenssteuer für die reichen Bankiers präsentirt, die gibt das gefräßige Ungeheuer, der Finanzminister, nicht wieder heraus —" — „Der Finanzminister, das — ist der so?" meinte Zipfel und war erschrocken über das gewaltige Bild. „Ja so! Sie meinen figürlich!" setzte er sich selbst berichtigend hinzu. „Natürlich!" — „Und der Finanzminister wird von jetzt an immer liberal sein, und wenn man den tollsten Reubündler zum Finanzminister nimmt, er wird die großen Zahlen der Ausgaben sehen, die gierig wie der Rachen eines Haifisches sind, und ich gebe Ihnen mein Wort, er stopft alle Rittergutsbesitzer, alle Bankiers, alle Majors außer Diensten und den ganzen Reubund hinein, um nur Geld zu haben, und dadurch setzen die Herren selbst die Revolution fort und die Errungenschaften bleiben uns." — „Bleiben uns! Hören Sie, so klar hat noch Keiner im Club gesprochen, obgleich — ich ihn nicht mehr besuche. Es ist jetzt zu gefährlich — ich lasse mir nur rapportiren. Aber schade, das muß unter die Leute kommen. Wirkt so etwas nicht beruhigend? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß die Menschen, die in meine Barbierstube kommen — die, zu denen ich gehe, sind wieder anders gesinnt — die aber, die zu uns kommen, sind so auf ihr Wahlrecht versessen, wie beim Essen auf ihren eigenen Löffel und wenn er von Blech ist und lange nicht von Silber. Aber ihr eigener Löffel muß es sein! Wählen — Das gehört jetzt zur Reinlichkeit und gehört sich gerade so für den Familienvater, wie alle zwei Jahre seine Stube weißen lassen. Es vertreibt die Motten! Die Motten im Kopf, die Grillen die Raupen, den Aerger, den Kummer, die Sorgen, die Armuth, Alles, Alles, was Einen drückt und an sich selber wissen Sie — pauvre vorkommen läßt. Nur Wählen! Das erhält den Anstand, hebt den ganzen Menschen, wie eine reinliche Weste. Mag der Rock noch so verschabt sein, die Stiefel geflickt, die Hose zu kurz,

nur 'ne reinliche Weste. Meinen Sie nicht auch, Herr Referendarius?"

Zipfel sagte den beiden Brüdern mit dieser Aeußerung zugleich eine Schmeichelei. Denn auch Siegbert zog sich heute gewählter an und legte soeben für sich ein neues Gilet zurecht. Zipfel empfahl sich und überlegte die vier Stiegen entlang, die er hinunter zu hüpfen hatte, für welche von seinen Kunden Siegbert's Mittheilung über das nächste Ministerium und für welche Dankmar's Auseinandersetzung über die Sicherheit der Errungenschaften am besten passen würde. Er war bei aller Gesinnungstüchtigkeit doch Diplomat und richtete sich nach den Umständen, wie auch die Bourgeoisie jener Stadt, die im Herzen von einer weit freieren Auffassung war, als sie seit einiger Zeit anfing vor den Machthabern und den bedenklichen Umständen zu heucheln.

Siegbert, ohne Empfindlichkeit, sagte jetzt zu seinem Bruder: „Wie kommst Du nur dazu, mich für einen Reactionär zu erklären? Wirfst Du Dich nicht so in Toilette, so in's Zeug, daß ich eher Dich einen Aristokraten nennen sollte?"

Dankmar hatte in der That seinen eleganten Anzug fast vollendet. Noch war der Frack nicht übergeworfen, aber schon legte er die Manschetten seines Hemdes zurecht und wetterte über einen an ihnen fehlenden Knopf. Auch ein Paar ganz neue Handschuhe hatte er noch im Vorrath und schickte sich an, sie wenigstens vorläufig einmal auf Probe anzuziehen. „Warum müssen denn Glacéhandschuhe", sagte er, „aristokratische Gesinnung verrathen? Du bist ein conservativer Halbcommunist und trägst doch keine Blouse, nicht einmal im Atelier, wo man dich verspottet, weil Du kein malerisches Esprit de corps hast und wie die anderen dummen und aufgeblasenen Künstler die neue Zeit verachtest. Ich will hoffen, daß deine beiden Freunde nicht wieder Proletarier aus dem Material dieses Hackert sind?" — „Der Eine doch!" sagte Siegbert. — „Bruder, dann verschone mich!" rief Dankmar. „An Hackert haben wir von dieser Sorte genug. Ich will, daß man die Vernunft, die Gerechtigkeit und Natur in die Politik einführt; aber ich mag nicht, daß uns im Kampf jene Art von Handwerkern unterstützt, die fechten mag auf der Landstraße. Diese maßlosen Ansprüche auf die ungleich vertheilten Güter des Lebens! Diese verrückten Begriffe vom Recht der Arbeit! Wahrlich, diese dumme Diversion unserer großen politischen Aufgabe hat uns nur noch gefehlt! Gieb diesen Socialisten ein Phalanstère, eine große Kaserne gemeinschaftlicher Familien-Kaninchenwirthschaft und Suppenaustheilung,

und sie nehmen lieber den Despotismus, wenn ihnen dieser ein solches baut, als die Volkssouverainetät." — Es kam heraus, daß die eine der neuen Bekanntschaften ein Franzose war. Bei Erwähnung Leidenfrost's kam dessen Spottbild zur Sprache. „Man muß dem Künstler", sagte Siegbert, „seine Ideen nicht verkümmern, nicht die Rolle der abgeschafften Censur spielen. Frei sei der Genius und erfinde Schöpferisches, selbst wenn es auf unsere Kosten geht! Du kennst Leidenfrost's humoristischen Griffel. Er schreibt ebenso witzig als er zeichnet. Er hat diese Auffassung seiner Kunst, daß er sie nur für eine Erholung seines Geistes erklärt und neben Malerei ein Dutzend anderer Künste und Fertigkeiten treibt. Schon daß er so recht den alten Italienern gleicht und wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini neben seiner Kunst auch in praktischen Dingen, sogar im Maschinenbau, in der Baukunst, selbst im Kriegswesen nachdenklich und erfinderisch ist, das allein schon könnte mich versöhnen, wenn er mich wirklich verspottet hätte!" — „Lammsmäßige Geduld!" rief Dankmar ärgerlich. „Und wenn er Etwas erfindet, was noch über die Zündnadelgewehre hinausschießt, so wollt' ich ihm nicht rathen, daß er dich —" Dankmars Worte brachen ab. Erst jetzt beim Anblick des Bruders kam ihm der Gedanke: Was sollte aber daraus werden, wenn Siegbert wirklich eine Leidenschaft für Melanie hätte? — „Leidenfrost überraschte uns," erzählte Siegbert ruhig, „nach vielem Hin- und Hertasten durch ein Bild von seltener Vollendung: Ein Künstleratelier. Professor Berg ist unverkennbar als Tizian wiedergegeben. Er unterrichtet in einer schönen Nebenhalle seines Ateliers ein reizendes Mädchen, das von den entfernt sitzenden Schülern, vielleicht ohne es zu wissen, als Modell benutzt wird. Der Eine malt sie als eine Amazone, der Andere als Melusine mit einem Fischleib, der Dritte als Sphinx, nur ich soll Derjenige sein, der in ihr eine Madonna findet und freilich muß ich gestehen, daß ich mich mit meinem frommen Glauben und dem sicheren Aufschlag der Augen gen Himmel auf dem Bilde recht albern ausnehme." — „Und Das beruht auf Wahrheit?" fragte Dankmar, schon zaghaft, und wagte nicht den Namen Melanies zu nennen. — „Gerade deshalb," antwortete Siegbert erröthend, „nehm' ich es auch leichter. Ist die Idee an sich schon gefällig und launig ausgeführt, zumal da auch die Schülerin zu merken scheint, daß sich das Atelier sie heimlich zum Modell genommen hat, während ihr der Professor recht beflissen eben den Pinsel aus der Hand nimmt, um ihre eigene Leistung, die man nicht sieht, zu verbessern, so seh' ich nicht

ein, was ich meine Neigung verbergen und mich schämen soll, in einem Wesen eine Madonna zu finden, das Andern nur als wilde Amazone, kalter Fisch oder als gefährliche Halblöwin erscheint. Es ist eben eine Apotheose der Liebe und so groß meine Aehnlichkeit mit dem verzückten Maler ist, ich habe sie Leidenfrost nicht nachgetragen." — „Der Liebe" — wiederholte Dankmar und zwang sich zum Ton der Gleichgültigkeit. „Seitdem ich in Angerode war, scheinen mit dir Wunderdinge vorgefallen. Verliebt also —?" Seine Rede stockte.

Im Grunde athmete Siegbert auf, seitdem er aus seines Bruders Schweigen die Gewißheit entnehmen zu dürfen glaubte, daß von ihm in Hohenberg bei Melanie nicht die Rede gewesen. „Ich habe mich lange geprüft," begann er ernst und beinahe feierlich, „wie meine Empfindung für jenes Mädchen wol beschaffen sein möge. Aber seitdem ich sehe, daß ich ihretwegen leiden kann und mich freue, durch den Spott eines Andern des eignen Geständnisses überhoben zu sein, fühl' ich auch, daß dies die Stimmung ist, der man trauen darf. Ja, ja, Dankmar, du spröder, kalter Verächter der Frauen, ich bin auf dem Wege, Thorheiten zu begehen —!"

Damit legte Siegbert die Hand auf des Bruders Schulter und verlangte gleichsam für eine erhöhtere Bezeugung seiner Liebe zu ihm die Erlaubniß, sein Herz mit Jemand, in welchem Dankmar Melanie voraussetzen mußte, theilen zu dürfen. Die Erwähnung des Leidenfrost'schen Bildes in Hohenberg war an Dankmars Ohr nur flüchtig vorübergegangen. Von Melanie, von Schlurck hatte er zum Bruder noch kein Wort gesprochen. Jetzt verstummte er. Siegbert erzählte seine Aussöhnung mit Leidenfrost, die bei einem Gange zu einem neuangekommenen Rahmenvergolder, einem Franzosen, stattgefunden hätte. Dankmar blieb sprachlos. Er verbarg seine Aufregung durch Zurüstung zum Ausgehen. Sie verließen ihre Wohnung. Unten wurden sie sogleich am Hausthor von einem vorüberreitenden Offizier gegrüßt, der einige Worte mit Siegbert wechselte. Es war jener Major von Werdeck, dessen Gattin, eine Polin, von Siegbert sich malen ließ.

„Du steckst ja in lauter neuen Verhältnissen! Wer ist denn Das?" sagte Dankmar mit Zaghaftigkeit und halb besinnungslos. — „Der Major von Werdeck, dessen Frau ich male!" — „Frau von Werdeck, eine Polin —?" — „Eine geborene Kaminska —" — „Eine vortreffliche Reiterin, eine Amazone, die dir scheinbar zu einem Porträt sitzt und sich ärgert, daß du

kein Tête à Tête aus diesen Sitzungen machst!" — „Dankmar —!" — „Die Welt taugt nichts, lieber Bruder!" — „Diese Polin liebt nur Eins, ihr Vaterland!" — „Hoffentlich erst nach dem Major von Werdeck —?" — „Ich glaube auch ihn nur, wenn er die Gedanken theilt, die durch ihr glühendes Herz gehen . . . Die leidenschaftliche Frau trägt den Typus ihrer Nation. Die Bitterkeit ihrer Ansichten ist so grell, daß ich sie oft ersuchen muß, sich zu mäßigen, damit sie nicht unschön erscheint. Ich opponire ihr dann nur aus ästhetischen Rücksichten."

„Erzähle von Deinem Franzosen!" sagte Dankmar mit tiefstem Ernst. Er wollte ins Hohenbergsche Palais, Siegbert in's Atelier. Der Contrast, wie sich ihm da Siegbert so sorglos hingab, während er seine eigene Aufregung nicht verbergen konnte, schnitt ihm durch die Seele.

Zehntes Capitel.

Louis Armand.

„Als wir, Leidenfrost und ich," begann Siegbert im weiteren Gehen, „bei dem französischen Kunsttischler eintraten, trafen wir zuvörderst den Probst Gelbsattel. Doch du bist zerstreut? Meine Ausführlichkeit langweilt dich?" unterbrach sich Siegbert. — „Nein, nein," fahre fort!" sagte Dankmar. „Doch will ich nicht hoffen, daß eine der häßlichen und magern Töchter dieses alten Gönners unsrer Familie —" Er wollte sagen: „Dein Madonnenideal ist!" und wagte es schon nicht mehr, den verfänglichen, tiefschmerzlichen Gegenstand mit Spott zu berühren. — „Gönners unserer Familie?" unterbrach ihn Siegbert. „Er war der ärgste Feind meines Molay. Er ist ein Schulkamerad des Vaters noch von Schulpforte her und gerade deshalb — sein eifrigster Feind und auch uns misgünstig und hämisch gesinnt! Die Schulkameradschaften! Von einem mislungenen Wettkampf bei einem Exercitium spinnt sich ein Faden des Neides und der Misgunst an, der durch's ganze Leben geht! Wie kann ich gute Bilder malen, da er unsern Vater kannte, der neben ihm in ein und dasselbe Tintenfaß die Feder tauchte! Ich werde bitter, weil ich sagen muß, daß wirklich erst Frau von Trompetta den Ankauf meines Bildes durchsetzte!"

Immer mehr sah Dankmar die Auf- und Anregung seines Bruders. „Was wollte Gelbsattel bei dem Franzosen?“ fragte er, ohne ein besonderes Interesse, seine Frage beantwortet zu erhalten. — „Gelbsattel kaufte Rahmen zu einigen Bildern, die vom Kunstverein verlooft werden sollen. Er war ungemein freundlich und erkundigte sich nach Dir mit einer Umständlichkeit, die mir fast auffiel. Beinahe wie im Verhör mußt' ich ihm hunderterlei Fragen beantworten, die ich selbst kaum wußte, und was das Auffallendste war, er schien über deine Anwesenheit in Angerode unterrichtet und gerieth über die Mutter in eine Ekstase, die ich seit dem schlimmen Tage, wo er uns einst in Thaldüren besucht hatte, nicht vermuthete. Er drohte doch damals dem Vater für Alles, was ihm dieser gesagt hatte, Rache und die Rache gelang! Die Versetzung nach Angerode tödtete den Vater. Aber Du hättest Leidenfrost hören sollen, wie er den Probst hechelte, den Kunstverein geißelte! Der kolossale Herr wurde zornroth. Er warf mit Frivolität der Genrebilder, satyrischen Bambocciaden und ähnlichem Schwulst um sich, während er die Rahmen behandelte und von dem Franzosen immer kurz und treffend, mit Würde und einem gewissen Stolz bedient wurde. Leidenfrost bestellte zwölf Ellen vorzüglichster Arbeit, die Monsieur Armand in Proben ausgestellt hatte, und als ich lachte und sagte: Sind Sie toll? Was soll ich denn da hineinmalen? Nun was denn sonst, rief er mit einem Seitenblick auf Gelbsattel, was denn sonst als die Idee, die Sie mir eben so vortrefflich geschildert haben, eine Sitzung der Akademie della Crusca! Gelbsattel horchte hochauf über ein Bild, an das ich gar nicht gedacht hatte. Sehen Sie, sagte Leidenfrost, zu Ihrem dicken Prälaten, der bei dieser Gelegenheit die Regeln des guten Geschmacks definiren will, brauchen Sie allein drei Quadratellen Leinwand! Der Kerl muß sich in seinem Lehnstuhl hinflegeln, wie eine in Schweinsleder gebundene Ausgabe der sämmtlichen Werke des Aristoteles! Bis hierher — bitte um Entschuldigung, Herr Oberconsistorialrath! — bis hierher müssen wenigstens seine Beine reichen, bis dahin seine Arme, hier oben streckt er die Hand auf den grünen Tisch und legt sie mit plumper Vollsaftigkeit auf einen grünen Lorbeerkranz, der für ein reiheherumgehendes Gedicht von den versammelten Kunstrichtern als Preis bestimmt ist. Der eine rümpft die Nase, der kratzt sich hinterm Ohr, der rechnet an den Fingern nach, der schlägt in einem Lexikon nach, aber der dicke Prälat, der sich bläht wie ein verdauender Kalekut, der giebt sich das Air, als grübelte er nur dem Geist des zur Prüfung

vorgelegten Gedichtes nach, und die Lorbeerblätter müssen schon unter seiner schweißigen Hand gelb zu werden anfangen. Würde wohl der Kunstverein, schloß Leidenfrost, einen solchen Gegenstand ankaufen, Herr Propst? Gelbsattel stutzte, faßte sich jedoch. Der schöne Rahmen, sagte er salbungsvoll und sich getroffen fühlend, der schöne Rahmen, mein Bester, den Sie da bestellen, ist vorläufig eine gute Empfehlung dieser Sitzung der Academia della Crusca, die ich mir treffend und sogar witzig denken kann, vorausgesetzt, daß der Pinsel des Künstlers edel bleibt und durch Porträtähnlichkeiten nicht zum Pasquillanten wird!"

„Siehst du, wie du die Unbesonnenheit dieses unverbesserlichen Leidenfrost büßen mußtest?" ließ Dankmar zerstreut fallen. — „Der Propst ging," erzählte Siegbert unbekümmert weiter, „und unser Spötter warf sich voll Unmuth in einen Sessel. Der Franzose, der auffallenderweise geläufig deutsch spricht, fragte, ob dieser Herr der Vorstand der hiesigen Katholiken wäre? Als wir ihm den Irrthum benahmen, sagte er, er hätte dies geglaubt, weil ein Jesuit, der mit ihm von Paris gereist wäre, viel von dem Propst Gelbsattel gesprochen hätte. Ein Jesuit? fragt' ich zweifelnd; gibt sich, namentlich in jetziger Zeit, ein Jesuit so offen zu erkennen? Der Franzose erwiderte: Er wäre von Brüssel bis Hannover mit ihm fast immer in einem Waggon gefahren, aber schon in Aachen wäre ihm kein Zweifel gewesen, daß er einen heimlichen Jesuiten neben sich gehabt hätte. Auch wüßte er ein Zeichen, womit sich die Jesuiten zu erkennen gäben, wenn sie glaubten, verwandten Brüdern zu begegnen. Einige Herren, die in Elberfeld eingestiegen wären, hätten dies Zeichen sogleich erkannt und sich mit seinem Landsmann vielfach im Geheimen unterhalten, auch ein Geistlicher, der sich in Bielefeld anschloß, und eben mit diesem wäre vom Propst Gelbsattel in der Residenz gesprochen worden." — „Schöne Arsenikadern Das, die sich da durchs Vaterland ziehen," schaltete Dankmar ein. — „Du kannst denken," fuhr Siegbert fort, „wie mich nach solchen Mittheilungen dieser Franzose ansprach. Es ist ein noch ziemlich junger Mann, der zu gleicher Zeit Kunsttischlerei und Vergolden gelernt hat und es in seinem Fach zu einer Vollkommenheit brachte, die bei uns gegenwärtig noch Niemand erreicht. Seine Spiegel- und Gemälderahmen sind von bewundernswerthem Geschmack. Er konnte nur Proben auslegen, da ihn hier die Gewerbe-Ordnung nur als Reisenden oder Commissionär auftreten läßt. Aber er übernimmt jede Bestellung und wird sie entweder

von einem großen Lager aus, das er in Paris hält, oder durch eine Verbindung mit irgend einer hiesigen Werkstätte ausführen. Er wohnt schon deshalb bei einem guten soliden Tischler. Armand's Fertigkeit in der deutschen Sprache fiel mir auf. Er behauptete, das Deutsche theils von einer halbdeutschen Mutter, theils von einem Beschützer gelernt zu haben, dem zu Liebe er hierher nach Deutschland gefolgt wäre. Vielleicht bliebe er, vielleicht ginge er wieder. Es hinge Alles das von seinem Freunde und Beschützer und dessen verwickelten Angelegenheiten ab. Er hatte kein Hehl, mir diesen Protector, wie er ihn nannte, mit Namen zu nennen. Ich war erstaunt, als er eine hochgestellte Person nannte, den jungen Prinzen Egon von Hohenberg."

Dankmar war jetzt überzeugt, daß ihn der Gefangene im Thurm nicht getäuscht hatte. „Und der Prinz?" fragte er gelassen. „Von diesem erfuhr ich nichts, doch Louis Armand, der Franzose, interessirt mich. Gestern Abend begleiteten wir ihn, Leidenfrost und ich, an das Palais des Fürsten von Hohenberg. Er hatte einen Schlüssel zu einer Seitenpforte, die in den Garten führte, wo wir Abschied von ihm nahmen." Dankmar hörte da, wer der gestrige Sänger gewesen.

Die Brüder waren am Atelier des Professors Berg. Sie sahen unentschlossen zu den Fenstern des eleganten im italienischen Geschmack gebauten Hauses hinauf. Es bestand dies Haus aus zwei Theilen, von denen der eine (beide hatten Plattdächer) für die berühmte Malerschule des Professors Berg bestimmt war. Der andere enthielt Wohnungen; sie waren durch eine Terrasse verbunden, die mit Orangen-, Oleanderbäumen und Cactus verziert waren und einen Gang bildeten, über welchen Professor Berg zu seinen Schülern aus seiner Wohnung hinübergehen konnte. Eben auch ging der gefeierte Meister im leichten Ueberwurf aus der Glasthür des Wohnhauses über diese Verbindungsterrasse ins Atelier. Er hatte ein ernstes, edles Antlitz, das mit langen grauen Locken umschattet war. Freundlich grüßte er zu den Brüdern hinunter. „Aha! Dein Tizian!" sagte Dankmar. „Bruder, ich weiß doch nicht, Leidenfrost scheint mir werth, daß man ihn durchprügelt. Wie Du das so alles erträgst! Die Schülerin ist Berg's Tochter! Der alte Tizian in Venedig hatte ja wohl deren mehrere, die mit ihres Vaters Schülern seine Schule fortpflanzten? Oder ist es wirklich — Melanie Schlurck?" — „Du sahst sie — in Hohenberg?" wallte Siegbert auf. — „Nur flüchtig — obenhin —" entgegnete Dankmar. Es war für ihn nicht mehr nöthig, daß

Siegbert sagte: „Ja, ja, ich liebe das verrufene Mädchen und wenn ich das Gespött der Welt würde!“

Das Gespräch mußte aufhören. Einige Ateliergenossen traten hinzu. Die Brüder trennten sich mit dem Versprechen, sich um drei Uhr bei einem Restaurant, wo es kleine stille Zimmer gab, zum Essen einzufinden.

Als Dankmar allein war, dachte er nicht an seinen eigenen Schmerz. Er dachte nur: Siegbert, diese reine spiegelklare Natur, wie konnte sie so von einem entschiedenen Irrthum, von einem Wahn völligster Unmöglichkeit überhaucht werden! An das Schicksal, daß zwei Brüder von Liebe zu einem und demselben Mädchen ergriffen sein mußten, dachte er nicht mehr. Er hatte nicht Leidenschaft genug, um mit den feindlichen Brüdern von Messina zu sympathisiren. Die „Braut von Messina“ kam ihm lächerlich vor. Ihn rührte weit mehr der Schmerz um Siegbert, den er, obgleich älter als er, nun hier schon wieder unpraktisch, so träumerisch zerflossen fand! Klar durchschaute er ja den niezulösenden Widerspruch zwischen Siegbert und Melanie. Unmöglich schien ihm ja jede Vereinigung. Scharf, treffend war der Spott des kecken Leidenfrost, der diesen Contrast so lebendig aufgefaßt und in seiner ganzen Herbheit wiedergegeben hatte. Und wen er noch mehr haßte als Leidenfrost, das war jetzt beinahe — Melanie selbst! Ein Mann kann nicht lieben, sagte er sich, ohne daß ihm ein Weib dazu die Veranlassung giebt, und Melanie hat sich einen Scherz erlaubt! Und als ihm diese Gedankenreihe zu pedantisch klang, sagte er sich: O sie verdient uns nun Beide nicht! Er überraschte sich auf dem Geständniß, daß er Melanie nicht liebte, nie geliebt hätte, daß sie ihm nur einen Eindruck der Sinnlichkeit machte. Opium ist das, sagte er sich, was in ihren Blicken liegt! Ich könnte sie zermalmen, wenn es nicht schon Leidenfrost mit ihr in seinem Bilde gethan hätte —! Prinz Ottokar hat es gekauft! Das versöhnt mich mit Leidenfrost! Das ist die schwerere Schale, die seine Schuld gegen den Bruder aufwiegt! Natürlich — zuletzt trat doch wieder Melanie als Siegerin und im ganzen Zauber ihrer Hingebung vor seine Seele und er mußte sich unter einige in der Nähe liegende Bäume flüchten und eine Bank suchen, um sich zu sammeln über die Spiele eines grausamen Zufalls.

Zwei Dinge erschienen ihm unerläßlich. Daß auch für ihn an Melanie nicht mehr zu denken war und daß auch dieser von seiner Verblendung durch ein Mädchen, das er erst jetzt er-

kannte, da er sie in und aus der Seele eines Andern beurtheilte, geheilt werden müßte. In dem Hin und Her dieser Empfindungen und Ueberlegungen versank er auf der steinernen Bank unter den Kastanienbäumen, umrauscht vom Lärmen des fashionablen Viertels, wo er sich befand, in eine Traurigkeit, die alle seine Entschlüsse für den heutigen Tag lähmte. Sein Anzug kam ihm lächerlich vor. Er riß die Handschuhe von den Fingern. Prinz Egon, der Freund des Kunsttischlers Armand, bedurfte dieser Aufmerksamkeit nicht. Mit Schlurck wollte er ungebundener sprechen. Melanie, die ihm, wer weiß durch welche unverantwortliche Caprice das Bild erworben hatte, wollte er gar nicht mehr wiedersehen. Dumpf brütend saß er eine Weile, bis er die Augen aufschlug und jetzt auf der entgegengesetzten Seite des Platzes, den die Kastanienbäume beschatteten, um die Ecke der dort einmündenden belebten Straße einen Mann und einen Knaben schreiten sah, die ihm Ackermann und Selmar zu sein schienen. Erfüllt vom freudigsten Schreck sprang er auf und mit dem Ruf in seiner Brust: Es giebt noch reine Fluthen, in denen sich des Mannes Seele läutern, stärken, erquicken kann! eilte er nach der Gegend hin, wo die lieben, ihm so theuergewordenen Gestalten eben aufgetaucht und leider schon wieder verschwunden waren. Sein behender Fuß, so hoffte er, würde sie noch erreichen können. Er eilte, als jagte ihn die Reue über alles, was er in diesen Tagen erlebt und begonnen hatte. Jeder seiner Tritte war ihm, als müßte er mit ihm zu gleicher Zeit alles das abschütteln, was auf ihm Unwürdiges und Zweideutiges lag.

Aber er hatte die Spur verloren. Seine beflügelten Schritte ruhten erst, als er vor dem Hause stand, an welchem er gestern Nacht den einfachen Namen Schlurck gelesen hatte. Dies der Commune gehörende Haus mit dem Kreuze, gebaut auf Grundstücken, die einst dem geistlichen Ritterorden und der Comthurei von Angerode gehört hatten, trug zwar alle Spuren seines alterthümlichen Ursprungs, war aber von innen wohnlich, bequem und in manchen Partieen elegant eingerichtet. Die Bogenwölbungen der Decken und die winkeligen, steinernen hier und da ausgetretenen Treppen waren nicht zu verbergen. Viereckige, abgestumpfte Säulen trugen die Treppenüberbauten. Lange Gänge zogen sich ohne Symmetrie, rein nach dem Grundsatz der Bequemlichkeit, durch die Stockwerke und gaben nach allen Richtungen hin aus den Zimmern Ausgänge, ohne daß diese darum selbst, wie leider bei den neuen Bauten, mit einer Ueberzahl von Thüren

versehen waren. Ueberall herrschte Sauberkeit. Sogar die Fenster der Treppen hatten Gardinen, sogar die Vorplätze waren gebohnt und mit kostbaren Blumenstöcken in weißen Porzellantöpfen geziert. Die innern Zimmer waren allerdings nur niedrig, aber kostbar tapeziert und wurden durch bunte Vorhänge gehoben. Die Meubles entsprachen dem neuesten Geschmack und die reichbesetzten Etagèren und Servanten entfalteten einen Ueberfluß an Gold, Silber und Porzellan, der nur einer bessern Beleuchtung bedurfte, um vielleicht dann — nicht einmal so geschmackvoll zu erscheinen wie jetzt, wo gerade diese Aeußerlichkeit dazu gehörte, sie zur Staffage eines Wohlstandes zu machen, den man eher gut bürgerlich oder patrizisch nennen mochte.

Schlurck bezahlte eine geringe Miethe für diese Wohnung, die zum Complex der Häuser und Liegenschaften gehörte, die er für die Commune verwaltete. Dieser Umstand allein hätte ihn hier nicht festgehalten, wenn es nicht seine Bequemlichkeit gewesen wäre. Seit fast zwanzig Jahren hatte er hier gehaust und war, in allen Dingen Gewohnheitsmensch, nicht zu bewegen, Melanie's Bitten um eine moderne Wohnung nachzugeben. Er gestattete ihr hundert andere Dinge, nur in diesem Punkt war er unerbittlich. Dies Winkelwerk war ihm lieb geworden. Er hatte über und um sich keine Mitbewohner. Ställe, Remisen, Alles gehörte ihm so, als wär' er in seinem Eigenthum. Unten, hinter den vergitterten Fenstern, waren seine Schreibstuben, wo oft zwanzig Federn kritzelten und ein halb Dutzend junger noch praxisloser Juristen unter seiner Anleitung arbeitete und die Acten bis zu den Decken in einer Menge Schränken aufgethürmt lagen. Sein eigenes Audienzzimmer lag nach hinten hin, war düster, doch traulich, und die Wendeltreppe, die er sich von hier aus in den ersten Stock hatte bauen lassen, that ihm erwünschte Dienste. Dazu kamen die hohen gewölbten Keller für seine Weine, die er als Kenner kaufte, lagern ließ und nach einem gewissen System verbrauchte. Dies Winkelige, Versteckte, Alterthümliche war ihm nothwendig geworden und oft sagte er zu den Gästen, die er oben in dem kleinen oder dem größeren Saale versammelte: „Wir Menschen müssen über unsrer Wohnung stehen! Sie muß unsern eignen Gehalt, unser Gepräge annehmen! Eine Wohnung, die meinem Nachdenken, meiner Phantasie voraus ist, wird mir unbequem und wäre sie noch so schön. Was sollen mir Balcone, Plattdächer, Veranden! Ich bin nicht italienisch gestimmt. Eine Wohnung, die ich aus den alten Zeiten heraus mir nachbilde, selber forme, nach Laune schmücke,

wird mein Schneckengehäuse. Sie krustisirt sich aus meinem eigenen Sein heraus —!"

Für Melanie war aber die Wirkung dieser Wohnung verderblich. Sie war durch Bildung und Natur ein Kind ihrer Zeit und litt unter dem Druck dieser ihr nicht gleichmäßigen Existenz. Ihr war nie wohl daheim. Sie mußte immer hinaus aus diesen Fesseln ihres Geschmacks, mußte immer träumen von üppigeren Existenzen und erhielt dadurch die Unruhe und Beweglichkeit, die sie schon zu so mancher Thorheit verleitet hatte. Ihre Phantasie, immer in dem Drange, sich etwas Anderes zu schaffen, als was sie besaß, war nicht gebunden durch jene Häuslichkeit, die dem Weibe die lebendigste und in manchen Fällen oft die einzige Unterstützung der Tugend ist. Wer sich in seinem gewohnten Dasein gefällt, geräth nicht in die Strudel jener unbefriedigten Gemüther, die das Glück überall, nur nicht am eigenen Heerde suchen.

Melanie's Erwartungen für den heutigen Tag waren aufs höchste gespannt. Sie durchflog die trotz der Hitze kühlen Zimmer wie ein gefiederter Genius. Einen stillen Platz, wo sie selbst waltete, hatte sie nicht. Den kleinen Cultus sinniger Gemüther, die sich irgend ein Zimmer, und wär' es ein noch so enges, nach ihrem eigenen Gefallen ausschmücken, trieb sie nicht. Sie schrieb ihre Briefe, wo sie einen Tisch leer fand. Kein Arbeitszimmer war da, das ihr allein gehörte. Es war ihr eine Epheulaube gebaut worden mit Hängelampen und rankenden Gewächsen in zierlich gebrannten, aufgehängten Töpfen, sie hatte darunter einen kunstvoll gebauten Schreibtisch, nie aber saß sie daran. Alles Das war ihr viel zu beschränkt, viel zu pedantisch. Entweder saß sie in einem der Erker, wenn sie schrieb — konnte sie doch da bei jedem Federzug auf die lärmende Straße sehen — oder wenn sie zeichnete und malte, worin sie einige Fertigkeit errungen hatte, mußte die Staffelei heute hier, morgen da stehen. Bald war sie bei der Mutter, bald beim Vater, und wenn sie Beide genugsam gequält hatte, rief sie ihr Mädchen Jeannette, um sich anzukleiden, oder ging in ein Hinterzimmer, wo sie Büglerinnen, Nähterinnen, Putzmacherinnen antraf, die immer für das große Haus und seine verschwenderische Oekonomie zu nähen, stricken, zu wirken und zu schaffen hatten.

Schon am Abend vorher hatte sie dem Vater Einiges von Dem mitgetheilt, was er vom hohenberger Aufenthalt wissen sollte. So sehr seine Neugier über den Prinzen gespannt war, so stand sie ihm doch nur halb Rede. Man ging, ermüdet, wie

man war, früh zu Bett. Am Morgen gab es Vieles zu ordnen, nachzusehen, einiges zu tadeln. Der Tag sollte wichtig werden. Man nahm die Vorbereitungen auf ihn nicht leicht. Da waren Kleider zerdrückt, andere nicht mehr gefällig. Es gab ein Wählen, Lärmen, Laufen hin und her. Des schon in der Frühe vielbeschäftigten Vaters wurde sie kaum ansichtig. Gegen zehn Uhr bekam sie endlich eine ruhigere Stimmung. Am liebsten hätte sie gewünscht, es hätte schon jetzt am Hause wild und stark geklingelt. Jeannette erzählte ihr, sie hätte schon einen Bedienten des Geheimraths von Harder auf der Straße gesehen, die Excellenz wäre also angekommen. Ernst hatte Jeannetten Alles erzählt, was er so offen nicht einmal gewagt hatte, der Geheimräthin zu beichten. Melanie lachte und überließ ihrem Mädchen, den Antheil, den ihre Herrin daran hatte, nach Belieben zu errathen.

Um elf Uhr war sie in einfacher geschmackvoller Kleidung bereit, Jeden zu empfangen, und käme Kaiser und Fürst. Den Gedanken an eine Selbsttäuschung über Fürst Egon's Identität mochte sie nicht fassen. Bekümmerter war sie um das Bild. Sie schien mit der Art, wie es Egon mußte empfangen haben, nicht zufrieden. Oft wenigstens fragte sie Jeannetten, ob man sich wohl auf Menschen verlassen könnte, die von einem Mann, wie dem Prinzen, so freundlich begrüßt worden wären — sie meinte den Amerikaner und seinen Knaben. Dann kam sie auf diesen Knaben, den sie anfangs, und um Egon zu necken, ein Mädchen genannt hatte, und ein Sinnen überfiel sie, ob nicht jener Knabe wirklich ein solches wäre und in Beziehungen zu ihrer neuen Eroberung stünde, die sie fürchten müßte. Etwas, was sie mit dem Vater des Knaben im Heidekrug und mit dem Bilde der Fürstin Amanda erfahren hatte, schien sie darauf zu führen, sich solche Vermuthungen lebhafter auszumalen.

Es schlug halb zwölf. Noch immer kam nichts, was sich zur Aufklärung der letzten Tage anmelden wollte. In ihrer Ungeduld rannte sie bald da- bald dorthin, endlich zu den Mädchen, die für das Haus zu arbeiten pflegten. Heute war nur eine da, ein heiteres junges Mädchen von gefälligem Aeußern. Sie arbeitete an einem Besatz für Melanie. Jeannette stand neben ihr und Beide lachten, als Melanie eintrat. „Ihr seid sehr lustig! Worüber lacht Ihr?" fragte Melanie. Das Mädchen stand ehrerbietig auf und wurde blutroth. Jeannette, eine Zofe, die sich gegen Melanie einen vertrauten Ton gestattete, woran diese selbst schuld war, Jeannette antwortete für die Nätherin: „Fränzchen ist verliebt, Fräulein, und wie

Sie sehen, bis über die Ohren!" — „Fränzchen, in wen bist
u verliebt?" fragte Melanie und setzte sich zu ihnen. „Erzähle
ir, wie verliebt du bist." — „Jeannette ist eine Spötterin,"
agte das Mädchen, das man Fränzchen nannte. „Ein armes
Mädchen fühlt leicht Etwas, so gut wie Andere; aber sie nimmt
ch wol in Acht, das so rasch Liebe zu nennen, wie Die!" —
Der Tausend! sagte Melanie. „Das klingt ja wie aus einem
Buch!" — „O," sagte Jeannette, „es muß auch etwas Apartes
ein, was ihr ins Herz gefahren ist! Seit wir fort sind, ist die
ranziska fast eine Gelehrte geworden!" — „Also ein Student?"
agte Melanie die Nichte unseres guten Heunisch aus dem Walde.
Blond? Schwarz? Jura? Medicin? Fränzchen! Fränzchen!
aß dich nur nicht mit Studenten ein! Ihre frischen Wangen
üssen erst recht welk werden, bis sie heirathen können und dann
eirathen sie noch immer erst die Töchter ihrer Vorgesetzten." —
Es ist kein Student," sagte Fränzchen Heunisch verschämt. „Sie
agt's nicht, wer's ist!" meinte Jeannette. „Und doch ist er ge-
iß bei weitem hübscher als der alte Fürst von Hohenberg, den
e noch ein Jahr vor seinem Tode lieben sollte." Jeannette
chte zu dieser ihrer Aeußerung laut auf.

Fränzchen aber warf ihr einen ernsten Blick zu und wurde
och röther, diesmal aber vor Unwillen über Jeannettens lose
unge. „Was ist Das?" fragte Melanie. „Verliebt in den
lten Fürsten Hohenberg?" — „Fräulein," entgegnete Fränzchen
it einem erneuten verweisenden Blick auf das Mädchen. „Jean-
ette ist oft —" — „Warum denn," fiel die Zofe keck ein; „wissen
ir's doch Alle! Armes Täubchen! Die Wandstablers waren
ahe daran, ihr die Federn zu rupfen."

Melanie drang wiederholt auf Erläuterung. Fränzchen
hwieg. Die Nadel zitterte in ihren Händen. Jeannette aber
agte: „Ach ziere dich nur nicht, Fränzchen! Abenteuer, wo man
it heiler Haut davon kommt, sind immer lustig. Fränzchen ist
och die Nichte des Jägers Heunisch, den wir öfters mit seinem
uchsbart bei Hohenberg gesehen haben. Als noch der alte
ürst lebte, empfahl sie Heunisch an die Wandstablers, um
n Palais einen guten Posten zu bekommen. Sie kennen doch
ie Wandstablers, Fräulein?" — Melanie sagte, sie hätte von
en drei Geschwistern gehört. — Jeannette fuhr fort: „Die Wand-
ablers ließen mein Fränzchen kommen und betrachteten es von
llen Seiten, ja untersuchten's, wie Herr Lasally thut, wenn er
Pferde kauft. Endlich behielten sie sie im Palais und Fränz-
hen zog hinein und morgen lief sie, wie sie ging und stand, da-

von. Was mit ihr geschehen ist, davon hat nichts in der Zeitung gestanden. Fränzchen! Ich hätte dich sehen mögen, wie du in dem goldenen Pavillon an Händen und Füßen gezittert hast, als —" Fränzchen hielt entrüstet Jeannetten den Mund zu. Und als jene doch reden wollte, sprang sie auf und drückte so gewaltsam auf Jeannettens unsaubere Lippen eine gewisse Handbewegung, daß deren fahles Gesicht kirschroth wurde und sie allenfalls sagen konnte, ihr wäre so gut geschehen, als hätte sie eine Ohrfeige bekommen. „Mädchen! Mädchen!" rief Melanie lachend. „Du zerdrückst mir die Volants an dem Kleide da! Wollt Ihr wol Beide Ruhe halten!" Fränzchen war so zornig, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Für Melanie waren die Worte: Goldener Pavillon im Hohenberg'schen Palais, gefährlich. Indessen bekämpfte sie sich, warf Jeannetten einen verweisenden Blick zu und sagte, um auf einen andern Gegenstand zu kommen: „Also ein Franzose ist's! Fränzchen, wie verständigst du dich denn mit ihm? Oder geht das Alles durch die Augensprache?" Fränzchen schwieg wieder. Jeannette aber sagte statt ihrer: „Er kann ja deutsch und was er nicht zu sagen weiß, macht er mit ihr figürlich ab. Er wohnt in einem Hause mit ihr und muß es gewiß redlich im Sinn haben, denn er hat ihr noch nichts geschenkt, obgleich er mit lauter Gold umgeht." Melanie fand an Fränzchen's verschämter Schweigsamkeit und Entrüstung Gefallen. Fränzchen war klein, aber zierlich. Ihre Augen hatten etwas Heiliges. Lange dunkle Wimpern lagen schwärmerisch über den braunen feuchtschimmernden Sternen. Die Haut war, wie Hackert im Gelben Hirsch gesagt hatte, von jenem Wachs, das nicht schön ist, wenn es zu blaß ist und an die Bleichsucht erinnert, aber anziehend, wenn mit ihm dunkle und frische Farbe verbunden ist. Alle Formen dieser kleinen Schönheit waren im lieblichen Ebenmaaß. Melanie beobachtete Das heute zum ersten mal. Kleine Gestalten haben den Nachtheil, daß man über sie zu flüchtig hinwegsieht und ihres Werthes erst nach liebender Betrachtung inne wird. „Laß sie selbst sprechen," sagte Melanie zu Jeannetten, „Fränzchen weiß, daß ich gern höre, wenn sie glücklich ist." — „Wie bin ich denn glücklich?" sagte endlich das junge Kind; „hab' ich denn ein Recht, so dreist zu sein wie Jeannette? Er wohnt im Vorderhause und kam einigemal hinten in den Hof, wo ich beim Tischler Märtens wohne. Er will hier auf den Namen des alten Märtens ein Geschäft errichten von Spiegel- und Bilderrahmen und hat einige mal freundlich mit mir gesprochen. Leider gibt

es überall so viel Plaudertaschen, wie Jeannette eine ist. Man hat ihm schon erzählt, was die bösen Wandstablers mit mir im Sinne hatten, die noch ohnedies meine Cousinen sind. Was damals der Franzose zu mir sagte, das war so schön und gut, wie wenn es ein Pfarrer spräche, und wenn ich mich nicht geschämt hätte—" — „Nun?" fragte Melanie. — „Ich hätte ihm alle meine Sünden beichten können!" sagte das erregte glühende Mädchen. Jeannette brach über diese Worte in lautes Lachen aus, das ihr aber Melanie verwies. „Das ist viel, Fränzchen," sagte Melanie, „für einen Mann, der uns den Hof macht, zuviel. Gleich niederknien vor ihm und ihn anbeten und ihm seine Sünden beichten? Nein! Aber man sieht, daß du recht verliebt sein kannst. Was hat er dir denn so Erbauliches gesagt?"

„Als ihm die plauderhafte alte Märtens," erzählte Fränzchen, „die Schlechtigkeiten der Wandstablers erzählt hatte, paßte er mir am Abend auf, wie ich nach Hause kam von der Arbeit. Zwar that er, als wenn er mit dem alten Märtens über die größere Tischlerei sprechen wollte, die er auf einen fremden Gewerbschein betreiben möchte, aber wie er aus dem Hut ein zierliches Rosenbouquet zog und mir in seiner Art zu sprechen sagte: Franchette, so nennt er mich! Franchette, ein Tribut an die Unschuld, ein Geschenk an die Armuth, die den Stolz der Tugend kennt! da mußt' ich doch —" Weiter konnte das gerührte Fränzchen nicht sprechen. Ihre Worte erstickten in Thränen. „Kind! Kind!" sagte Melanie und griff ihre Hand und fuhr, sie ermunternd, mit den Worten fort: „Da wußtest du doch, Fränzchen, daß der galante Pariser — denn das wird er hoffentlich sein — nur deinetwegen und nicht wegen des Gewerbscheins geblieben war. Aber für ein solches Compliment fällt man doch noch vor keinem Mann auf die Knie und beichtet ihm gleich seine Sünden! Es steht recht schlimm mit dir!"

Jeannette machte jetzt Melanie einen Seitenblick, als wollte sie sagen: Der arme Tropf ist närrisch geworden! Und wirklich war Fränzchen in einer so gehobenen feierlichen Stimmung, daß ihr auch Melanie's Zureden nicht gefallen wollte. Keineswegs war das der Ton, der ihr wohlthat, nicht der Geist, der ihr des Gedankens an jenen Mann würdig erschien. Dennoch raffte sie sich zusammen und erzählte weiter: „Ohne das zu erwähnen, was die alte Märtens ihm gesagt hatte, sprach er von den armen Leuten, die wol auch ihren Stolz haben könnten. Er erzählte von einer Schwester, die ihm gestorben wäre, jung und unglücklich, unglücklich, nach-

dem sie ein paar kurze Jahre überglücklich gewesen wäre. Durch die Liebe glücklich! sagte er; denn nicht Gold, nicht Edelstein können ein Weib wahrhaft glücklich machen, sondern nur das Gefühl, geliebt zu werden, und darin wären sie sich alle gleich, die Vornehmen und die Geringen, die Reichen wie die Armen."

Melanie blickte gerührt und sich getroffen fühlend nieder, während sich Jeannette, um ihren Drang, über diese verliebte Salbung laut zu kichern, zu unterdrücken, auf die Lippen biß und so that, als wollte sie sagen: Das dumme Ding ist verrückt geworden! „Franchette, sagte er," fuhr Fränzchen fort, „du mußt die Welt nehmen wie einen Spiegel, in dem du dich selbst betrachtest. Meine Spiegelrahmen machen mich nicht eitel, sondern sagen mir täglich: Sei aufmerksam auf dich selbst! Wo du irgend etwas erfährst und erlebst, was nicht so beschaffen ist, um dir sogleich dein Bild und nur dich, aber in voller Reinheit wiederzugeben, da zieh' dich zurück, denn es ist Gefahr da. Und wo du Etwas erlebst und erfährst und du siehst dich zwar leidlich im Geist dabei, bist aber nicht so gestaltet, wie du dich sonst lieb hast und gewohnt bist, so fliehe wiederum, denn dann hast du dich zwar nicht ganz schon verloren, aber du bist in Gefahr, es für immer zu thun oder eine Gestalt anzunehmen, die nicht mehr deine eigene ist." — „Himmel," rief Melanie, „das ist ja ein Pfaff, ein förmlicher Jesuit, der dich katholisch machen will und statt in die Ehe, in ein Kloster prakticirt!" — „Mir recht!" sagte Fränzchen träumerisch. „Aber ich denke Nein! Er sprach wenig Gutes von Denen, die Alles von der Demuth verlangen. Er will den Menschen stolz. Man soll sich nur vor Denen beugen, sagte er noch am Abend, die man nachzuahmen wünscht. Wir könnten uns Gott nicht anders vorstellen, als wie einen hochvollendeten, nachahmungswerthen Menschen und deshalb wäre die christliche Religion die beste, weil sie gelehrt hätte, der vollkommenste Mensch wäre Gott." — „Fränzchen! Fränzchen! Das klingt nun wieder wie Ketzerei!" sagte Melanie. „Nimm dich doch ja in Acht! Der Teufel nimmt allerlei Gestalten an, und in diese französische Maske bist du schon so verliebt, daß ich für meine Falbalas fürchte. Mit der Putzmacherei wird es wol aus sein, Fränzchen! Er wird sich etabliren, dich heirathen und deine Freundin Melanie, die keinen so schönen Franzosen findet, wird nichts zu thun haben, als sich auf ein Hochzeitsgeschenk zu besinnen."

„Behüte!" antwortete Fränzchen, erglühend und schamgefärbt. „Wie könnt' ich daran denken?" — „Er hat sie ja noch nicht ein einz'ges mal geküßt!" fiel Jeannette ein. — „Das wird

schon noch kommen," meinte Melanie. „Wenn dir die Welt jetzt ein Spiegel sein soll, der dir immer sagt, wie weit du bei gewissen Veranlassungen gehen kannst, so erleb' ich, daß du in seinen Augen dich ganz rein und unschuldig erblickst, je näher er dir gekommen ist und je mehr er dich geküßt hat. Er hat gewiß schwarze Augen?" — „Wie Kirschen!" sagte Fränzchen rasch und verschämt niederblickend. — „Da haben wir's!" rief Melanie, während Jeannette lachte und doch eigentlich von einem gewissen Neid berührt wurde; „wie Kirschen! Man sieht, daß Ihr schon im Garten bei den Früchten seid! Da werdet Ihr bald an den Beeten stehen, wo die verbotenen wachsen! Fränzchen! Fränzchen, Dein moralischer Franzos gefällt mir. Kann man ihn nicht einmal hierher bestellen, um uns einen Spiegelrahmen zu machen? Versteht sich, nicht von der Sorte, wie deine Augenspiegel sein sollen! Wir haschen ihn dir nicht weg! Einen ordentlichen Rahmen? Was?"

Fränzchen schien über die Gefahr, ihren neuen Freund zu verlieren, vollkommen beruhigt und hielt sich bei den Worten des Fräuleins nur an die Möglichkeit, ihm einen Verdienst zuzuweisen. „Ich will es ihm sagen," antwortete sie, „wenn ich ihn wiedersehe."— „Siehst du ihn denn nicht täglich?" fragte Melanie. — „Nein, sie hat ihn seit vorgestern nicht gesehen, die Aermste!" berichtete Jeannette. — „O Das ist garstig," sagte Melanie, „er vernachlässigt dich schon, nachdem er eben erst mit dir philosophirt hat? Das darf man nicht oder man ist kalt und kokett. Auch die Männer sind kokett, Fränzchen!" — Fränzchen schüttelte den Kopf und sagte: „Hab ich denn Ansprüche auf ihn? Jeannette malt Alles anders aus, als es ist. Er wohnt im Hause, kommt oft zu Märtens und ist freundlich gegen mich. Das ist Alles." — „Wenn ein Mann mit einem Mädchen so philosophisch gesprochen hat, wie dieser Franzos mit dir vorgestern," sagte Melanie, „so ist man ein ganz abscheulicher Mensch, wenn man sich am folgenden Tage nicht wieder sehen läßt. Philosophiren, meine liebe Franziska, ist bei allen Männern das erste Capitel der Liebe." — „Er konnte nicht kommen," entschuldigte ihn Fränzchen, die in den Verhältnissen ihres Freundes schon bewanderter war, als sie sich den Schein zu geben wagte; „ein vornehmer Herr, den er sehr verehrt, war gestern Abend angekommen. Er kennt ihn von Paris und ist die Nacht bei ihm geblieben, da er viel mit ihm zu sprechen hätte." — „Ein vornehmer Herr?" — „Ein vornehmer Herr!" bestätigte Franziska mit der größten Zuversichtlichkeit. Melanie aber lachte laut

auf. „Fränzchen! rief sie, was bist du für ein armer Tropf! Gesteh' es nur, du bist mit dem philosophischen Spiegelrahmenmacher viel weiter als du sagen willst, und der Bösewicht, der des Abends nicht nach Hause kommt, macht dir Windbeuteleien vor. Sag' ihm in meinem Namen: Mein lieber Herr — Wie heißt er?" „Louis!" — „Louis? Also schon beim Vornamen? Fränzchen! Du bist eine Duckmäuserin! Eine Putzmacherin! Wie kann man auch glauben, daß eine Putzmacherin mit einem Franzosen nicht weiter kommen wird als bis zum ersten Capitel der Liebe, bis zur Philosophie!" — „Er heißt Louis Armand," sagte Fränzchen, geängstigt über die Art, wie ihr diese beiden Mädchen zusetzten. — „Also sag' ihm nur!" fuhr Melanie fort, die diesen Namen doch schon einmal von Bartusch gehört, aber vergessen hatte: „Monsieur Armand, Das sind Flausen! Wer ist Ihr Freund? Ihr vornehmer Freund? Vertheidigen Sie sich, mein Herr! Sie bleiben des Nachts aus! Daran ist eine Nebenbuhlerin, Ihre Untreue, Ihr Wankelmuth schuld! Schämen Sie sich!" — „Er hat ihn mir schon genannt, den Freund!" sagte Fränzchen kopfschüttelnd. „Es ist Jemand, den er in Paris kennen gelernt hat und noch in einer andern Stadt, die ich nicht behalten habe. Diesem zu Gefallen ist er nach Deutschland gegangen. Ich wollt' ihn nicht nennen, weil ich dabei an meine Cousinen denken muß, aber es ist, gerade herausgesagt, Niemand anders als der junge Prinz Hohenberg. Nun werden Sie nicht sagen, daß es Flausen waren! Denn nach dem Prinzen Egon konnt' ich mich ja bei meinen Cousinen leicht erkundigen und Armand wußte auch Alles, was ich mit diesen schon vorgehabt hatte."

Kaum hatte Fränzchen den Namen des Prinzen Egon ausgesprochen, als Melanie blutroth wurde und von Jeannetten, die ihre rasch aufgeschossene Neigung kannte, scharf fixirt, aufsprang. Das Kleid, woran Fränzchen arbeitete, hatte halb auf ihrem Schooße gelegen. Sie streifte es rasch von sich fort, ungeduldig und überrascht den Namen: Prinz Egon! wiederholend. „Der Prinz ist gestern Abend spät von einer Reise zurückgekehrt?" sagte Melanie. — „Armand erwartete ihn mit Ungeduld schon seit einigen Tagen," antwortete Fränzchen. — „Er war in Hohenberg, auf dem Schlosse seines Vaters und hat auch mit Eurem Onkel, dem Förster Heunisch, gesprochen?" — „O Das wäre ein Glück für den Onkel," fiel Fränzchen lebhaft ein. „So wird er in seinem Amte bleiben! Da er nicht verheirathet ist, der gute Onkel, so hat er mir versprochen, mich zu seiner Erbin zu machen. Doch mag er noch lange leben! Weihnacht schickt er mir immer einen Duka-

ten." — „Wußte denn Armand nicht, daß der Prinz in Hohenberg war?" wiederholte Melanie mit großer Dringlichkeit. — „Davon hat er nichts gesagt," erwiederte Fränzchen. „Wo sollt' er aber anders gewesen sein? Ich denk' es mir so. Er ist vor vierzehn Tagen hier von Paris angekommen, hat sich still in einem Gasthofe eingemiethet — Armand suchte einen Meister seines Gewerbes auf, bei dem er zwei Zimmer miethete, eines zum Wohnen, eins für seine Muster und Proben —" — „Aber warum wohnt er denn nicht beim Prinzen in dessen großem und prächtigem Palais?" fragte Melanie. — „Das hab' ich ihn im Scherz auch gefragt. Aber ganz ernst gab er mir die Antwort: Der Prinz ist mein Gönner! Vielleicht sind wir sogar Freunde! Aber es ist besser, daß Jeder in seiner Stellung bleibt. Die Fürsten wohnen in Palästen und die Tischler in Werkstätten." — „Und doch blieb er die Nacht dort?" — „Vielleicht weil der Prinz spät ankam. Er wird schon wieder in die Wallstraße Nr. 14 eine Treppe hoch zurückkommen."

Melanie machte jetzt ihrem Besuche im Garderobezimmer ein Ende. „Fränzchen," sagte sie zum Abschied, „dein Franzos ist ein Phrasenmacher! Diese philosophischen Schwätzer wollen Alles, nur keine ordentliche, gerichtlich bescheinigte, priesterlich eingesegnete Heirath. Sei auf deiner Hut! Wenn er wieder einen Rosenstrauß aus seinem Hute zieht und dabei nicht von Liebe spricht, falls du so großmüthig sein willst, ihm das Heirathen zu schenken — so sag' ihm nur, solche verblümte Magister hätten wir in Deutschland genug und überhaupt bei einer Putzmacherin müßte man sich mit Winkelzügen in Acht nehmen. Die wüßten sehr bald, was echt und was Flitter ist! Den Besatz da, Kindchen, setz' mir etwas höher! Wenigstens drei Finger breit! Verstehst du? Und nun adieu und vertragt Euch künftig beide hier besser!"

Damit ging Melanie haltlos, schwankend, aufgelöst in die vorderen Zimmer zurück. Auf allen Uhren des Hauses sah sie, daß es gegen Eins war. Noch immer kam kein Lebenszeichen von Dem, was sie in diesen Tagen so gewaltig erregt hatte! Sie litt unsäglich. Sie hatte sich längst darauf gefaßt gemacht, daß eine Verwechselung stattgefunden und doch kamen immer wieder neue Anzeichen zum Vorschein, daß jener junge Mann, der sich für den Bruder des Malers Wildungen ausgab, doch nur Prinz Egon war. Und wenn er es nicht war, so stand er in nächster, allernächster Beziehung zum Prinzen! Mit Aufopferung jeder Rücksicht hatte sie ihnen Beiden einen Dienst geleistet, für

welchen sie Anerkennung, Dankbarkeit, wenn auch nicht Liebe verlangen durfte. Hatte auch ihre übermüthige Laune vielleicht nur die Gelegenheit benutzen wollen, einem eingebildeten lächerlichen alten Herrn einen muthwilligen Streich zu spielen, so war das Mitergebniß desselben doch eine große Gefälligkeit für den Prinzen. Und von Alledem schien nun nichts gewesen zu sein, nichts bot sich zur Wiederanknüpfung dar als höchstens so eben die ihr sonderbar klingende Mittheilung, die ihr durch einen Diener vom Parterre herauf gemacht wurde, der Herr Justizrath ließe ihr sagen, sie möchte diesen Abend ihre Gegenwart an Niemanden vergeben als an ihn, sie möchte mit ihm zur Geheimräthin von Harder fahren, die sie kennen zu lernen wünschte. Im Begriff, zur Mutter zu gehen und ihr diese Aufforderung des Vaters mitzutheilen, hörte sie im Zimmer derselben laut und angelegentlich sprechen. Die Mutter hatte Besuch. Es war die Stimme eines ältern Herrn, die sie kannte, aber nirgends sofort unterzubringen wußte. Fremden Menschen jetzt zu begegnen, die mit den Ursachen ihrer gegenwärtigen Erregung in keiner Verbindung standen, war ihr unmöglich. Sie warf sich ungeduldig auf ein Kanapee des Nebenzimmers, sprang nach einem kurzen Augenblick der Ruhe wieder auf, sah in den Spiegel, sah zum Fenster hinaus, horchte wieder an der Thür, ergriff ein in der Nähe liegendes Buch, las eine Viertelseite, warf es wieder weg und verging fast in Ungeduld. Endlich glaubte sie die Stimme des Sprechers zu erkennen. Diese war zu fest, zu feierlich, als daß ihr nicht zuletzt hätte einfallen sollen, wer es war. Sie glaubte sich nicht zu täuschen, wenn sie annahm, die Stimme gehörte dem Propst Gelbsattel. Und obgleich dies ihr Religionslehrer und Beichtvater war, so würde sie sich doch nicht haben entschließen können, in's Zimmer der Mutter einzutreten, wenn ihr nicht plötzlich die Namen Hohenberg, Fürstin Amanda, Plessener Pfarrei an's Ohr gedrungen wären. Jetzt öffnete sie rasch und trat ein.

Schon hatte Propst Gelbsattel den Hut in der Hand und wollte sich von der Mutter, die eine eifrige Besucherin seiner Predigten war, empfehlen. Seiner Absicht, den Justizrath zu sprechen, kam die Meldung entgegen, daß dieser ihn bereits erwartete. Propst Gelbsattel war eine hohe stattliche Figur, wohlgenährt und vom Lampenlicht der Studien seit Jahren nicht mehr angedämmert. Er hätte äußerlich durch seine imponirende Würde gut zu den Worten Veranlassung geben können: Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen! Schon längst

hatte sich bei ihm die Gottesgelahrtheit mit dem Studium der Welt so verbunden, daß er mehr einem Hofmann als einem Geistlichen geglichen hätte, wenn nicht sein noch immer schwarzes glänzendes Haar in einen Scheitel gekämmt gewesen wäre, dessen beide gleiche Seiten, ziemlich lang über's Ohr gestrichen, heilig niederflossen. Dieses einzige Merkmal schlichter Sitte erinnerte an die fromme Bestimmung seines Berufes. Sonst war er von gewandten Weltformen, scherzte mit Grazie, sprach über alle Vorkommnisse des Lebens, ohne den Schein übergroßer Vertraulichkeit anzunehmen. Seine Reden hielten Viele für mustergültig. Sie waren nach einem immer gleichen Schema gearbeitet und zogen Mancherlei in die Betrachtung der Kanzel herein, was weniger mit dem Christenthum, als mit allgemeinen Lebensverhältnissen zusammenhing. Er galt für biblisch, ohne daß er sich zu weit im Orthodoxen erging. Ein leiser Anflug von Pietismus fehlte nicht, ohne daß er darum die Vernunft herabsetzte. Er hatte seine eigene Art, allen Parteien zu gefallen. Dabei besaß er Antheilnahme an fast jeder Frage, die, in welchem Gebiete es auch war, das allgemeine Interesse der Residenz in Anspruch nahm. Die Stadt selbst bediente sich seiner zum Entwurf von Adressen; man bewunderte die Geschliffenheit, die lapidare Wucht seines Styls. Der Hof unternahm nie Etwas, was artistisch oder irgendwie geistig in's öffentliche Leben treten sollte, ohne Gelbsattel zu Rathe gezogen zu haben. Orden schmückten seine Brust, wie einen Minister.

Als Gelbsattel sein wildes Beichtkind, Melanie, begrüßt hatte, war er außerordentlich freundlich und drohte ihr schelmisch mit dem Zeigefinger. Sie besuchte ihm zu selten die Johanniskirche. „Und noch am letzten Sonntage," sagte er, „hab' ich über die Vergänglichkeit alles Eiteln gesprochen, mein schönes Kind!" — „Ich war leider," sagte Melanie, „an diesem Tage von der Vergänglichkeit aller Schönheit in einem Orte tief überzeugt, den ich Sie eben habe nennen hören, Herr Propst, in Hohenberg. Kennen Sie Hohenberg?" — „Denke dir," sagte die Mutter, die Frage unterbrechend, „Guido Stromer! Er macht wirklich wahr, was er beim Abschied geäußert." — „Was ist mit ihm?" — „Er will in die Stadt versetzt sein." — „Und Fräulein Melanie," sagte der Propst, „ist gewiß das hüpfende Irrlicht, das ihn hierher lockte. Kann ich zugeben, daß er mir eine so brave Beichtbefohlene raubt und mir wie ein Wolf in meinen Schafstall bricht?" — „Ein so reicher Hirt!" sagte Melanie. „Geben Sie ihm getrost ein Paar von Ihren verlorenen Seelen

ab! Ich versichere Ihnen: Er predigt nicht so gut, als er spricht! Wirklich, gibt es nicht irgendwo eine offene Nachmittagspredigerstelle? Ich will mich, weil ich Guido Stromer lieb habe, mitten unter die alten Spittelfrauen setzen, die wahrscheinlich doch allein seine Gemeinde bilden werden?" — „Weil Sie ihn lieb haben?" rief der Propst mit sonorer Stimme. „Da werd' ich eifersüchtig! Wie? Meine vernunftklare, durchsichtige, krystallne Melanie will zu einem Pietisten der alten Schule? Nein, meine kleine Sünderin! Diese Methode, Sie zu bessern, hat sich überlebt." — „Pietist?" erwiederte Melanie. „Guido Stromer Pietist? Herr Propst, ich glaube, Sie irren sich Der Plessener Pfarrer ist nichts weniger als Pietist." — „Aha!" antwortete schmunzelnd der freundliche Herr, dessen Falten immer glätter wurden; „vor Ihnen schwankte der starre Dogmatiker! Haben Sie doch wol nicht unter vier Augen einen Tartüffe, einen „innern Missionär," in ihm erkannt?" — „Ich berufe mich auf das Zeugniß meiner Mutter," sagte Melanie. „Stromer hatte vor uns Allen kein Hehl, daß über ihn eine ebensolche Revolution gekommen wäre wie über den Staat. Er hat jetzt entdeckt, daß im Regenbogen sieben Farben blinken. Ja sogar die Kunst ließ er gelten und meinte, die griechischen Götter wären zu früh verschwunden von dieser Erde. Wenigstens vermuth' ich, daß Das seine Gedanken waren, als er von der Leda hörte oder, wie Se. Excellenz, Herr von Harder, die Dame nannte, von der Lady, und so lange schwieg und grübelte." — „Also haben Sie Kunstgeschichte mit dem Stromer getrieben?" sagte der Propst erstaunt. „Machen Sie denn Alles verwirrt? Die Maler und die Seelenhirten? Nein, nein, diesen vertrockneten Pietisten, der mit Fürstin Amanda von Morgens bis Abends gebetet hat und sich in dem Extrem der Momiers oder wie wir diese Form der Gläubigkeit unter dem Namen der Mucker erlebten, gefiel, diesen sollen Sie mir nicht auf Bilder bringen, die man vom Kunstverein aus Rücksichten ankaufen oder empfehlen lassen muß, schon um die neue, vielgestaltige Melusine in jeder Form ihrer Zaubereien zu haben. Nein, nein, der bleibt in Hohenberg und sorgt dort ein wenig besser für die Schulen, als er bisher gethan hat. Er schreibt von Zerstreuung, unglücklicher Zerrissenheit und Zweifelsucht. Er soll Seidenzüchter werden, wie andre Pfarrer thun! Brav Maulbeerbäume anpflanzen, Seidenwürmer hegen und Cocons gewinnen! Die Regierung zahlt dafür nicht nur die höchsten Preise, sondern theilt auch Denen, die sich darin auszeichnen, Medaillen aus. Doch ich eile zum Justizrath, mit dem ich dringende Ge-

schäfte habe. Und wenn ich nächstens auf die Kanzel steige, hoffe ich Fräulein Melanie mir vis à vis zu erblicken. Ich werde über jenen Spruch reden, über den wir uns einmal erzürnt haben, wissen Sie wol noch, Fräulein? Vor wieviel Jahren war Das?" — „Erzürnt?" fiel die Mutter ein, die aufgestanden war, um dem Propst das Geleite zu geben. „Lassen Sie sich's nur von ihr erzählen! Von dem holden Mädchen! Sie weiß es nun schon! Sie wird ganz roth! Adieu, meine Damen! Auf Wiedersehen." Damit küßte der Propst der Mutter die Hand. Die Tochter litt diese auch ihr zugedachte Huldigung nicht, sondern kehrte ihm schmollend den Rücken.

Als Gelbsattel hinunterstieg zum Vater, fragte die Mutter, was Das für ein Streit gewesen wäre. „Ach!" sagte sie, „ich bin wenig in der Laune, an diese alten Thorheiten zu denken. Ich sollte im Confirmations-Unterricht den Spruch hersagen: Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht! Alle schnatterten den Spruch nach, obschon sie im Geheimen drüber kicherten, nur ich weigerte mich und war durch nichts dahin zu bringen, ihn zu wiederholen. Ich glaube gar, ich ging so weit, ihn für einen dummen Spruch zu erklären, da anständigen Mädchen nie einfallen würde, bösen Buben nachzugehen, wenn diese auch noch soviel lockten! Darüber gab es viel Gelächter von den Mädchen und soviel Zorn von Seiten des Propstes, daß wir aneinander geriethen und ich meinen Shawl und Hut nahm und davonlief. Hackert, der mich abholen sollte, wartete schon und wie ich vor Aerger weinte, meinte der in seiner Art: es wäre für junge Mädchen doch der beste Spruch in der Bibel, nur müßten die Pfaffen gleich aufrichtig erklären, daß unter den bösen Buben die Leutnants und Referendare zu verstehen wären! Ich bin damals mit Hackert, der mich in die Stunden bringen sollte, zwei mal lieber in's Feld hinausgegangen, nur um nicht wieder in die Lage zu kommen, den garstigen Spruch herzusagen." Die Mutter gedachte gerührt, doch auch erschreckt dieser alten Zeiten. Melanie aber hörte mit Verzweiflung, daß es nun schon voll Ein Uhr schlug.

Eilftes Capitel.

Ein lutherischer Papst.

Ehe Propst Gelbsattel mit dem Justizrath zusammentraf, war dieser schon seit einer halben Stunde höchst mismuthig nach Hause gekommen. Unterwegs hatte den sonst immer freundlichen Justizrath Franz Schlurck Mancher gegrüßt, er hatte heute nur kurz und flüchtig erwidert. Die Art, wie ihm da ein wildfremder Mensch, der sogar Etwas von ihm zu wünschen und zu ersuchen hatte, im Hohenberg'schen Palais begegnete, lag außerhalb des Kreises der Erfahrungen, die er täglich machte. Er hatte sich durch die glatte Art, wie sich Menschen, die etwas begehren, gefügig zeigen und von selbst Das aufdrängen, was eine Bestechung sein soll und nur als ein Geschenk geboten und genommen wird, eine so heitere, sorglose Auffassung dieser Vorkommnisse seiner Praxis angewöhnt, daß ihm heute zum ersten Male, als ihm das fürchterliche Wort: Schurke! zugedonnert wurde, das schöne Rosenlicht, das ihn immer umfloß, in Nacht verwandelt erschien. Er tappte auf der Straße hin wie im Finstern. Zwar hatte er noch Geistesgegenwart genug, dem berühmten Arzt, Sanitätsrath Drommeldey, der ihm begegnete und ihm zurief: „Ei, ei, Justizrath, was machen Sie, Sie werden alt!" zu antworten: „Nimmermehr! Das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung!" Und der Arzt, der wie alle Söhne Aesculap's mehr das Witzige, Abgerissene, als das Systematische, Schulgerechte liebte, hatte ihn veranlaßt, diese paradoxe Aeußerung rasch, da er zu Egon mußte, den er für bedenklich erklärte, zu beweisen; aber an Das, was er sagte, glaubte er heute selbst nicht. Schlurck hatte gesagt: „Nie werd' ich alt, Drommeldey! Das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung! Nichts Anderes! Wir kommen ja der lahmen und hinfälligwerdenden Natur immer auf halbem Wege entgegen! Nehmen Sie schon die Jugend! Der Knabe quält sich förmlich ab, ein Jüngling zu werden! Er raucht Cigarren, daß ihm grün und gelb vor den Augen wird! Er bindet sich Cravatten um den Hals und kräht im Alt wie ein Hahn, während er noch den reinsten Kanarienvogel-Sopran in der Kehle hat! Ist er dann mit Ach und Krach ein Jüngling geworden, so quält er sich schon wieder den Mann ab! Er will heirathen, solid werden, spricht vom Glück der Ehe und sieht Kinder an der Mutterbrust neben sich und schaukelt schon welche auf den Knieen. Und dann wird

er ein Mann! Nun will er wieder gravitätisch erscheinen und spricht von seiner Würde. Bequemlichkeit ist ihm die Belohnung seiner Anstrengungen, Brot zu verdienen. Auf den Bällen tanzt er nicht mehr. Mit den gesundesten Schenkeln gebehrdet er sich wie ein Casinogast und spielt Whist. Setzt er sich an's Klavier, so konnt' er sonst leidlich singen. Er kann es noch; aber aus Bequemlichkeit dehnt er nicht mehr die Brust, sondern stöhnt und ächzt und läßt die Flügel hängen. So geht Das fort, bis natürlich das Alter wirklich da ist und die Natur frohlockt, ihren Sieg über den Geist davongetragen zu haben. Nein, nein, Doktor, sagen Sie's allen Ihren Patienten! Das Alter ist nichts als eine dumme Angewöhnung!"

Das war nur so flüchtig und schalkhaft von ihm gesprochen und der Arzt hatte darüber gelacht und sich's als Anekdote gemerkt — er heilte viele seiner Patienten mit Anekdoten — aber Schlurck hielt heute seiner eigenen Laune nicht Stand. Er knickte und sank erschöpft in seinem kleinen dunkeln Arbeitszimmer in einem grünsaffianenen Lehnsessel zusammen. Das empörende Wort des Fremden hatte ihn zusammengerüttelt, wie er sich selbst sagte, wie einen alten Sack Nüsse. Das rasselte ohne Halt hin und her. Lärmte es wol auch und gab eine Art Widerstand, so sagte er sich doch: Schlaff! schlaff! Ich konnte ihm nicht an die Kehle fahren. Ich war ein Esel mit meinem: Jährlich? Warum ließ ich nicht Bartusch dergleichen abmachen! Und wenn ich auch nicht das wahnsinnige: Jährlich? geflüstert hätte, besaß ich wohl die Kraft, ihm den Schurken zurückzuschleudern? Nein! Witz macht schwach, nur die Pedanten haben Kraft.

Bartusch hatte seinem Prinzipal eine Menge von Papieren vorzulegen, die Schlurck ohne langes Besinnen und Prüfen unterschrieb. Schlurck bereitete dann sein Faktotum auf den Empfang Ackermann's vor und erzählte zu Bartusch's größtem Erstaunen in der Hauptsache Alles, was er im Palais erlebt hatte. Bartusch sollte ihm alle nur irgend geprüften und sichern Papiere vorlegen und die Berathung mit Ackermann allein pflegen. Er wünschte des Handels vollständig überhoben zu sein. Bartusch merkte sogleich, daß der Justizrath nicht in bester Laune war und unterließ alles Fragen, pünktlich sich merkend, was ihm geheißen wurde. Sein Ueberblick war so kundig, daß es eigentlich keiner Worte bedurfte, wie es mit den Papieren gehalten werden sollte. Mit fast stummem Nicken und kopfschüttelnd flüsterte er nur: „Unsere Hohenberg'sche Verwaltung hört also auf?" — „Die Administration hört auf," wiederholte Schlurck. — „Werden

sich nun wol wählen lassen?" setzte Bartusch noch leiser hinzu. — „Daß ich ein Thor wäre!" Meinen völligen Ruin mit eigener Hand bereiten? Jetzt gilt es zu arbeiten, Bartusch, fleißig sein! Die Zeiten der Allotria sind vorüber. Sind die polnischen Pupillengelder eingezahlt?" — „Auf Heller und Pfennig! Die beste Aufklärung über den Max Leidenfrost gab Frau von Werdeck. Die Familienlegate der Kaminski —" „Genug! Genug! Wir müssen Revisionen halten, Bartusch! Uns tummeln. Viele Adelige mahnen um Erledigung ihrer Angelegenheiten. Die Familienhäuser in der Brandgasse zahlen zu wenig — der Magistrat wirft uns Saumseligkeit vor —" — „Zuviel Armuth, Justizrath!" — „Das sollen die Staatsökonomen und Philanthropen ausmachen! Die Commune will Geld, Geld, Geld, Bartusch!" — „Ich lasse pfänden Tag und Nacht!" — „Setzen Sie Daumschrauben an! Ich für meine Person kann die Lage der Menschheit nicht ändern. Das ist Gottes Sache. Seine Welt ist ein Chaos. Man tastet im Dunkeln, greift und würgt, wer uns unter die Hände kommt. Ich weiß kein Mittel. Die Politiker sollen es ändern. Geld! Geld! Bartusch! Die Commune ist in Verzweiflung über die Johanitererbschaft und die Hartnäckigkeit des Ministeriums. Wenn wir auch diese Branche meiner Geschäfte noch verlören —!" — „Justizrath!" — „Ich sehe heute Alles schwarz. Gehen Sie, Bartusch! Setzen Sie die Legitimation für den Generalpächter auf! — „Aber der Prinz —?" — „Ist krank —" — „Hört' es schon — bedenklich?" — „Adieu, Bartusch! Lassen Sie mir etwas Ruhe!"

Es waren die unmuthigsten Gedanken, die Schlurck bestürmten, als er allein war und das Haupt auf die Lehne seines Voltaire-Sessels stützte. Um gefälligere Gedanken zu wecken, rieb er die hohe Stirn, lüftete die Kleider, putzte an den Brillengläsern. Es half Alles nichts. Er sah, wenn der Prinz genas, eine bedeutende Clientel, die ihm viel Geld eingetragen hatte, ihm völlig genommen und, was ihm noch störender sein mußte, die Vergangenheit derselben einer scharfen Prüfung ausgesetzt. Auch die Verhandlung mit Paulinen hatte ihn aufgeregt. Daß der Prinz sein Feind war, das ahnte er längst. Er sah trotz der Rückreise desselben mit seiner Familie, an die auch er glaubte, deutlich davon die Spuren. Wird er wieder hergestellt, sagte er sich, wär' es nicht besser, mich mit seiner Feindin zu verbinden und mir diese zu verpflichten? Die Frage nach dem Bilde, die er doch an Herrn von Harder richten mußte, war er schon geneigt, ganz fallen zu lassen.

In diesen Betrachtungen fiel sein Blick auf den Schrein, der auf der Seite seines Schreibtisches an der Erde stand. Er erschrak, daß ihm eine neue Demüthigung erwachsen konnte, wenn sich Derjenige meldete, dem dieser gehören mochte. Heftig zog er jetzt die Klingel. Einer seiner Diener erschien und hastig diesem anbefehlend, daß er warten sollte, ergriff er die Feder und schrieb: „Da die vielfach angestellten Bemühungen, ein auf der Landstraße zwischen Angerode und der Residenz beim Dorfe Plessen gefundenes Frachtstück an den rechtmäßigen Eigenthümer gelangen zu lassen, vergebens gewesen sind, so wird derselbe hierdurch öffentlich aufgefordert, sich beim Justizrath Schlurck in der alten Johanniter-Comthurei parterre links in den Frühstunden bis neun Uhr zu melden." Nachdem er diese Zeilen mit Goldsand bestreut hatte, übergab er sie dem Diener und ertheilte den Befehl, sie sofort in die beiden Hauptzeitungen der Stadt einrücken zu lassen. Schließlich rief er dem Diener noch nach, jenes Ersuchen an seine Tochter auszurichten, das wir schon in Betreff des heutigen Abends und einer Vorstellung bei Frau von Harder kennen.

Unwillig stieß darauf Schlurck den Deckel von dem Schrein, den er mit seinem blanken Juxußstiefel erreichen konnte. Der Deckel flog auf. Die alten vergilbten Papiere lagen noch wohlgeordnet, wie er sie beim eigenmächtigen und im Grunde unverantwortlichen Oeffnenlassen vorgefunden hatte. Er bückte sich nieder und fing an, darin zu blättern. Wer weiß, dachte er, welche neuen Entwickelungen sich aus diesen wurmstichigen Acten ergeben werden! Ist es nicht, als stiegen Geister aus der Erde und schüttelten sich noch einmal, um den Kampf mit den Lebenden zu beginnen? Wer wird der Kämpe sein, der diese Waffen führt? Wo sind sie gefunden worden, unter welchem alten Hünengrabe? Fast glaube ich, dem Schilde dort fehlt der Arm, der ihn führt, dem Rosse da der Reiter: es sind vielleicht nur alte Manuskripte Dem, der sie entdeckte; nichts Anderes! Daß er dann nie ihre Bedeutung erkennen möge! Ich verlöre den zweiten Arm, der mir arbeiten hilft, nachdem ich den ersten an diesen Ackermann, der ihn lähmte, habe hingeben müssen —! Im bittersten Unmuth wühlte Schlurck unter den Papieren und zerrte an den Siegeln.

Er überlegte, ob es besser wäre, dem Besitzer, dessen Anmeldung er jede Minute erwartete, einfach zu gestehen, er hätte, um den Eigenthümer zu entdecken, die Kiste öffnen lassen, oder ob er sie — das Schloß war durch ihn verdorben — mit einem

neuen versehen sollte. Das Letztere war verdächtiger, als für ihn, einen Notar, einen Mann der öffentlichen Treue, das Erste. Auch auf diesen Gedanken verfiel er: Wie? Wenn der Eigenthümer durch dich belehrt würde, welchen Gebrauch man von diesen Papieren machen könnte? Wenn du dich anheischig machtest, ihm zu einem großen Reichthum zu verhelfen und er den Gewinn mit dir theilte? Indessen erschrak Schlurck vor dem gefährlichen Scheitern eines solchen Planes und vor der Nothwendigkeit, sich dadurch für immer das Patronat der Stadt zu verscherzen, für deren Interessen er nicht nur die alten Häuser und Grundstücke verwaltete, sondern auch in vielfach anderer Hinsicht fruchtbringend beschäftigt war.

In diese quälenden Betrachtungen vertieft, zog er diejenigen Urkunden hervor, welche unstreitig die wichtigsten der ganzen Sammlung waren. Es war zuerst diejenige, in welcher der päpstliche Stuhl den Ritter Hugo von seinem Ordensgelübde, kein Eigenthum zu besitzen, freispricht und ihm gestattet, wie es darin hieß: quasi ex pallio sancto ab haereticis et latronibus dilacerato lumbum suum suppliciter adimere et togae suae equestri juxta crucem immaculatam bona fide affigere, d. h. von dem gleichsam durch Ketzer- und Räuberhand zerrissenen heiligen Mantel auch seinen Fetzen demuthsvoll anzunehmen und auf dem Ritterkleide neben dem unbefleckten Kreuze in gutem Glauben zu befestigen. Diese Urkunde war nöthig, um zu beweisen, daß Hugo von Wildungen das ihm zuerkannte Theil der großen Verlassenschaft des Ordens wirklich hatte antreten dürfen und daß sich sein früherer Protest als aufgehoben betrachten ließ. Auch lag seine Bereitwilligkeit, die ihm zuerkannten Häuser und Güter von den protestantisch gewordenen und sich auflösenden Brüdern anzunehmen, in dem Fascikel, das auf jene päpstliche Urkunde folgte, ausgesprochen. Früher kannte man lediglich seinen Protest. Dieser war im Rathsarchive der Stadt niedergelegt als die Hauptkraft des Beweises, daß der nächste Herr an diesen streitigen Gütern die alte Commune war; hier in dem Schrein lag des Ritters Zurücknahme jenes Protestes, unstreitig mit dem päpstlichen Dispens das wichtigste Document! Beide alte Blätter hatte der Justizrath in der Hand, als es klopfte. Rasch stieß er den Deckel des Schreins und diesen selbst zurück und warf die Urkunden in ein Fach seines Schreibtischs.

Der Eintretende war Propst Gelbsattel. Schlurck und Gelbsattel verstanden sich. Es waren Menschen, die eine ziemlich gleiche Lebensphilosophie hatten, nur daß sie sie anders aus-

sprachen. Die gesellschaftliche Stellung und die äußere Etikette seines Berufes bestimmte den Einen, vorsichtiger und behutsamer zu sein als der Andere zu sein nöthig hatte. Im Grunde kamen sie auf die gleichen Principien zurück und hatten sich einander gern.

Die kleine pietistische Färbung, die sich Gelbsattel gab, störte Schlurck nicht; er war gar nicht in dem Grade Neolog, wie man seiner frivolen Aeußerungen wegen schließen mochte. Er hatte sogar Anfälle von Aberglauben, von Mystik. Nur die kleinen hierarchischen Mucken, die Gelbsatteln zuweilen anflogen, seine jeweilige katholische Stimmung mochte Schlurck nicht leiden und zuweilen hatte er in der Vertraulichkeit der Loge, deren Brüder sie waren, ihm gesagt: „Gelbsattel! Sie sind ein heimlicher Jesuit!" Davon abgesehen, vertrugen sie sich, billigten fast Alles, was sie wechselseitig mehr durch Andere, als unmittelbar von sich selbst erfuhren, und hatten auch gegenwärtig durch den Proceß über die alte Johanniter-Erbschaft Berührungspunkte des gemeinschaftlichen Interesses genug. In dieser Angelegenheit wünschte denn auch Gelbsattel seinen Freund zu sprechen.

Doch schickte er die zeitgemäße Frage voraus: „Nun, Freund, wie ist es? Haben Sie Aussicht, in Schönau gewählt zu werden?" — „Weder Aussicht," sagte Schlurck etwas erheitert durch diesen immer anregenden Besuch, „noch ferner Lust." — „Sie ergriffen die Gelegenheit doch mit so großer Lebhaftigkeit!" — „Beim Dessert, als wir Rosinen kauten und Mandeln knackten und einige Neubündler mir zu viel Champagner eingeschenkt hatten. Die ruhigere Erwägung hat mir gesagt: Verbrenn' dich nicht! Es ruinirt deine Praxis und zwingt dich, mehr Charakter zu haben, als für deine Zufriedenheit nothwendig ist!" — „Aber Sie haben sich doch beworben und einen einflußreichen Mann wie den Heidekrüger in Schönau werben lassen!" — „Das hab' ich, aber der gerechte Verwalter meiner Angelegenheiten, negotiorum gestor, hat ungerecht an mir gehandelt. Er lobte mich und zeigte sich im fremden Lobe so edel, so uneigennützig, daß man seinen Edelmuth und seine Entsagung bewunderte und nun ihn, den Edeln und Entsagenden selbst — wählen wird. Seine Rede soll ein Meisterstück bäurischer Verschlagenheit gewesen sein, fast ein Seitenstück zu des Antonius berühmter Rede gegen Brutus am Leichnam des Julius Cäsar." — „Wenn Sie denn durchaus keine Neigung mehr haben, als Bewerber aufzutreten, so ist wenigstens so viel erfreulich, daß in Justus ein liberal-conservativer Mann gewonnen wird —" — „Richtig, das ist so eine Art

hölzernen Eisens, wie es unsere Zeit braucht. Liberal-conservativ! Es ist mir immer, wenn ich Das höre, als wenn mir Einer künstliche Artischocken aus Schweinsohrengeformt vorsetzt. Man bewundert den Koch, nicht die Natur, und läßt die Schüssel stehen. Uebrigens werden Sie erleben, daß dieser große Charakter, der schon funfzehn Jahre lang durch seine Neckereien die Regierung beschäftigt hat, zuletzt doch in ein Extrem fällt und in dem Falle, daß er Minister des Ackerbaues werden kann, rechts, in dem Falle, daß man ihm irgendwo die Pferde ausspannt, links wird. Verlassen Sie sich darauf! Oder er betrifft sich einmal bei einer unerwarteten kleinlichen Dummheit und verkrümelt sich ins Unbedeutende." — „Sie hätten selbst auftreten und sich persönlich bewerben sollen! Ihre natürliche Art besticht die Menschen. Ein glücklich hingeworfener Scherz wirft den Effekt einer ganzen pathetischen Rede um. Man hatte so sicher im Wahl-Comité des Reubundes auf Sie gerechnet!" — „Machen Sie noch immer diese abgeschmackten Späße mit?" fragte Schlurck, der heute in seine negative Art gekommen war und seinen Aerger auspolterte. „Ist auch Das nicht Unsinn? Ist da ein Zusammenhang mit gesunder Vernunft? Sieht man diesen Menschen nicht allen an, daß ihnen die Gesinnung aus dem Magen kommt? Wenn ich Monarch wäre, ich verböte dem Volk solch Treiben! Unser Staat muß die Initiative des Verstandes, nicht die der Dummheit haben. Der König muß in seiner Bildung weiter sein als diese dummen Bürger. Kann Das ein gutes Beispiel geben? Wahrlich, wenn sich das Ministerium auf den reactionären Wahnsinn der Beamtenweiber stützen will, so ist es verloren. Die erste gesunde kräftige Idee eines starken Kopfes bläst es im Nu um und wenn es von allen Bajonneten der Welt gestützt würde!" — „Ei, Sie sehen ja sehr schwarz," sagte Gelbsattel. „Doch theil' ich Ihre Misachtung vor dem Reubund, von dem auch ich mich zurückziehen werde. Es ist in der That daraus nichts geworden als eine organisirte Gelegenheit zu Bällen und Verheirathungen. Unter dem Vorwande der Gesinnung drängt sich der Familienvater hinzu, der eine Tochter zu vergeben hat und nicht hoffen kann, in eine feinere Ressource oder in's große Casino aufgenommen zu werden." — „Ja, ja, es lebe das Menschliche!" fiel Schlurck lachend ein. „Es lebe die Naivetät der praktischen Bedürfnisse! Sokrates, Christus und ihr Alle, die ihr gestorben seid, um den Menschen erhabene Gedanken aufzustellen, kehrt, was ihr wollt, der Mensch weiß sich alle eure Himmel immer wieder zur Erde

herabzuziehen und seine liebenswürdigsten Armseligkeiten in euren Paradiesen unterzubringen! Geben Sie mir eine Prise von Ihrem Macuba, Gelbsattel!"

Gelbsattel zog eine der Schlurck'schen ähnliche Dose hervor. Beide tauschten ihren Taback. Gelbsattel nahm aus Schlurck's Dose. Schlurck aus Gelbsattels. Beide wollten sich damit ein Zeichen ihrer Freundschaft geben. Ueber diesen Austausch lächelten Beide. „Treiben Sie noch immer so ein Bischen Mysticismus?" sagte Schlurck. „Freund, ich weiß, warum Sie mit dem Neubunde nicht mehr zufrieden sind. Er schien Ihnen eine gewisse hierarchische Form anzunehmen. Er hatte Etwas von einem offenen Maurerbunde. Was? Und nun hat es sich erwiesen, daß außer einigen respectablen, aber unzurechnungsfähigen Elementen und einem horriblen Maximum von beschränktem Unterthanenverstande das absolut Leere in ihm steckt. Gedanken blieben fern. Das ist schlimm für Euch Jesuiten; denn wo Jesuiten wirken sollen, da muß es Gedanken geben." — Gelbsattel lachte wiederholt über die Jesuiten und nahm diese Bemerkungen mit vollem Einverständniß und harmlos auf. „Ja," sagte er, „Das mag es wol sein. Ihre Jesuitenriecherei, die Sie noch aus Ihrer alten Leipziger Schule haben, die lass' ich dahingestellt, aber Gedanken müssen die Menschen regieren; die bloßen Gefühle sind mir nur dann etwas nutz, wenn sie Gedanken zu regeln wissen, und das System, das nur aus der rohen Geltendmachung der Interessen entsteht, das veracht' ich vollends. Diese Landräthe und reactionstollen Subalternen haben keine Gedanken. Was läßt sich darauf pfropfen? Man hat in lächerlicher Weise von uns Maurern Etwas entlehnen wollen; aber wissen schon wir selbst nicht, was wir von unserer Symbolik zu halten haben, was soll unter so oberflächlicher Nachahmung entstehen? Sie sprechen von den Jesuiten! Können Sie leugnen, Freund, daß in dieser Gesellschaft, mag man nun ihre Tendenz noch so sehr verwerfen, doch eine bewunderungswürdige Kunst der Organisation und eine Lebenskraft liegt, die jeden Menschenkenner mit Respect erfüllen muß?" — „Ohne Widerrede!" fiel Schlurck ein und mit aufrichtigster Uebereinstimmung. — „Und ist nicht," fuhr Gelbsattel erwärmter und gesteigerter fort, „ist nicht das Ziel dieses Ordens in der That das zeitgemäßeste, das man sich denken kann, wenn man erwägt, wie die Uebergriffe des Staats grade erst durch d n Sieg des Liberalismus immer gewaltiger, immer nüchterner, immer roher werden müssen? Ha, und die Kirche! Was erleben wir auf dem Gebiet unsrer Kirche? Die innere

Mission sogar unterwühlt jetzt ihren Bestand, die innere Mission ist unter dem Schein der Frömmigkeit und der Mehrung des Gottesreichs die eigentliche Demagogie der Kirche, die sich liebedienerisch an den Staat lehnt und Das, was bisher für Kirche gegolten hat, unsre Gemeinden, unsre Beichtstühle, unsre practische Seelsorge in die Luft zu sprengen sucht!" — Schlurck hörte aufmerksam zu. — „Aber ich will auf den Staat zurückkehren," fuhr Gelbsattel immer erhitzter fort. „Nehmen Sie doch nur unsern eignen Fall! Ich gelte für einen Mann vom conservativsten Wasser und bin es auch und predige in diesem Geist. Die ältere Zeit, die nun vorüber sein soll, erlaubte, daß eine gewisse Kirchlichkeit bei allen öffentlichen Angelegenheiten bescheiden mitsprechen durfte. Die Periode ist vorüber. Ich mache theoretisch für die Kirche nichts, gar nichts geltend, als einen gewissen Einfluß auf die Stimmung der Gemüther; aber um diesen zu behalten, kann man da ruhig ertragen, daß in diesem politischen Wirrwarr jede höhere geistige Frage als nebensächlich betrachtet wird und die Ministerien, wenn sie's nicht mit innerer Missionswühlerei halten, rein nur noch Triebräder der gedankenlosesten Geschäftsroutine werden? Diese übermäßige Verweltlichung erzeugt eine Isolirung der geistigen und geistlichen Interessen, die so nicht fortdauern kann. Das absolut constitutionelle System ist der Tod der Menschheit. Die leersten, erbärmlichsten Dinge werden auf die Ordnung des Tages gesetzt: alles Große vergangener Zeiten gilt für nichts mehr in diesen Kammern, wo Bauern, Pächter, Schreiber, Gastwirthe über das Staatsleben zu Gericht sitzen. Was sind wir denn noch? Was gelten wir noch? Soll die Geistlichkeit nur Bibeln austheilen, nur Magdalenenstifte besuchen und sich befassen mit dem Kehricht der Menschheit? Nein, mein Freund, mag man von den Jesuiten sagen was man will, sie haben sich die Aufgabe gestellt, die geistige Herrschaft der Kirche aufrecht zu erhalten und den Menschen als Menschen zu retten, ihn nicht im Staate, im Berkämmerlein oder irgend einer andern Gemeinschaft mit Gott oder der Welt zu Grunde gehen zu lassen, und wenn sich der dumme Reubund hätte auf eine solche tiefe Idee aufbauen können, dann wäre Etwas mit ihm geworden, während er jetzt die Stelle der Heirathsbüreaux vertritt und die Politik nur verwirrt, statt vereinfacht."

Schlurck wich von dieser Auffassung unstreitig ab. Doch gehörte es zu seiner Art, daß er jedesmal, wenn er Jemanden von einer Idee warm erfaßt, flammend davon erglüht sah, aufhörte

sie zu bekämpfen. Er wußte, daß dann ein solcher Kampf vergebens ist; er scheute sich sogar vor Allem, was zu ernst und zu schwer auftrat, und so begnügte er sich auch hier mit den einfachen Worten: „Sehr wahr! Sehr wahr!"

Gelbsattel, nun einmal im Zuge, fuhr, durch die scheinbare Zustimmung ermuthigt, fort: „Welche Anmaßung dieses herzlosen, kaufmännischen Ministeriums, das wir jetzt halten und gegen die Demokratie schützen sollen, dieser Prozeß, den Sie für die Stadt führen! Man macht Ansprüche geltend, als handelte es sich um einen alten, durch Böswilligkeit oder Nepotismus unbezahlt gebliebenen Steuerrest! Immer nur der Staat! Immer nur dieses gefräßige Ungethüm, das seine tausend Polypenarme, die wiederum mit tausend Saugwarzen bewaffnet sind, überallhin streckt, überall das Mark jedem Lebenden entzieht und nichts duldet, was nach eigener Verfassung leben mag! Der Hof billigt den Proceß gegen die Commune nicht, aber der Hof ist viel zu schwach, um diese Bankiers und Advokaten, die jetzt das Ruder führen, in ihren Unternehmungen zu hindern. Man hat die Hofkammer zu einem vollständigen Proceß gegen uns instruirt und begierig bin ich zu hören, bester Freund, wie diese Dinge stehen."

Schlurck rückte seine Brille in die Höhe, wie immer, wenn er scharf sehen wollte. „Die zweite Curie der Hofkammer," sagte er, „hat uns alle nur erdenklichen scheinbaren Rechtsansprüche zugesandt! Hier liegen sie!" Er zeigte dabei auf ein Convolut Schriften, das in einem der Schubfächer steckte. „Sie sind," fuhr er fort, „der Hauptsache nach schon vor funfzig und aber funfzig Jahren geprüft und wenn nicht unhaltbar gefunden, doch unbenutzt geblieben. Jetzt will man nun damit Ernst machen und verlangt entweder die reale Ueberweisung aller jener Liegenschaften oder eine Art Abkauf in Form einer von der Stadt zu emittirenden Schuldverschreibung im Werth von zwei Millionen. Man will zwei Millionen Thaler Papierscheine, die man nicht den Ständen zu motiviren braucht, in Cours setzen. Das ist das ganze Manöver, wofür die Kämmereikasse etwa 50,000 Thaler, um allenfallsige Realisirungen der Scheine bewirken zu können, deponiren müßte. Ich finde darin nichts als eine finanzielle Plusmacherei." — „Würdig der Erfindungsgabe unseres jetzigen Finanzministers!" rief Gelbsattel. „Würdig der Theorie vom Staat als einem nimmersatten Vielfraß! Glauben Sie ernstlich, Schlurck, daß eine solche Operation durchgeht, von den Schöffen und Beigeordneten der Stadt gutgehei-

ßen wird? Ich glaube es nicht. Eher würde man die Liegenschaften selbst abtreten, und ermessen Sie, welche Nachtheile dann damit für Die verbunden sind, die auf den Ertrag derselben angewiesen leben! Sie würden dies Haus zu verlassen haben, ich selbst würde in meinen besten Einkünften geschmälert werden und eine Menge der nützlichsten städtischen Einrichtungen geriethe ins Stocken, wenn z. B. allein nur die Miethen ausblieben, die Sie von den Johanniterhäusern zu verwalten haben, die Grundzinse hier und da auswärts nicht zu rechnen —" — „Es ist schon schlimm," bemerkte Schlurck, „daß hier leider der Kläger und Richter fast in Einer Person auftritt, der Staat klagt und der Staat entscheidet." — „Ist der Staat wirklich auch schon in den Richtern?" rief Gelbsattel immer erhitzter. „Ist es schon soweit, daß auch die Gerechtigkeit nicht mehr eine eigene unabhängige Institution ist? Nein, vom höchsten Gerichtshof des Landes kann, soll man das nicht sagen. Und es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß sich der alte Obertribunalspräsident für diese Angelegenheit warm interessirt." — „Hat sie einen Zusammenhang mit der Zoologie?" fragte Schlurck lächelnd. — „Wie Sie's nehmen!" erwiderte Gelbsattel. „Einen Zusammenhang mit der Loge hat sie." — „Mit der Loge?" fragte Schlurck erstaunt. „Unser Großmeister mag im Grade der eleusinischen Geheimnisse stehen, ich kenne sie nicht und hab's in unsrer edlen Kunst nicht weiter gebracht als bis zum ersten gehobenen Isisschleier; aber was dieser Prozeß mit der Loge zu thun hat, begreif' ich nicht." — „Mit der Loge wohl auch zunächst nicht selbst", sagte Gelbsattel pfiffig. „Aber mit ihrer Geschichte, wenigstens mit derjenigen Geschichte der Loge, für welche der alte Herr schwärmt. Sie wissen, daß er zu Denen gehört, welche unsere Kunst aus urältesten Zeiten herleiten —" — „Ah so! Aus den ägyptischen, wo man die Pyramiden zu Ehren der Katzen baute, in denen der alte Narr eine göttliche Offenbarung erblickt!" — „Er sieht in der Maurerei," sagte Gelbsattel, „orientalische Tradition, die wir im Abendland der Vermittlung der Kreuzfahrer, besonders aber der Tempelherren verdanken sollen." — „Haben die Tempelherren auch Katzen verehrt?" — „Sie haben es nach vielen Zeugnissen," sagte Gelbsattel völlig ernst. — „Hören Sie!" rief jetzt Schlurck, indem er lachend und wieder ganz erheitert aufsprang, „so soll mir Einer jetzt die größte Thorheit erzählen und mir aufbinden, es gäbe Menschen, die sie für Weisheit hielten, ich glaube es! Wenn die Katzen mit unserm Prozeß in Verbindung stehen, so nehm' auch ich an Begeisterung

für ihn zu, denn alle Miether der Johanniterhäuser klagen über das beispiellose Vermehren der Mäuse und Ratten, so daß Keiner mehr aushalten will, wenn ich ihnen nicht vierteljährig einen Kammerjäger auf die Jagd schicke." — „Noch mehr," sagte Gelbsattel, „ich hege die Vermuthung, daß schon aus eigenem Antrieb der Obertribunalspräsident dem historischen Zusammenhang dieses Prozesses nachforscht! Ein junger Referendar, der in der zweiten Curie der Hofkammer, also in unserem Prozesse, arbeitet und zufälligerweise ein Nachkomme des Ritters Hugo von Wildungen ist, jenes katholischen Comthurs, dem ursprünglich diese Güter sollen gehört haben, hat sich im alten Tempelhause von Angerode eine eigenmächtige Untersuchung des dort seit undenklichen Zeiten vermauerten Archivs erlaubt, was ohne Zweifel nur im Auftrage der Gerichte geschehen ist." — Schlurck, der sich wieder gesetzt hatte, horchte hoch auf. Die Brille schob sich ihm noch höher. — „Der neue Pfarrer von Angerode," erzählte Gelbsattel, „hat mir diese Thatsache angezeigt. Man hat der Wittwe des verstorbenen Pfarrers die Nutznießung der alten Amtswohnung im dortigen ehemaligen Tempelhause gelassen und ihr neuerdings auch noch in einem Anbau Räumlichkeiten zugewiesen. Nach einem Jahre hat diese Frau die Amtswohnung zu verlassen und es ist dem Nachfolger ihres Mannes nicht zu verdenken, daß er sich schon jetzt nach der Beschaffenheit seiner künftigen Wohnung umsah. Man entdeckte dabei, daß der Sohn jener Wittwe, ein junger hier lebender Referendar, ob absichtlich oder zufällig ist unbekannt, das alte Archiv des protestantisch gewordenen Johanniterordens wieder auffand und einen mit Documenten gefüllten Schrein hierher mitgenommen hat." — Schlurck, in der größten Spannung den Worten des Propstes folgend, unterbrach Gelbsatteln mit dem Ausrufe: „Einen Schrein?" — „Mit dem Zeichen des Kreuzes auf dem Deckel, wie Beobachter versichern —" — „Mit einem Worte hier — diesen?" — Gelbsattel blickte erstaunt zur Erde und nach der dunklen Gegend hin, wohin Schlurck in der gewaltigsten Aufregung halb mit der Hand, halb mit dem Fuße gezeigt hatte. „Himmel," rief er, das Kreuz auf dem Deckel erkennend, „wie kommen Sie zu dem Fund? Es ist das Zeichen der protestantischen Ritter von Angerode! An den Flanken des Kreuzes das Kleeblatt mit vier Blättern! Wäre vielleicht wohl gar dies gelbe Papier da auf dem Tisch ein Document, das zu den Acten unsres Prozesses gehört?" Schlurck hielt die Hand auf das Papier, das Gelbsattel eben nehmen wollte. Sein erstes Gefühl bei diesen Mittheilungen war das der Freude. Er

sah endlich einen Zusammenhang für den Ursprung des Fundes und eine Möglichkeit, seine unredliche Verheimlichung desselben auf einen leicht zu entschuldigenden Weg der Ausrede zurück zu lenken. Als der Propst in ihn drang, ihm genauere Auskunft zu geben, wog er ihm langsam die Worte zu: „Gemach! Gemach! Erst sagen Sie mir: Wer ist dieser Wildungen? Giebt es also wirklich einen Bruder des Malers Wildungen? Was ich vor einigen Tagen schon hätte untersuchen sollen, als ich an Bartusch —" — „Es giebt deren zwei," begann Gelbsattel mit einem eigenen Ausdruck forschender Ungeduld und unterbrach die Vorwürfe, die sich der Justizrath über seine Sorglosigkeit in so wichtigen Dingen machen wollte. — „Von einem Maler hört' ich," sagte Schlurck. „Hat er also wirklich einen Bruder?" — „Einen jüngern," berichtete der Propst, „einen an Scharfsinn und Unternehmungsgeist dem ältern weit überlegenen." — „Wie kommen diese Wildungen nach Angerode?" fragte Schlurck zerstreut. Er dachte nur an Egon, an den Heidekrug, an seinen Brief, an Melanie — „Durch ihren Vater, der dort die Stadtpfarrei vor einigen Jahren antrat und seit einigen Monaten nicht mehr lebt," erzählte Gelbsattel. „Dieser Mann ist in meine früheste Jugendzeit verwickelt. Man konnte uns Freunde nennen, wenn wir uns nicht um eines Mädchens willen überworfen hätten. Eine gewisse Julie Rodewald war der Zankapfel, der zuletzt hinüber zu ihm flog. Es war ein wunderlicher, grämlicher Mann, den die Ehe mit dem Mädchen, das wir Beide liebten, nicht heitrer stimmte. Er verbauerte in Thaldüren, wo man ihn als Pfarrer ließ, weil er zu keiner bessern Stellung paßte. Bald Pietist, bald Rationalist, bot er dem Consistorium kein klares Bild, keinen Henkel, schrieb ich ihm einmal auf seine ewigen Klagen um Verbesserung, um ihn anzufassen. Auf einer Rundreise durch seine Gegend wollt' es die Amtspflicht, daß ich bei ihm vorsprach. Er wurde heftig. Er sagte mir die bittersten Dinge und nannte seine Ehrlichkeit den Henkel, an welchem ihn freilich die Lügner nicht zu fassen wagten. Auf so wildes Gerede hin that man besser, ihm die nächste Vacanz zu geben. Er bekam sie nach Angerode als Stadtpfarrer und starb dann sehr bald nach der Uebersiedelung in die kaltgründigen alten Zimmer des Tempelhauses. Von der Universität und aus Schulpforte her, wo ich, Wildungen, Rodewald und ein gewisser Rudhard Contubernalen waren, weiß ich, daß diese Wildungen vom Johanniter Hugo von Wildungen stammen, und oft sagte er mir, wenn sich gewisse Urkunden fänden, könnte er ein überreicher Mann

sein. Ich gestehe, daß ich ihn später, da mir Gegenstände seiner etwaigen Ansprüche selbst so wunderbar zur Bedingung meiner eigenen Existenz wurden, mit einem gewissen Mistrauen nach Angerode ziehen sah. Wie nun, wenn sein Sohn auf Veranlassung des Processes, worin er schon arbeitet, in Angerode Nachforschungen gehalten hat, die mit Entdeckung eines eingemauerten Archivs endigten? Ich habe sogleich Auftrag gegeben, weitere Untersuchungen anzustellen und bin erstaunt, bei Ihnen schon die Spuren dieses unerwarteten Incidenzfalles anzutreffen."

Schlurck lächelte und sagte: „Bester Freund, Sie nehmen mir eine große Last vom Herzen. Dieses alte Ding da ist auf nicht ganz ostensible Art in mein Haus gekommen; aber wenn ich dabei etwas verbrach, so entschuldigt mich der Eifer für unser gemeinschaftliches Interesse. Ich will Ihnen diese Sache erzählen."

Gelbsattels Neugier wurde durch eine Unterbrechung gestört. Bartusch war eingetreten und flüsterte seinem Prinzipal ins Ohr, der Amerikaner wäre da. „Rechnen Sie mit ihm," sprach Schlurck, den ein Zittern befiel. „Führen Sie ihn in ein anständiges Zimmer! Zählen Sie seine Caution und stellen Sie ihm Scheine dafür aus soviel er will, ich will sie unterschreiben. Den Knaben kann Melanie unterhalten." Bartusch nickte und ging, die Hand voller Papiere. Es währte einige Secunden, bis Schlurck den unangenehmen Eindruck dieser Unterbrechung überwunden hatte. Dann erzählte er dem aufhorchenden Freunde, wie er in Hohenberg von einem kleinen Ball, den man dort zu gegenseitiger Unterhaltung versucht hätte, eine Dame nach Hause begleitet hätte (die Justizdirektorin von Zeisel nannte er nicht) er dann bei einem Frachtwagen, der die Achse gebrochen hatte und abgeladen werden mußte, jenen Schrein gesehen hätte, dessen Deckel ihn so frappirte, daß er ihn als Fund an sich nahm, während der Fuhrmann, der sich verletzt hatte, ohnmächtig lag. Er wäre natürlich gewillt gewesen, den Fund wieder herauszugeben, hätte ihn auch schon in den Zeitungen annoncirt. Den Schmied, der mit Wiederherstellung des Wagens beschäftigt war, hätte er mit einigen Worten beruhigt. „Ich erinnerte an eine alte Geschichte, in der er eine Rolle gespielt hatte, für die ihm noch für den Rest seines Lebens eine gewisse fatale Belohnung gut ist, wenn man ihn entdeckte!" — „Sie Allwissender!" bemerkte Gelbsattel erstaunt. — „Ich ließ den Schrein hier öffnen," schloß der Bericht, „und fand Papiere, die mit unserm Prozeß innig zu-

sammenhängen. Daß dies jener Gegenstand ist, den man in Angerode vermißt, scheint mir unwiderleglich. Es frägt sich, ob die Regierung und die zweite Curie jene Untersuchung anordnete oder ob der junge Mann, den Sie erwähnen, aus eigenem Antrieb auf diese Entdeckung kam. Jedenfalls hab' ich jetzt das Recht zu sagen, ich hätte einen geraubten Gegenstand bei einem Hehler entdeckt und es für meine Pflicht gehalten, ihn mir bis auf Weiteres anzueignen. Werden Sie diese Wendung unterstützen?" — „Ohne Widerrede!" lautete die kecke Antwort. — „Meldet sich jetzt dieser Wildungen," fuhr der Justizrath fort, „so verweigern wir ihm die Auslieferung. Die Anfrage in der Zeitung hat dann den Zweck gehabt, hinter eine unerlaubte Aneignung zu kommen. Wir geben den Inhalt des Schreins zu den Akten. Ich ließ ihn nicht öffnen, er sprang von selbst auf." — „Gut, gut! Und was glauben Sie, daß durch diese höchst wahrscheinlich in bestimmter Absicht verborgen gehaltenen Documente bewiesen werden könnte?" — „Nach flüchtiger Durchsicht," sagte Schlurck ruhig, „sprechen die Papiere weder für uns, noch für die Regierung. Eher möcht' ich glauben, daß der Auffinder eine persönliche Absicht hatte. Er erschien bald darauf in Plessen und forschte eifrigst nach der Art, wie jenes Frachtstück verloren ging. Meine Schmiede scheinen nicht Wort gehalten zu haben; denn zu meinem Erstaunen äußerte er, über den Verlust selbst beruhigt zu sein. Er wüßte, daß Ich den Schrein besäße. Auf der andern Seite ist es auffallend, daß Viele behaupten, der Forscher nach dem Schrein wäre Prinz Egon gewesen." — Neues Erstaunen. Manche Mittheilung über den Prinzen fiel. „Freund, Ihr Scharfsinn wird binnen kurzem alle diese Dunkelheiten lichten!" sagte der Propst. „Doch hüten Sie sich vor diesem Dankmar Wildungen! Es ist ein unternehmender verschmitzter Kopf, voll planmäßiger Schlauheit!" Es folgte eine Schilderung der Persönlichkeit Dankmars, die Schlurck sehr bestürzt machte. Er begriff, welche Verwirrung er durch seinen Brief an Bartusch damals angerichtet hatte. Jedenfalls hatte er sich getäuscht, und sein Unmuth darüber wuchs, als Melanie halb die kleine Wendeltreppe herabstürmte und ohne Rücksicht auf Gelbsattel schon auf den Stufen in die ängstlichen Worte ausbrach: „Vater! Eben will ich dem kleinen Amerikaner, da er so mädchenhaft aussieht, wie Cherubim im Figaro eine Haube aufsetzen, als er mir sagt: Ich möchte ihn schonen, er wäre betrübt über die Krankheit des Prinzen. Ist denn der Prinz krank? So gefährlich krank, wie dieser Knabe sagt? Sorgen die Aerzte wirklich um

sein Leben —?" — „Allerdings, sagte Schlurck. „Doch geht dich Das wenig an. Du bist über den Prinzen in einem Irrthum." Melanie blickte den Vater starr an. „Ich habe eine große Thorheit begangen. Es war nur ein junger Referendar, Namens Wildungen, der Euch im Schlosse besucht hat! Es ist ein Freund des Prinzen! Es giebt zwei Wildungen, einen Maler —" — „Und einen Referendar!" fügte Gelbsattel hinaufschmunzelnd hinzu.

Melanie entfernte sich erblassend. Ohne zu antworten schwankte sie die engen Stufen hinauf. Bald hörte man oben, daß ein Fenster aufgerissen wurde, das in den Hof führte, und Melanie rief: „Neumann! Anspannen!"

Gelbsattel, von dessen Kirche es soeben dumpf zwei Uhr schlug, empfahl sich. Er sagte noch zu Schlurck: „Sie haben viel auf dem Herzen, bester Freund, was Sie mir nicht mittheilen wollen. Ich denke, Sie werden es, wenn es reif ist oder, um es zu werden, meine Mitberathung vielleicht in Anspruch nimmt! Einstweilen hab' ich hier merkwürdige Thatsachen erlebt! Soviel seh' ich, daß wir verwickelten Schwierigkeiten entgegengehen und Manches erfahren werden, was wir in den bisherigen Stadien unserer Angelegenheit nicht für möglich hielten." — „Behalten wir Muth! Es ist eine dumme Wahrheit, die nur in der Mathematik gilt, daß der gerade Weg zwischen zwei Punkten der kürzeste ist. Im Leben ist im Gegentheil der gerade Weg der längste. Nur was den Geist spornt, in Thätigkeit setzt, zum Aufmerken zwingt, belebt ihn, und der Geist ist's allein, von dem die Maschine abhängt; oder meinen Sie umgekehrt, daß die Maschine den Geist regiert? Manchmal, wenn ich Appetit habe und mir die Gedanken schwinden, möcht' ich fast das Letztere glauben! Es wird Essenszeit." Schon wollte sich Gelbsattel entfernen, als er noch zwischen Thür und Angel um eine Empfehlung für einen Franzosen bat, der hierher gekommen wäre, Herrn Professor Rafflard aus Paris, an den Criminaldirektor? — „Er soll einen honetten Einbruch machen," sagte Schlurck, „dann braucht er meine Empfehlung nicht." Es kam heraus, daß Professor Rafflard als Agent einer Humanitätsgesellschaft reiste, um sich über den Zustand der Gefängnisse bei uns zu unterrichten. „Aha!" sagte Schlurck. „So ein philanthropischer Salonquäker! Einer, dem es nur dafür um Orden, Titel und Einladungen zu thun ist! Wie viel gute Ideen müssen doch dafür herhalten, daß eitle Menschen auf sie reisen und sich lächerlich machen! Verbesserung der Gefängnisse! Eine Feile und

ein Strick ist für die Spitzbuben die beste Verbesserung der Gefängnisse. Ich will's dem Criminaldirektor übrigens sagen."

Damit trennten sich beide Freunde. Schlurck kehrte in sein Bureau zurück, schloß von innen ab und stieg langsam und nachdenklich in den ersten Stock, um zu lauschen, wie weit Bartusch mit dem Amerikaner gekommen war. Er begegnete Melanie, die ihm auf die Frage, ob sie heut mit ihm zur Harder fahren würde, keine Antwort gab. Sie hatte sich den Hut aufgesetzt, einen Shawl umgeworfen und stürmte die Treppe hinunter, um sich in den offenen Wagen zu werfen, der so eben unten in der Hausflur vorfuhr. „In's Atelier des Professors Berg!" rief sie und warf sich in die weißen Kissen des Wagens.

Als ihr der Vater vom Fenster nachsah, wie sie sich erst im Wagen die Handschuhe anzog und mit kalter Verachtung der Welt um sich herblickte, dann den Schleier überwarf und rasch davonfuhr, dachte er bei sich selbst: Wohin tobst Du, um Deiner Verzweiflung zu entfliehen? Du hast Dir eingebildet, einen Fürsten erobert zu haben, und nun ist es nur ein gewöhnlicher Mensch, wie wir alle! Begeh' keine Thorheit, wilde Tochter! Hat dieser gewöhnliche Mensch so viel Verstand, wie Gelbsattel behauptet, so könnte er mich, wenn er Dich liebt, zum Schwiegervater eines Millionärs machen!

Zwölftes Capitel.

Die Ganzen und die Halben.

Eine Werkstatt der zeichnenden Künste mußte so gebaut sein, wie die des berühmten Professors Berg, um neben ihrer Bestimmung, dem Künstler Gelegenheit zu ungestörtem Fleiß zu geben, auch als freier Tummelplatz heiterer Laune und scherzhaften Gesprächs dienen zu können. Der große Anbau seines italienischen Hauses war eine Halle, massiv gebaut, aber doch in Form jener antiken Bauart gehalten, die den Ursprung aller Architektur aus zusammengelegten, durch bunte Malerei, Vergoldung und Zierrath aller Art gehobenen Blöcken nicht verbergen will. Schimmerte auch nicht die Decke in goldenen Verzierungen, so traten ihre Balkengevierte doch durch Farbenschmuck aller Art frisch hervor. Die Form der Halle war eine dreitheilige. Drei große nach Norden gehende Fenster warfen das der Malerei nothwendig

Licht in den gewaltigen Raum, der durch zwei von der halben Decke herabgehende schwere grüne Vorhänge in zwei größere und eine kleinere Abtheilung getrennt war. Ließ man die wuchtigen Vorhänge zufallen, so waren die hinter ihnen beschäftigten Maler von einander getrennt. Standen sie offen, so gewährten sie die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Unterhaltung durch das ganze Atelier. In dem ersten Drittheil saßen einige Schüler und Anfänger, im großen Zwischenraum die selbstständigen jüngern Kräfte, die sich um Professor Berg schaarten, im dritten war er selbst beschäftigt. Die große Südwand, massiv, war in pompejanischem Geschmack gemalt. Die rothe Farbe hatte in dem bunten Gemisch den Vorrang. An der Ostwand befand sich der doppelte Eingang, einer von unten her und einer von der Altane oben, die das erste Stockwerk des Hauptgebäudes mit dem Atelier verband. Auf der Hälfte der Stiege, die von oben her kam, schloß sich ihr von unten herauf eine andere an, die in einer langen, hölzernen, mit grauer Oelfarbe gestrichenen Brücke endete, die sich durch das ganze Atelier ziemlich nahe an der Südwand hinzog — diese Brücke diente für große Gemälde, die vom Fußboden aus nicht gemalt werden konnten. Hier und da ließ sie sich auseinandernehmen und auf Rollen nach Belieben vor große Cartons oder Oelbilder rücken. Siegbert arbeitete im Mittelraum. Nicht weit von ihm Leidenfrost, neben diesem der junge schöne schlanke Heinrichson, derselbe, dem zu Gefallen Frau von Harder den Ankauf zweier Schwäne aus Island für die königlichen Gärten veranlaßt hatte. Neben ihm stand jener Ofenschirm, hinter welchem Frau von Trompetta die Bewegungen jenes Schwans, seine Angriffe auf eine hölzerne Figur, Leda, mit so vieler Angst beobachtet hatte. Dann kam ein junger Maler, Namens Reichmeyer, ein Verwandter des Bankiers von Reichmeyer. Diese vier arbeiteten in der mittleren Halle. In der Vorhalle standen drei oder vier Schüler. Der Raum, den Berg allein einnahm, war noch mit einem kleineren, von Tapeten gebildeten, oben offenen Cabinet versehen für die Aufnahme lebender Acte.

Siegbert, Leidenfrost, Heinrichson und Reichmeyer waren in einem Gespräch begriffen, wie man ein solches, allerdings mit Unterbrechungen, langen Pausen, auch bei einer geistigen Production, die viel Mechanisches in Begleitung hat, führen kann. Sie hatten vom frühen Morgen an größeren Arbeiten geschafft und nahmen jetzt gegen Mittag leichtere vor, die dann um so mehr

erlaubten, daß dann und wann ein Scherz die gesammelte Stimmung durchkreuzte.

Siegbert arbeitete an seinem Albumblatt für Frau von Trompetta. Die drei andern Maler standen eben hinter ihm und wollten wissen, was er ins Gethsemane zu „stiften" gedächte. Nur erst in schwachen Andeutungen sah man eine orientalische Gegend. Palmen, Felsgestein, Oelbäume. Am Boden ruhte Christus schlafend. Vor ihm stand eine noch nicht fertige undeutliche Figur — Negerknaben mit Fackeln — In der Ferne ein Kameel mit Dienern. Andeutungen am Horizont zufolge, die auf Sterne rathen ließen, sollte die Beleuchtung Nacht sein.

„Ist das unklare Menschenbild da vielleicht," sagte Max Leidenfrost, eine kleine Figur mit vertrockneten, sogenannten Silen- oder Sokrateszügen, „ist Das vielleicht einer von den heiligen drei Königen, der nach dreißig Jahren wieder nach Jerusalem kommt, um den inzwischen stattlich herangewachsenen Heiland in seiner traurigsten Lebenssituation wieder zu sehen? Er scheint sich recht zu verwundern, wie mit der Zeit kleine Kinder so aus Krippen herauswachsen können!"

Siegbert antwortete, indem er mit dem Gummi die Negerknaben corrigiren wollte: „Diese Jungen tragen Fackeln, um eine Art Rembrandt'scher Beleuchtung hervorzubringen. Die schwarzen Mohrenjungen hätten sich unter den Fackeln gewiß prächtig ausgenommen. Aber sie kommen nun fort!" — „Nein! Nein!" entgegnete Heinrichson und hielt die Hand mit dem Gummi zurück. „Warum denn so rasch mit dem Aendern und Vertilgen! Ein Motiv muß man nicht so bald aufgeben. Namentlich vor einem Leidenfrostigen Witz nicht!" — „Ist denn Das blos ein Witz?" sagte Leidenfrost, „wenn einmal wieder einer von den drei Königen einen Besuch in Galiläa machte? Könnt' er denn Jesus bei dieser Gelegenheit nicht gesagt haben: Braver Mann, ich hielt so viel von Ihnen, aber Sie sind auf dem Wege, sich in's Unglück zu stürzen! Sie wollen eine neue Religion stiften und ich komme expreß aus Indien, um Ihnen zu sagen, daß wir dort noch einige recht gute alte Religionen auf Lager haben! Die Mohrenjungen mit den Fackeln würden eine treffliche Symbolisirung näherer Aufklärung über diesen Gegenstand sein. Lesen Sie Zendavesta und die Vedas, meine Herren! Selbst Gützlaff gesteht, daß Confucius gar kein Confusionarius war." — „Ich vermuthe eher," entgegnete Reichmeyer, der unter den Atelierüberhemden, die sie trugen, an Eleganz mit Heinrichson wetteiferte; „ich vermuthe eher, daß wir einen Abgesandten des Haupt-

manns von Kapernaum vor uns haben, der Jesus zu seinem Herrn beruft. Der Heiland versichert ihm, daß er das Wunder bereits verrichtet hätte, er möchte nur nach Hause gehen und sich schlafen legen —" — „Nein," fiel Leidenfrost trocken ein, ohne eine Miene zu verziehen, „ich kann nimmermehr glauben, daß die hohe stattliche Figur, die ich vor dem Heiland da entstehen sehe, ein Unteroffizier oder eine Ordonnanz ist. Ich will dem militärischen Geist der Juden nicht zu nahe treten, aber so stattlich waren die Resultate ihrer Rekrutirungen nicht." — „Ich glaube auch," fuhr Heinrichson fort, „daß der Hauptmann von Kapernaum ein römischer Centurio war. Die Mohrenjungen sind dann eher angebracht. Man könnte dann annehmen, dieser römische Hauptmann wäre aus jener Armee hervorgegangen, die schon unter Antonius bei Madame Kleopatra afrikanische Luxusstudien machte —" — „Mein Himmel," unterbrach Siegbert, dem des Spottes und Schraubens nun zu viel wurde, diese für zwei Maler, die schon auf einige Ausstellungen Heiligenbilder geliefert hatten, charakteristischen Aeußerungen; „mein Himmel, welche Verwirrung über die Auslegung einer einfachen und, wie ich eher glauben will, nicht ansprechenden Idee! Ich will nichts Anderes als hier die Thatsache wiedergeben: Nikodemus kommt bei Nacht zum Herrn. Hier schlafen unter freiem Himmel die Jünger, von denen nur einige sichtbar sind. Christus wacht und ist im Begriff sich zu erheben, den nächtlichen Besuch des vornehmen Pharisäers zu empfangen, der, von Achtung vor dem Religionswerk des Heilands durchdrungen, doch nicht den Muth hat, ihn schon öffentlich zu bekennen. Die beiden Mohrenknaben leuchten ihm in den Garten. Hinten steht ein aufgezäumtes Kameel, auf welchem er aus der Stadt gekommen. Seine Diener, wie die Mohrenknaben wollt' ich in ehrerbietiger Andacht erscheinen lassen. Hinten sieht man die Zinnen von Jerusalem." — „Sehr schön!" rief Heinrichson mit einer gewissen vornehmen Herablassung. „Die Skizze ist würdig, in Oel ausgeführt zu werden. Schon seh' ich, daß Sie beabsichtigen, das rothe Licht grell auf die schlafenden Jünger fallen zu lassen. Es kann ein sanftes Leben in das Ganze kommen! Diese Nachtstille, diese schlummernde Pflanzenwelt! Und dabei das heilige Wachen des Glaubens und die feierliche Beherrschung der schlummernden Natur durch die Macht des Geistes! Ich sehe das Blatt schon fertig vor mir und verspreche Ihnen eine gute Wirkung —" Auch Reichmeier stimmte dem plötzlich ausnehmend wohlwollenden Urtheil Heinrichson's, das Siegbert fast stutzig machte, bei und nannte das Ganze einen

„guten Gedanken.“ Nur tadelte er die Mohrenknaben. Siegbert hätte selbst schon angedeutet, daß diese Vermuthung auf Abwege führen und für nicht echt jüdisch gehalten werden könnte. Die Juden hätten nie solche Sklaven gehabt. — „Ach was!“ rief Leidenfrost. „Welcher Künstler wird sich denn an solche Niemals! kehren? Wir haben ja auch keine Sklaven und doch Jockeys, und wer sich einen Neger halten kann und die Kreuzung der Racen unter seinem Gesinde nicht fürchtet, der läßt sich grade von einem Neger dahin begleiten, wo einheimische Bediente vorlaut und unzuverlässig sind. Bleiben Sie bei den Negerknaben und auch bei dem Kameel! Die alten Italiener waren darin so ungenirt.“ Siegbert, ermuthigt durch diesen Zuspruch und ohnehin bereits den ganzen Vormittag in aufgeregter Laune, fiel mit den heitern Worten ein: „Die Negerjungen lass' ich schon der Frau von Trompetta wegen. Sie werden ihr die traulichsten Missionsgedanken wecken.“

„Bedenklicher freilich, bester Freund,“ lenkte jetzt Leidenfrost ein, „ist der geistige Ausdruck Ihrer Skizze! Sie wollen doch gewissermaßen sagen: Seht da Einen von Denen, die nicht den vollen Muth ihrer Ueberzeugung haben! Nikodemus fühlt einen Anflug von Christi göttlicher Sendung, ahnt, daß dies der verheißene Messias ist, und hat doch nur den Muth, bei Nacht zu ihm zu kommen! Ich bin begierig, wie dies Urtheil des Künstlers heraus kommt! Denn urtheilen, das müssen wir doch dürfen? Nimmermehr werd' ich die feigen Pinsel anerkennen, die nur die Thatsache geben wollen und das Urtheil dem Beschauer überlassen. Der Künstler soll Partei nehmen, wie die Alten es thaten. Die Alten malten im Glauben. Der Glaube war damals Partei. Zweifel konnte nichts malen. Der sah nur auf Effecte, wie seit Guido Reni, Carlo Dolce und meinem sonst so prächtigen, aber theatralischen Guercino Mode geworden. Die Neuen haben nun aber keinen Glauben und haben auch keinen rechten Zweifel. Gut! Dann sollten sie nur wenigstens gerecht sein und geschichtlich wahr. Sie mögen eine Thatsache einfach hinstellen, aber dann muß sie so gruppirt sein, daß sie verrathen, sie hätten selbst darüber nachgedacht nnd empfänden Etwas über ihr Bild, irgend eine Ueberzeugung. Wie kommt mir nun hier, bester Wildungen, die Erbärmlichkeit dieses Nikodemus zur Anschauung, der nur bei Nacht den Muth hat, ein Christ zu sein? Zeigen Sie mir diese seine Erbärmlichkeit! Diesen Augenspiegel unserer ganzen Gegenwart!“

„Ich weiß zunächst nicht,“ antwortete Siegbert, die ästhe-

tische Tendenzfrage vermeidend, „soll ich den Mann sehr reich oder recht arm kleiden? Das Erstere würde im Einklang zu seinen Dienern und den geschmückten Kameelen stehen, das Letztere durch den Contrast mit diesen Umgebungen andeuten, daß er demüthig und voll Reue ist, seines Prunkes sich begeben will und Jesus versteht. Dieser sagt ihm ohnehin, es könnte Niemand selig werden, der nicht in den Schooß seiner Mutter zurückkehrte und von Neuem geboren würde. Arm aber oder reich gekleidet, so denk' ich doch, daß hier die einfache Thatsache ihre Auslegung in sich selbst trägt. Wie sollt' ich hier mein Urtheil anbringen, ohne nicht in Gefahr zu gerathen, den Frieden der Situation zu stören? Sie möchten den Nicodemus mit dem Pinsel gern geißeln, Leidenfrost! Geht Das?" — „Prügeln möcht' ich ihn, und nicht bloß mit dem Pinsel!" — „Nein!" fuhr Wildungen fort, „bleiben wir in der Welt des Tuschkastens! Liegt nicht schon in des Heilands ernstem Blick eine versöhnende Kritik seines nächtlichen Besuches? Wird nicht Nikodemus demüthig zur Erde schauen müssen und sich verneigen, mit gekreuzten Armen, wie der Andächtige vor dem Crucifix? Versöhnt Das nicht? Und er kommt ja doch! Er folgt ja doch zu irgend einer Stunde dem innern Ruf, wenn auch nur bei Nacht! Er büßt seinen Fehler dadurch, daß — er ihn büßt! Mehr als das bloße „Doch kommen," „doch dem innern Drange Erliegen," mehr als dies, das würde schon Strafe sein, unmöglich vorauszusetzen in des Erlösers Absicht. Ich theile wie Sie den Zorn über die uns täglich begegnenden Menschen, die nicht den Muth ihrer Ueberzeugung haben; aber ich gestehe, ich habe mit Nicodemus Mitleid. Und gestehen Sie auch, wenn ein reicher Mann, ein gefeierter Schriftgelehrter zum Herrn kommt, ist's doch noch Etwas mehr, als wenn sich zu ihm arme Fischer und Handwerker hielten!" — „Hm!" brummte Leidenfrost. „Zumal wenn man bedenkt, daß sich Tausende von Müßiggängern, die dem galiläischen Wanderprediger nachliefen, manchmal, um satt zu werden, mit fünf Broten und zween gebacknen Fischen begnügen mußten. Gut! Wildungen! Malen Sie Ihren Nicodemus, zu deutsch: Ihren Herrn von Volksbezwinger so, wie er für die fromme, weichmüthige Welt paßt und gewiß im Gethsemane bei Hofe großen Effect machen wird — aber wenn ein Anderer einmal den Gegenstand ergriffe —" — „Schweigen Sie endlich!" rief Heinrichson mit wirklichem Zorn. „Ihr verdammter Ideenluxus, Leidenfrost, macht uns noch Alle confus! Wenn wir einen Gedanken zu haben glauben, so setzen Sie immer noch einen Trumpf

drauf und bringen uns in Verwirrung.“ Reichmeyer stimmte dieser Bemerkung kräftigst bei und wünschte die Kritik zu allen Teufeln.

Siegbert fuhr ungestört und nicht im geringsten erzürnt in seiner Bleistiftskizze fort. Er sagte nach einer Weile, nachdem Alle wieder an ihre Arbeit gegangen waren: „Wie kann Euch eine fremde Auffassung nur irre machen! Ihr wißt, daß ich mit dem Namen Künstler nicht so oft um mich werfe, wie so viele Pfuscher unserer Kunst; aber darin hab' ich mich doch als Künstler weg, daß ich nicht von jedes Andern Ideen so rasch ergriffen werde, um aus meinen eigenen Anschauungen, aus dem mir gerade nothwendigen Leben des Gemüths und den Grenzen meiner Phantasie herauszukommen. Ich wünschte grade, daß Leidenfrost aufrichtig sagte, wie er diesen Stoff behandeln würde! Was thut Das mir? Ich müßte mir vorkommen, als wäre die Malerei mein Elend, wenn ich sofort vor der Ideenwelt eines Andern erschräke!“ — „Diese Meinung theil' ich nicht,“ sagte Reichmeyer. „Hat man von einer andern Auffassung den Effect erkannt, so bin ich der unglücklichste Mensch, wenn ich bei meiner eigenen, die vielleicht nüchterner ist, bleiben muß!“ — „Diese Empfindung,“ antwortete Siegbert, haben Sie nicht aus Italien, sondern aus Paris mitgebracht. Sie Glücklicher, Sie hatten die Mittel, auf Reisen zu gehen, und wählten Paris für Rom und Florenz! Was haben Sie bei Vernet und Delaroche gelernt? Vortreffliche Farbenzusammenstellungen, rasche Pinselführung, aber auch eine knechtische Verehrung des Götzen Effect, den Ihnen unser guter treuer Eckart der Kunst, Professor Berg, nicht wieder austreiben kann. Ihr seid die wahren Eklektiker der Kunst! Ihr malt die Heiligen, die Griechen, die Fischerknaben, die Betteljungen, die Grenadiere, Alles durcheinander, wenn sie nur einen brillanten Moment abwerfen, wie Schauspieler, denen jede Rolle, jeder Geschmack recht ist, wenn sie nur Gelegenheit finden, sich als Virtuosen zu zeigen.“ — „Die Deutschen malen langweilig,“ entgegnete Reichmeyer. „Jeder denkt, wenn er sich selbst gegeben hat, so wär' er mit dem Pinsel ein Poet. Das ist eine alte Sage, die noch von unsern Akademieen und den bezahlten Professoren aufrecht erhalten wird. Aber die Geldbeutel der Käufer glauben nicht mehr daran. Sehen Sie nur zu, Wildungen, was geschehen würde, wenn man von unsern königlichen Frescomalern ihre Nibelungensuiten, nach der Elle gemessen, auf den Markt brächte; wer würde was dafür geben, auch wenn er die Wände hätte, die bunten Tapeten passend aufzukleben!“ —

„Darum Dank dem Himmel," antwortete Siegbert, „daß noch Möglichkeiten sind, die Kunst von der Liebhaberei des Privatgeschmacks frei zu erhalten! Sagen Sie nicht, ein Fürst, der viel auf große Bauten verausgaben kann, folgte doch auch nur in deren Ausschmückung den Eingebungen seines Privatgeschmacks! Nein! Wir mögen über Geschmacksrichtungen streiten, soviel wir wollen, eine Kirche bringt ihren eignen Geschmack mit sich, ein Königspalast gleichfalls, eine offene große Halle ebenso. Jede Anknüpfung der Kunst an große Institutionen veredelt das versteckte Gelüst der Privatliebhaberei, und könnten wir es dahin bringen, daß alle Anknüpfungen der Künste noch, wie in alten Zeiten, großartige, allgemeine, vom ganzen Staatsleben unterstützte wären, so würden wir aller Willkür der Kritik, aller Anarchie der Production überhoben sein und Das malen, dichten, meißeln und componiren, was die Zeit will und was sich für das Allgemeine und die Würde der Kunst schickt." — „Ja, Bildungen," mischte sich Leidenfrost wieder beistimmend ein, „Sie sind auch so ein Nicodemus, der nur manchmal bei Nacht in den Hof der Wahrheit kommt! Sie wissen das Bessere und handeln nicht darnach, von Heinrichson und seinem alten mythologischen Schwänekram und Reichmeyer's Melodramenmalerei ganz zu schweigen. Ich habe Sie gestern mit Champagner gelabt, ich darf Ihnen heute Wermuth reichen. Wenn Ihr wahr sein wollt, giebt es keine ideale Malerei mehr, es giebt nur noch Landschaften, Jagdstücke, Porträts, und auch die sind verdrängt durch die Lichtbildnerei. Die wahre Bestimmung der neuern Malerei ist Zimmerschmuck und in allen andern Bestimmungen erblick' ich nur Krücken, auf denen sie nothwendig einherhumpelt! Kirchengemälde! Wer baut denn Kirchen aus Kirchendrang? Sind denn Kirchen nöthig? Schmelzen nicht alle Gemeinden der positiven Staatskirche so zusammen, daß sie in einem mäßigen Saal Platz hätten? Und die Dissidenten, die Sektirer, die eigentlichen Frommen wollen vollends keine Bilder. Um die paar Kirchen, die der Gustav-Adolphverein bauen läßt, wird man doch nicht sagen, daß das Kirchenbauen noch an der Zeit sei! Cornelius mit seinem ganzen jüngsten Gericht ist für mich eine alte Reliquie von Anno Schwartenleder. Da sind bei ihm wohl mehr Gedanken sichtbar als bei Rubens mit seinen dicken zu Gnaden angenommenen Blondinen und den alten wasserbäuchigen Sündern. Cornelius hat Kohlrausch's deutsche Geschichte gelesen und weiß sogar, wer Segestes gewesen, und Rubens hat nicht den Kohlrausch gelesen, aber die Geschichten mit den jüngsten Gerichten und

den Posaunenengeln und den Zornschalen das ist alles alte Schweinsschwarte. Gott Vater, Gott Sohn, Gott der heilige Geist und solch buntes Farbengepinsel! Sind denn Ruhmeshallen an der Zeit? Was ist denn Ruhm? Ein König setzt sich zu Gericht und sagt, was Ruhm ist! Ich will ein Volk sehen, das seine Kränze durch millionenfache Acclamationen austheilt und was erleb' ich? Den, den ein paar Tausend bewundern, wollen ein anderes paar Tausend mit Koth bewerfen! Ehe nicht unsere Gesellschaft geändert ist, ehe nicht die Herrschaft des Volks entschieden hat, was noch heutzutage die Schultern des Menschen tragen, seine Hirnfasern glauben können, ist alle Kunstpflege Spitalsuppe. Der thut fromm und mischt seine Farben statt mit Oel mit Thränenwasser, wie Fiesole; der malt lange Hünen und ausgereckte Recken, die Cuvier zu Mammuthszusammensetzungen hätte benutzen können, zu präadamitischen Zeuglodons; der liebäugelt mit dem allgemeinen Begriff des Schönen und lockt sich ein Situatiönchen aus einem Gedichtchen oder einem Mährleinchen hervor — und das Gequängel und Gepimpel wird noch dazu von einem ebenso confusen Geschmack bezahlt, beliebäugelt, und doch jammern die Herren, daß diese Sachen nicht das Evangelium sind und die Menschheit ummodeln können! Mit den Dichtern und Componisten ist es ebenso. Alle leiden daran, daß unsere Zeit erst zu einer neuen Herrschaft großer Thatsachen im Durchbruch liegt, Alle klammern sich an Vergangenes und machen sich eine künstliche Bildung, weil für eine natürliche und zeitgemäße die Anknüpfungen fehlen. Oft denk' ich: Käme nur einmal ein Wetter und übergösse das Alles, was jetzt da prangt und sich brüstet, mit Hagel wie Quadersteine so groß! Auch die Kalmücken nähm' ich zu dem Ende mit Vergnügen an, wenn sie nur Alles kurz und klein hackten wie die Türken in Alexandria, die nichts leben ließen als den Koran. Unser ganzes Zeitalter ist ein solches buchmäßiges und schriftgelehrtes, wie's das alexandrinische war."

Heinrichson war über diese Humoreske empört. Er nannte sie outrirte Barbarei und warf Leidenfrosten ein Stück Holz nahe an den Kopf und nebenbei gab er ihm Vorwürfe, wie er sich in so auffallenden Behauptungen gefallen könnte, die an burschikose Renommisterei grenzten. „Sie wissen nicht, Leidenfrost," sagte er mit seinem feinen, spitzen Tone, „welcher Stimme Ihres Innern Sie folgen sollen! Bei uns Malern sprechen Sie wie ein Maschinenbauer und wenn Sie hinausgehen in die Willing'sche Maschinenfabrik und dort Modelle zeichnen,

so werden Sie gewiß wieder da von idealen Formen reden und die Locomotiven mit häßlichen Tintenfässern vergleichen, ja nicht einmal mit diesen, sondern mit chemischen Zündfeuerzeugen oder Apothekerbüchsen zu Pferdekuren. Ich wette, daß Sie eben im Begriff sind, einen neuen Hebebaum zu erfinden und wenn er gut ist, wird der Königshasser die Demüthigung erleben, daß man ihn beim kölner Dom in Anwendung bringt." — „Aha," rief Leidenfrost und pfiff die Marseillaise.

„Die Politik," sagte Siegbert zur Vermittelung, „die Politik, lieber Heinrichson, spielt sehr in diese Fragen hinein! Sie sind conservativ und haben Ursache dazu. Ein Maler, dem man zu Gefallen isländische Schwäne vom König ankaufen läßt, würde undankbar genannt werden müssen, wollt' er demokratische Auffassungen theilen. Diese Gêne macht leider uns Alle zahm und verpflichtet uns. Doch gibt es Demokraten unter uns. Auch Reichmeyer ist Demokrat, so lange sich die Demokratie nicht auf communistischen Gelüsten ertappen läßt. Leidenfrost schüttet aber das Kind mit dem Bade aus und ist in seinen Irrthümern um so gefährlicher, als er die Geheimnisse unserer Kunst kennt und in Weihemomenten noch Glauben genug an sie besitzt, sie in seinem Sinne zu üben. Warum wollen wir in der hereinbrechenden Barbarei des Materialismus die Flucht ergreifen? Warum die Fahne Rafael's und Dürer's im Stich lassen und zu den Fabrikarbeitern und Nützlichkeitslehrern übergehen! Auch ich fühle für die praktischen Bedürfnisse des Volks und die Nothwendigkeit, Alles zu bekämpfen, was die Tyrannei des alten Systems aus der Kunst, um sich damit zu schmücken und scheinbar als Blüthe der Humanität darzustellen, entlehnt, aber —" — „Nun," rief Leidenfrost, „nun? Sie sagen ja da etwas Entsetzliches, Wildungen! Aber Sie stocken auch schon! Die Tyrannei entlehnt aus der Kunst, um sich zu schmücken und sich scheinbar als Blüthe der Humanität darzustellen! O bricht diese nichtswürdige Lüge nicht der Kunst den Hals für immer?" — „Nein," antwortete Siegbert ruhig, „sie beschämt nur die Tyrannei. Die Kunst selbst kann, darf nicht leiden unter ihrer falschen Anwendung. Der Sinn für das Ideale darf nicht aussterben, die neidische Feindschaft gegen das Schöne darf nicht gehegt und befördert werden. Sagen Sie selbst, Leidenfrost, in unserm neuen Freunde, dem liebenswürdigen Franzosen Louis Armand, liegt nicht bei all' seiner Vortrefflichkeit und seiner warmen Empfindung für die Leiden des Volkes in ihm Etwas, was man einen mangelnden sechsten Sinn, den der Schönheit, nennen könnte?"

— „Fünf Sinne brauchen wir nur!“ antwortete Leidenfrost trocken. — Reichmeyer fragte noch einmal nach dem Namen des Franzosen, den er eben erwähnen hörte. — „Louis Armond!“ wiederholte Siegbert. — „Louis Armand aus Paris? Ich kenne einen Vergolder dieses Namens, der dicht an Delaroche's Atelier wohnte.“ — „Derselbe.“ — „Er hatte in Paris ein bescheidenes, aber gesuchtes Geschäft! Das ganze Landhaus einer vornehmen Dame, der Gräfin d'Azimont, sah ich ihn einmal mit Spiegeln auslegen, wo er vielen Beifall erntete. Ich habe einige enkaustische Sachen für die Einrichtung gemalt —“

Heinrichson verstand Reichmeyer'n und merkte die Absicht, daß er ihm behülflich sein wollte, den politischen Faden abzuschneiden, den er nicht verfolgen wollte, da er ein leidenschaftlicher Anhänger des Bestehenden war und immer nur mit den Vornehmen ging. „Ein Handwerker,“ sagte er, „der von Künstlern lebt, sollte gegen die Künste dankbarer sein. Ich finde es komisch, Gemälderahmen zu machen, Spiegelpaläste zu zaubern und gegen Gemälde und den Luxus überhaupt, wahrscheinlich als Socialist, zu polemisiren. Apropos! Die Gräfin d'Azimont--“ — „Tragisch ist Das, bester Heinrichson,“ unterbrach Siegbert, der, wenn er einmal in Erregung war, von seiner Glut für die ihm richtig scheinende Ueberzeugung nichts vergab und nicht dulden mochte, daß Heinrichson zu der ihm gleichgültigen Gräfin d'Azimont ablenkte. „Tragisch find' ich Das,“ wiederholte er, „wenn ein Mann, der in seiner Theorie etwas haßt, gezwungen ist, davon in der Praxis zu leben. Erinnern Sie sich, Leidenfrost, wie erschüttert Armand war, als er zufällig auf jenen Spiegelpalast zu sprechen kam? Sagte er nicht, daß er dort den Prinzen Egon kennen gelernt hätte?“ — „Nein,“ berichtete Leidenfrost, „er hat ihn dort nur nach früherer Bekanntschaft in Lyon wiedergefunden.“ — „Wohl!“ fuhr Siegbert fort. „Aber darin müssen Sie mir doch Recht geben, daß unserm Armand ein gewisser höherer Sinn fehlt für das Träumerische und Ideale in unserm Sinn. Ich gebe zu, daß man im Schweiß seines Angesichts, vom untersten Schmutz der Arbeit niedergezogen, nicht im Stande ist, sich zu einer reinen und heitern Auffassung auch derjenigen Dinge aufzuschwingen, die zunächst keinen handgreiflichen Nutzen tragen. Aber aus dem Nichtvermögen entstand hier auch das Nichtwollen. Sie verwerfen die Kunst als Ausgeburt des Luxus, die Communisten, und kann man auch im Grunde den Ursprung der meisten Kunstwerke in etwas Anderem als im Luxus finden? So lange noch dem Ueberflüssigen die jammervolle Nichtbefriedi-

gung des Nothwendigen gegenüber existirt, solange ist auch die Kunst zur Gesellschaft schief gestellt. Wer die Kunst selbst anfeindet, weil sie überhaupt da ist, der ist ein Barbar. Wer aber begehrt, daß die Kunst aus andern Beweggründen da sein sollte, als nur in Folge der ungleichen und grausamen Eintheilung der Gesellschaft, dem muß ich Recht geben und halte ihn für einen um so größeren Menschenfreund, jemehr er die Kunst selbst liebt. Jetzt sind wir die Sklaven der Reichen! Jetzt liegt an jedem Pinselstrich, den wir über die Leinwand ziehen, der Fluch des Elends der Gesellschaft! Wer sich damit tröstet, sich zu den Vornehmen, zu den Begüterten zu halten und für sich in der Bezeichnung eines Reactionärs etwas Ehrenvolles findet, der mag malen, dichten, componiren und von der Gunst der Großen Tausende verlangen, um seine Schöpfungen beim hellsten Lichte ins Leben treten zu sehen. Ich kann nicht zu diesen Glücklichen gehören. Ich möchte, daß die Kunst etwas Nothwendiges wäre und der Staat selbst, der durch die Volkssouveränetät frei gewordene Staat, sie mit in seine Sphäre aufnähme. Welch ein Gefühl, zu schaffen für eine Nation! Welche Wonne, mit seinem Talent einem großen, schönen Ganzen zu dienen! Nicht Aufdringling mehr, nicht geduldeter Sklave der Reichen, beschützter Schwächling, den die Tyrannen in ihre Obhut nehmen müssen; nein, ein Priester des Volks, berufen und geweiht vom Genius des Vaterlandes! Welche Bilder, welche Gedichte, welche Gesänge sollten da entstehen! Wie würde die schwache Kraft des Einzelnen wachsen und mit Adlerschwingen emporfliegen! Wie würde Feindschaft, Isolirung, Geschmacksanarchie weichen und Alles zu Gesammtschöpfungen sich vereinigen, da hinfort nicht mehr die Willkür aus uns, sondern die Idee selbst herausbricht und in duftende, bunte Riesenblüthen schießt! Jetzt leben wir versteckt, fast, wie Lessing's Maler sagt, vom Diebstahl der Natur; dann würden wir geborene Krösusse sein und die Natur zu bereichern scheinen."

Heinrichson schickte sich nach diesen Worten an, zum Zeichen des Aufbruchs, seine Pinsel zu reinigen, eine lästige Arbeit, womit die Maler, wenn sie in Oel arbeiteten, ihr vormittägiges Tagewerk beschlossen. Des Nachmittags kamen Wenige in das Atelier, so anziehend auch die Kühle des Raumes war. Er schwieg. Reichmeyer aber lobte diesmal zu Heinrichsons Aerger Das, was Siegbert gesagt hatte. Nur bedauerte er, daß man sogar in Frankreich, wo sich doch das nationale Leben am unmittelbarsten in jedem Einzelnen wiederfände, es nicht dahin hätte bringen können, die von der Regierung selbst beschafften künstlerischen

Bestellungen ohne Neid von den Künstlern, die leer ausgingen, betrachtet zu sehen. Indessen fügte er hinzu, ist es doch immer erhebend zu beobachten, wie die gewöhnlichsten Bauern und Handwerker durch das Museum von Versailles wandern und sich da die Heldenthaten der französischen Nation von Chlodwig an bis zu den Feldzügen in Algier betrachten. Auch die Theater und sogar die Literatur sind in Paris weit mehr Volkssache als bei uns, und Niemand murrt darüber." — „Und doch noch Alles zu sehr Speculation," fiel Siegbert ein, „zu sehr Willkür des Einzelnen!"

„Mein Freund Wildungen," nahm Leidenfrost in seiner trocknen Weise die Erörterung wieder auf, „will Griechenland wieder herstellen und weiß nicht, was er da Alles abschaffen müßte. Ich will von unsern zwanzig Grad Réaumur im Winter nicht sprechen. Man hat bei uns die Kirchen gebaut, ohne Rücksicht auf Klima, rein aus Nachahmung der warmen Gegenden, wo die Wiege des Christenthums stand. Aber dies Christenthum selbst ist seinen Plänen im Wege. Grade dieser Religion verdanken wir die Unmöglichkeit, die schönen Künste irgendwie anders in den Staatszweck einzuführen, als wir sie jetzt haben. Schafft uns erst die Verachtung der Welt, die mönchische Isolirung, den Miscredit des absolut Schönen, die Zweideutigkeit des Formenreizes ab, und hernach wollen wir mit der Menschheit sprechen! Das macht sich jedoch nicht. Apollo steht auf Einer Wolkenschicht und Christus auf der andern. Die Menschen fallen nicht dort, sondern hier nieder, nicht vor dem schönen griechischen Gott mit den menschlich vollendeten Gliedern, sondern vor dem ernsten, strengen, verhüllten Lehrer der Entsagung! Die Tugend und Enthaltsamkeit ist den Menschen so ehrwürdig, daß sie aus Einem, der sie bis zur höchsten Vollendung übte, sogleich Gott gemacht haben. Ehe nicht ein Prophet kommt und die beiden Wolkenglorien verschmilzt, dem Apollo einen Heiligenschein, dem Christus eine Leyer in die Hand gibt, ehe nicht Apollo das Kreuz trägt und Christus wie einst die Ehebrecherin so auch die Musen, die vor ihm knieen müssen, frei spricht, eher wird sich in der Kunst und ihrer Stellung zum Leben nichts ändern. Wildungen möchte olympische Kränze austheilen und zu einem theatralischen Schauspiel ganze Völker einladen wie zu einem alle Jahre einmal stattfindenden Moment des fließenden Januariusblutes. Die Zeiten dieser Wunder sind vorüber! Und wen es anekelt, mit seiner Malerei um die Gunst der Großen und Reichen zu betteln, Kritiken zu lesen und nach Schultheorieen gefuchst zu werden, der ver-

schönert diejenigen Künste und Gewerbe, die einmal im Charakter unserer Zeit liegen und malt, wenn es nicht anders geht — Pfeifenköpfe und Porzellanteller. Das schönste Bild, das ich malen könnte, macht mir nicht soviel Spaß, als z. B. die Idee, dem Stallmeister Lasally einen idealen Pferdestall nebst daran stoßender Reitschule zu bauen." — „Wenn es meinem Cousin gelingt, eine reiche Frau zu heirathen!" fiel Reichmeyer lachend ein, mit einem spottenden Blick auf Siegbert, der roth wurde, da wieder durch Leidenfrost's outrirte Grillen das im Atelier beliebte Melanie-Thema in Gang zu kommen schien.

Heinrichson zog sich seinen Frack an und rief: „Leidenfrost profanirt das Atelier! Er zeichnet hier Grundrisse zu Pferdeställen! Seine Phantasieen von Kalmücken und hereinbrechenden Baschkiren sind jetzt erklärlich." — „Ein Pferd und Auguste Ludmer drauf —" fiel Leidenfrost ein. Das Thema kam von Melanie ab. Schon stand Ernst, der Bediente der Frau von Harder, längere Zeit hinter ihm und hörte mit schlauem Lächeln die Späße über die verstoßene Nichte der alten Ludmer, die jetzt Modellsteherin war. Er richtete seinen Auftrag aus: „Frau Geheimräthin lassen Herrn Heinrichson ersuchen, heut' Abend zum Thee zu kommen. Große Gesellschaft —!" — „Tusch! Hurrah! Tatterata! Tusch! Tusch!" rief Leidenfrost. „Und ich," sagte Reichmeyer, „ich lade mich selbst ein, da mir die Gräfin d'Azimont, der ich heute wol zu früh meine Aufwartung machen wollte, um sie als pariser Gönnerin zu begrüßen, sagen ließ, sie wäre unfähig mich anzunehmen, ersuchte mich aber, wenn ich sie sehen wollte, heute Abend zu Harders zu kommen, falls ich dort eingeführt wäre. Sie würde sich dort einige Augenblicke zeigen." — „Zweiter Tusch!" rief Leidenfrost. „Sie würde sich da einige Augenblicke zeigen! Für Geld sehen lassen! Vielleicht läßt sie beim Vorüberschlüpfen eine gnädige Bestellung fallen, die Spiegelprinzessin!"

Man wollte das Atelier verlassen. Professor Berg kam schon von seinem abgeschlossenen Fenster her, um zu Tisch zu gehen. Der lange freundliche Mann mit grauem gelocktem Haar, entblößtem Halse und altdeutschem Hausrock sprach mit den Malern einige wohlwollende Worte, sah auch nicht nach ihren Staffeleien. Er that dies nur bei den Schülern, die am Eingangsfenster arbeiteten, dort hielt er einige Augenblicke an und stieg, mit dem Taschentuche sich die Stirn trocknend, die Stiege hinauf, die zur Altane führte. Auch die Schüler gingen. Heinrichson aber trat zu Leidenfrost heran und

sagte: „Was hat nun wol der cynische Spötter gemacht, während andere Menschen ihrem Berufe leben und die Schranken der überlieferten Ordnung in Ehren halten?" Auch Reichmeyer näherte sich. Und man mußte leider loben, was Leidenfrost inzwischen gezeichnet hatte. „Ihr lobt mich nur," sagte Leidenfrost, „um mich wieder in Eure Kunstspitäler zurückzukuppeln! Ihr denkt, wenn man mich recht streichelt wegen meiner Tapferkeit, so blieb' ich bei der Bande!" — Siegbert, der heute bis zwei Uhr arbeiten wollte, betrachtete die Skizze, welcher Leidenfrost mit dem Pinsel die Unterschrift gegeben hatte: Die Ganzen und die Halben. Es war der Besuch des Nicodemus, in Leidenfrost'scher Auffassung. Der Entwurf bestand aus drei Gruppen. In der Mitte stiegen von einem Berge Weiber, Männer, Kinder, in frommer demüthiger Haltung nieder, aber vertrauensvoll zum Himmel blickend, Palmen schwingend und sich mit Eifer Pergamente zeigend, auf denen sie nachzulesen schienen, was sie soeben über die alten Verheißungen gehört hatten. Sie kommen von Christus, den man nicht sieht, den man aber grade Da ahnt, wo die Glut der Abendsonne wie eine aufgesprungene Pforte des Himmels erscheint. Auf der Gegend sollte wahrscheinlich Dämmerung, im Vordergrunde schon Nacht liegen; die von Christus Heimkehrenden sind wahrscheinlich hinterwärts mit der Glut der untergehenden Sonne beleuchtet. In der zweiten Gruppe ganz im rechten Winkel des Papiers stehen die Pharisäer. Meist sind nur die Köpfe sichtbar. Sie warten auf die Ankunft der Christusanhänger. Echte Zeloten, boshaft und intolerant. Einige ausgestreckte Arme drohen mit Stricken und Steinen. Die offenen Bekenner der Jesuslehre werden so empfangen werden. Muthvoll und gläubig gehen sie ihrem Schicksal entgegen. Der dritte Punkt, der unsere Aufmerksamkeit fast als das Hauptsächlichste des ganzen Bildes in Anspruch nimmt, ist Nikodemus allein. Dadurch, daß er in der Tracht, besonders am Haupt, wie die intoleranten Pharisäer erscheint, erkennen wir sogleich, daß auch er zu den Schriftgelehrten gehört. Die Ruinen eines alten Tempels verbergen ihn. Durch die zerbrochenen Säulen schimmert — an den Strahlen erkennbar — die Glut der Abendsonne. Ihn selbst umfängt Nacht. Mit gesenktem Haupt, Thränen im Blick, die rechte Hand an's Herz legend, die linke eine Gesetzesrolle haltend, schreitet er dahin, wo die Armen und Todesmuthigen schon am Tage kamen. Weder die Pharisäer, noch die Gläubigen konnten ihn sehen, aber sein Emporschleichen läßt keinen Zweifel, daß auch er dorthin will, von wo die scheidenden Sonnenstrahlen kommen.

Siegbert stand sinnend vor dieser flüchtig nur andeutenden, aber doch selbst im möglichen Farbeneffekt schon erkennbaren Skizze. Aber Leidenfrost sagte, indem er seinen schlichten leinenen Gehrock überwarf: „Es ist zwar Glaube in dem Bilde, aber doch nicht der rechte, weil kein rechter Christus da ist. Die untergehende Sonne kann allenfalls auch Feuerreligion bedeuten, Spinozismus oder Hegel. Bleiben Sie bei Ihrem Heiland und wie Sie ihn faßten. Den wollen die Menschen natürlich, leibhaftig sehen, wollen seine Nägelmale fassen, die Hand in seine Wunden legen, sonst glauben sie nicht und sonst wirkt's auch nicht. Sehen wir uns heute? Meine Maschinenarbeiter, besonders Alberti, Heusrück, Danebrand, quälen mich, den Franzosen kennen zu lernen. Die armen Jungen sind von unsern Demokraten recht an der Nase herumgeführt worden. Sie dürsten nach Vernunft, Wahrheit und Uneigennützigkeit."

„Seien Sie in dieser Angelegenheit behutsam, bester Freund," antwortete Siegbert. „Ich wünsche um Alles nicht, daß man mich misversteht. Ehe ich mich mit meinem Bruder nicht ganz verständigt habe, gehe ich auf diesem Wege nicht weiter. Heut' hoff' ich ihn mir in dieser Angelegenheit etwas näher zu bringen und auch Armand mit ihm bekannt zu machen. Wo sind Sie am Abend?"

„Sind wir nicht zusammen," sagte Leidenfrost, „so schlag' ich in meinem Gedächtniß nach, ob ich nicht Jemanden seit längerer Zeit vernachlässigt habe." — „Da wünsch' ich, daß Sie ein Mädchen finden mögen, das Sie unglücklich machten," fiel Siegbert ein. — „Ich möchte Sie wol einmal," fuhr Leidenfrost kopfschüttelnd fort, „mit einer Arbeiterfamilie bekannt machen, in die ich durch Willing'sche Maschinenbauer eingeführt wurde. Sie würden über eine weibliche heroische Natur, die an der Spitze dieses ganzen kleinen Gewühls von Kummer und kleiner Freude, von Greisen und Kindern steht, staunen. Waren Sie noch nie in den alten von der Stadt verwalteten Communal-Familienhäusern?" — Siegbert verneinte. — „In der Brandgasse — in dem Hause, wo die Auguste Ludmer Nr. 17 wohnt —" — „Wie käm' ich dahin — die schöne Auguste! Die so tief gesunken ist!" — „Heinrichson's Verdienst! Luise Eisold ist der Name des Mädchens, das ich meine." — „Und das Sie lieben. In einem solchen Hause?" — „Lieben! Nein Wildungen! Ich meine, Sie kommen auch noch dahin, sich für die Frauen zu interessiren, ohne sogleich Ihr Herz in Brand zu stecken!" — „Tändeln Sie mit dem armen Mädchen? Noch

schlimmer!" — „Luise Eisold? Nein!" sagte Leidenfrost vorm Fortgehen, indem er sich Cigarren aus seinem Portefeuille suchte. „Ich lasse sie in ihrem Element und beobachte nur, wie sich Das regt, bewegt, plätschert, zappelt, nach Luft schnappt, grade wie vielleicht die schöne Gräfin d'Azimont! Und Sie werden doch bei der Werdeck, die ich Ihnen zu malen überließ, nicht auch sogleich an Liebe denken? Es ist eine schöne unternehmende Frau — eine Polin!"

„Wenn Sie wüßten," sagte Siegbert, „wie verächtlich mir die Männer sind, die bei jedem weiblichen Wesen sogleich an Eroberung denken! Im Gegentheil weckt mir die Bekanntschaft dieser Frau die dringendste Neugier, grade ihrem Manne näher zu kommen. Sie haßt unsre Zustände in einem Grade, daß ich nicht begreife, wie sich ein Offizier in ihrer Nähe behaupten kann, ohne ein Heuchler oder Tyrann zu sein, was doch Major von Werdeck nicht zu sein scheint —" — „Nein, Major von Werdeck wird noch einst in der Geschichte Epoche machen, wenn er nämlich auch von den Halben zu den Ganzen übergeht! Adieu, Freund! Vergessen Sie nicht, Ihren Bruder zu sondiren!"

Damit hatte sich Leidenfrost eine der Cigarren angezündet, seinen grauen Filzhut über den Kopf gestülpt und im ruhigen Schlendergange das Atelier verlassen. Siegbert war jetzt in diesen schönen Räumen mutterseelallein.

Dreizehntes Capitel.

Zwei Besuche.

Siegbert wollte arbeiten und gegen drei Uhr zum Restaurant Grün gehen, wo er den Bruder hatte finden sollen. In Gedanken, in stilles, heiliges Schaffen verloren, hörte er Jemanden an die Thür klopfen, dann eintreten. Ein Besuch nahte sich mit zaghaften, knarrenden Tritten.

Jener Franzose war es, den wir im Vorzimmer des Prinzen Egon gesehen hatten, Louis Armand, der Kunsttischler und Vergolder.

Siegbert erschrak über Armand. Es war die ihm schon gewohnte und liebgewordene Erscheinung; aber auffallend war ihm schon die äußere elegante Kleidung. Der schwarze Anzug ließ aber nur noch mehr die blassen Mienen des scharfgeschnittenen Ant-

litzes hervortreten und stand in einem sonderbaren Widerspruch zu dem lose um den Hals geschlungenen, fast vernachlässigten Tuch, dessen aufgegangene Zipfel über die Brust herabfielen, ohne daß es Armand zu bemerken schien. Tiefer Ernst lag auf des Franzosen Stirn, Schreck in seinen verstörten dunklen Augen. In Hast und Aengstlichkeit, mit der Absicht, sich keine Minute zu lang aufzuhalten, trat Armand auf die Staffeleien zu. „O c'est heureux!" sagte er und fuhr dann in langsamer Betonung, aber in gutem gewandtem, sonderbarerweise etwas polnisch accentuirtem Deutsch fort: „Ich fürchtete, Sie nicht mehr zu treffen, Herr Wildungen!" — „Mein bester Herr Armand!" sagte Siegbert sich umwendend. „Was bringen Sie? Sie scheinen erregt! Was ist Ihnen?" — „Ich bin sehr unglücklich —" — „Wie sehen Sie aus! Setzen Sie sich, lieber Armand! Reden Sie!" — Armand erzählte die Krankheit des Prinzen, die sich durch üble Umstände gesteigert hätte. Die Gräfin d'Azimont wurde erwähnt. Der Prinz hätte mit ihr gebrochen. Dennoch wäre sie ihm nachgereist. Armand kam auf Ackermann, durch dessen Anerbietung dem Prinzen eine so große Wohlthat geschähe, und schloß mit einer Bemerkung, die Siegberten überraschte. „Es ist mir ein so süßer und wohllautender Ton gewesen," sagte Armand, „in den Fieberphantasieen meines kranken Egon so oft Ihren Namen zu vernehmen —" — „Den meinigen?" fragte Siegbert. „Den Namen Ihres Bruders — Dankmar Wildungen" — „Der Prinz kennt meinen Bruder? So hat er ihn in Hohenberg kennen gelernt." — „Der Gedanke an Ihren Bruder beschäftigt ihn auf's lebhafteste. Gestern Abend war er zu ermüdet, mir Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte; das entsetzlichste Kopfweh peinigte ihn und in dem Ausbruch aller der Symptome, die auf seine schnell entstandene Krankheit deuteten, konnte von einer Verständigung nicht mehr die Rede sein. Nur einmal, heute vor einigen Stunden, als ich ihm die Anerbietungen jenes Herrn Ackermann vorzuschlagen wagte, trat ein lichter Moment ein, indem er deutlich den Namen Ihres Bruders als Den bezeichnete, der ihm Ackermann schon genannt und empfohlen hätte; sonst erwähnt er ihn in seinen Phantasieen als einen Gefangenen, spricht von einem Kerker, von Eisenstäben, erwähnt ein Bild und ruft: Dort! Dort! Verbergt es! Mit einem Worte, es foltern ihn die verwickeltsten Erlebnisse. Gern hört' ich, daß Ihr Herr Bruder beruhigende Aufklärungen gäbe. Wie leicht wär' es dann, irgend Etwas so auszuführen,

daß er davon in seinen schmerzenfreien lichten Augenblicken einen lindernden Trost hätte!"

Siegbert versprach so viel als möglich darin etwas zu thun. Louis Armand schied von ihm, nachdem er noch die Versicherung erhalten hatte, Siegbert würde in der Wallstraße 14 beim Tischler Märtens die Gründe angeben, warum sein Miether vielleicht auf lange von seiner Wohnung keinen Gebrauch machen könnte. „Aber Ihr Geschäft, Armand?" — „Märtens soll die Bestellungen annehmen. Ausführen kann ich jetzt nichts. Egon bedarf eines Freundes. Ich verlasse sein Bett nicht. Es ist mir, als müßte ein Cherub niederschweben, um ihn zu beschützen." — „Sie sind dieser Himmelsbote, Armand!" sagte Siegbert und klopfte dem jungen Handwerker auf die Schulter. „Tragen Sie mir alle Ihre Wünsche auf! Leidenfrost wollte Sie bei den Arbeitern einführen. Man sehnt sich nach Ihren Belehrungen!" — „O, o!" lehnte der junge Mann mit Bescheidenheit ab. — „Man ist gespannt auf Sie! Ueberall, Armand, wo man Wahrheit und keine Vorspiegelung der Phantasie will. Aber Sie werden nicht zu lange fern bleiben! Befehlen Sie über mich! Haben Sie irgend noch einen Wunsch?"

Louis Armand stand eine Weile und hielt in den Schritten inne, die beide junge Männer während dieser Worte schon an die Thür des Ateliers gerichtet hatten. Endlich sagte er mit halblauter Stimme: „Bestellen Sie, ich bitte, ein freundliches Wort einem guten Mädchen, das bei Märtens, dem Tischler, wohnt! Sie heißt Franchette oder Franziska. Es ist eine bescheidene Blume, die zwischen Felsen auf hartem Stein wächst, eine jener unbeschützten Seelen, die nur durch den Thau des Himmels gedeihen. Vielleicht finden Sie einmal Muße, mir dies kleine Gedicht, das ich auf dies liebe Mädchen entwarf, in deutsche Verse zu übertragen. Ich fühle mich nicht stark genug in Ihrer Sprache, um mich im Reim zu versuchen, und Franziska würde meine französischen Verse selbst dann nicht verstehen, wenn ich sie ihr übersetzte."

Siegbert nahm dem bewegten Armand ein Blättchen Papier ab, das er ihm überreicht hatte. „Ich will es versuchen," sagte er. Ein Scherz über diese Mittheilung, eine Neckerei über Armand's liebende Galanterie lag ihm fern. Es war ihm etwas Heiliges, einfach und still in das Innere eines andern Menschen blicken zu dürfen.

„Meine größte Sorge," bemerkte noch Armand, indem ihn Siegbert an die Thür begleitete, „ist das Schicksal meines ar-

men Egon! Ich glaube Ihnen Beweise gegeben zu haben, daß ich die Menschen nur nach ihrem wahren Werth schätze, aber auf Egon fällt mir noch ein reineres Licht als das, sich frei machen zu können von seinem Stande. Ich überschätze auch seinen menschlichen Werth nicht. Ich habe leider Ursache, ein gewisses Schwanken seines Charakters als eine gefährliche Klippe zu bezeichnen, und kann sagen, daß ich ihn ganz gewonnen habe nur durch den Schmerz! Wenn wir uns näher stehen werden, Herr Wildungen, wenn Sie nicht ermüden, einen Mann meines geringen Berufes enger an sich zu ziehen, so werden Sie erfahren, welches das schmerzliche Band ist, das mich im fernen Frankreich an einen jungen vornehmen deutschen Herrn fesseln sollte! Ich hätte ihn nie lieben können, wenn nicht in ihm ein schöner Enthusiasmus für das Große und Erhabene gelebt hätte. Er war so weise, so gerecht, daß er das Große und Erhabene auch im Niedrigen zu finden suchte. Er vermißte Menschen, aber er fand sie. Er hat sie dann verloren und hat sie wieder gewonnen. Es gab Tage, wo ich ihm den Dolch ins Herz stoßen mochte und es gab andere, wo ich seine Hände küssen mußte. Mag ihn der Himmel uns erhalten, mir und Ihnen; denn ich hoffe viel von seinem Geist, auch für die gute Sache Ihres Volkes, für uns Alle." Schüchtern und bescheiden, wie er gekommen, verließ Louis Armand das Atelier.

Siegbert sah ihm nach und kehrte langsam zu seiner Staffelei zurück. Er konnte nicht arbeiten. Berg's Diener, der die Aufsicht über die Räumlichkeit hatte, kam, um sie jetzt zu schließen. Siegbert bat, ihm die Schlüssel zu lassen. Er würde noch eine Weile zurückbleiben und ihm das Schließeramt abnehmen; er möchte gehen und getrost der Mittagsruhe pflegen. Wie dann Siegbert allein war, entfaltete er das Blatt, um die französischen Verse zu lesen. Sie gestalteten sich ihm rascher als er geglaubt hatte, zu einem deutschen Gedicht. Doch mußte er sich sagen, daß in diesen Versen ein gewisser für deutsche Verhältnisse zu greller, fast schneidend scharfer Hauch wehte. Er konnte begreifen, daß man nur in Paris einer jungen Handwerkerin so eigenthümlich huldigen könnte, und doch gestand er sich, es wäre schon gut, wenn sich auch die deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen auf dieser Höhe edlerer Empfänglichkeit und Charakterstärke halten wollten. Im Uebrigen wußte er jetzt, was ihn an Louis Armand fesselte. Er selbst doch ein Künstler von Bildung, nahm an diesem Handwerker Interesse, nicht weil ihm seine socialistische Theorie gefiel und weil er seine Träumereien von einer ver-

änderten Gesellschaftsverfassung vollkommen hätte billigen können, ihn zog das düstere, ernste Wesen, die charakterfeste Persönlichkeit Armand's an und noch jedesmal, daß er mit ihm zusammengetroffen war, hatte er einen neuen lebendigen Eindruck mit hinweggenommen. So jetzt wieder den, daß Armand dichtete. Louis Armand brachte in seinem mit den Worten: Fille du peuple, pauvre mendiante! anfangenden, Ne pleurez pas! überschriebenen Gedicht der Fränz Heunisch diese für deutsche Handwerkerbildung allerdings höchst bizarre, halb ironische, halb wehmüthige Huldigung:

Weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Der Unschuld Krone trägt dein schönes Haupt!
Und wenn ein Reicher ihr Geschmeide raubt,
Bist Du noch arm? — Was thut's? Sei klug und weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Ein Pfaffe ladet Dich zum Beichtstuhl ein —
Geh hin — zum Küssen! Im Marienschein
Bist Du nicht arm — sei klug und werde fromm und weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Die Nachbarin ließ ihre Truhe auf —
Greif zu! Zum Bagno geht dein Lebenslauf;
Und wenn zum Tod — Was thut's! Nur stolz und weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Verschmähst das alles? Liebst die Tugend noch?
Sieh da! Du kannst noch Perlen fallen sehn
Aufs Kleid der Braut, das deine Finger nähn?
Auch Du bist reich! Und ach! — nun weinst, nun weinst du doch?

So ungefähr dachte sich Siegbert die Uebertragung dieses epigrammatisch endenden Liedes und verfiel dabei auf den Gedanken, ob einer deutschen Nähterin wohl ein solches Gedicht gefallen könnte, ob sie nicht vorziehen würde, sich in schmeichelhafteren Klängen besungen zu sehen und ob nicht die süße Phrase in Deutschland so regiert, daß sie selbst in den untersten Regionen das frische Gefühl und die wirklichen, nackten Thatsachen

überpinselte. Er nahm sich vor, Armand zu warnen, mit einem solchen Gedicht bei uns die Gunst eines Mädchens aus dem Volk erobern zu wollen.

Unfähig zu arbeiten und doch noch in der Kühle des Ateliers die Stunde abwartend, wo er mit dem Bruder zusammenzutreffen gedachte, nahm er das Wasser, das in verschiedenen antikgeformten gebrannten Krügen, weniger für die Erquickung als für die Reinigung der Maler dastand, und begoß die Blumen, die hier und da und am zahlreichsten in der eleganten Abtheilung aufgestellt waren. Sie hatten es nöthig in der Sonnenhitze. Der Diener vernachlässigte sie. Sie würden verwelkt gewesen sein, wenn kein barmherziger Samariter des Weges gekommen wäre und sich der Sterbenden angenommen hätte.

Das aufregende Gedicht, die Blumen und Melanie verschmolzen sich in Siegbert's bewegter Brust. Wie oft hatte nicht die liebliche Gestalt auf diesen bunten Teppichen gesessen und nur mit halbem Ohr den Lehren gelauscht, die ihr der würdige Professor gab! Die Vorhänge waren dann herabgelassen Sie hatte im Grunde kaum eine andere Beziehung zu den Malern gehabt, als daß sie an ihnen vorüberschwebte und mit holdseligem Lächeln die ihr dargebrachten Grüße erwiderte. Aber auch welches Schweben! Welches holdselige Lächeln! Blieb dann einmal gar durch einen künstlich vorbereiteten oder natürlichen Zufall der große schwere Vorhang beim Lehrer eine kurze Zeit offen, welche Verwirrung entstand dann unter den Malern und wie zitterte Siegbert, der nur die Schönheit in Melanie sah und es wie das Erlaubteste entschuldigte, daß sie sich deren bewußt war. War es nur bloße Einbildung, wenn Siegbert annahm, daß er diesem liebenswürdigen Mädchen nicht völlig gleichgültig geblieben? Für Leidenfrost's Aeußeres, seine dunkeln, tiefliegenden, strengen Augen, sein sarkastisches Lächeln, seinen grauleinenen Kittel und plumpen grauen Hut konnte sie doch keine Sympathie haben. Reichmeyer war ihr ein zweiter Lasally, Heinrichson ihr sicher ein zu oberflächlicher Dandy und alle Welt wußte, daß er den Petitmaitre der Salons abgab und noch öfter abgeben mußte den alten Damen zu Liebe, von denen er protegirt wurde — eine Gesellschaftsstellung, die den interessantesten Mann allmälig lächerlich machen kann. In Siegbert Wildungen war Haltung und Poesie zugleich; er galt für interessant, seine verklärten Augen zogen an, er trug sich als Künstler, ohne ins Barocke zu verfallen. Konnte Siegbert nicht erhöhtern Muth fassen, wenn Melanie fast absichtlich mit ihm

Gespräche anknüpfte, ihn in die Gesellschaften ihrer Familie einführte, ja sogar einige Male im Atelier erschienen war, wenn sie wissen mußte, daß Alle fort waren und vielleicht nur noch Siegbert arbeitete? Sie hatte dann gewöhnlich Etwas vergessen oder verloren, rannte an ihre Staffelei, beachtete den Ueberraschten nicht, bis sie ihn wie zufällig entdeckte und sich vielleicht nur an seiner Verlegenheit weidete und den Triumph genoß, einen Mann bewegt zu sehen, einen Mann im Reden stocken zu hören! Es gehörte zu ihren Koketterieen, daß sie nicht zürnte, wenn einmal Siegbert in einem solchen Augenblick der Ueberraschung ihre Hand ergriff und sie mit Küssen so lange bedeckte, bis sie ihn mit dem — zufällig! — ausgezogenen Handschuh schlug und scheinbar entrüstet vor seinen Bewerbungen davonflog.

An einen dieser Augenblicke kurz vor Melanie's Reise dachte Siegbert und fast dieselbe Glut wie damals durchströmte seine Adern. Da geschah ihm das Wunderbare, daß er einen Wagen vorfahren hörte, die Thür aufreißen und Melanie hereintreten sah. Sie war es — Melanie Schlurck. Erst glaubte er sie in der weiten Entfernung vom Kanapee aus nicht zu erkennen. Sie schien eine Andere, als sie eben vor seinen Träumen gaukelte. Sie schien höher, stolzer, strenger, und doch war es Melanie. Sie selbst im rauschenden Gewande, in dem zierlich leichten Strohhut, ein rothe Echarpe über den hellen Kleidern. Melanie wieder mit ihm allein! Und er in einer Stimmung, die für ihn eine entscheidende werden konnte!

Wie erstaunte er, als Melanie entschlossen auf ihn zuschritt und ihn kurz mit den Worten begrüßte: „Guten Tag, Wildungen! Da bin ich von der Reise zurück! Wie geht's Ihnen? Sind Sie allein, Wildungen?" — „Fräulein" — sagte Siegbert, übergossen von dem edelsten Purpurroth, dem der männlichen Verlegenheit. „Welche Ueberraschung!" — „Sie haben einen Bruder," fuhr Melanie kurz und entschieden und ohne allen Umschweif fort. „Er heißt Dankmar. Nicht so?" — „Dankmar, Fräulein — Dankmar Wildungen ist mein Bruder." — „Er war in Hohenberg? Mit dem Fürsten Egon? Er ist ein Freund des Fürsten Egon?" — „Darauf kann ich keine bestimmte Antwort geben, doch hör' ich, daß er dessen Bekanntschaft in Hohenberg gemacht hat." — „In Hohenberg?" — „Er sagte mir, seine Reise wäre abenteuerlich gewesen. Doch wie und wodurch, davon hoff' ich erst heute von ihm das Nähere zu erfahren."

Melanie hielt sich an eine der Staffeleien, die zu schwan-

kend waren, um ihrer Erregung Stand zu halten. Sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, nicht zusammenzusinken. Siegbert begriff ihre Aufregung nicht. Mit einer Entschiedenheit, die in dieser Form auch nur dem Weibe eigen ist, es dann aber auch nicht mehr schön erscheinen läßt, sagte Melanie: „Nun denn, so lassen Sie sich über diese Reise von Ihrem Bruder erzählen, was Sie wollen, bedeuten Sie ihm aber im Namen eines Mädchens, das nicht ohne Charakter ist, daß ich ihm verbiete, über Das, was zwischen mir und ihm vorgefallen, auch nur eine Sylbe zu sprechen!" — Siegbert stand erstarrt. — „Bedeuten Sie ihm ferner," fuhr sie fort, „daß ich ihm untersage, dem Fürsten ein Wort zu erzählen von der Art, wie er zu seinem Bilde gekommen ist, dem Bilde, von dem Sie wohl schon werden gehört haben — ich sprach soeben den Amerikaner, dem ich im Heidekrug durch Zufall das Bild überlassen mußte; er versicherte mich, daß es in die Hände Dessen gekommen ist, dem ich es zugedacht hatte."

Siegbert erinnerte sich des Bildes, er erinnerte sich der Reden, die Armand ihm eben vom Prinzen Egon berichtet hatte. Aber fast sprachlos über Melanie's Kälte und ihren Zorn gegen den Bruder, verwirrt durch das ihm völlig dunkle Chaos dieser Eindrücke, bestätigte er nur einfach, daß er allerdings von einem Bilde wußte. „Ja, sagen Sie Ihrem Bruder," fuhr Melanie mit glühendem Zorn fort, „daß ich von einem Mann, den ich Ursache hätte zu verachten, noch soviel billige Rücksicht erwarte, daß er dem Prinzen das Bild einhändigt, ihm jedoch und jedem Andern zu erzählen unterläßt, wie er dazu gekommen!"

Als sie sich nun wandte, um zu gehen, bestürmte sie Siegbert mit seinen Fragen um Aufklärung. Er versicherte, daß ihm und dem Bruder jeder ihrer Wünsche Befehl sein würde. „Sie werden ihn sehen," sagte er, „ich schicke ihn sogleich! Wann darf er zu Ihnen kommen, Fräulein?" — „Nie!" rief Melanie und wandte sich. — „Fräulein, nie?" widerholte Siegbert, und wie von einer räthselhaften Ermuthigung ergriffen, hielt er sie mit männlicher Entschlossenheit fest. „Ich lasse Sie nicht!" sagte er. „Was haben Sie mit meinem Bruder! Er liebt Sie? Gewiß er liebt Sie!" Die Lippen bebten ihm, als er diesen ihm blitzschnell durch den Sinn fahrenden Gedanken aussprach. „Er liebt Sie!" wiederholte er. Wie konnte er Ihnen so nahe sein, ohne Sie anzubeten? Ich Thor! Was red' ich? Er muß Sie ja lieben; denn ich, sein Bruder, kam ihm ja zuvor und mein armes Herz ist nur bestimmt, zu entsagen und mich Denen zu opfern, die mir so gut wie mein eigenes Leben sind!"

Als dem jungen Manne dies schmerzliche Geständniß, diese qualvolle Ahnung in convulsivisch hervorgestoßenen Worten von den Lippen gekommen und er fast ohnmächtig in seinen Sessel gesunken war, blieb Melanie eine Weile stehen und sah auf den jungen Mann, dessen leidenschaftlichem Festhalten sie sich entrissen hatte, nicht ohne Mitleid nieder. „Siegbert Wildungen," sagte sie dann, „Sie sind ein guter Mensch! Aber lassen Sie diese Thorheiten! Ich liebe Sie nicht. Auch Ihren Bruder wünsche ich niemals wiederzusehen." — „Melanie!" rief Siegbert und faßte nach dem Herzen, das ein krampfhafter Schmerz durchzuckte. — Aber die kalte, in ihrem Innersten geknickte und verwundete Melanie fuhr fort: „Sie haben sich Beide ohne Zweifel im Leben Ziele gesetzt, die über eine flüchtige Mädchenliebe hinausgehen! Halten Sie mich nicht für so leichtsinnig, als ich Ihnen scheine! Auch ich habe mir ein Ziel gesetzt. Es liegt aber nicht da, wohin Sie und Ihr Bruder steuern! Glühen Sie für Ihre Kunst, nicht für Mädchenherzen! Wenigstens nicht für solche, wie das meinige ist! Das sag' ich aus Stolz, nicht für mich, sondern, wenn Sie wollen, für Sie!" Damit ergriff sie die Thür. Sie hatte das Letzte schon im Gehen gesprochen. Sie verschwand. Der Wagen rollte ab.

Siegbert sank wieder auf den Sessel nieder neben die Blumen, die er eben hatte erfrischen wollen. Jetzt war er verschmachteter als diese. So lag er über eine halbe Stunde fast bewußtlos. Das furchtbare Wort: „Ich liebe Sie nicht!" wühlte in seiner Brust wie ein zweischneidiges Schwert. „Das sag' ich aus Stolz, nicht für mich, sondern für Sie." Das konnte ein Balsam für seinen Schmerz sein, aber er mochte ihn nicht annehmen, er wies ihn von sich und wiederholte sich nur: „Ich liebe Sie nicht!"

Als sich der tiefgedemüthigte und im innersten Herzen verwundete junge Mann wie aus einem langen düstern Traume aufgerafft, schlug es drei Uhr. Er ermannte sich wenigstens so weit, jetzt sich zu erheben, den Hut zu nehmen, die Thür zu verschließen, den Schlüssel abzugeben und wie ohnmächtig durch die Straßen nach jener Promenade zu wandeln, wo sich, es war mitten in der Stadt, der berühmte Restaurant „Grün" befand. Er traf den Bruder nicht, wohl aber einen Brief von ihm, den er in dem von Dankmar bestellten Zimmer in gelassenster Stimmung für sich allein durchlas.

Vierzehntes Capitel.

Junges Leben, frisches Hoffen.

„Gute Seele! Ach! Ach!“ lautete Dankmars Brief an seinen Bruder. „Dies Ach! bedeutet erstens: Wir werden keinen Champagner trinken, keine Trüffeln essen! Laß Dir ein Beefsteak geben, Herz, so zubereitet, wie Du es liebst, und höre, gestärkt, in Ruhe an, weshalb ich mein Wort nicht halten kann! Es kommt jetzt das zweite Ach! Wie du heute in dein Atelier tratest und mir zwischen Thür und Angel das Geständniß deiner Liebe zu Melanie Schlurck machtest, hast Du wohl nicht geahnt, daß du mich mit zwei, dir genauer von mir zu specificirenden Donnerschlägen zurückließest. Donnerschlag Eins — du siehst, ich bin noch immer bei gesunder Logik — betraf mich allein, Donnerschlag Zwei muß und soll auch dich noch treffen. Dies Gewitter kann ich dir nicht ersparen. Kein Blitzableiter, keine Vertuschung! Beim ersten Gang unseres heutigen Diner-Excesses wollte ich Dir erzählen, daß ich die Thorheit gehabt habe, in Hohenberg einen Roman anzuspinnen oder richtiger gesagt, mich zu verlieben. Beim zweiten wollt' ich Dir sagen, in Wen? oder mit Wem? Lieber Bruder! Die Götter haben es gut mit uns im Sinn. Sie wollen, daß wir exemplarische Menschen werden und zu jenen Sterblichen gehören, die sie früh sterben lassen, damit sie nicht zu vorzüglich werden. Das liebreizende Wesen, welches mich gefesselt hatte, war selbstverständlich nur Deine Melanie. Einen sehr edlen Charakter würde es von mir verrathen, wenn ich dir Das nicht gestanden hätte. Es müßte die Olympier zu Thränen rühren, sähen sie einen Menschen, einen Bruder, Referendarius, der entsagt, eines andern Menschen, eines Bruders, Malers, wegen. Aber glaube mir, die Rolle, so dankbar sie sein mag für die Rührung, für den Beifall aller Gefühlvollen, so empfehlend sie sein mag für den bekannten Monthyon'schen Tugendpreis in Paris, sie gefällt mir nicht. Warum nicht? Weil sie mir nicht stehen würde. Natürlich muß der Mensch sein, sagte Eva, als Adam, von Gewissensbissen gefoltert, neben ihr nicht schlafen konnte. Und natürlich, das bin ich auch! Ich zerstöre die Ironie des Schicksals und sage Dir offen, daß ich auch noch beim dritten Gange von Melanie gesprochen haben würde, denn ich liebte sie! Ist das erhört, daß ich ein Mädchen liebe, das mein Bruder liebt? Ja,

es ist erhört! Beim Dessert, wo wir vielleicht eine neueste, frischangekommene Orange aus Messina verzehrt hätten, hätt' ich Dir gesagt: Feindlicher Bruder, die Braut von Messina verlangt ein Opfer! Du oder ich? Ich hätte die Orange von Messina vorläufig in zwei Theile zerschnitten, dann aber gesagt: Ist Dir Deine Liebe mit Melanie Schlurck Ernst? Bist Du ein Thor, in einem Wesen eine Madonna zu finden, die aller Welt anders als dir erscheint und mir vollends — wie eine grüngesprenkelte Eidechse? Eine Eidechse, Bruder, denke Dir das gefahrliche Thier! Man hat Fälle, daß Eidechsen zu den grünen Zweigen hinaufblicken nach den freien Vögeln, die sich auf ihnen sorglos wiegen. Denke dir den Aufblick einer Eidechse zu einem Vogel, der nichts Schlimmes ahnt und singt und vielleicht zur Erde niederhüpft, in den Busch hüpft, in den Rosenstrauch, auf die blumige Wiese, wo die schöne Lacerte haust, und verloren ist er. Soll ich Dir ein Stückchen von dieser unserer Eidechse erzählen? Deinem besten Freunde und einzigen Bruder Dankmar lag an einem gewissen räthselhaften Bilde. Dies Bild soll einen geheimen Druck und an der Rückwand Papiere besitzen, die irgend einer Person, ich muß sie einen Prinzen nennen, von Interesse sind. Die Eidechse hält mich für diesen Prinzen. Sie will mir das Bild verschaffen, mir, weil ich ein Prinz bin. Zwar arm, aber doch ein Prinz; zwar verschuldet, aber doch ein Prinz. Das Bild liegt irgendwo versteckt, ist unzugänglich. Wo, frägst du? Ich sage, in einem großen Meublestransportwagen, der von Hohenberg nach der Residenz von zwei Gendarmen, zwei Bedienten und einer Excellenz, dem Geheimrath von Harder, feierlich geleitet wird. Melanie verspricht mir, was sag' ich, dem Prinzen, das Bild zu schaffen. Was thut sie? Sie spinnt eine Intrigue mit Excellenz an, die Excellenz geht ins Netz und ist verliebt, geschmeidig wie ein Aal. Es hat Wolken geregnet. Alles ist naß und feucht. Man trifft in einer Herberge, Namens Heidekrug zusammen. Die Excellenz verlangt Beweise von Liebe, von Hingebung. Er schmachtet, sie schmachtet. Die Eidechse will das Bild und die Excellenz will einen Beweis ihrer Liebe. Was erfindet sie? Ein Stelldichein! Aber wo? Ach, ich bin bewacht, du bist bewacht, wir Alle sind bewacht! Drinnen ist's zu laut, draußen ist's zu naß! Wo seh' ich dich? Wo sag' ich dir, was ich fühle, was ich empfinde, wenn ich freie Vögel auf den Zweigen sehe und sie nicht mit einem Satz erschnappen kann? Die Excellenz ist zu Allem bereit. Da schlägt die Listige vor: Kein Ort ist sichrer als dein Riesenmöbelwagen! Das ist ein

möblirter Salon, ein förmliches Gesellschaftszimmer! Dort flüstre ich dir die drei Worte, die ich noch Keinem sagte, die drei Worte inhaltsschwer, sie gehen von Munde zu Munde. Die Excellenz macht Schwierigkeiten. Die Eidechse weiß sie zu beseitigen, auch die Gendarmen, die Bedienten, auch den eisernen Schlagbaum. Du öffnest um elf Uhr den Wagen, komm' ich auch erst um zwölf! Ich gebe Dir den Beweis, den du Einziger verlangst! Und siehe! Excellenz werden schwindlig. Der Mann denkt an die drei Worte inhaltsschwer, sie gehen von Munde zu Munde. Was ahnt er nicht? Was hofft er nicht? Es schlägt elf. Er hat die Wächter entfernt. Sie trinken auf Königs Wohl! Der Wagen wird geöffnet. Er hätte „nur Etwas in ihm zu suchen," sagte er, legt die Stange an, als schlösse er wieder zu und geht auf sein Zimmer, um sich sogleich wieder zurück zu begeben und die drei Worte zu vernehmen, inhaltsschwer. Kaum verschwindet die Excellenz, so ist die Eidechse im Wagen und hatte, was der „Prinz" wollte, das Bild! Nun entschlüpft sie — aber hui! Da erschrickt sie vor Etwas, das sie nicht ahnte. Es war vielleicht nur eine Katze, ein Kater, den sie fürchtete und vor dem sie Entsetzen überlief. Auch die Katzen lieben die freien Vögel auf den grünen Zweigen und haben Brotneid gegen die Eidechsen. Katze oder Iltis, genug, die Eidechse erschrickt so heftig, daß ihr das Bild entfällt und sie fast die Felsenspalte nicht wiederfindet, wo sie unterzukriechen hat. Ein Amerikaner, wenn nicht von Geburt doch von Gesinnung, tritt gerade auf den Corridor hinaus, hebt das ihr entfallene Bild auf, nimmt an den im Mondlicht erkennbaren Zügen ein Interesse, das dem Prinzen noch jetzt nicht erklärlich ist, und folgt der Weisung der in der Ferne harrenden Eidechse, die ihm rasch zunickt: „Da! Dort! dem schlummernden Prinzen gehört's! Bitte." Der bringt's dann dem Prinzen und legt's ihm feierlich unters Kissen, während dieser schläft oder nicht schläft, gleichviel. Das Bild ist da — der „Prinz" hat es daheim in der offenen Commode seiner „Aula." Die Eidechse sagt dem Amerikaner: „Brav, mein Herr, ich danke Ihnen!" und verschwand. Und von wem weiß ich das Alles? Eben jenes Gespenst hat's mir erzählt, vor dem die Eidechse so erschrak — ein somnambüler Kater, der sich auf's Mausen versteht und den auch deshalb die schöne, buntgeringelte Eidechse nicht leiden kann. Du kennst den somnambülen Kater — er heißt Hackert! Brüderlein! Die Geschichte ist aus. Denn das lustige Nachspiel, daß die Excellenz zu spät kommt, sich im Meubleswagen häuslich niederläßt, auf die Eidechse und

die drei Worte, die Worte von Munde zu Munde, Stunde zu Stunde vergebens wartet, darüber, wie seine Gehirnconstitution mit sich bringt, bald einschläft, eingeschlafen und eingeschlossen fortgefahren wird in die Residenz, Das ist nur ein humoristischer Schnörkel des Wortes Punktum! Das Bild ist da, der falsche Prinz ist da, auch die Excellenz soll wieder aufgefunden worden sein — aber die Eidechse? Muß ich nicht moralisch werden? Muß ich nicht sagen, daß eine solche schöne liebenswürdige, aber tollkühne, listige Natter uns Brüder Wildungen nicht im Ernst bei den Fittigen fassen darf? Die drei Worte inhaltschwer, sie gehen von Munde zu Munde — heißen: Ich liebe dich! Ich liebe dich! Himmlischer Weihegruß reiner Seelen! Glockenaccord der Andacht und Harfenton der reinsten Anbetung! Laß ihn aus deinem Herzen erklingen, wo er würdig wiederklingt, nur da nicht, Bruder, wo man über Meluſinen lachen, mit ihnen kosen, mit ihnen im Krystallbach plätschern, aber immer auf den sichern seichten Stellen bleiben muß, wo sie uns nicht hinunterziehen können ins ewige Vergessen und man ihnen nimmermehr außer dem Munde auch das Herz und das Leben geben darf! Siegbert, wer wagt es nun mit einem solchen Wesen? Du oder ich? Ich — ich müßte es schon thun aus Dankbarkeit. Du aber mit Deinem ätherreinen Auge! Du Sohn des Azurs, sollst Du ihr Azor werden, belächelter, verspotteter Schooßhund ihrer Laune? Ich bin betrübt, wenigstens nicht so heiter, um bei Grüns mit dir speisen zu können! Ich bin unfähig, mich für den ganzen Tag zu sammeln. Erst deine Entdeckung, dann der Rapport des somnambülen Katers, den du heute Abend wiedersehen sollst. Ich erwarte Dich nach neun Uhr in der Brandgasse Nr. 9 im zweiten Hofe, drei Treppen hoch. Adresse Fritz Hackert. Komm aber allein, ohne deine neuen Freunde, die erst einen Scheffel Salz mit mir essen müssen, bis sie die meinigen werden. Die hundert Thaler kannst Du ebenfalls mitbringen. Was fehlt, das ergänz' ich. Fritz Hackert, Brandgasse Nr. 9. Du wirst erstaunen über diese Annäherung und Aussöhnung. Hackert will Bekenntnisse machen, aber nur in deiner Gegenwart, vor dir, von dem er sagte, du hättest den ersten Funken der Liebe in seine grauenvolle Nacht geworfen! Bis dahin forsche nicht! Die beiden Donnerschläge haben mich erschüttert und zu jedem Entschlusse für heute unfähig gemacht. Ich muß Natur suchen, frische Luft athmen. Ich will im Grase den Namen Melanie — ausweinen. Also — nun ist's genug. Bei dem Geiste unsres Vaters! Dein heute und noch bis übermorgen sehr unglücklicher Bruder! Nach-

chrift. Ich tröste mich schon etwas. Aber verschließ das Bild! ich geb's morgen an den Prinzen Egon, dem es gehört."

Dies Wort: Beim Geist unsres Vaters — war ein Zauerwort der Liebe und der kräftigenden Erinnerung. Was hatte Siegbert, wenn nicht die starke Hand des Bruders, den er gebt hatte, zu erziehen und der ihn erzog! Von dem Augenblick n, wo er schon aus Melanie's gewitterblitzenden Augen, aus er dunklen Glut ihres Zorns gefühlt hatte, daß ihr der Bruder berth gewesen und sie ihm, war sein Entschluß fest, nach einer olchen Blüthe nicht mehr zu blicken. Er gab sie hin. Mit Schmerz: denn er gehörte zu jenen Männern, deren Bestimmung s zu sein scheint, die Frauen zu lieben, die am wenigsten für e passen. Er sagte sich: Die schöne Welt, die du dir aufgechtet, ist zerstört! Aber wo ich nicht mehr die Blüthe sehe, da nag ich keine Frucht. Er entschloß sich nur noch „unglücklich zu ieben."

Nachdem er sich für sein langes Fasten durch mäßige Kost ntschädigt hatte, ging er, ruhig und mit gesenktem Haupt dahinchlendernd, erst in die Wallstraße, um Armand's Auftrag beim Tischler Märtens und gelegentlich auch für Franziska Heumisch uszurichten, dann ging er nach Hause und zählte sogleich das Geld für Hackert ab, über welchen plötzlich so Günstiges zu ernehmen ihm wohlthat. Seine Wirthin wußte ihm weiter ichts zu melden, als daß der Fuhrmann aus dem Pelikan mit einem lahmen Hunde dagewesen wäre und noch ein andrer ihr remder Herr von finsterm, strengem Aussehen, der seinen Namen icht genannt, aber versprochen hätte, wiederzukommen.

Fast antheillos warf er sich, halb entkleidet, auf das Kanaee, das in Dankmar's Zimmer, in ihrer sogenannten Aula tand. Eine Weile that ihm diese Ruhe, dies Brüten wohl. Er chlug die Hundert Thaler, die Hackert heute Abend in einer Wohnung zurückempfangen sollte, die ihm aus Leidenfrost's Aeußeungen über die berüchtigte Auguste Ludmer, früher Malermodell, nheimlich vorgekommen sein würde, wenn nicht Leidenfrost auch iner dort hausenden Proletarierfamilie in wohlthuendster Weise rwähnt hätte. Aber so interessant es ihm war, diese neuen Anegungen empfangen zu haben, besonders über Hackert, zu welchem r ohnehin wieder Vertrauen gefaßt hatte, seitdem er an Lasally das Pferd richtig zurückgestellt gefunden, diese Gedankenreihe konnte hm seinen Kummer nicht lösen. Er suchte nach andern Gegenständen, um aus dem tiefen Unmuth, der ihn umschattete, wieder um Licht eines freiern Gedankens zu kommen. Damit fiel er

auf das Bild, dies vielbesprochene Bild. Dankmar hatte ihm ja aufgetragen, es sorgsam zu verwahren.

Wie er an dem alten Rahmen des blassen Pastellgemäldes mit den Fingern streifte und den Staub auf der abgesprungenen Vergoldung tilgte, dann hinten den neuangefügten Boden befühlte, der etwas einer bedeutenden Familie so Wichtiges verbergen sollte, begriff er kaum, wer es sollte gewesen sein, der sich mit einem Andern auf so gefährliche Weise hätte verständigen wollen. Durch ein Bild! Er glaubte kaum daran, daß das Bild in seinem Rücken Papiere enthielt. Es war weniger Neugier, als die zufällige Absicht, sich irgendwie zu zerstreuen, daß er anfing, einem etwaigen Mechanismus des Bildes nachzuspüren. Der wahre Besitzer, dachte er, wird sich leicht helfen; er weiß entweder das Geheimniß oder er zertrümmert den Rahmen. Das Letztere durfte er nun nicht. Das Geheimniß war nicht zu entdecken.

Er gab seine Neugier auf und machte den Versuch, eine Beschäftigung vorzunehmen, vielleicht seiner Mutter zu schreiben, vielleicht etwas zu zeichnen. In den Zurüstungen dazu traf es sich zufällig, daß er auf einem Tisch, auf den er neben sich das Bild gelegt hatte, einen harten Gegenstand, sein Tintenfaß, bei Seite stellen wollte, um Papier aus einer, Platz wegnehmenden Mappe zu wählen. Nicht achtend, zufällig, stellte er das schwere Tintenfaß auf das Glas des Bildes. Doch ein starkes Glas! dachte er erschreckend und nahm das Bild, um mit einem flüchtigen Blick die Stärke des Glases zu würdigen. Dies führte ihn zufällig darauf, mit Kraft auf den obern Rand des Glases zu drücken, und in demselben Augenblick sprang hinten der Deckel der Kapsel auf. Durch Zufall hatte er das Geheimniß der Oeffnung gefunden.

Erstaunt über diese wunderbare Enträthselung des Bildes, zögerte er fast, dem weiteren Inhalt der Kapsel nachzuspüren; doch fielen darin enthaltene, zartgeschriebene kleine Briefblätter von selbst heraus.

Die Versuchung, diese kleine gekritzelte, blaßgelbe Handschrift zu lesen, war Anfangs nicht groß. Siegbert widerstand ihr auch. Und doch wer hätte Siegbert daraus ein Verbrechen gemacht, wenn er die Papiere gelesen hätte? Er wußte so durchaus nichts vom nähern Zusammenhang dieser Mittheilungen und kannte nicht im mindesten die Bedeutung, die sie dem Prinzen von Hohenberg haben mußten, ja er wußte nicht einmal, von

Wem sie kamen. Darauf hin durchflog er doch wenigstens flüchtig die ersten Seiten.

Er fand, daß eine Mutter darin klagt, wie sich alle Welt gegen sie verschworen hätte, wie sie keinen Freund mehr auf Erden fände als Gott, und wie sie nicht wüßte, wie Das, was sie einem entfernten Sohne zu bekennen hätte, der seinem Stande, leider auch seiner Erziehung, seiner Bildung entsagt hätte, nach ihrem Tode in die Hände kommen sollte. Jedes bei Gerichten oder Notaren niedergelegte Document würde Aufsehen erregen und von Seiten ihrer Feinde errathen werden. Wie oft wären nicht durch scheinbaren Diebstahl Geheimnisse gewaltsam entdeckt worden! Und doch wäre, was sie zu sagen hätte, wichtig, folgenschwer — Hier brach Siegbert ab und ließ die Papiere wie glühende Kohlen fallen. Nach einigen Augenblicken entschloß er sich, sie wieder zusammenzulegen und das Kästchen zu verschließen.

Wie er sich eben dazu anschicken wollte und die Blättchen aneinanderreihte, fiel sein Auge, das nur obenhin und flüchtig auf die Buchstaben sah, auf einen Namen, der ihm auffallen mußte, Rodewald. Rodewald war der Familienname seiner Mutter. Noch einen Blick wagte er und glaubte sich nicht zu irren, wenn er annahm, daß hier in der That von seinem Oheim gesprochen wurde, dem Bruder seiner Mutter, einem Heinrich Rodewald, von welchem er in seiner Jugend viel Gutes und viel Schlimmes gehört hatte, Wüstes und Verworrenes — Heinrich Rodewald galt als verschollen. Er hatte eine Partie gemacht, von welcher Siegbert ungefähr wußte, daß sie seinen Verhältnissen nicht entsprechend gewesen. Dann wußte er noch, daß er nach Frankreich gegangen war — mehr hatte man von ihm nicht erfahren . . Heinrich Rodewald. Der Name stand jetzt fast auf allen diesen Blättern. Er mußte das Convolut fallen lassen, es mit Gewalt von sich thun, um nicht der Versuchung zu erliegen, im Zusammenhang zu lesen.

Heinrich Rodewald! sagte er sich. Mein Oheim! Der verschollene Bruder meiner Mutter, den sie so liebte, der so schön und so leichtsinnig, so geistreich und so unglücklich gewesen sein soll! Wenn ich hier Etwas von ihm erführe! Wenn ich meiner Mutter die Freude bereiten könnte, sie auf eine Spur des verlorenen Bruders zu führen, eines Menschen, dem Alle die glänzendste Zukunft prophezeiten und der unter schöner Frauen Gunst, unter Frauenanbetung und eben durch die Frauen zu Grunde gegangen sein soll!

So nur zerstreut war Alles, was er von Heinrich Rode-

wald wußte. Noch fiel ihm ein, daß er noch ganz klein war, als einmal sein Vater gesagt hatte, wie von des Onkels Wanderungen die Rede war: Nach Amerika sollte Rodewald ziehen! Dort mag er die Wälder roden! Dies Wortspiel hatte sich ihm eingeprägt und doch war es aus so früher Zeit, daß nicht einmal Dankmar etwas davon wußte, denn es war im Hause hergebracht, vom Oheim wenig zu sprechen und ihn als verschollen zu betrachten. Man sprach auch von Kriegsdiensten, die er in Spanien genommen hätte, oder von der französischen Fremdenlegion in Algier.

Nun war es denn doch der erwachte Familiensinn, das wirkliche Interesse für einen Mann, dem er so nahe verwandt war, das ihn zur Lektüre reizte. Wie geschah ihm aber, als er, noch einmal die Papiere ergreifend und sie durchblätternd, auf einer Seite den Namen Thaldüren und nicht weit davon ab das Wort Wildungen entdeckte! Wieder ließ er die Papiere fallen, aber jetzt schon in bestimmter Absicht, sie zu lesen.

Warum denn nicht? sagte er sich. Der wunderbarste Zufall fordert mich ja auf, in die Geheimnisse meiner Familie zu dringen. Bin ich nicht sogar verbunden, wenn ich von einem Menschen höre, dessen Schicksal uns bekümmert, Die, die von ihm wissen, auszuforschen, gleichviel ob sie offen von ihm sprechen wollen oder ob ich sie nur belausche? Wissen ist doch noch nicht ausplaudern. Wenn ich schweigen kann, wenn ich Das, was ich hier erfahre, in mein Innerstes verschließe und die Gelegenheit ehre, die mich zum Mitwisser fremder Tugenden oder fremder Schuld machte, handle ich da gegen meine bessere Ueberzeugung? Ich sehe eine Quelle und sollte mich nicht an ihr erquicken, weil eine Mauer zu übersteigen wäre, die nicht mein ist, während ich vor Durst verschmachte? Ich lese diese Papiere. Wer kann mich hindern? Wer sagt mir, daß ich sie nicht lesen darf —? Damit ergriff er einen Stuhl, rückte ihn an den Tisch, den Tisch dem Fenster zu, legte sich die Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit dem ersten Bogen zu beginnen, als es draußen stark und kräftig an die vordere Thür pochte. Diese Störung war ihm jetzt sehr unwillkommen. Er hatte vergessen zuzuschließen oder sich verleugnen zu lassen. Es klopfte noch einmal und während er rasch die Papiere, die ungeordnet neben ihm lagen, bunt durcheinander wieder in die Kapsel legte, zudrückte und das Bild bei Seite schob, war schon Jemand in das vordere Zimmer, in die sogenannte „Akademie“ eingetreten.

Der Besucher war ein untersetzter Mann, schon ein Sechs-

ziger, doch fest, gedrungen und für sein Alter kerngesund. Er hatte eine Mütze auf, die er beim Eintreten abnahm und nun einen vollen Kopf von harten strengen Zügen sehen ließ. Die Stirn trat etwas heraus, die Nase war nicht fein geformt; sie war kurz und von starken Oeffnungen, das Auge lag tief in grauüberbuschten Höhlen. Einst mußte das graue Haar dunkel gewesen sein; noch war es stark und ging bis tief über die Stirn herab. Der Mund war ernst, ohne das geringste Zeichen von Sarkasmus und Satyre, doch auch ohne ein Zeichen üblen Willens. Recht düster und streng war der noch wenig ergraute Backenbart. Die Kleidung war schlicht, doch sauber. Die Kamaschen an den Füßen gaben dem Fremden ein gewähltes Aussehen, wozu freilich die grauen baumwollenen Handschuhe über den Fingern nicht paßten. Siegbert hatte diesen Mann noch nicht gesehen.

Als er aufgestanden war und sich in das vordere Zimmer begeben hatte, wo er den Fremden empfing, sagte dieser, daß er schon einmal dagewesen wäre, um einen der Herren Brüder Wildungen zu sprechen. Als ihm Siegbert entgegnete, daß er der Aeltere dieses Namens und ein Maler wäre, nannte auch der Fremde seinen Namen. „Ich heiße Rudhard!" sagte er. Siegbert forderte ihn auf Platz zu nehmen und wartete mit Spannung auf Das, was er zu vernehmen haben würde.

„Ich muß es für ein großes Glück halten," begann Rudhard, „daß ich in einer Angelegenheit, die ich schon längst zu einem guten Ende hätte führen sollen, nur so kurze Wege einzuschlagen brauche. Ich dachte auf die größten Schwierigkeiten zu stoßen und bin erfreut, daß sich mir Alles wie von selbst in die Hände gibt, um den letzten Willen einer verstorbenen hohen Dame zu vollziehen. Sie kannten die Fürstin Amanda von Hohenberg?" — Siegbert verneinte diese Frage. — „So wird sie Ihr Herr Bruder gekannt haben?" — Auch für seinen Bruder bestritt Siegbert eine genauere Bekanntschaft mit einer so vornehmen Frau. Er hätte davon Kenntniß haben müssen. — „Dann bin ich erstaunt," sagte Rudhard, „wie Sie Beide, meine Herren, in eine so geheimnißvolle Angelegenheit verwickelt sein können, wie die ist, welche mich zu Ihnen führt." — „Sie spannen meine Neugier," sagte Siegbert und fand in dem Benehmen des Fremden mehr Weltton und Formenglätte, als dem schlichten Aeußern und dem strengen Blick der Augen zu entsprechen schien. „Auch wird Ihnen dann mein Name fremd sein," fuhr Rudhard fort, „und ich muß es daher für meine Pflicht halten, von mir selbst zu sprechen. Ich war im fürstlich Hohenberg'schen Dorfe Plessen

und für eine ziemliche Anzahl in der Nähe liegender Vorwerke vor Jahren Pfarrer und hatte wie es schien zur Zufriedenheit meiner Gemeinde an diesem Ort eine lange Zeit gewaltet. Beförderung hatt' ich freilich wenig zu hoffen, da mein religiöses Glaubensbekenntniß von jenem abwich, durch das man damals auf dem kirchlichen Gebiete allein sein Glück machen konnte. Zu heucheln schien mir meiner nicht würdig. So ertrug ich mein bescheidenes Loos. Ich konnte es, da Gott meine Ehe nicht mit Kindern gesegnet hatte und ich nur für mein Weib, einige Verwandte und mich zu sorgen brauchte."

Siegbert fühlte sich von dieser Eröffnung angezogen. Er gedachte, ohnehin bewegt, seines Vaters und fühlte die Leiden auch dieses gesinnungstreuen Charakters um so schmerzlicher nach, als sein Vater noch die Noth um die Versorgung seiner Kinder gehabt hatte und sich selbst so Vieles entzog, um nur die Seinen glücklich zu sehen. Er hörte, befremdet zugleich von der Ehre, wie er zu diesen Mittheilungen käme, und mit gelassener Aufmerksamkeit zu.

Rudhard fuhr fort: „Mein Loos schien sich zu verbessern, als die Fürstin Amanda von Hohenberg sich entschloß, ihren dauernden Wohnsitz in Hohenberg, ihrem dicht bei meiner Pfarre gelegenen Stammschlosse, zu nehmen und ich daraus eine Erleichterung meiner Lage, wenigstens eine freundlichere Anregung hoffen durfte. Zu gleicher Zeit wußt' ich, daß sie sich der Erziehung ihres einzigen Kindes, eines Knaben, in dieser Zurückgezogenheit ausschließlich zu widmen gedachte. Ich erfuhr, daß sie sich sorgfältig nach mir erkundigte und die Absicht hegte, mich mit in ihren neuen Lebensplan hineinzuziehen. Alle diese Anzeichen einer neuen bessern Zukunft trübten sich plötzlich, als mir die Fürstin sogleich in den ersten Gesprächen, die ich mit ihr nach ihrer vollständigen Einrichtung wechselte, als eine fanatische Anhängerin der neuen frömmelnden Richtung entgegentrat. Sie betonte den Erlöser, die Gnade, die Rechtfertigung und die Nichtigkeit der guten Werke in einem solchen Grade, daß ich davon mit Befremden erfüllt wurde. Eine Weltdame, wie sie war, und einst, wie ich gehört hatte, vielfach gefeiert, Gattin jenes wilden, berühmten Kriegers, über dessen Sitten wie über seine Tapferkeit nur Eine Meinung herrschte, schien es mir unglaublich, daß sie in die Netze der neuen Verlockungen durch eine trübe, oft unehrliche Welt- und Lebensauffassung fallen konnte. Ich beging die Thorheit, mit ihr zu streiten. Streit war eben Das, was sie suchte. Aber weit entfernt, mir zu danken, daß man ihr Gele-

genheit bot, für ihre Wahrheit und für ihren Heiland Zeugniß abzulegen, warf sie Mißtrauen, Groll, ja zuletzt Feindschaft auf mich. Ich erhielt zwar die Oberaufsicht über den jungen Prinzen und begann mein Werk in meiner Weise, allein es verging nicht ein Tag, wo ich über unsere entgegengesetzten Grundsätze der Erziehung nicht mit der Mutter in Streit gerieth. Wie oft wollt' ich die Zügel meiner Aufsicht in ihre Hand zurückgeben! Eine gewisse Achtung vor meinen mancherlei zerstreuten Kenntnissen, die Liebe und Anhänglichkeit des Knaben an mich trotz meiner Strenge, endlich wohl auch die Verlegenheit, dem Kinde in dieser ländlichen Zurückgezogenheit irgend eine starke Geistesnahrung bieten zu können, bestimmte sie immer wieder auf's Neue, mit mir anzuknüpfen, Aussöhnungen vorzubereiten, Waffenstillstände zu schließen. Dies dauerte einige Jahre, bis es nothwendig wurde, fachwissenschaftliche Lehrer mit zu Rathe zu ziehen. Statt den Knaben in ein Institut zu geben, wollte ihn die Fürstin unter ihren Augen behalten und umgab sich mit fortwährend wechselnden Sprach- und Musiklehrern und andern Präceptoren, die im Schlosse viel Unheil anrichteten und sich auf ihren Plätzen selten länger als einige Monate behaupteten. Ich litt bei diesem Wirrsal am meisten; die Kinderseele selbst, für die ich dabei am meisten fürchtete, hielt die wilde Planlosigkeit zur Noth aus. Wie stark ist nicht ein junges Gemüth in seinem ersten Wachsthum! Wieviel geht nicht in das dürstende Herz hinein, wieviel hinaus, ohne ihm zu schaden! Wär' es glücklicherweise nicht so, so müßte man die Kinder in einen durchsichtigen Glasschrank setzen und von der ganzen Welt absondern!"

„Ihr Werk ist gesegnet worden," bemerkte Siegbert. „Der leider so heftig erkrankte Prinz Egon soll sich in jeder Hinsicht auszeichnen." Siegbert sprach diese Worte mit einer Betonung, die seine über diese sonderbar aufrichtigen Mittheilungen zunehmende Verlegenheit deutlich zu erkennen gab.

„Darüber fehlt mir ein genaueres Urtheil," fuhr Rudhard fort. „Ich habe nur die ersten Keime der Bildung in sein allerdings begabtes Innere pflanzen können. Es war ein liebes Kind, trotz Eigensinn und Starrheit und einer überlebhaften Neigung zu Extremen. Ihn krank zu wissen, den nun herangewachsenen Jüngling, ja schon Mann, macht mich traurig. Nach so vielen Jahren hätt' ich ihn so gern freudiger begrüßt. Ich bin gewiß, er hätte sich meiner ohne störendes Mißbehagen erinnert. Hat mir doch auch die Mutter in ihren letzten Lebensaugenblicken einen Beweis gegeben, daß sie in weiter Ferne mei-

ner noch mit Achtung, ja sozusagen mit Versöhnung gedachte." — „Sie schieden also von Hohenberg?" fragte Siegbert. — „Schon vor langer Zeit," fuhr Rudhard fort. „Die Verstimmung zwischen Fürstin Amanda und mir war nicht mehr zu heilen. Immer mehr Menschen, immer heftigere Bedürfnisse religiöser Schwärmerei drängten sich zwischen sie und mich, und als sie sich entschlossen hatte, gegen mein Bitten und Flehen den Prinzen nach Genf in eine bigotte reformirte Erziehungsanstalt zu schicken, da war ich auf meinem Platz ohne ferneren Halt und zog vor, Plessen zu verlassen. Ein Predigtamtscandidat, ein befähigter, aber grundsatzloser Mensch, hatte sich bei der Fürstin eingenistet. Er wurde, da ich merkte, daß ich in jeder Hinsicht unbequem war und nun eine andere Pfarre übernahm, mein Nachfolger. Ich darf, mein Verehrter, bei Ihnen, dem ich ganz fremd bin, kein Interesse ansprechen, wenn ich von meinen ferneren Schicksalen erzählen wollte, ich überschlage daher die Blätter meines Lebens bis auf den Augenblick, wo ich —" — „Nein, nein," sagte Siegbert und ergriff treuherzig die Hand des Fremden, „kann einem jungen Mann Etwas lehrreicher sein, als die Erfahrung des Alters sprechen zu hören? Ich fühle und lebe das Alles mit Ihnen durch, was Sie erzählen. Meine Zeit drängt mich nicht und die letzte Aufklärung über Das, was Sie zu den Brüdern Wildungen führte, bleibt mir ja noch gewiß."

Rudhard schien sichtlich Wohlgefallen zu finden an diesen in so weichen Tönen gesprochenen Worten des jungen angenehmen Mannes. Er blickte auf ein reines Gemüth, das man lieben mußte. Seine Augen milderten sich der sanften Klarheit des Blickes gegenüber, den Siegbert auf ihm ruhen ließ. „Ich zog," fuhr er fort, „mit meinem kränkelnden Weibe an die fernste Grenze unseres Vaterlandes, Rußland zu, in einen Ort Namens Schmalelinken. Dort in einer Provinz, wo man von je von der Provinzhauptstadt aus klare Begriffe beförderte und beschützte, glaubt' ich, für die spärliche Saat, die jetzt noch Geistliche in die Herzen der Menschen streuen können, hinlänglichen Boden zu finden und fand ihn. Die Nähe einer Rittergutsbesitzung, der angesehenen Familie von Osteggen angehörend, machte mich ganz besonders glücklich. Diese Familie war am begütertsten im benachbarten Kurland, lebte aber lieber als in Rußland auf dem bescheidenen Schlößchen Ostegg bei Schmalelinken, wo ich als Pfarrer wirkte. Dieses Glück dauerte nur kurze Zeit. Meine Gattin starb. Ich hätte es verwinden können. Aber

dem Tiefgebeugten, der gleichsam mit dieser guten Frau auch die Kinder verlor, die sie ihm nicht hatte schenken können, und der nun ganz allein in der Welt dastand, entzog sich auch der Trost jener Beziehung zur Osteggen'schen Familie, wo ich zwei jungen liebenswürdigen Mädchen, Adele und Helene, Erzieher geworden war. In Plessen war ich von bigotten Deutschen verdrängt worden, in Osteggen verdrängte ich dagegen einen gewissen Raffard aus der reformirten französischen Schweiz. Ich erlöste förmlich diese Familie von einem eitlen, unwissenden Intriguanten, und hatte die Genugthuung, daß mein Wirken anerkannt wurde. Da starb mein Weib und meine einzige Anlehnung, die Osteggen'sche Familie, wurde durch die Heirath Adelens, der ältesten Tochter, mit dem Fürsten Wäsämskoi bestimmt, nach Odessa zu ziehen, wo der Fürst am russischen Gouvernement wirkte. Was that ich? Ich entschloß mich, den dringenden Bitten der Familie, der ausdrücklichen und ehrenvollen Anerbietung des Fürsten Wäsämskoi zu folgen und ging noch, nahe meinem funfzigsten Lebensjahre, mit nach Odessa. Dort am Ufer des Schwarzen Meeres, unter dem südlichen Himmelsstrich, verlebte ich glückliche Jahre. Mancher düstre, trübe Zug meines Charakters milderte sich. Leider verschonten uns nicht herbe Schicksalsschläge. Die alte Baronin Osteggen starb. Vor einigen Monaten ist auch ihr Schwiegersohn, Fürst Wäsämskoi, auf einer Reise nach der Krim am Fieber dahingegangen. So fiel die Sorge für die Fürstin Adele und ihre drei Kinder auf mich allein. Ihre jüngere Schwester, Helene Osteggen, hatte in Odessa die Bekanntschaft des in Aufträgen reisenden französischen Attaché, Grafen d'Azimont, gemacht und war, nachdem er sie geheirathet, erst hierher, in diese Stadt, wo er fixirt war, dann nach Paris mit ihm gezogen —" — „Die Gräfin d'Azimont? Ist sie eine Deutsch-Russin?" fragte Siegbert gespannt. „Irr' ich nicht, so ist die Gräfin hier?" — „Sie ist hier," sagte Rudhard mit düstrer Miene, „und auch ihre ältere Schwester, die Fürstin Wäsämskoi, ist hier. Leider gerieth mein jüngster Zögling, Helene d'Azimont, so in den Strudel des modernen Weltlebens, daß sie mit ihrer ganzen Familie brach und durch ihre wilde phantastische Lebensweise nur zu sehr die Liebe und das Herz ihrer Mutter trübte. Schon seit mehren Jahren ist jeder Verkehr zwischen den Schwestern Helene und Adele abgebrochen und selbst das unter andern Umständen erfreuliche Zusammentreffen in dieser großen Stadt wird keine Aussöhnung zu Stande bringen. Ich erwähne da Dinge, die in der großen Welt leider zu bekannt sind."

Auf Siegbert's Lippen schwebte die Frage, ob Rudhard wüßte, welche Beziehung zwischen dem Prinzen Egon und Gräfin d'Azimont stattfände; doch schwieg er, weil er dem Herzen eines Mannes noch mehr wehe zu thun fürchtete, dem ohne Zweifel das Werk seiner Erziehung bei dem einen seiner weiblichen Zöglinge nicht gelungen war. Doch nahm Rudhard diesen Gegenstand selbst auf und zeigte sich über die Chronik der Schwester seines treugebliebenen Zöglings, der Fürstin Wäsämskoi, vollkommen unterrichtet. „Wie schmerzlich muß es mir sein," sagte er, „daß sich die Nachrichten, die wir dann und wann über die Schwärmereien Helenens empfingen, an meinen plötzlich in Paris wieder auftauchenden Schüler Egon anknüpften! Ich sah, daß Egon auch durch seine genfer Erziehung in den Strudel gerathen war, in welchem Helene unterging, als sie sich verheirathete an einen Mann, der ihr niemals eine sittliche Anlehnung bieten konnte. Wie tief hab' ich damals das Conventionelle im Leben unserer vornehmen Stände verabscheut, wie bitter beklagt, daß mir unmöglich wurde, dies liebenswürdige, reizende, gutmüthige Kind, Helene Osteggen, von einer, wie man sie nennen mußte, glänzenden Partie mit einem nicht mehr jungen, aber reichen und interessanten französischen Diplomaten fern zu halten! Entschied doch hier sogar der Wunsch des Kaisers, russische Unterthanen in Paris, an der Quelle der Begebenheiten, in genauester Verbindung eben mit den Lenkern der Begebenheiten zu wissen! Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich von diesen Dingen spreche; denn ich muß sie Ihnen sagen, weil sie mit Dem zusammenhängen, was mich zu Ihnen und Ihrem Bruder führt."

Siegbert strich sich über die Stirn, als könnte er diese wunderbaren Beziehungen kaum fassen.

„Mein Unmuth," fuhr Rudhard fort, „erstreckte sich in dem Grade auf Alles, was mit Helenen zusammenhängt, daß ich auch Egon verwarf und Niemanden mehr verwarf als die Mutter Egons, Fürstin Amanda, die mir so viel bittere Schmerzen in meinem an Freuden nicht überreichen Leben verursacht hatte. Was sollte ich nun dazu sagen, daß ich vor anderthalb Jahren einen Brief von Fürstin Amanda empfing, den sie auf ihrem Todtenbett geschrieben hatte! Einen Brief, der mich erst in Schmalelinken aufsuchte und ein halbes Jahr brauchte, mich am Schwarzen Meer zu finden; einen Brief, dessen Absicht ich versäumt glaubte, als er ankam, ja der auch hätte rechtzeitig eingetroffen sein können und mir keinen Entschluß würde abgewonnen haben, so erbittert und gram war ich damals dem Andenken

an Alles, was mich an Hohenberg erinnerte. Doch lesen Sie selbst diesen Brief und erfahren Sie damit zu gleicher Zeit den Grund, der mich zu Ihnen führte und mich bestimmte, Ihnen einen Ueberblick meines Lebens zu geben. Um aber Ihre Spannung nicht zu lange hinzuhalten, bemerk' ich, daß mein Besuch mit einem Bilde der Fürstin Amanda zusammenhängt, das Sie besitzen sollen." — Siegbert drückte sein Erstaunen aus. — „Ist dem nicht so?" bemerkte Rudhard, der sich in seinem sichern Auftreten nicht stören ließ. „Sie besitzen ein Bild der Fürstin?" — „Allerdings; aber —" — „So bitt' ich! Lesen Sie!"

Sechszehntes Capitel.

Eine neue Wendung.

Rudhard zog ein Portefeuille aus der Brusttasche, schnallte es auf und nahm aus mancherlei Papieren und Documenten, die in ihr angehäuft lagen, einen zierlichen Brief, der durch seine mit hundert Notizen und Strichen überkritzelte Adresse einen wunderlichen Anblick bot. Es waren darauf die vielen Postzeichen und Bemerkungen des Hin- und Hersendens nach dem Adressaten in deutscher und russischer Sprache ersichtlich, in blauer, rother, grüner Tinte und — „wer weiß, setzte Rudhard mit einem leisen Anfluge von Lächeln hinzu, „ob nicht noch in unsichtbarer, sympathetischer Tinte, die nur die geheime Polizei zu sehen und zu lesen im Stande ist!" Der Brief selbst, mit schwacher Hand, unsicher, wie von einer Todtkranken geschrieben, lautete:

„Nach Allem, lieber Rudhard, was zwischen uns auf dieser Erde vorgefallen ist, werden Sie erstaunen, wie Sie noch, ehe ich dies Dasein verlasse, von mir einen Abschiedsgruß erhalten können! Ja, mein lieber Rudhard, ich stehe an der Pforte der Ewigkeit. Die Stunden sind gezählt, die mich noch die Langmuth des Herrn athmen läßt und ich frage mich, warum noch immer der erlösende Engel nicht kommen, an mein Lager treten und mir die Augen zudrücken will! Ich frage: Was gibt dir der Herr noch zu bedenken? Ich blicke um mich, wo noch ein Herz schlägt, das ich betrübte, wo noch ein Fehl zu sühnen und zu büßen ist, und der Erinnerungen an Schlimmes und Sündhaftes sind in mir so viele, lieber Rudhard, daß ich noch eine

Ewigkeit leben müßte, jeden nagenden Gedanken aus meiner Seele zu tilgen." Siegbert stockte, von diesen Worten gerührt. Ein Wink Rudhard's, ein leichtes Kopfschütteln, als wiche er von solchen Auffassungen ab, forderte ihn auf, fortzufahren. Siegbert las:

„Dennoch nutz' ich jede Frist, die mir die Anfälle der traurigen Krankheit lassen, an der ich sterbe, — es ist dies jenes schmerzlichste Uebel, woran sich so viele von uns Frauen auflösen müssen — um doch irgend Etwas abzuthun, was mir mit meiner schwachen Kraft erreichbar scheint, und da bin ich zu einer ernsthaften Betrachtung gekommen, die mich darauf führt, Ihnen zu schreiben." — „Sie wird Sie," unterbrach sich Siegbert, „um Verzeihung bitten, daß sie Ihnen so weh gethan, Ihren aufrichtigen Sinn verkannt, Sie von Haus und Herd getrieben hat." — „Nein," sagte Rudhard mit ironischer Miene. „Erwarten Sie eine solche Reue von einer Gottbegnadeten nicht! Auch ich erwartete, daß sie sich vielleicht, alle religiöse Parteiung bei Seite setzend, auf einen rein menschlichen Standpunkt stellen und mir als Menschen, als ehemaligem Freund, Erzieher ihres Sohnes, in der letzten Stunde ein Wort der Versöhnung zurufen würde. Davon finden Sie nichts! Im Gegentheil, sie verharrt in ihrem Bewußtsein reinster Gottseligkeit und überläßt mir nur noch eine Gewissenspflicht, die ich nach einer allgemeinen, rein praktischen und lediglich klugen Auffassung des Lebens prüfen soll. Sie anerkennt in mir den rechtlichen Mann; Das ist Alles!" — „Aber viel!" sagte Siegbert. „Viel, wenn es ein Auftrag ist, der einen rechtlichen Mann erfordert und unter Hunderten, die sie wählen konnte, Sie es sind, an den sie in der Sterbestunde dachte, Sie, der jahrelang ihrem Gedächtnisse entrückt war."

„Was aus meinem unglücklichen Egon geworden ist," fuhr Siegbert fort, „das wissen Sie vielleicht! Die religiöse Weihe, die ich seiner Erziehung geben wollte, hat in seiner Seele keinen Platz gefunden. Mit zerrissenem Mutterherzen gesteh' ich Ihnen, daß kein Sohn seiner Mutter geringere Aufmerksamkeit zeigt, kein Sohn die Hoffnungen seiner Eltern mehr getäuscht hat, als dieser Unglückliche, Tiefverblendete! Daß ihn die innere Haltlosigkeit seiner Seele anekelte und ihn antrieb, seinem Stande ungemäß zu leben, das will ich nicht tadeln. Aber nicht das Gefühl der Reue ist es, wodurch er veranlaßt wurde, sich das Kleid des Handwerkers anzuziehen, sondern leere, nichtige Originalitätssucht, dieser schlimmste von allen Trieben nach Auszeich-

nung. Ich wenigstens kann nicht daran glauben, daß die Er=
niedrigungen, die er über sich in Lyon und Paris verhängte,
aus Liebe zum Erlöser, aus Geringschätzung des Lebens, aus
wirklicher Demuth gekommen sind. Eine Zeitlang hab' ich es
geglaubt. Wie ich erfuhr, mein Egon ist von Genf nach Lyon
zu Fuß gewandert, wie er mir einst einen guten, edlen Brief
von dort schrieb, wie ich hörte, ihn ekelte die schaale, große Welt
an, er hätte fast denselben Beruf ergriffen, den anfangs auch
der Heiland von seinem Vater Joseph erlernte —" Rudhard
lächelte — „da überkam mich eine Stimmung, die ich nicht schil=
dern kann, und doch hab' ich sie geschildert, habe versucht, sie zu
schildern, und schrieb meinem Sohn einen Rückblick auf mein
Leben mit jener Wahrheit, die aufgedeckt ist im Buche des Le=
bens und zu welcher es mich drängt mit unwiderstehlicher Er=
leuchtung. Als ich diese Geständnisse kurz vor dem Augenblick,
wo ich eines Tages glaubte, an meinem Uebel sterben zu müssen,
vollendet hatte, wußt' ich nicht, wohin damit? Du stirbst, und
diese Blätter, wer bringt sie dem Sohn und ruft ihm durch sie
zu: Folge meinem Rufe! Uebe Demuth! Sei, was dein Hei=
land war! Ach, es kam noch eine Nacht — die Wächterin
schlief. Da griff ich nach einem alten Bilde, das meine jugend=
lichen Züge darstellte, es hing über meinem Bette. Ein Ge=
heimniß war daran, ein Kästchen, das auf einen Druck am Glase
aufsprang, ein Scherz, den ich in jungen Jahren zu kleinem,
verstecktem Kram benutzt hatte. Dort barg ich mein Gebet zu
Gott, mein Geständniß, das ich in einigen schlaflosen und doch
wie entzückten Nächten niedergeschrieben hatte, und glaubte nun
zu sterben."

Siegbert war über die plötzliche Aufklärung des Bildes so
erregt, daß ihm das Lesen der schwierigen Handschrift wie wun=
derbar von Statten ging. Er fuhr fort: „Ich starb aber nicht.
Dies Uebel ist fürchterlich, lieber Pfarrer. Es gewährt augen=
blickliche Pausen, wo man an Genesung glaubt. Dann bricht
die Macht der Zerstörung wieder wie mit Hammerschlägen auf
die schon verwesenden Theile und man glaubt zu sterben, ohne
es zu können. Moschus und Opium führen über diese gräß=
lichen Krisen hinweg. Nun hatte ich schon oft Denkwürdigkeiten
aus meinem Leben aufgesetzt und, hatte ich Bogen vollgeschrieben,
sie wieder vernichtet. Sie waren nicht die reine Wahrheit, sie
schlüpften ohne Reue über meine größten Sünden hinweg; ich
vernichtete sie, weil ich mir vorkam wie der Pharisäer, der stolz
auf seine Brust schlug und sich rühmte: Ich danke dir Gott,

daß ich nicht bin wie Die! In jenem Rufe an den Sohn aber bin ich wahr gewesen; doch ich schauderte, wenn ich bedachte, was ich geschrieben. Anfangs war es meine Absicht, jenes Bild zu versiegeln und bei den Gerichten niederzulegen. Darüber aber ergriff mich Angst. Wie kannst du dir die Möglichkeit nehmen, diese Blätter bei anderer Gesinnung wieder schnell zu ergreifen und zu zerstören? Nein, du mußt sie zur Hand haben, und schon streckte die Hand sich aus, um die Papiere zu vernichten. Da zögerte ich wieder und warf mir vor: Siehst du, daß du vor der Wahrheit zitterst, daß du in Kleidern prangen willst, wie die Gerechten, und deine Blöße verdeckst und sie nur Gott gestehen willst! Als ich später Schlimmes von Egon erfuhr, dacht' ich auch: Wie gut wäre dir's, Sohn, der Himmel schüttete eine Schale über dich aus, eine Schale seines Zornes und du lerntest Demuth durch äußere Dinge, da sie nicht in dir ist!"

„Was sagen Sie zu dieser frömmelnden Selbstqual?" unterbrach Rudhard den Vorleser. Siegbert fuhr jedoch ohne zu erwidern fort: „Ich schreibe an diesem Briefe schon den dritten Tag, lieber Pfarrer. Mein Ende naht. Ich fühle das an jenem Pochen, das nun schon oft bis an's Herz reicht. Von diesem Klopfer ein letzter Schlag, der gut gezielt hat, und ich bin todt. Ich habe inzwischen Manches angeordnet. Der Fürst ehrte meinen Willen und läßt die Verhältnisse Hohenbergs ein Jahr so geordnet, wie sie sind, wenn ich die Augen schließe. Auch die Einrichtung meiner Zimmer bleibt. Dem Sohn empfahl ich durch einige Zeilen, die wohl die letzten gewesen sind, die ich an ihn richtete, das Bild und sein Geheimniß. Zugleich aber, da meine Gedanken und Gefühle in einen nimmer auszugleichenden Widerstreit gerathen sind, entschloß ich mich, über diese Papiere noch Einen zu Rathe zu ziehen, vor dem ich mich nicht scheuen würde, wenn er sie läse. Ich suchte lange, bis ich ein Wesen fand, das mir dessen würdig schien. Ich fand zuletzt einige Würdige. Aber unter den Würdigen nur Einen, der nützlich, weltlich und klug genug schien, Sie, Rudhard. Daß Sie leben, weiß ich; Ihren Tod würd' ich in den Kirchenblättern, die ich halte, erfahren haben. Wollen Sie mir das Versprechen geben, nach meinem Hingang, aber ich beschwöre Sie, ohne Kenntnißnahme des Fürsten, sich das Geheimniß jenes Bildes zu verschaffen und selbst zu prüfen, ob Egon diese Blätter lesen muß, lesen darf oder nicht? Ihnen entdeck' ich mich, weil ich weiß, daß Sie schweigen, wenn Sie zu schweigen gelobt haben, reden,

wenn Sie zu reden gelobten. Sie werden aus diesen Blättern erkennen, warum ich Christus suchte. Halten Sie die Lektüre schädlich für Ihren Zögling, der nach Allem, was er über die Verleugnung seines Standes und den Entschluß, in Frankreich als ein Arbeiter zu leben, schreibt, noch treu an Ihnen und Ihren Principien hält, so vernichten Sie meine Bekenntnisse! Lassen Sie dann meinen Sohn das Bild und darin nur — ich nehme Ihr heiliges Wort darauf — mein Lieblingsbuch, den Thomas a Kempis, finden. Das ist meine Bitte! Eilen Sie, um jedem Misbrauch zuvorzukommen! Anliegend ein Wechsel für Ihre Reise und Bemühungen! Wenn Sie mir schon in Ihrer umgehenden Antwort ein aufrichtiges: Ja! Ich vollziehe diesen Auftrag, zukommen lassen, dann bestimme ich, wie Ihre Mühe noch ferner soll entschädigt werden. Eilen Sie! Einen Anfall wie den der verwichenen Nacht überleb' ich nicht. Viel duldend, aber freudig im Herrn Amanda Hohenberg."

„Diesen Brief," ergänzte Rudhard, als Siegbert erschüttert schwieg, „erhielt ich erst nach einem halben Jahre und wußte an dem Datum und einer in Odessa gelesenen Zeitungsnotiz, daß in der That die Absenderin einige Tage darnach gestorben war. Ich gestehe Ihnen, daß mein Eifer, dem Vertrauen der Sterbenden zu entsprechen, nicht groß war." — „Sie waren in Odessa!" — „Der Entfernung wegen nicht. Die Donaudampfschiffe vermitteln das Schwarze Meer mit Deutschland. Die Summe, die die Fürstin anwies, war bedeutend." — „Diese großartige Anerkennung auf dem Sterbebette! Sie fand in ihrem Gedächtniß keinen Redlichern als Den, der ihre Ansichten nicht theilte, ja dem sie Uebles gethan hatte." — „Wohl! Aber ich sah die ganze Frau vor mir! Dies Gemisch der freundlichsten Eigenschaften mit einer unglaublichen Menge eitler, unpraktischer, confuser Vorstellungen! Ich fühlte mich so erkältet durch diese ihre Widersprüche, die bis zum Rande des Grabes angedauert hatten, daß ich meiner Unentschlossenheit um so mehr nachgab, als ich von Egon gerade damals hörte, daß er die communistischen Thorheiten, die er getrieben, aufgab, wieder Fürst geworden war, zugleich aber auch zu einer verlorenen Seele, die mir schon die bittersten Schmerzen gekostet hat, zur Gräfin d'Azimont in eine jener Beziehungen trat, die sich die verwerfliche Moral der höheren Stände wie das Reinste erlaubt. Fürst Wäsämskoi wollte eine Reise nach Europa unternehmen, und auf diese spart' ich meine etwa noch mögliche Erfüllung der mir zugemutheten Verpflichtung auf. Der Fürst erkrankte und starb. Nun denken

Sie die Verwirrung, in die eine mir unendlich theure Familie gerieth! Denken Sie, wie ich alle meine Kräfte zusammenraffen mußte, um diesen Verzweifelnden eine Stütze zu sein! Endlich kommen wir an, hören von Egon's Anwesenheit, von Helene d'Azimont, daß diese seit einigen Tagen hier ist — wir richteten uns vor dem Thor in einem der dort durch die Gesandtschaft bereit gehaltenen Gartenlogis ein. Ich besuchte soeben das Palais des Prinzen, höre von seiner Krankheit, lerne einen Franzosen kennen, der mir ein so lebhaftes Interesse für den Prinzen und für mich, den er als frühern Lehrer desselben kannte, zu besitzen schien, daß ich mich nicht scheute, ihn in das Geheimniß der Fürstin Amanda, so weit thunlich, einblicken zu lassen. Er wußte von dem Bilde und nannte mir Sie und Ihren Herrn Bruder als die zufälligen gegenwärtigen Besitzer desselben. Da bin ich denn nun, um zu hören, was Sie selbst von allen diesen Dingen halten."

Siegbert erhob sich, ging mit einigen entschlossenen Schritten ins Nebenzimmer und kam mit dem Bilde zurück. „Da ist das Bild!" sagte er.

Rudhard, angenehm überrascht, erkannte es sogleich als das der Fürstin aus jungen Jahren. Er wollte es an sich nehmen. Siegbert hielt jedoch seine Hand noch darauf und Rudhard trat zurück. Jener sprach nichts und doch lag in seinem Blicke die beredtsamste Vertheidigung seines Vorenthaltes. „Sie haben Recht," sagte Rudhard. „Ich kann keine Ansprüche darauf machen. Auch nur der Anblick der Fürstin ist es, der mich überrascht. Ich sehe wieder die Spuren dieser eigenthümlichen Frau in meinem Gedächtnisse wie lebendig auftauchen. Die Unglückliche kam schon krank nach Hohenberg und doch — das schwärmerische, schmerzlich blickende Auge rührt mich. Vergieb mir, liebe Frau, ich habe einen bittern Groll gegen dich im Herzen gehabt, du hast mir viel Leid angethan, vergib mir, daß ich mich deinem Andenken nicht früher versöhnte und deine dargebotene Hand nicht ergriff! Der Tod ist hart, aber er ist nicht die Grenze unseres Lebens. Er soll nicht Alles ausgeglichen haben. Der Tod muß Charakter haben, wie das Leben. Löschte der Tod jede That des Lebens aus, so stünde schon seit Jahrtausenden die Geschichte still." Siegbert betonte, daß vor Allem sein Bruder hier zu entscheiden hätte. „Sie zürnen mir, daß ich die Bitte einer Sterbenden nicht sogleich erfüllte?" — „Ja!" antwortete Siegbert mit einer Offenherzigkeit, die Rudhard anerkennen mußte. „Ich wäre nicht im Stande gewesen, eine solche Bitte

nausgeführt zu lassen." — „Werden Sie sechszig Jahre, mein unger Freund," antwortete Rudhard, indem er seine Mütze erriff, „erfahren Sie, was Alles auf unser Urtheil, unsere Wilenskraft mit Zumuthungen und Ansprüchen einstürmt, und Sie erden zäh werden im Erfüllen, wie ich es bin! Dieses Schwunes der Phantasie, mich in Odessa von allem mir Theuren losureißen und eine Grille verkehrter Menschen auszuführen, konnte ch nicht mehr fähig sein. Verkehrt nenn' ich dich, arme Frau! Vergieb mir dies Wort! Ich mochte nicht in die Falle gehen, ie mir noch nach fünfzehnjähriger Trennung gelegt wurde, um nich zu bekehren! Denn Das ist es eben, lieber Herr Wildunen! Was Sie auch auf flüchtigen Blick in diesen Papieren gefunden haben mögen, sie sind nur für mich berechnet, für meine Erleuchtung, meine noch im Tode von einer Proselytin des Glaens versuchte Erschütterung eingebildeter eigener Vernunft!"

Siegbert schwieg über diese charakteristische Voraussetzung ines starren Rationalisten und schloß jetzt das Bild in einen Schrank der „Aula" ein. Nach einigen Worten, bezüglich auf die Erklärung Dankmar's und den Ort des baldigen Wiederzusamnentreffens, sagte Rudhard: „Woher stammen Sie? Der Name Wildungen ist mir geläufig! Er erinnert mich —" — „Vielleicht n meinen Vater?" fiel Siegbert ein. — „Wildungen! Wildungen!" agte Rudhard. „Er war —" — „Pfarrer in Thaldüren und Angerode." — „Studirte aber mit mir — glaub' ich —" — „Auf er Universität schwerlich," sagte Siegbert. „Lebt' er noch, müßt' r erst ein Funfziger sein." — „Wohl! Wohl!" sagte Rudhard. „Er war mein Schüler, mein Zeltgenosse, contubernalis, vom Stift her, das uns bildete. Im schönen Saalthal bei Naumburg auf der Schulpforte wurden wir erzogen. Ich war Prinaner und nach damaliger Sitte hatt' ich jüngere Knaben unter meiner Aufsicht. Wildungen! Ich entsinne mich, Otto Wildungen." Siegbert bestätigte bewegt. „Ich mochte sechs Jahre älter sein, als der kleine Quartaner, der meiner Aufsicht anvertraut wurde," fuhr Rudhard fort. „Ich hatte deren Drei unter meiner Obhut. In meinem alten akademischen Stammbuch hab' ich von ihm einen Denkspruch. Als ich zur Universität ging, schrieb mir jeder der Kleinen in mein Album etwas zur Erinnerung, natürlich Etwas, was ich ihnen dictirte, lateinisch oder griechisch, anders verewigte man sich damals nicht in den Stammbüchern von Schulpforte."

Siegbert bezeugte Neugier, dies Erinnerungsblättchen an die frühste Jugend seines Vaters zu lesen. Und als er gar noch

vernommen, daß die beiden andern contubernales des Primaners Rudhard Rodewald und Gelbsattel hießen, wuchs seine Neugier in dem Grade, daß ihm Rudhard anbot, ihn sogleich zu begleiten und sich die alte Reliquie anzusehen. Siegbert schlug es aus. Doch ließ er sich die Wohnung der Fürstin Wäsämskoi beschreiben und versprach, ihm schon morgen über Das, was sein Bruder wegen des Bildes beschließen würde, Bescheid zu geben. Rudhard ging mit den Worten: „Ich freue mich, daß ich dem Triebe folgen mußte, Etwas zu thun, was die auf mich abgesehene Bekehrungsmethode der Fürstin Amanda erleichterte. Ich habe Sie kennen gelernt, einen Sohn meines kleinen Wildungen, der so sinnig und gut war. Und der ruht nun auch schon in kühler Erde! Gelbsattel ist ein hochgestellter Papst unsrer Kirche; Rodewald, nach dem Sie mich fragen, scheint verschollen, ich verlor ihn aus den Augen. Das war der Jüngste von Allen, wild und störrisch, aber der Begabteste. Und Sie sind nun Einer von unsrer jungen Generation! Ein Maler! Neue Begriffe! Neue Lebensanschauungen! Auf eine Welt seid ihr versetzt, in Zeitwirren, aus denen wir Alten bald erlöst sein werden! Wir, die wir sie nicht mehr verstehen! Ich bin nur über Eines froh, daß die Menschen doch offener werden! Das ist das Beste von Dem, was uns diese Tage gebracht haben. Das Uebermaß von Freiheit hat wenigstens das traurige Untermaß von früher, die Heuchelei, entfernt." — „Sie kommen aus Rußland," sagte Siegbert lächelnd zu dem Manne, der sich nicht mehr in seiner Zeit orientiren konnte. — „Aber nicht aus Sibirien," ergänzte Rudhard, schon die Thür ergreifend. „In Odessa friert der Verstand nicht ein. Wo man das große allmächtige Meer sieht, das der menschlichen Dämme und Satzungen spottet, da wird man niemals Sklave. Des Meeres Anblick macht Alles gleich. Es lehrt aber auch die ewige Grenze des Irdischen, lehrt Demuth und Bescheidenheit. Der stolzeste Segler fährt zerschmettert an ein verstecktes Felsenriff. Die Menschen, die der Natur und ihren großen Weihestunden entrückt sind, bilden sich zuviel ein auf ihre Pygmäenkraft. Auf den Bergen wohnt die Freiheit! Hast Recht, edler Schiller! Aber am Meere wohnt die Beschränkung. Leider liegen Paris, Wien und Berlin weder auf Bergen noch am Meere. Der Dünkel des Flachlandes beherrscht uns. Die Träumerei der nackten Erdscholle, die nur blauen Himmel um und über sich sieht, die erfindet die Ideen, die jetzt die Welt erlösen sollen. Ich vertheidige Rußland nicht: ich achte die Menschenwürde. Aber ein Land, wo man schweigen muß, lehrt uns denken und

wenn man sprechen muß, gut sprechen. Da, wo man zu jeder Zeit Alles sagen darf, da denken die Menschen nicht mehr." Mit diesen Worten trat Rudhard an die Stiege, bis zu deren Rande ihn Siegbert begleitet hatte.

Siegbert befand sich, als er wieder allein war, in einer eigenen Stimmung. Er hatte eine Binde mehr vor den Augen. Diese Blätter, die er eben hatte lesen wollen, die ihn so fesselten, reizten, schlossen sich wie ein heiliges Geheimniß. Er verfiel in Wehmuth über die Erfahrungen dieses Tages.

Dankmar kam nicht. Bei jedem Geräusch hoffte er, der Bruder würde eintreten. Er blieb aus. Siegbert fühlte das Leid des Bruders wie sein eigenes. Beiden war eine lichte rosige Wolke entschwunden. Beiden hatte derselbe Traum von Glück und Liebe gelächelt! Des Jünglings ringende Seele hat nur Eins, was ihn ganz erfüllen, ganz und voll ergreifen kann, die Liebe. Alles Andere, was sonst noch an sein Inneres drängt, ist unreif, bedarf tausendfacher Bestätigung durch Erfahrung, durch die unermeßliche Bücherwelt. Nur die Liebe bedarf keines Buches. Die Liebe liest sich die größten Schätze der Weisheit und der Wahrheit aus dem Auge der Geliebten. Die Liebe bedarf keiner Prüfung, sie sieht nur und glaubt und vertraut. Die Liebe bedarf der Erfahrung nicht, sie liegt vom Anbeginn in unserm Herzen. Und diese Zauberkraft war Beiden plötzlich gelähmt, gelähmt Beiden durch einen einzigen Schlag. Beiden war nichts geblieben, als das Bewußtsein ihrer Unfertigkeit und vielleicht einer sich nie abschließenden Vollendung. Siegbert fühlte an sich selbst, was wol auch Dankmar'n bewegen würde, der ohne Zweifel Melanie's ablehnende, ja geradezu gehässige Gesinnung längst erfahren hatte.

Es hatte sechs geschlagen. Die Sonne warf freundliche Lichter. Spaziergänger suchten wie er die Thore. Er wandte sich einer Gegend zu, die ihm die stillste und für seinen Kummer einladendste erschien. In einer halben Stunde war er unter jenen Gärten und Villen, die wir kennen lernten bei Gelegenheit der Wohnungsangabe Paulinens von Harder. Hier gab es stille Plätze und enge Wege, die hinaus ins Feld führten. Kinder mit Kornblumenkränzen begegneten ihm. Liebende gaben sich hinter den Mauern der Gärten unbelauschte Stelldichein. Gelehrte setzten sich mit Büchern auf eine einsame Bank und schöpften freie Athemzüge für ihre beengte Brust. Hier siehst du gewiß, sagte sich Siegbert, auch den Bruder unter irgend einem Lindenbaum. Du kennst einen solchen, dicht am Eingang in die

Kornfelder. Dort sitzt er und denkt: Warum ist Siegbert nicht bei dir und wir plaudern über das Leben und die Täuschungen der Herzen!"

So nachdenkend, bemerkte Siegbert kaum, daß er auch in dieselbe Gegend gekommen war, wo Fürstin Wäsämskoi nach Rudhards Schilderung wohnte. Wie erstaunte er, als er plötzlich an einem Spalier in einem kleinen Vorgarten denselben strengen Mann mit einem Buche lesend fand, umgeben von zwei wunderholden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Bald spielte der rüstige Greis mit den Kindern, bald las er eine Stelle in seinem Buch. Ein Teller voll Obst stand auf einem grünen Tische neben ihm. Die Kinder naschten. Rudhard stellte sich, als sähe er's nicht. Wenn eins eine Kirsche ergriffen hatte, fuhr er mit der Hand nach dem Diebe und dieser freute sich, ihn überlistet zu haben. Siegbert, der schon vorübergehen wollte, wurde von Rudhard beobachtet. Angenehm überrascht, seinen so eben verlassenen neuen Bekannten schon wiederzufinden, lud er Siegbert ein, hereinzutreten. Hier wohne er. Dies eben wären die jüngsten Kinder der Fürstin. Als Siegbert zögerte, blieb Rudhard dabei, er müßte eintreten und sein Zimmer, seine Bücher und seine Sammlungen sehen. „Wir haben uns eingerichtet," sagte er, „hier ein paar Jahre zu bleiben!" Auf die Worte: „Und mein Stammbuch aus Schulpforte? Wie ist's damit?" — konnte Siegbert nicht widerstehen, sondern trat durch ein Gitterthor zur Wohnung der Fürstin Wäsämskoi ein.

Siebzehntes Capitel.

Olga.

Die kleinen Wäsämskois hießen Sergei und Kathinka, sprachen deutsch und glichen sicher noch mehr ihrer deutschen Mutter, einer geborenen Adele von Osteggen, als ihrem russischen Vater, dem Knäs Wäsämskoi. Zutraulich machten sie die Bekanntschaft Siegbert's, von welchem ihnen Rudhard, obschon noch völlig unbekannt mit Siegbert's Talent, doch schon erzählt hatte, daß er ein Maler wäre und herrliche Bilder machen könnte. Sogleich hatten sie ihm ihre eigenen Versuche in dieser Kunst mitzutheilen

und versprachen ihm Proben zu zeigen. Siegbert faßte Kathinka an der Hand, Sergei zerrte ihn fast die Treppe hinauf in das Zimmer Rudhard's, den sie Papa nannten.

Dies Zimmer war von der eben sinkenden Sonne traulich beleuchtet und obgleich erst seit kurzem bewohnt, doch schon von Taback ziemlich eingeräuchert. „Ich bin kein eleganter Hofmeister," sagte Rudhard, „wie der moschusduftende Monsieur Rafflard in Schmalelinken, wo ich keine andere Unterhaltung als mein Weib, die Besuche aus Osteggen und den Taback hatte." Die Kinder ließen ihm keine Zeit, seine eigene Einrichtung zu zeigen. Alles wußten sie genauer als Rudhard. Sie schleppten Bücher, Zeichnungen, gestickte Polster herbei, um ihren Besuch zu unterhalten. Ja es hätte nicht viel gefehlt, so würden sie eine altmodische Stutzuhr in Bronze heruntergeholt haben, um ihm zu zeigen, wie da immer der Tod mit der Hippe aufklopfte, wenn es eine neue Stunde zu schlagen gab.

Endlich hatte Rudhard unter Papieren kramend sein altes Stammbuch gefunden und zeigte es Siegberten, den theils die Kinder, theils der anmuthige Blick in den Garten fesselten. In dem kleinen Buch mit altem abgestoßenem Maroquinband schlug Rudhard die vergilbten Blätter auf und zeigte Siegberten eins, worauf sein Vater mit Knabenhand die Worte geschrieben hatte: Nemo ante mortem beatus. In memoriam Ottonis Wildungen Portensis. Sergei konnte schon so viel Latein, auf Rudhard's Aufforderung zu übersetzen: „Niemand ist vor dem Tode glücklich. Zur Erinnerung an Otto Wildungen." Bei Portensis stockte er. Rudhard mußte erklären: „Das heißt Otto Wildungen, ein fleißiger und braver Schüler aus dem berühmten alten Stifte zur Schulpforte." Sergei begriff nicht, wie ein einziges Wort Portensis so viel ausdrücken konnte und wurde sehr nachdenklich über die Vortrefflichkeit der alten Römersprache.

Siegbert fühlte die Wahrheit des Spruches aus dem kummervollen Leben des Vaters ergriffen nach. Auf einem andern Blatte stand: Per aspera ad astra. In memoriam Theophili Gelbsattel Portensis. Sergei übersetzte wieder streng schülerhaft: Durch Rauhes zu den Sternen. Zur Erinnerung an — „Gottlieb Gelbsattel," ergänzte Rudhard. „Hier heißt Portensis," setzte er hinzu, „ein gut davongekommener Schüler aus Schulpforte." Sergei begriff diese neue Feinheit der Sprache noch weniger und übersetzte jetzt ohne allen Commentar das dritte Blatt von Heinrich Rodewald, das so lautete: Nec te vestigia terrent! In memoriam Henrici Rodewald Portensis — „Und

nicht dich Spuren schrecken! Was heißt Das?" fragte der Knabe. Rudhard antwortete: „Dich erschrecken nicht die Folgen deiner und fremder Handlungen! Ein trotziges Wort! Und doch gefällt es im Munde des Muthigen und Tugendhaften."

Siegbert mochte nicht hinzufügen, daß es hier der Tugendhafte nicht gesagt hätte. Dennoch mußte er erstaunen, wie sich schon so früh im Bruder seiner Mutter diese Sicherheit der eigenen moralischen Verantwortlichkeit ausgesprochen hatte. „Spuren, ob eigene oder fremde, Folgen oder Gefahren schrecken dich nicht!"

Rudhard ergriff die Feder und sagte: „Zu Ihrem Vater muß ich ein Kreuz setzen, zum Zeichen, daß er dahin ist. Niemand ist vor dem Tode glücklich. Wann fand er sein wahres Glück?" Siegbert nahm ihm die Feder ab und schrieb in bewegter Stimmung den Todestag des Vaters hin. Er malte das Kreuz so wie es zu ihrer Familiengeschichte gehörte, mit dem vierblätterigen Kleeblatt. Dazu schlug die alte Uhr über ihnen sieben und der Sensenmann schwang dazu siebenmal seine Hippe. Die Form des Kreuzes fiel Rudhard auf. Doch unterließ es Siegbert, ihm weitere Aufklärungen zu geben, weil Sergei durch die Devise: Niemand ist vor dem Tode glücklich! auf Solon und das Auskramen seiner Weisheit gerieth.

Inzwischen bemerkte Siegbert, daß sich die Gesellschaft des nicht zu geräumigen Zimmers um eine Person vergrößert hatte. Leise und von ihm wenigstens unbemerkt war während des Blätterns in dem alten Schulpforter Stammbuch ein junges Mädchen eingetreten und hatte sich ohne Gruß, ohne Antheil zu bezeigen, ohne ein Wort zu sprechen, hinter Rudhard gestellt und den Erläuterungen der einzelnen Blätter zugehört. Sie war älter als Sergei, der etwa zwölf Jahre zählen mochte. Kathinka schien deren erst acht zu zählen. Dennoch hatte sie Etwas, was hinter ihren Jahren zurück war und andererseits wieder Etwas, was ihnen vorausschien. Sie war nicht groß, die Gestalt war zart, von einer durchsichtigen weißen Haut. Der Kopf trug den russischnationalen Typus. Die Augen waren mehr länglich als rund, aber sanft mit langen schwarzen Wimpern; die Lippen waren voll und schwellend, doch etwas bleich. Die Augen waren blau, ruhig, aber wie ein stiller See, von dem man nicht recht weiß, woher er das frische Quellwasser, das in ihm rinnt, nimmt, und durch welche unterirdische Schleuse er mit größeren unbekannten, geheimnißvollen Gewässern zusammenhängt. Das schwarze glänzende Haar war glatt im Scheitel und hing in den Nacken

n zwei dick geflochtenen Zöpfen. Daß dies Mädchen noch feine attiſtene Spitzenpantalons trug, war eine Anomalie.

Wie Siegbert dieſe ſtillhinzugekommene Vermehrung der Geſellſchaft bemerkte, ſagte Rudhard zur Vorſtellung die einachen kurzen Worte: „Meine liebe Olga! Die Schweſter meines guten Sergei, der ſo gut aus dem Herodot zu erzählen weiß, den er binnen zwei Jahren hoffentlich im Urtext lieſt! Der junge Maler, von dem ich der Mutter erzählte, Herr Wildungen!“ — Olga Wäſämskoi achtete wenig auf dieſe etwas förmlichen Worte, ſondern ſah todt und kalt ins Stammbuch, das Rudhard weggelegt hatte. Sie betrachtete das Kreuz, das Siegbert gezeichnet, und ſchien ohne allen Antheil, ganz apathiſch. Ueber dieſe Art befremdet, hielt Siegbert Olga für ſtolz und beſann ſich, daß ſie ja nach ruſſiſchem oder franzöſiſchem Sprachgebrauch eine „Prinzeſſin“ vorſtellte. „Wir müſſen in den Garten gehen, Sie müſſen die Mutter dieſer guten Kinder kennen lernen,“ begann Rudhard. Siegbert entſchuldigte ſich und wies auf ſeine Kleider.

Olga hob den Blick vom Stammbuch auf, ſtellte ſich rückwärts ans Fenſter und betrachtete Siegbert mit einem Blick, deſſen Ruhe ihm unbegreiflich war. Noch hatte ſie kein Wort geſprochen, nicht das mindeſte Intereſſe verrathen und doch ſetzte ſie ihn durch die Art, ihn zu fixiren, in Verlegenheit. Rudhard achte inzwiſchen über Siegbert's Bedenklichkeiten wegen der Kleidung. „In ein ſo förmliches Haus,“ ſagte er, „ſind Sie hier nicht gekommen. Unſere Jäger und Haiducken ließen wir in Odeſſa. Wir brachten nur uns ſelbſt mit, Menſchen ohne Anſprüche, die hier leben wollen, um zu lernen, einzuſammeln für die Mißjahre, die in Rußland genug kommen werden. Begleiten Sie uns in den Garten! Sie ſollen uns manchen Rath ertheilen. Wir halten Ihre Bekanntſchaft feſt!“ Die Kinder hüpften voraus. Olga blieb zurück und folgte Rudhard und Siegbert in gemeſſener Entfernung.

Man trat aus dem Hauſe und bemerkte leider, daß ein Wagen vorgefahren war, der der Fürſtin einen Beſuch gebracht hatte. Siegbert entdeckte ſogar zur Mehrung ſeiner Verlegenheit einen Bedienten in Hoflivrée. „Wir luſtwandeln etwas im Garten,“ ſagte Rudhard, als ihm ein Diener der Fürſtin geſagt hatte, bei der Herrſchaft wäre die Oberhofmeiſterin von Altenwyl.

Der Diener ſprach dieſe Meldung aus, wie wenn es ſich um das Gewöhnlichſte handelte. Ein ſeltſamer Gegenſatz zu Siegbert's Empfindung, der die hohe Bedeutung dieſer Frau

kannte. Man ließ, um die Seitenfront biegend, auch die hintere Front des Hauses liegen. Hier, gerade in der Nähe eines grünen Rasens und eines Akazienbaums, dicht an einer mit wildem Wein bezogenen Stelle des Hauses, saß die Fürstin mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt auf einem Gartenstuhl vor einem einfachen ländlichen Tisch, worauf bunte Wolle zu Stickereien, gemalte Muster, angefangene Teppiche ausgebreitet lagen. Hier hatte sie eben die Gräfin von Altenwyl empfangen. Die Kinder wurden natürlich herbeigerufen, um der Gräfin, einer Freundin der verstorbenen Mutter der Fürstin, vorgestellt zu werden.

Die Kleinen trennten sich ungern von Siegbert, den Sergei und Katjinka schon an der Hand hielten, um ihm ihre Anlagen zu zeigen, die sie im Sinne hatten, im Garten — anzuwühlen, das war der bessere Ausdruck dafür.

Rudhard, der ein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte, grüßte im Vorübergehen leicht. Siegbert zog den Hut mit schuldiger Ehrerbietung und bemerkte, daß die Fürstin noch eine recht junge Frau war, klein und zart und von einer Weiße der Haut, die in wohlthuender Art abstach von ihrer Trauer, die sie noch trug. Rudhard sagte: „Diese Besuche, die auf uns einstürmen, sind die lästige Seite unseres hiesigen Aufenthalts. Und das Kennenlernen von Menschen ginge noch, es ist wenigstens lehrreich. Aber Jeder will noch mehr, als seine Person zeigen oder die unsrige erforschen. Man bietet sich zu hunderterlei Liebesdiensten an, die im Grunde keinen andern Sinn haben, als sich in seiner Macht, seinem Einfluß und leider auch in seinen falschen Lebensauffassungen zu zeigen. Bedürfnisse werden geweckt, die uns früher fremd waren, Meinungen, Unternehmungen sogar werden als sich von selbst verstehend vorausgesetzt, die wir weder kennen noch Verlangen tragen, uns an ihnen zu betheiligen. So hab' ich meine Noth im Widerlegen, im Entfernthalten! Glauben Sie mir, Das, was man die Gesellschaft nennt, ist der anmaßendste Tyrann, den man sich denken kann. Er nimmt die Menschen gefangen wider ihren Willen und bildet sie, ohne daß sie seine Berechtigung dafür anerkennen wollen." — „Der Eindruck dieser großen Stadt," bemerkte Siegbert, „wird um so gefährlicher sein, als mir die Fürstin ihrer Jugend wegen unmöglich zu den bereits abgeschlossenen Charakteren gehören kann." — „Sie zählt doch," sagte Rudhard, „schon etwa sechsundreißig Jahre, während Helene, die Gräfin d'Azimont, im dreißigsten steht. Sie haben Recht, wenn Sie andeuten, daß für die Frauen dies die gefährlichsten Altersstufen sind. Diese und die erste

zarte Entwickelung der Jungfrau. Die Knospe hat eine mächtig überschwengliche Vorstellung vom Glück ihrer künftigen Blüthe und lacht ihrer Zukunft mit Ungeduld entgegen. Die volle Rose aber, die dem Entblättern nahe ist, sträubt sich zuletzt gegen ihren gänzlichen Verfall. Eine Frau in diesen Jahren weiß, daß es die Zeit des Abschieds ist und daß Das, was ihr bis dahin nicht hat blühen wollen, auch nie mehr blühen wird. Da erlebt man denn oft, daß die besten weiblichen Charaktere von diesem Alter beunruhigt werden und sogar in Schwankungen gerathen können." — „Glauben Sie, daß dies bei Gräfin d'Azimont der Fall war?" fragte Siegbert, den die vereinzelten Andeutungen, die er über diese Schwester empfangen hatte, interessirten. — „Helene d'Azimont," sagte Rudhard, „war ein liebes, sanftes Kind! Als ich sie in Osteggen kennen lernte, schloß sie sich mir mit Zärtlichkeit an, inniger als ihre ältere Schwester Adele, die sich damals eben verlobte. Sie war dreizehn oder vierzehn Jahre alt. In Odessa versank Helene in eine stille Traurigkeit. Sie fand sich nicht zurecht in dieser neuen Welt, gerieth in ein dumpfes Brüten und wurde träg. Ich wollte sie durch Bildung anspornen. Aber sie trug wahrhaft schwer unter der Last der Dinge, die sie lernen sollte. Da hat man denn gern zugegeben, daß sie ein mit Aufträgen für Konstantinopel reisender französischer Diplomat mit sich nahm. Es war ein fröhlicher Gesell, nicht mehr jung, dieser Graf d'Azimont. Gerade an der rein physischen Schwere des Mädchens fand er Gefallen. Es mag ihm einen Reiz verursacht haben, ein solches Träumen durch die Liebe zum Bewußtsein zu bringen. Man ließ Helenen mit banger Besorgniß ziehen. Sie ging aber fröhlich und fast schon ausgelassen. D'Azimont hatte sich nicht geirrt. Sein Blick hatte herausgefunden, daß ein solches Wesen beglücken kann. Freilich hat das durch Sinnlichkeit geweckte Glück keinen Bestand. Bot ihr der blasirte Mann keinen Halt oder mußten sich die versteckten, vulkanischen Elemente gewaltsam Bahn brechen, wir erfuhren, daß Helene erst auf die wunderlichsten excentrischen Einfälle gerieth, sich wie eine Verschwenderin gebehrdete und jeder Grille kindisches Gehör gab. Alles das war nur das Vorspiel Dessen, was dann erfolgte. Der Ehebruch versteckte sich hinter dem Namen der Liaisons. Wir hatten manchen Namen nennen hören, der mit ihr, wie man es nennt, liirt war, bis sogar Egon's mir nur noch knabenhaft erinnerliche Gestalt in diesem trüben Nebel auftauchte, was mir denn, wie Sie wissen, doppelt hat wehe thun müssen." — „Diese Liebe soll aber von seiner Seite nicht mit gleicher Neigung erwidert werden,"

bemerkte Siegbert. — „Doch wohl!“ entgegnete Rudhard. „Wie wäre sie sonst ihm nachgereist! Ihre Schwiegereltern sollen darüber empört sein. Graf d'Azimont droht mit Ehescheidung und Enterbung. Es ist dies ein Umstand, der mir im Interesse der Kinder Adelens nicht gleichgültig sein kann. Fürst Wäsämskoi war nicht reich. Es wäre seinen Kindern zu wünschen gewesen, daß die Tante, die durch d'Azimont's Tod ein großes Vermögen erwerben kann, durch ihren Leichtsinn es nicht verscherzt. Da sie ein Zufall hierher führte, mit uns in eine und dieselbe Stadt, so werd' ich mich durch die gereizte Stimmung, die zwischen den Schwestern herrscht, nicht irre machen lassen, um auf irgend eine Art in diese Angelegenheit einzugreifen. Ich habe dazu die Vollmacht der auf mich vererbten, väterlichen Sorgfalt des braven Wäsämskoi und der Autorität der alten Baronin von Osteggen, die ein Juwel von Mutter war.“ Rudhard gerieth über diese seine eigenen Worte so in Feuer, daß er innehalten mußte, um sich zu erholen.

Siegbert fühlte, wie groß das Vertrauen war, das ihm dieser sonst so besonnene, strenge Mann, dem selbst seine Scherze nicht harmlos entglitten, schenkte. Ohnehin gedrückt und fast unfähig nachzudenken noch vor innerem Schmerz, wollte er dies Vertrauen nicht misbrauchen und fing von dem Garten an, der mit manchen Naturreizen geschmückt war. Ein Gärtner war in Thätigkeit. Es wurde gepflanzt und gesäet, um für die Zukunft noch mehr Bereicherungen des gefälligen Eindrucks zu gewinnen.

Unter einem Spalier von Weinreben hinschreitend, das von zwei Seiten her zu einem gewölbten Dache zusammengezogen werden sollte, begann Rudhard von seinem Plan, den Kindern eine systematische Erziehung zu geben, wobei Musik und Malerei nicht fehlen dürften. „Reiten, schießen, schwimmen können wir,“ sagte er, „selbst Olga reitet wie eine Amazone. Das Alles brachte in Odessa schon die Langeweile mit sich und der Vater verlangte es. Aber erst heute wieder soll Olga gegen mein Wissen auf der Manège tolle Streiche gemacht haben. Aber die Hauptsache muß kommen, die edlere Bildung.“ Siegbert wurde dann von ihm ersucht, ob er nicht selbst den Zeichenunterricht übernehmen wollte.

Wie Siegbert noch nachsann, ob er Geduld genug besitzen würde, so tief zu den unteren Elementen seiner Kunst hinabzusteigen, wandten sich die beiden Spaziergänger in einen Gang, der sich in einem Blumenrunde endete, das der Mittelpunkt mehrer strahlenförmig hierher geführter Wege war. Noch die

Schwierigkeit solcher Unternehmungen erörternd, trafen sie in dem Blumenrund an einem hohen Rosenstrauch von weißen Rosen wiederum Olga, die ihnen den Rücken kehrte und sie doch erwartet zu haben schien. Sie hatte sie kommen sehen, sich dann an den Rosenstrauch gestellt und beugte die Blumen zu sich nieder, als hätte sie in ihren Kelchen forschen wollen. Wie Rudhard an ihr vorüberging, strich er nur leise mit der Hand über die festangezogenen Scheitel ihres schwarzen Haares und sagte, ohne sich weiter aufzuhalten, nichts als: „Olga, suchst du Marienwürmchen? Langweilst dich? Oder Was?" Auf dies scharfe, absichtliche Wort sagte Olga nichts, blickte auch nicht um sich. Erst als beide Männer vorüber waren, bemerkte Siegbert durch einen Seitenblick, daß sie sich umwandte und ihm nachsah. Kaum war sein Blick dem ihrigen begegnet, als sie mit einem plötzlichen Anfall kindischer Verlegenheit so behend, wie ein flüchtiges Reh, davonrannte. Das Fliegen der langen Zöpfe bot beinahe einen komischen Anblick. „Das ist ein eigenes Wesen!" sagte Siegbert. — „Eine Träumerin," bemerkte Rudhard. „Und wenn ich nicht wüßte, daß sie an dem traurigen Uebel junger Mädchen, an der Bleichsucht, litte, so würd' ich fast in Angst gerathen durch die Vergleichung mit ihrer Tante d'Azimont. Nur das schmiegsame, zärtliche, liebevolle Wesen Helenens, ich möchte sagen, ihre deutsche Natur hat sie nicht. Das ist ganz eine Russin! Das Ebenbild ihres Vaters! Dazu gehört, wie Sie vielleicht nicht wissen, eine immer ruhige Gemüthlichkeit, ohne die angenehmen Worte dafür zu haben, plötzlich aber, wenn Etwas ihrem Sinn widerstrebt, eine Wildheit, daß man auch da das stille Mädchen nicht wieder erkennt. Sie sollten sie zu Pferde sehen! Wenn es ihr einfällt, sich auf das Dach des Hauses zu setzen, so klettert sie hinauf und ebenso langmüthig und geduldig vollzieht sie wieder Alles, was man ihr aufträgt. In Sergei und Kathinka herrscht Ueberlegung, in Olga nur der Instinkt. Wohin sich ihre Art werfen wird, das ist schwer zu sagen. Sie ist in der Entwickelungszeit und muß geschont werden. Von Lernen, festem Einprägen, Nachdenken ist nicht die Rede. Deshalb hat sie Anlage für mechanische Fertigkeiten und zu gern hätt' ich's, wenn Sie das kleine Talent zum Zeichnen, das sie schon verrieth, vervollkommneten. Ein Jahr lang geht ja das wol noch ohne Gefahr für zwei so junge Herzen, wie in Ihnen schlagen —?" — Glücklicherweise schnitten die kleineren Geschwister Siegberts Verlegenheit, auf diese Frage antworten zu sollen, durch die im vollen Galopp überbrachte Aufforderung ab, die Herren sollten Beide zum Thee

kommen. „Sollen kommen?“ rief Rudhard. „Dürften,“ schrie Sergei. „Müßten!“ verbesserte Kathinka. „Weder dürften, noch müßten, noch sollten!“ sagte Rudhard. „Ihr habt in uns keine Leibeigenen vor Euch und auch Denen würde man sagen, sie möchten kommen, wenn's ihnen gefällig wäre. Verstanden? So wird es auch die Mutter ausgerichtet haben.“ — „Sollten! Dürften! Müßten! Möchten!“ rief der humoristische Sergei und faßte mit Kathinka Siegberten an beiden Armen und Beide zogen ihn so fort, daß er ihnen fast nur laufend folgen konnte.

Die Fürstin, die sich bei ihrer Annäherung freundlich erhob, begrüßte den fremden jungen Mann mit den leise in der eigenthümlichen kurländischen Betonung gesprochenen Worten: „Sie sehen da schon, mein Herr, wie gern Sie aufgenommen sind!“ Die Gräfin Altenwyl warf einen flüchtig, doch streng prüfenden und nicht unfreundlichen Blick auf Siegbert und den nach ihm an die wilde Rebenwand tretenden Rudhard. Die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin Altenwyl, schien im Sitzen eine Gestalt mittlern Wuchses. Schon in Folge ihrer etwas runden Formen und einer leichten Corpulenz hatte sie etwas frauenhaft Wohlwollendes. Im Auge lag Zurückhaltung und ein Anflug von Mistrauen, der durch ihre schwierige Stellung entschuldigt werden konnte. Sie war in reichen Stoffen, aber wie unscheinbar gekleidet. Graue Farben, wie absichtlich gewählt. Der durchbrochene Hut war mit dem unkleidsamsten dunkelbraunen Seidenband durchzogen. Sie wollte einfach, nur einfach und ja nur einfach sein. Das war der Modeton des Hofes. Die Modisten sorgten schon dafür, daß das Einfache auch kostbar war.

Während ein Bedienter Thee bot, konnte Siegbert die Fürstin genauer betrachten, als vorhin bei seiner flüchtigen ersten Begrüßung. Sie hatte die Züge ihrer jüngsten Kinder, war von mittlerer Gestalt und nicht eben auffallend durch irgend eine hervorstechende Schönheit. Noch schien sie außerordentlich vom Todesfall ihres Mannes und der Reise angegriffen und sprach mit gedämpfter Stimme. Ihre Augen verriethen keinen Geist. Auch ihr Wohlwollen schien mehr eine Art beflissener Geschäftigkeit, als der starke Drang eines vollen, überquellenden Herzens.

Man sprach von unbedeutenden Dingen, vom Residenzleben, dieser Ansiedelung, der Furcht vor dem Winter. Erst die Kinder brachten durch ihre Naivetät Frische, Rudhard durch seine trockenen Bemerkungen Gedanken in das Gespräch. Die Gräfin Altenwyl, dieser von Pauline von Harder so gefürchtete Erzengel Michael mit dem flammenden Schwert am Eingang der „kleinen

Cirkel," blieb fast immer still, wie eine Frau, die sich nicht auslässt, wo sie sich nicht auf sicherm Terrain weiß. Sie forschte zuweilen flüchtig im Auge Siegbert's, zuweilen warf sie einen Blick auf Rudhard, dessen Stellung im Hause ihr nicht in der Ordnung zu sein schien. Sie verrieth, daß sie an einen passenden Moment dachte, sich zu empfehlen. Ein schlimmer Beobachter, wie etwa Leidenfrost oder Pauline von Harder hätte gesagt: Sie ist das ganze Princip unsers Hofes, das Princip, so viel Null als möglich zu sein! Man begriff hier den Schmerz Paulinens, nicht in jene kleinen Cirkel zu dringen, die von so negativen, forschenden, nur ablehnenden Naturen, wie diese Altenwyl, gehütet wurden.

Rudhard brachte sogleich die Malerei und die Kunst auf das Tapet. Auch die Fürstin Adele malte, Blumen wenigstens und Käfer, wie sie sagte. Siegbert's Aeußerung, daß sie sich dann glücklicherweise ganz in derjenigen Malerei übte, welche, wie er gehört hätte, in Rußland neben dem Porträt und der Landschaft am meisten getrieben würde, Genre und Historie wären ja wol von Obenher nicht gern gesehen, diese Aeußerung war eigentlich in einem solchen Kreise gewagt und von unserm jungen Freunde recht taktlos. Sogleich fühlte er an dem Eindruck, den sie hervorrief, daß er einen gewaltigen Schnitzer gegen die Schicklichkeit gemacht hatte.

Daß die Fürstin schwieg, die Oberhofmeisterin ihn jetzt noch schärfer und strenger mit ihren stummen Blicken examinirte, das wurde ihm bald begreiflich. Daß aber auch Rudhard die Stirn runzelte und dieser klare, durchgebildete Mann der Anwalt russischer Regierungsmaximen sein konnte, erfüllte ihn mit Befremden. Indessen sammelte er sich und lenkte auf einige russische Bilder ein, die er rühmte, besonders einige gewaltige Städteprospecte, die in Mondscheinbeleuchtung Alles wiedergäben, was man nur von einem Zweige der Malerei, der freilich zu sehr an die Decorationsmalerei der Panoramen erinnerte, erwarten könnte. Die Oberhofmeisterin wußte auch sogleich den Namen jenes russischen Künstlers zu nennen, auf welchen Siegbert angespielt hatte. Sein höfliches: „Ganz recht!" erwärmte wieder ein wenig die gestörte reciproque Stimmung.

Die Altenwyl hatte „Etwas gewußt" und glaubte, daß Dies ein richtiger Moment war, der sich zum Abschiednehmen eignete und von ihr eine gute Wirkung zurückließ. Schon hatte sie sich erhoben, als der Bediente eintrat und einen eben angefahrenen fernern Besuch meldete: „Frau Landräthin von Harter!" hieß

es. „Von Harder? Harder?“ fragte die Fürstin. Und wie die Oberhofmeisterin diesen Namen hörte, bemerkte sie rasch: „Doch nicht Pauline von Harder?“ — „Nein, die Schwiegertochter des Obertribunalpräsidenten, eine geborene Marschalk. Meine Mutter hat einst Viel von ihr gesprochen. Ich bin erfreut —“ Auf dies Wort der Fürstin Wäsämski ging der Bediente. Die Oberhofmeisterin gerieth in Unruhe. „Ja, ja,“ sagte sie, „beide Harders sind Schwiegertöchter — aber — ich hoffe — die Landräthin von Harder!“ hieß es. — „O, wenn es jene Harder wäre,“ fuhr die Oberhofmeisterin erregter fort, „die jetzt in Tempelheide wohnt, nicht die Geheimräthin Pauline von Harder!“ Sie hätte des Schönsten und Gediegensten so Viel von dieser Anna von Harder gehört, daß sie bleiben müßte, um sie endlich einmal von Angesicht zu sehen. Sie würde mit dem Bericht über diese Entrevue dem Hofe und den kleinen Cirkeln die größte, unverhoffteste Freude machen.

Die Fürstin war glücklich, Veranlassung einer so nützlichen Begegnung zu sein, bei deren Wiedererzählung auch ihrer schon bei Hofe und schon vor ihrer „Vorstellung“ in Güte gedacht werden mußte.

Siegbert fühlte, daß er nun hätte gehen sollen, aber der Gedanke: Das ist gewiß die gute Dame, die dir vor noch nicht acht Tagen den Becher mit Wein zur Erquickung in der heißen Sonnenhitze schickte, die Dame, die dich mit Hackert zusammenführte und heut' Abend noch die Veranlassung seiner Erklärungen sein wird —! fesselte ihn. Und so war er denn schlau genug, sich den Kindern nothwendig zu machen und sich durch diese zum Bleiben gleichsam nöthigen und zwingen zu lassen. Zu dem kleinen Cirkel, der durch das dampfende Theecomfort, den inzwischen gedeckten Tisch, die Bedienung, endlich die Kinder, etwas Trauliches bekommen hatte, trat die angemeldete Dame.

Achtzehntes Capitel.

Ein Aeolsharfenton.

Die Würde der Frauen! Sie allein vergegenwärtigt die ewige Schönheit der Seele und die tiefe Wahrheit eines reinen kindlichen Herzens! Vergänglich ist der Reiz äußerer Formen, dauernd verdunkeln ihn ein reines Gemüth, Liebe, Entsagung, das unverdrossene treue Walten der Mühe!

Die Mühe! Sie ist es, womit sich ein Frauenherz ewige Kronen erwirbt. Die Mühe, nicht die Gesinnung allein adelt ihre Seele. Die Mühe! Von dem ersten Liebesdienst einer Schwester, gewidmet der Sorge und Pflege ihrer jüngeren Brüder und Schwestern, von dem ersten Pflegamte bei einem kranken Vater, einer leidenden Mutter an — welche Stufenleiter schmerzverklärter wahrer Frauenwürde! Mühe! Freudigkeit des Gebens, des Entsagens, des Opferns! Mühe! Die volle, nicht überströmende, nicht darbende, nein, nur immer gerade das richtige Maaß gebende Erfüllung der Herzenspflicht! Wo umstrahlt ein edles Weib die reinste Glorie ihrer Bestimmung mehr, als in der engen Klause, wo ein Mutterherz die ersten Pflichten seiner göttlichen Sendung an ihrem Kinde erfüllt? Hülflos liegt der Säugling in ihrem Arm; die stille Nacht hallt vom Schmerzensschrei des erst seit wenig Wochen geborenen Kindes wieder; die Ungeduld der Umgebungen, selbst die schnell ermüdete Liebe des Vaters weiß nicht zu helfen. Aber die Mutter harrt aus, vergißt den Schlaf, versucht alle Beschwichtigungen der Schmerzen des noch mit seinem Pflanzenleben ringenden kleinen Wurms; der Mutter ist dieser Wurm ein Hälmchen, das mit dem Sonnenschein der Liebe, für sie mit Gewißheit, aufwachsen wird zum Allgemeinen und Ganzen; sie sieht Bewußtsein in dieser kleinen unreifen Bildung, sie hört eine Sprache in diesen Wehklagen, sie gibt diesem glimmenden Fünkchen den Hauch ihres eigenen nach Freude ach! so begierigen, nun aber gern entsagenden jungen Lebens, um ihn anzufachen zum flackernden starken Lichte — Und wenn es dann doch erlischt! O, diese Prüfung traf Tausende, und an keinem Weibe ging in dieser oder anderer Form ganz die Mahnung ihres Berufes vorüber. Doch die verklärende Abendsonne des Schmerzes bleibt nur bei Wenigen im vollen Glanze abgedrückt zurück! Wie bald erkennst du Die heraus aus dem Haufen, die ihr Leid für die Welt bald wieder begraben haben und wieder so fröhlich und lebenssicher wurden! Wie schwer dagegen Die, die es leben ließen in ihrem Herzen! Schwer — nicht nur, weil ihrer nicht zu viele sind, sondern schwer auch — weil zum Charakter dieser edlen Weiblichkeit eben auch das Verbergen des Schmerzes gehört. Sanfte Seelen, die ihr wol noch lächelt, wol noch unter den Menschen wandelt, wol noch die Pflichten eures Berufs erfüllt und die ihr doch schon wie in den Lüften schwebt und uns erscheint wie Sendboten der Ewigen!

Anna von Harder war eine Erscheinung, die solche Gedankenreihen weckte. Von Gestalt war sie fast groß, mehr als Mittelfigur. Die Züge des Antlitzes waren einst sicher schön

jetzt waren sie verfallen, von Leid durchfurcht; in den Augen lag etwas Wehmüthiges, Bittendes. Doch war ein schönes Lächeln diesen ernsten Zügen geblieben. Die unversehrten, blendendsten Zähne mit jenem deren Gesundheit bezeugenden leichten gelblichen Schimmer hoben dann die lächelnden Mienen und ließen sie noch anmuthig erscheinen, wobei sie weit entfernt war vom Fehler derjenigen Menschen, denen die Natur den schönsten Schmuck, Zähne von Elfenbein, gab, daß sie mehr lächelte, als es in der Welt Gelegenheit zum Lächeln gibt. Sie brauchte diese Wirkung der Schönheit, die Andere immer brauchen, selten. Wenn Anna von Harder lächelte, so war es, als fühlte sie sich von der Wirkung ihres schönen Mundes überrascht und als thäte sie es ungern. Sie lächelte aus Milde und Wohlwollen, nie, weil sie wußte, daß es ihr schön stand. Die edle Frau war auch in Haltung und Toilette nicht von jener Einfachheit, die im Einfachen Etwas sucht, wie die Altenwyl, bei welcher Frau durch ihre grauen und braunen Farben auf schweren Kleiderstoffen ein anspruchsvolles Princip ausgedrückt wurde. Sie drückte durch ihr Aeußeres nichts aus, als ihr einfaches Bedürfniß und ihren natürlichen Geschmack. Nicht einmal mit einer grauen Locke, deren sie die Fülle hatte, that sie schön, wie so manche junge Matrone, die ihr graues Haar so nahe an ihr noch heißes Auge bringt, daß man vor „Flammen im Schnee" erschrecken möchte. Anna von Harder versteckte ihre grauen Locken durch den niedergedrückten und innen besetzten Hut. Warum seinen Winter zeigen in einer Welt, die des Frühlings bedarf, um glücklich zu sein! Es gibt eine Discretion des Alters gegen die Jugend, die nur zarten Naturen eigen ist.

Was auch die Altenwyl von einem bedeutenden Eindruck erwartete, sie konnte nicht getäuscht sein. Anna von Harder war eine Erscheinung, die eben dadurch wirkte, daß sie von ihrem Effect keinen Vortheil zog und sich in der völligen Unschuld einer reinen Seele gab. Sie umarmte die ihr persönlich noch nicht bekannte und nur durch ihre Mutter ihr nahegerückte Fürstin und drückte sie zärtlich an ihr Herz. Daß ihr eine Thräne ins Auge trat, während die Augen der Altenwyl trocken geblieben waren, als sie die Tochter der Baronin Osteggen sah, die mit ihr so viel Briefe gewechselt hatte, wer verdachte es ihr? Sie drückte Küsse auf die Stirnen der Kinder. Sie hatte den Vater derselben nicht gekannt, gleichviel, es war der Vater, der den Kleinen gestorben war. „Von Ihnen weiß ich schon," sagte sie zu Rudhard, ihm die Hand reichend. „Die Baronin schrieb mir

Viel von Ihnen. Sie besaßen ihr Vertrauen und sind nun wirklich diesen Kleinen der Vater geworden."

Rudhard dankte für die freundliche Bewillkommnung und erzählte, wie warm die Mutter Adelens der Landräthin Anna von Harder zu gedenken pflegte. Eine Vorstellung der andern Personen fand nicht statt, doch kannte Anna sogleich von Ansehen die Oberhofmeisterin, der sie sich ehrerbietig verneigte. Auf Siegbert warf sie einen Blick, als wollte sie sagen: Du blonder junger Mann mit dem schüchternen, ehrlichen Antlitz! Wo hab' ich dich denn schon gesehen?

Man hatte nun Manches auszutauschen, was zu gegenseitiger Annäherung diente. Siegbert war ein wenig wie auf Kohlen. Das Gespräch wurde persönlich und ging auf eine Menge Erinnerungen zurück, bei denen Anna vertraulich die Hand der Fürstin hielt, ihr ins Auge sah und daraus die alte Zeit, die Mutter und die Vorstellung vom Vater dieser Kinder hervorsuchen wollte. Er dankte der lustigen Kathinka, die mit ihm allerhand Späße trieb und ihn wol nicht hätte gehen lassen, wenn er auch aufgestanden wäre. Rudhard erzählte ebenfalls vom Vergangenen, während die Altenwyl schweigsam lauschte, wie sich Anna von Harder entwickeln würde, was sich ihr wol abmerken ließe und worin sie wol so eigenthümlich wäre, wie man sagte. Und, sonderbar, ihr Eigenthümliches war eben Dies, daß sie ganz einfach war und dann ein gütiges Ja! oder Nein! sagte, wo Andere vielleicht eine geistreiche Entgegnung angebracht hätten. Zehnmal entfuhr ihr ein beistimmendes herzliches So! Zehnmal ein verwundertes Ah! Ganz einfach, wie jedem natürlichen Menschen, dessen Ohr und Herz dem Herzen dessen folgt, der mit ihm spricht. Vielleicht waren diese einfachen Zustimmungen ein klein wenig der Ausdruck eines innern Grübelns, wo sie Siegbert hinbringen sollte.

Endlich fand sie es. Nach einer Pause, wo die Mittheilungen an die gefährliche Grenze der Erwähnung Paulinens von Harder und der Gräfin d'Azimont gekommen waren und man über die betrübende Aehnlichkeit in den Verhältnissen zweier sich entfremdeter Geschwisterpaare mit verlegenem Stocken innehielt, sagte Anna von Harder, die jedoch über Helene d'Azimont mit Güte sprach und über ihre Schwester völlig schwieg, halb zu Siegbert, halb zu den Kindern die freundlichen Worte: „Die kleine Kathinka bindet da an den Finger Ringe von Blumenstengeln und weiß doch hoffentlich, daß sie die Hand eines Malers schmückt?" Siegbert richtete sich auf und verbeugte sich, als machte er eigentlich nun erst die ganze Begrüßung, die er

vorher nicht gewagt hatte. „Sie kennen —“ sagte die Fürstin im Frageton. Rudhard hörte mit Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude, daß Siegbert bekannt war. „Ich habe damals,“ erläuterte Anna freundlich, „nicht gewußt, als ich dem fleißigen Zeichner in Tempelheide für das Interesse, das er an unsrer alten Kirche nahm, bei schrecklicher Hitze einen Becher Weins zur Erfrischung anzubieten wagte, daß ich den gefeierten Maler des Jakob Molay so dürftig bewirthet hatte. Frau von Trompetta und Fräulein von Flottwitz machten mir eine Stunde darauf diese angenehme Entdeckung.“ Siegbert dankte für die schmeichelhafte Erinnerung und lehnte das ihm gespendete Lob ab.

Anmuthig und herzlich erzählte Anna den uns bekannten Vorfall und verschwieg auch den Raben, verschwieg auch den alten Schwiegervater, ja selbst die vom Bedienten gemeldete Theilung mit einem Landstreicher nicht, wie sie etwas schnell dem um den Becher geängstigten Diener das Urtheil über Hackert nachsprach. Siegbert hielt eine Berichtigung und Milderung dieses Urtheils für zu weitläufig, sagte aber doch: „Ihn dürstete wie mich. Wir haben uns Beide erquickt“ — „Frau von Trompetta,“ fuhr Anna von Harder fort, während die Altenwyl immer horchte und sich gleichsam wörtlich einprägte, was sie von diesen Begegnungen heute in den kleinen Cirkeln berichten konnte, „Frau von Trompetta ist glücklich über das Albumsblatt, das Sie ihr schenken werden. Wer Ihren Molay bewundert hat, kann nur etwas Schönes erwarten. Ich freue mich, daß der Kunstverein so klug war, ihn anzukaufen, und würde noch glücklicher sein, wenn ich ihn mit meinen armen drei Loosen gewinnen sollte.“

Siegbert wuchs bei diesen Worten in den Augen der Umgebung mächtig. Die Fürstin fixirte ihn mit erhöhtem Interesse. Während er sich nach seiner Art wie eine Schnecke in ihr Gehäuse hätte zurückziehen mögen, beobachteten ihn die Andern mit ehrfurchtsvollen Blicken, auch die Altenwyl, die in ihrer Stellung angewiesen war, jedem im öffentlichen Leben des Staates und der Gesellschaft nur irgend hervortretenden Ereignisse oder Individuum eine gewisse huldvolle Aufmerksamkeit zuzuwenden. „Die Majestäten,“ sagte sie mit einer herablassenden Wendung ihrer sitzenden Stellung, „haben dies Bild mit vielem Wohlgefallen betrachtet und nicht begreifen können, warum Propst Gelbsattel, der ihren Cicerone machte, soviel daran zu mäkeln fand. Man wird oft ganz irre an diesem Mann!“

Ein feiner Kopf konnte aus dieser Aeußerung viel entnehmen. Hätte sie Gelbsattel gehört, er würde gezittert haben.

Denn sie bewies, daß man bei Hofe anfing, gegen ihn eingenommen zu sein. Solche schlaue Barometermesser fehlten hier. Nur Siegbert erröthete und sagte achselzuckend: „Ich verkenne die Fehler meines Bildes nicht. Allein die Kritik der Dilettanten ist unser Kreuz. Wir leiden mehr unter ihr, als unter der der wahren Kenner, die oft allerdings viel strenger sind!"

Rudhard hielt sich nicht und schnitt der Oberhofmeisterin, die in der Furcht, fast zu viel gesagt zu haben, wieder durch ein Lob des Propstes das Gleichgewicht herstellen wollte, die Rede ab. „Ist das mein Gelbsattel?" sagte er. „Mein ehemaliger Schüler, der Zeltgenosse Ihres Vaters? Tadelt das Bild vom Sohn eines Schulkameraden, jubelt nicht, so etwas begrüßen, empfehlen zu können? Das ist doch garstig. Ja, es war immer ein schlimmer Patron." — „Portensis!" ergänzte Sergei, beleidigend für alle Schulpförtner. Siegbert lachte über die Weisheit des Knaben und die Damen wollten wissen, was dieser neue Charakter des Propsts zu bedeuten hätte? Rudhard erklärte es. Während Anna von Harder dabei dies Kleeblatt dreier Freunde lieblich fand, ergänzte Kathinka, die doch nun auch etwas wissen wollte, die Namen Wildungen, Gelbsattel und — Bei dem dritten Namen stockte sie — „Rodewald," sagte Rudhard und lobte das Gedächtniß der Kleinen. „Wer?" sagte Anna betroffen. — „Rodewald!" wiederholte die Kleine, der Alles bedeutend geworden war, was mit dem neuen Freunde, Siegbert, in Beziehung stand.

Bei dem Namen Rodewald erblaßte Anna von Harder. Ohne daß Einer in der Gesellschaft begreifen konnte, wie sie sich diesen Namen mehremale wiederholen lassen und fragen konnte, wann und wo Das gewesen? versank sie in eine Stimmung, deren Ernst gegen die durch die Scherze der Kinder angeregte Heiterkeit dermaßen abstach, daß Siegbert, der dies bemerkte, nicht zu sagen wagte, daß dieser Rodewald sein eigner Oheim wäre.

Die Altenwyl bemerkte die Veränderung nicht und nahm nur Gelegenheit, auszurufen: „Schulpforte! O diese alten Stifte! Diese alten Klosterschulen! Die Majestäten lieben diese alten Stifte und Klosterschulen so sehr, daß schon längst eine Rundreise auf ihnen beabsichtigt ist —" Aber damit kam die Oberhofmeisterin trotz ihrer hohen Stellung bei Rudhard nicht gut an. Er wußte eine solche Menge von Misbräuchen an diesen alten Stiften und Klosterschulen aufzudecken, daß er beinahe pedantisch wurde und die Damen mit Rügen unterhielt, die zu streng wissenschaftlich waren. Die Altenwyl nahm Veranlassung, ein einfaches, kaltes: „Meinen Sie?" wegwerfend zu äußern

und dann sogleich auf das Album der eben erwähnten Frau von Trompetta überzugehen. Mit sonderbarer Gelassenheit und nicht ganz ohne Ironie äußerte sie: „Also Frau von Trompetta sammelt wieder ein Album! Weiß man denn schon, für welchen Zweck? Glücklicherweise sind wir in diesem Frühjahr von Ueberschwemmungen verschont geblieben. Ich hörte kürzlich, sie will jetzt die armen Weber bedenken!" — „O," rief Anna von Harder, die sich von dem Eindruck, den der Name Rodewald auf sie gemacht zu haben schien, jetzt allmälig gesammelt hatte, „Sie dürfen nichts gegen Frau von Trompetta sagen! Ich fürchte, es finden sich der Thränen genug, die man mit dem Ertrag dieses neuen Albums trocknen kann. Nur der Titel, den die gute Trompetta diesmal gewählt hat, ist etwas zu — wie soll ich sagen? Sie nennt es Gethsemane." — „Gethsemane! Ach, du meine Güte —!" sagte Rudhard und schlug die Hände zusammen. — „Ja," bemerkte die Altenwyl, die es merkwürdigerweise auf die Trompetta abgesehen hatte, „es ist in der That —" — „Ach!" fiel Anna jetzt schon entschuldigend ein. „Es ist ihre Idee, wenn es auch ein wenig zu —" — „Muckerisch klingt!" brach Rudhard rund und kurzweg heraus. „Muckerisch!" riefen die Kinder nach und machten lustige Wortspiele.

Die Altenwyl wandte ihr Haupt entrüstet zu dem alten Herrn hinüber, der einen Wink von der Fürstin bekam, fast als wollte sie sagen, es wäre doch wol besser, du gingest in den Garten oder auf dein Zimmer, du alter Bär, oder schwiegest hier ganz!

Auch dieser Gegenstand konnte nicht fortgesetzt werden. So griff denn Anna von Harder, da Siegbert discret geschwiegen hatte, wieder den Feuertod des Molay auf und sagte zu ihm: „Sollten Sie glauben, lieber Herr Wildungen, daß dies Sujet sogar meinen guten alten Schwiegerpapa, den neunzigjährigen Greis, interessirt hat? Ich mußte ihm Ihre Auffassung wörtlich erzählen. Er nahm großen Antheil und lobte, was ich ihm mittheilte. Mit einer einzigen Ausnahme! Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen seine Rüge wiederhole?" Siegbert bat um Offenheit. „Er sprach" sagte Anna, „von der über den Rauchwolken des Scheiterhaufens schwebenden Taube, die mir so außerordentlich als die Idee der höhern Versöhnung und der gerechten Zukunft gefallen hat." — „Die Idee ist einer Sage über Hussens Feuertod entlehnt" — ergänzte Siegbert. — „Ueber allen Gewaltthaten der Menschen mag dies Symbol der Versöhnung schweben. Aber mein alter Papa meinte, man könnte die in Paris verbrannten Templer nicht als Zeugen der

christlichen Wahrheit oder irgend eines geistigen Fortschritts verehren, sie hätten im Gegentheil weit eher ein unheimliches Symbol, eine Eule oder einen Raben, verdient." — „Wie so?" fragte Rudhard grob und kurzweg. — „Die Templer," fuhr Anna, fast erschreckend über diese rauhe Unterbrechung fort, „die Templer haben sich nach des alten Herrn Meinung in die Geheimnisse jener Länder verloren, wo sie für die christliche Lehre streiten sollten, öfter aber vorzogen, mit den Einheimischen in friedlichem Verkehr zu leben, wie ja so oft ein Feind, den man sich entfernt gehässig und abscheulich vorstellt, in der Nähe von seinen schlimmen Farben verliert und uns würdiger erscheinen kann, belehrt, als bekämpft zu werden!" — „Diese Meinung macht dem alten Herrn Ehre!" sagte Rudhard. „Aber die Templer Eulen und Raben?" — „Ei! Ei!" fiel forschend und lächelnd die Oberhofmeisterin ein, „es wird dies doch nicht derselbe Rabe sein, den auch der alte Herr Präsident neben sich sitzen hat und mit welchem er sich, wie noch gestern die Majestäten dem General Voland von der Hahnenfeder bei Tafel nicht glauben wollten, über die schwierigsten juristischen Fälle unterhalten soll?" Sie lächelte forschend und Frau Anna erröthete. — „Das gibt ja Etwas für die Kinder," fiel die schweigsame Fürstin, die nichts von solchen ernsten Dingen, mit denen General Voland von der Hahnenfeder den Hof zu „fasciniren" wußte, kannte, lachend ein. „Solche Märchen haben Sie um sich, liebe Landräthin?" — „Ja, ja, Ihr lieben Kleinen," bestätigte Frau von Harder, auf den Scherz eingehend, „wenn Ihr mich besucht, und ich hoffe, daß es bald geschieht, so werdet Ihr glauben, in die Arche Noäh zu kommen, wo noch alle Thiere fromm und friedlich bei einander wohnten." — „Ein Männlein und ein Fräulein!" brummte Rudhard, der unverbesserliche Rationalist, dazwischen. — „Bei uns werdet Ihr Hunde sehen, die sich mit den Katzen vertragen, Katzen, die nicht naschen, Raben, die nicht stehlen, kleine Mäuse werdet Ihr fangen können, mit denen die Katzen spielen, ohne sie zu speisen —" — „Und glaubt der alte Herr wirklich an die Seelenwanderung?" fragte jetzt die Gräfin immer neugieriger. — „O gnädige Frau!" antwortete Frau Anna und beinahe verletzt.

Die Oberhofmeisterin erschrak. General Voland von der Hahnenfeder hatte gestern bei Tafel ausdrücklich gesagt, die alte Excellenz schiene ihm an Seelenwanderung zu glauben. Der berühmte eingeladene Professor, der Aegypten bereist hatte, bekam noch ausdrücklich vom König beim ersten Ragout das Wort über die Pyramiden, so daß General Voland fast eifersüchtig

geworden war, daß Jemand bei königlicher Tafel länger als zwischen zwei Schüsseln allein reden konnte und noch beim Braten nicht ruhte, das Wort über die Pyramiden zu führen, über die er sich doch sonst auch, wie über Alles, zum Staunen der Herrschaften, als Kenner erwies.

„Nun, wenn nicht die Seelenwanderung, so möchte man doch glauben, Sie wohnten bei einem Hexenmeister?" bemerkte Rudhard. — „Bei einem Zauberer!" fiel die Fürstin verbessernd ein. Die Kinder wollten von den kleinen Mäusen mehr erfahren. „Ihr Kleinen," sagte Anna, „da ist nichts weiter zu erzählen. Da ist nur zu lernen und zu spielen, wenn Ihr zu uns kommt und versprecht, unsern Thieren nichts zu geben, was sie naschen sollen. Das solltet Ihr sehen, wenn die Stunde der Fütterung kommt! Wie da die Hühner krähen, die Enten schnattern, die Eichhörnchen springen und an ihren Drahtgitterchen kratzen! Großväterchen gibt nur Dem, der geschickt war, und Alle wissen, ob sie ihr Futter verdienten. Wer etwas verbrochen hat, winselt und bittet so demüthig, bis man Mitleid bekommt. Läßt man dann Gnade für Recht ergehen, so hüpft das wilde Völkchen und ist so lustig und dankbar, daß es Einem die Hände küssen möchte! Aber die Katze muß nur neben dem Hunde essen und die Dohlen bekommen ihre Körner von blankem Silber, damit sie Silber nicht für Futter halten und stehlen!"

Als sich die Gesellschaft über diese scherzhafte Mittheilung unterhalten fühlte, meinte Rudhard, ob der Herr Tribunalpräsident nicht schon versucht hätte, auch in den Gefängnissen solche Zähmungen mit den Verbrechern anzustellen und wohin der Thierbändiger denn eigentlich mit diesen Experimenten hinauswollte? Der Oberhofmeisterin schien diese Frage zwecklos. Sie schwelgte im Entzücken über die Thatsachen, die sie dem auf alles Aparte so begierigen und vom General Voland nur für Exclusives angeregten Herrscherpaare würde zu erzählen haben.

Anna von Harder nahm jedoch Rudhard's Frage auf. „Ganz einfach zielt Großpapa auf die Ergründung der Thierseele," sagte sie. „Es ist rührend anzusehen, wie sich dieser alte Herr, der ganz außerhalb seiner Zeit lebt, nur mit zwei Dingen in seinen Mußestunden beschäftigt, mit Freimaurerei und den Untersuchungen über die seelischen Regungen der Thierwelt. In diesem Sinne kommt er mir allerdings wie ein Zauberer vor. Die Maurerei und ihre Geheimnisse kenn' ich nicht, aber er behauptet, sie hingen mit seinen zoologischen Studien zusammen." Alles war über dies Wort erstaunt. Selbst Rudhard, der sich

als Maurer bekannte und gestand, er wäre befähigt, hier ein Bindeglied anzugeben.

„Es muß aber doch sein," sagte Anna von Harder. „Und wenn ich mich nicht ganz täusche, so glaub' ich den Schleier damals etwas gelüftet gesehen zu haben, als der gute Greis kopfschüttelnd wegen Ihres Bildes, Herr Wildungen, die Worte wiederholte: Keine Taube! Ein Rabe! Die Templer nannte er keine Christen. Ich sollte nur Acht geben, sagte er, an unserer Kirche, die Sie damals zeichneten, da wären in den Verzierungen der Fenster Vögel und orientalische Thiere sichtbar und die von den Tempelherren an die Johanniter übergegangenen Häuser, wie sich deren mehre in unsrer Stadt befinden und eins sogar an der Stelle stand, wo später meine eigene Familie ein Haus besaß, alle diese Häuser hätten eine Architekturverzierung, die sich nur auf den Orient, den Tempel Salomonis, die alten geistlichen Ritterschaften, die Geheimnisse der Baugilden zurückführen ließe. Ich gestehe, ich höre dem alten Mann gern zu, wenn er, nicht von diesen dunkeln Sachen, aber vom gebundenen Thierseelenleben spricht, von den wunderlichen Trieben, ja einer eigenthümlichen Moral in den Instinkten, von der Vereinzelung oder der Paarung, von der Treue der Thiere und ihrer Innigkeit in geschlechtlichen Beziehungen ebenso wie von ihrer Gedankenlosigkeit. An einem Tage, wo ich über eine Trennung, die mein Innerstes traf, keinen Trost finden konnte, sprach er von den Zugvögeln und ihrer Wiederkehr, von der Gewöhnung der Taube und der traulichen Anhänglichkeit der auch von Shakspeare so innig geschilderten Mauerschwalbe. Er sprach darüber so, daß ich erkannt habe, wie doch Alles, was wir von Gott sagen und lehren, immer noch nicht ausreicht, wenn wir nicht in jedem Dinge von ihm sagen und lehren: Gott ist die Liebe."

Diese Worte brachten eine Wirkung hervor, die nicht gesucht war und um so mehr in die Tiefe ging. Rudhard hatte wol nur in seiner frühesten Zeit Maurerei getrieben und vollends in Rußland, wo sie nicht geduldet ist, alle Verbindungsfäden mit ihren verschiedenen Sekten und Auffassungen verloren. In seiner Art witterte er auch in Alledem, was sich hier so wunderlich zu erkennen gab, nichts, als Mystik, die er haßte. Er schwieg, sah er doch die Gräfin Altenwyl tief ergriffen. Sie hatte eine solche reiche Ernte heute für den Hof nicht erwartet. Die Thierseele — die Templer — die alten Johanniterstifte — die Zugvögel — Shakspeare — die Mauerschwalbe — Alles das verbunden und verquickt durch das Eine: Gott ist allein die Liebe! Was

konnte es heute Befruchtenderes, Anregenderes, Schlagenderes für die „kleinen Cirkel" und jenen eigenthümlichen Geist der Romantik geben, der die Schicksale dieses Staats und durch ihn einen Theil Deutschlands regierte —!

Anfangs versuchte die allgewaltige Dame, zu Siegbert's Spannung, das Gespräch auf die schwebende Johanniterverlassenschaftsfrage zu lenken; da aber Niemand darüber unterrichtet schien und Siegbert von seinem Bruder noch zu wenig erfahren hatte, wie sehr er daran selbst betheiligt war, so ging die Oberhofmeisterin, um das Gespräch zu einem endlichen Schlusse zu führen, zu einem allgemeinen staatspolitischen Seufzer über. „O eine Idee," rief sie aus, „die die ganze Welt erquickte! Nur ein Wort des Friedens in diesen Haß und diesen ewigen Hader! Wer wird dies Evangelium bringen, das allem Kampf der Parteien ein Ende macht und die Erde in einen Wohnplatz von Menschen umwandelt, die nur dem erlaubten Genuß der irdischen Güter und der Bildung ihres Herzens als Vorbereitung künftiger Seligkeit leben! Sie glauben nicht, meine Liebe" — sie wandte sich an Anna — „wie man bei Hofe nach Erlösung von diesem Jammer, der über unsere Erde verhängt scheint, schmachtet! Wo man auch nur in seinem redlichsten Eifer etwas unternimmt, was dem Werth des Ganzen dienen soll, sogleich muß man bei jedem Schritt, den man wagt, um zu einem guten Ziele zu kommen, hören, daß man Andere damit verletzt hätte! Ach, nicht vor- und nicht rückwärts ist ein Weg mehr zu finden. Glauben Sie mir, liebe Frau von Harder, daß die Menschen wohl glücklich sind, die in den Blumen oder in den Thieren die Seele suchen! Auch Sie haben ja viel gelitten — Liebe!" — „Frau Gräfin!" Das war Alles, was Anna von Harder ablehnend und die Augen niederschlagend auf diese offenbare Freundschaftsanerbietung erwiederte. — „Die Königin," fuhr die Altenwyl fort, „nimmt so vielen Antheil an Ihnen! Gibt es nichts, was Sie der hohen Frau näher führen könnte? O sie hat ein treues Herz. Kennte nur die Nation alle diese guten Menschen da oben!" — „Gnädigste Gräfin!" sagte Anna. „Mein Leben ist zu dürftig für den Glanz des Hofes. Was sollt' ich dort! Ich pflege meinen alten Zauberer von Tempelheide, lese ihm aus Büchern, wie er sie liebt, vor, sticke, wenn es mein Auge erlaubt, und treibe etwas Musik. In die Musik hab' ich Alles gelegt, was sich in mir noch regen, aussprechen möchte. Mit Musik lach' ich, mit Musik wein' ich. Auf den Tönen Bach's und Händel's schweb' ich da- und dorthin, wo ich am liebsten sein

möchte; es sind ferne Länder, ferne Haine und Wälder, und ich weiß nicht, gehören sie noch dieser Erde, oder sind es Jenseitsahnungen. Mit meiner Musik bin ich aber leider egoistisch. Ich fördere sie nur für mich. Die Trompetta hat mich oft gedrängt, Aufführungen in geschlossenen Kreisen zu halten. Wir würden es wagen dürfen, mit manchem ältern Werk hervorzutreten, wir kleinen Dilettanten, die wir uns zu classischer Musik verbunden haben. Wir haben einige gute Solistinnen. Die Flottwitz singt edel und rein. Ich sträube mich dagegen. Ich entziehe damit, ich weiß es, eine Einnahme, eine Unterstützung guten Zwecken; aber ich kann mich nicht entschließen, Andere durch unsere Versuche belästigen zu wollen. Die Trompetta flammt für innere Mission. Daß ich mich den Werken derselben zu wenig widme, warf ich mir oft schon bitter vor. Aber ich bin eine Einsiedlerin und träge, träge bin ich, liebe Gräfin, und zu nichts zu bringen, am wenigsten zum Hofe —"

Gräfin Altenwyl war über diese bescheidenen Aeußerungen verstimmt. Anna hatte eine Huld, eine Gnade, die sie ihr verschaffen wollte, geradezu abgewiesen. Die Königin hatte sie kennen lernen wollen und das nahm Anna so auf! Dennoch ließ sie sich nichts von ihrer Verstimmung merken, sie lächelte nur und, indem sie sich erhob, um zu gehen, flüsterte sie Anna in's Ohr: „Sie sind ein Engel!"

Nun noch eine halbe Umarmung der Fürstin, ein freundliches Nicken den Kindern, ein flüchtiges Ignoriren der Herren und die einflußreiche, kluge, aber vom Geschmack ihrer Umgebung beherrschte Frau war verschwunden. Siegbert hatte sich nur noch der flüchtigsten Notiznahme, Rudhard fast gar keiner mehr zu erfreuen gehabt.

Man athmete auf. Anna umarmte jetzt erst noch einmal die Tochter ihrer Freundin, erlöst wie von einem Druck. „Was wird die Brust leicht," sagte sie, „wenn man nach einer zufälligen Annäherung an Hofatmosphäre wieder frei athmen kann! Und doch meint es die Frau gut! Sie, liebe Fürstin, Sie müssen freilich zu Hofe, Sie müssen dort als ein milder Stern aufgehen! Sie sind noch jung und schön! Ihnen wird diese Welt keinen Trost gewähren, aber Zerstreuung. Wenn Sie sich vorstellen lassen, schreiben Sie mir's ja! Ich komme dann, erst Ihre Toilette zu bewundern. Darf ich mich darauf verlassen?" Die Fürstin sah zu Rudhard hinüber, als wollte sie von ihm eine Ermuthigung zur Antwort haben. „Sie sind ein treuer, dankbarer Zögling," äußerte Anna, diese Unentschlossenheit be-

merkend. „Sie hören noch jetzt auf Ihren Lehrer. Und das dürfen Sie auch! Vertrauen Sie dem erprobten Rudhard, wenn er auch Unrecht hatte, mir so rundweg das Gethsemane der Trompetta mit einem garstigen Wort zu verurtheilen.“

Rudhard kehrte sich nicht viel an diese gemüthliche Rüge, sondern meinte in seiner Art: „In dieser Stadt muß man auf seiner Hut sein. Wir sind schlichte Naturkinder, kommen aus den Steppen und Haiden des Ostens und wollen uns hier Alles gründlich ansehen und erst prüfen, ehe wir's kaufen. Das Glänzende wird uns reizen, aber nicht bestechen. Die Wahrheit, die wir für's Leben eintauschen wollen, muß probehaltig sein. Und wenn mein Freund da, Herr Wildungen, eine noch so schöne Zeichnung in das Gethsemane liefert, ich wittere in dem Album doch — Muckerei.“ Er blieb dabei, wie Justus der Heidekrüger bei seinem Refrain über den Reubund.

Die Kinder lachten über das komische Wort und die Frauen errötheten über den allzu nüchternen Verstandsmenschen, der sich mit Anna, die ihm doch entgegenkam, nicht einmal über ein Wort versöhnen konnte. Siegbert aber fühlte, daß es Zeit wurde, zu gehen. Er fürchtete schon zu lange verweilt und Erörterungen beigewohnt zu haben, die für einen ersten Besuch schon zu vertraut gewesen. Die Sonne sank am Rand des Horizonts hinunter. Es hatte acht Uhr geschlagen. Er gedachte seiner Verpflichtung, sich an der bezeichneten Stelle einzufinden, in der Brandgasse. Die Fürstin forderte ihn mit größerer Wärme als sie bisher gezeigt hatte, auf, sie bald wieder zu besuchen. Anna von Harder wünschte ihm die Gunst aller Musen und die frohesten Stimmungen. Sie sprach dies Wort wohlwollend und gütig aus. Siegberten lag in dem Abschied von dieser Frau Etwas, was ihm zu sagen schien: Wir sehen uns gewiß noch öfters und werden gegenseitig unsern Werth noch besser kennen lernen!

Anna blieb. Siegbert trennte sich schwer von ihr. Die Kinder und Rudhard gaben ihm bis draußen das Geleite.

Am Spalier der Seitenfront des Hauses, woran man vorüber mußte, um in den Vorgarten zu kommen, stand der alte Bediente von Tempelheide mit einem Shawl auf dem Arm und wartete seiner Herrin. Vor dem Thorweg stand die alte Kutsche, die Hackert so verspottet und eine Karrete genannt hatte. „Nun,“ sagte Siegbert zu dem Alten in gelb und blauer Livree — es war derselbe, der ihm den Wein gereicht — „es fehlte doch vor acht Tagen nichts an dem Silberzeug auf dem Tische in Tempel-

beide?" Der Alte horchte hoch auf und verstand nicht sogleich. „Als Sie mir den Wein gebracht hatten! Wissen Sie noch?" sagte Siegbert mit Nachdruck, um das Gedächtniß des Alten zu stärken. — „Nein, nein, Alles richtig gewesen!" — Siegbert ging nach dieser ihm und Hackerten gewordenen Genugthuung wohlgemuth vorüber.

Wie er eben an der Ecke der Seitenfront war, fiel von oben aus einem Fenster eine Hand voll frischer Blumen auf ihn herab. Sie kamen von Jemand, den man nicht sah. Aber die Kinder riefen: „Olga!" ohne daß diese sichtbar wurde. Siegbert raffte sich von den Blumen eine weiße Rose auf und sah empor, um zu danken. Es war Niemand da, den er noch mit seinem Dank begrüßen konnte.

An der Pforte versicherte er Rudhard, daß er sich ihm außerordentlich verpflichtet fühlen müßte für die Einführung in diesen interessanten Kreis, morgen schon hoffte er mit seinem Bruder verständigt zu sein, um ihm, wenn es ginge, das Geheimniß des Bildes einzuhändigen. — „Welches Bildes?" fragten die Kinder. — „Das Ihr bei Herrn Wildungen zeichnen lernen sollt!" sagte Rudhard und während die Kinder darüber ihre Freude aussprachen, setzte dieser hinzu: „Ich hoffe, daß wir uns auch über diesen Unterricht verständigen werden."

Siegbert mochte nicht widersprechen. Seine Rose betrachtend, antwortete er, um der Erörterung auszuweichen: „Freundlicher kann man, um wiederzukommen, nicht gemahnt werden!"

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Zwei unverstandene Seelen.

Nicht hundert Schritte entfernt von der ländlichen Wohnung der Fürstin Adele Wäsämskoi lag die uns schon bekannte Villa der Geheimräthin Pauline von Harder zu Harderstein.

Gegen die stille, gemüthliche Abendunterhaltung, welcher Siegbert Wildungen in jenem von Rudhard ziemlich despotisch beherrschten Kreise beigewohnt hatte, bildete den auffallendsten Gegensatz die Vorbereitung der glänzenden Soirée, die Pauline von Harder in aller Eile noch für diesen Abend „improvisirt" hatte. Die Geheimräthin verfügte über einen gewissen Kreis, den sie zu jeder Stunde des Tages, wie sie's in ihrer raschen Sprache nannte, „zusammentrommeln" konnte.

Ein Besuch wie der der Gräfin d'Azimont, eine Bekanntschaft wie die der gefeierten, allgemein bewunderten Schönheit Melanie Schlurck, mußte nothwendig „Staffage" haben und soviel sie auch veranlaßt war, beide Frauen nur allein zu genießen, die kleinen „Etablissements" fehlten in ihren Sälen nicht, um mitten im rauschenden Gewühl sich ungestört allein zu fühlen und sich „auszusprechen".

Ein Billet Schlurck's mit Verheißung des Bildes kam mitten in eine verdrießliche, häusliche Scene, die sie und die Ludmer mit der „jungen Excellenz" aufführten. Diese hatte sich in der That erst gegen Mittagszeit eingefunden und verrieth alle Kennzeichen eines bösen Gewissens in solchem Grade, daß die beiden Frauen (denn auch die Ludmer nahm sich die Freiheiten von selbst heraus, die Pauline durch ihre Stellung behaupten durfte) in einen

grimmen Zorn geriethen und ihm „kindische Streiche" vorwarfen, über welche er beichten sollte. Der Geheimrath machte eine verblüffte Miene. Er legte sich auf's Leugnen. Er blieb bei den Versicherungen seines Diensteifers und der in dem Meubleswagen deshalb absichtlich zugebrachten Nacht mit aller Hartnäckigkeit eines Schulknaben, der den alten Satz der Jesuiten: Si feeisti, nega! mit einer solchen Sicherheit durchführt, daß die Lehrer selber an ihm irre werden und von seiner Unschuld aufs Vollkommenste überzeugt sein müssen. Excellenz gestanden den Verlust des Bildes ein, bekannten sich jedoch für völlig „unschuldig" und drohten mit einer Untersuchung, die sie schon aufs Nachdrücklichste gegen den hohenbergschen Justizdirector von Zeisel hätten einleiten lassen. Kurt Henning Detlev Harder zu Harderstein vertröstete die Frauen damit, daß sie ohne Zweifel bald klar sehen würden. In Erinnerung an den von Schlurck empfangenen Brief ließ die Geheimräthin die „Bétisen" ihres Gatten „so hingehen". Bei Tisch wurde wenig gesprochen. Pauline hatte der Gedanken zu viele zu verarbeiten und Alles, was etwa Herr von Harder Neues vorbrachte, z. B. das allgemeine Aufsehen, das die Erkrankung des Prinzen Egon machte, die Ankunft der d'Azimont, die Aussicht auf ihre seltsame Stellung zu ihrer Schwester Wäsämskoi, die Schwankungen des Ministeriums, die Wahlen, der Reubund, die drohenden Zerwürfnisse zwischen Stadt und Regierung und das schlimme Beispiel, das daraus für die Provinzen entstehen würde, alle diese Anspielungen, in denen sich Excellenz, die sonst nur von ihren Schlössern und Gartenanlagen, von den Dienstvergehen der Castellane und Inspektoren, den Angebereien der Subalternen sprachen, heute wahrhaft erschöpften, um seine Gemahlin heiter zu stimmen und zu versöhnen, dienten nur dazu, in ihr Gemüth Stacheln und Dornen zu drücken. Sie sah, daß sich so Vieles ereignete, was ohne sie Bestand hatte, ohne sie sich angelegt hatte, ohne sie sich historisch entwickelte.

Beinahe hätten ihr nach Tisch auch Ernst und Franz einen unerwarteten Aerger bereitet. Denn eben wollte sie sich noch vor ihrer Toilette im grünen Boudoir ein wenig durch leichten Schlummer stärken, als diese Beide an sie herantraten und um die Erlaubniß baten, heute Nacht den großen Fortunaball mitmachen zu dürfen. Sie schmähte nicht wenig gegen diese Vergnügungssucht ihrer Leute, tadelte den Ort, wo man Bediente ihrer Stellung nicht antreffen sollte, und konnte sich erst für halb und halb einverstanden erklären, als Franz mit schlauer Miene sagte: „Ex-

cellenz, es wird ein großer Ball. Tausend Billets sind verkauft. Man macht Bekanntschaften. Die Wandstablers kommen auch —" Schon oft hatten die Leute der Geheimräthin von diesen drei Geschwistern erzählt, die sich auf den Volksbällen für die Zurückhaltung schadlos hielten, die sie bei aller Freiheit im Hôtel des Fürsten von Hohenberg beobachten mußten. Auf diese Erinnerung hin, sagte Pauline von Harder, wollte sie den Abend noch einmal auf die Sache zurückkommen. Damit legte sie sich ein wenig zur Ruhe, ohne indessen wahre Stärkung zu finden in einem kurzen Schlafe. Sie träumte zu lebhaft. Nadasdi, der Held ihres unglücklichen Romans, erschien ihr in dem verhängnißvollen Schlafrock, innerhalb dessen dieser weichherzige Magyar so viel Thränen vergossen haben sollte. Jedesmal, wenn sie ein großes Ereigniß beschäftigte, erschien ihr Nadasdi in seinem Schlafrock. Sie nahm ein homöopathisches Streukügelchen zur Beruhigung und war froh, daß sie auch für den Abend Herrn Sanitätsrath Drommeldey geladen hatte. Sie bedurfte, wenn Schlurck nicht etwas sehr Entscheidendes brachte, ärztlicher Berathung.

Gegen sechs Uhr begann die Toilette und heute gewählter als seit lange. Während die Ludmer die oberen Salons hatte öffnen, mit frischen Blumen garniren, die Kerzen auf den Kronleuchtern untersuchen, vervollständigen, die Wandlampen schon am hellen Tage zur Probe anbrennen lassen, nebenbei den Thee, das Eis und die Confituren nach der Ordnung des Servirens angab, die ihr für heute die zweckmäßigere schien, schmückte sich die Geheimräthin mit den frischesten Farben. Sie wählte heute einen leichten Seidenstoff, weiß und roth gestreift. Ihrem stolzen Semiramishaupt gab sie etwas von ihrer eigenen und Heinrichson's Erfindung, eine Art biblischen Turbans, wie man sich etwa Rebekka denken mochte bei Eliezer's Gruße am Brunnen. Dies weiße Kashemirgewinde, stolz und frei getragen, stand ihr nicht unstattlich. Das eine Ende des Bundes, mit goldenen Fransen, hing schwer über die rechte Schulter herab, die natürlich, wie die ganze Büste, weiß geschminkt wurde, um blendend hindurchzuschimmern durch eine große umständliche „Florgeschichte", die wiederum patriarchalisch, jedoch mehr im Styl der Hagar, als sie mit Ismael in die Wüste zog, um Nacken und Hals geschlungen wurde. Derselben Prozedur des Puderns hatten sich die magern Arme zu unterwerfen. Sie waren, ein seltenes Wagniß, heute ganz frei und wurden mit den schwersten Armbändern behängt. Wenn sie ganz wie in Gedanken einmal mit einer

leichten, wellenförmig gerundeten Bewegung des rechten Oberarms an das hängende Ende ihres Turbans fuhr und die goldenen Troddeln, schwerer wiegend, hin- und herschwankten, so gab das einen hübschen Effect, den Heinrichson oft bewundert und erklärt hatte, sich ihn für ein Bild merken zu wollen, das er von Antonius und Kleopatra zu malen gedachte.

In dieser Tracht, die ihr viele „Frais" verursacht hatte, nämlich den Umstand der Ueberlegung und die moralische Mühe einer ihr gar nicht mehr „geläufigen" Eitelkeit, stieg gegen sieben Uhr Frau von Harder in ihre oberen Zimmer. Sie durchmusterte sie und fand sie noch nicht gelüftet genug. Der sommerliche Abend hatte heiß gemacht. Der Maraboutfächer mußte die Glut ihrer Stirn kühlen, die leider zu roth, zu roth, ach zu roth war. Sie haßte diese oberen Appartements, der Ueberzahl ihrer Spiegel wegen. Oft sagte sie: Welche Verschwendung an dieser verleumderischen, indiskreten Composition! Und noch an jedem Spiegel waren zwei Wandleuchter und jeder Wandleuchter mit mindestens drei Kerzen versehen! Aber sie hatte diese Zimmer und nicht den Gartensalon wählen müssen; denn hier nur gab es Nischen zu traulichem Zwiegespräch, zeltartig drapirte Alkoven mit Tapetenthüren zu kleinen Cabinetten mit Divans, die unter Blumen versteckt waren. Ihre Kleider paßten zur Farbe der Zimmer. Es war ihr schon geschehen, daß sie ein neues wunderschönes grünes Kleid nur unter der Bedingung anzog, daß sie der Trompetta, bei welcher Gesellschaft war, erst ein Sopha mit rothem Sammet überzogen schicken durfte. So erzählte man wenigstens.

Eben noch prüfte Pauline den Effect ihres biblischen Costüms gegen das dunkelblau mit Gold drapirte Zeltgemach und erfreute sich des wirkungsvollsten Abhubes ihrer Figur von den dunklen Umgebungen, als ein Wagen vorfuhr und durch das offenstehende Portal sogleich in das Haus einlenkte. Sie war darauf vorbereitet, daß es Gräfin d'Azimont war.

Welch ein Gegensatz zwischen zwei Geschwisterpaaren, diesen beiden Harders und den beiden ehemaligen Osteggen! Drüben die fast phlegmatische Adele Fürstin Wäsämskoi, im Kreise ihrer Kinder, geregelt und bevormundet von einem strengen, mathematisch geordneten, praktisch bürgerlichen Verstandesmenschen; hier die wilde, leidenschaftliche Halbpariserin, die schon auf der Treppe über Egon's Todesgefahr so laut schluchzte, daß die Ludmer die erstaunten Bedienten entfernen mußte. Bei Tempelheide die weiche, sanftmüthige Anna von Harder, die ihren Lebensberuf in

der Pflege eines wunderlichen Greises, in milden Werken der Liebe und der prunklosen Ausübung der Musik fand und noch in diesem Augenblick die bescheidene Sorgfalt ihres Herzens gegen Menschen, die ihr fast fremd waren, walten ließ; hier ihre Schwester im blendendsten Schmuck, ebenso leidenschaftlich, nur äußerlich kälter, als ihr Besuch, den sie nicht am kleinen Theetisch, am dampfenden Comfort, unter einem Akazienbaum, an einer Wand beschattet von wildem Wein, empfing, sondern in ein blau- und golddrapirtes Zelt führte, auf einen Divan zog, hinter Camellien und rankenden Gewächsen, die sich um die schweren bronzenen Stäbe des Zeltes und die herabhängenden goldenen Quasten ringelten.

Helene d'Azimont war klein und zart. Woher sie schöner war, als ihre ältere Schwester, konnte man kaum sogleich ersehen, wenn man fast denselben Schnitt des Gesichtes entdeckte. Es war dieselbe Bildung der Formen und doch von verschiedener Wirkung. Das Ensemble der Gräfin war reizend, die Linien waren harmonischer, ihre Verbindung belebt und voll Anmuth. Jede Bewegung Helenens war Leben. Die langen Augenwimpern zitterten, der schöne kirschrothe Mund bebte, die wie Emaille glänzenden Zähne zeigten sich unwillkürlich, wenn die Lippen vor Schmerz offen standen. Die Form des Halses, des Nackens, die Wölbung der Hüften, Alles war zwar klein, zierlich, aber doch schlank und von regelmäßiger Harmonie und voll und fleischig, trotz des Kummers, der an ihr nagte. Das Auge war blau und im Nu so groß geöffnet, daß es unter den schwarzen Wimpern wie eine leuchtende Krystallkugel aufzugehen schien. Die Schwärmerei einer italienischen Sternennacht lag in diesem Auge, wenn es sich öffnend starr den Blick festhielt und den Gegenstand, auf den es fiel, wie in sich auffaugte und verzehrte. Das schwarze Haar lag im einfachen Scheitel dicht und glänzend über der kleinen Stirn. Wäre diese Stirn nur noch ein wenig größer gewesen, man hätte das Bild einer religiösen Denkerin, einer entzückten Schwärmerin gefunden. Da sie jedoch ganz vom Scheitel beschattet war, so versinnlichte sie nur das Gemüth, die Leidenschaft, die völlige Abwesenheit alles Nachdenkens. Die Liebe schien der Glaube dieser Frau zu sein, Zärtlichkeit das einzige Bekenntniß ihres Herzens.

Wir wissen, daß Helene d'Azimont dreißig Jahre zählt. Eine gewisse schwellende Rundung ihrer Formen war die einzige Bestätigung dieses Alters. Sonst glaubte man ein Kind vor sich zu haben, eine zum ersten Mal ins Leben tretende Jungfrau,

aber voll Vertrauen, Dreistigkeit, angeborener Sicherheit. Wie ihr Auge rollte! Wie ihre Brust wallte! Pauline konnte sie ohne Hemmniß an die Flordraperie ihres Halses drücken, denn Helene war einfach gekleidet. Sie war schwarz vom Kopf bis zu Füßen. Man sah, daß es nicht ihre Absicht war, heute bis zur Gesellschaft zu bleiben. Und doch blendete die Weiße ihrer Haut unter den schwarzen Flören wie der schönste Schmuck! Sie trug an dem runden, vollen Arme lange schwarze Florethandschuhe. Um den Hals funkelte ein Collier von Brillanten. Aber dies schwarze Florchiffü über dem Flechtenneste und halb dem Scheitel der Haare, dieser hübsche Kopfputz mit den einfach in den Nacken hängenden Spitzenzipfeln war so wenig auf gesellschaftliche Gefallsucht berechnet, daß man an die Echtheit der Thränen glauben mußte, unter denen sie ausrief: „Da haben Sie mich denn, Pauline! So komm' ich von Paris, so sehen Sie in mir die Sterbende um einen Sterbenden!"

„Helene, ist die Gefahr so groß?" fragte Pauline wie zitternd. Das Zittern war ein conventionelles Zugeständniß, eine Sache des Taktes, eine Berechnung dessen, was sich hier für ein „fühlendes" Herz ziemte.

„Egon stirbt! Egon wird dieser Erde nicht mehr angehören!" antwortete die Gräfin tonlos.

„Ich bitte Sie, Freundin! Ein junger, kräftiger Mann! Wir haben keine Epidemieen. Aerzte umstehen sein Lager. Sie selbst —" — „Ich, Pauline? Ich? Ihr wißt es ja Alle! Und wo ich hinblicke, nirgends hat die Welt Mitleid für mich, nur lachende boshafte Augen! Die Menschen, die Bäume, die Vögel in der Luft lachen über mich! Verstoßene, verlorene Helene, ruft mir jedes Atom, jedes Stäubchen zu, über das ich ohnmächtig dahinschwebe! Zwei Jahre des seligsten Glückes sind vernichtet, geschändet — o was sag' ich geschändet! Egon! Was Du thust, ist wohlgethan. Tritt mich mit Deinen Füßen, verstoße mich, morde mein Herz! Nur stirb mir nicht! Lebe! Lebe! Lebe!" Helene lag schluchzend auf dem Sopha.

Pauline mußte sich, selbst wenn sie der kältesten Fassung fähig war, von einem solchen Ausbruch wildester Verzweiflung erschüttert fühlen. Sie hatte seit einiger Zeit in einer Welt gelebt, die sich um sie her immer mehr erstarrte; sie hatte früher in dieser Weise auch geliebt, auch empfunden. Aber jetzt nach so vielen Verknöcherungen und Versteinerungen ihrer nächsten Lebensbedingungen war ihr diese Scene wie ein Traum aus ihrer frühesten Jugendzeit. Die fünfundzwanzig Jahre, die sie

mindestens vor ihrer jungen verzweifelnden Freundin voraus hatte, fühlte sie einen Augenblick nicht; sie konnte das Zittern ihrer Hand nicht unterdrücken, konnte nicht von ihren Lippen wegwischen, daß sie einen Augenblick bebten. Sie dachte an Heinrich Rodewald und ihre Jugend. „Helene," sagte sie nach einer Pause allmäliger Sammlung, „Sie sehen mich voll gerührtester Theilnahme, aber auch voll Ueberraschung. Ich weiß so wenig von Dem, was Sie betrifft. Ich hoffte dieser Tage durch einen Besuch bei Ihrer Schwester —" — „Schweigen Sie von Der!" antwortete Helene, und in die zarte Erscheinung fuhr eine so elastische Beweglichkeit, eine so aufschnellende, zornige Erregung, daß man die in Liebe zerflossene Weiblichkeit kaum wiedererkannte. Der Mund und das Kinn traten entschlossen hervor und die Augen blitzten von einem trotzigen Feuer. „Schweigen Sie von Der," rief sie, „von dieser Heuchlerin, dieser liebloſen Moralistin! Für die glühendsten Schilderungen meines Glückes, die ich ihr nach Odessa schrieb, hat sie mir im Ton einer Predigt geantwortet. Wenn sie mich tadelte, daß ich für Belcotti schwärmte, mit Addington tändelte, die Leiden des polnischen Volks mit dem jungen lithauischen Flüchtling Bardanski verwechselte, diese Vorwürfe waren gerecht und ich nahm sie mit schwesterlicher Liebe hin. Aber endlich schrieb ich ihr, ich trenne mich von d'Azimont, ich liebe, ich liebe zum ersten Mal, ich liebe, wie ein Weib lieben soll, ein Weib, das fühlt, ein Weib, das da ahnt, in ihr ruhe das Geheimniß der Schöpfung. Als ich ihr schrieb: Der, den ich liebe, ist ein Gott und seinen Namen nennen die Irdischen Prinz Egon von Hohenberg, und als sie mir auch darauf Moral, ewig Moral und nichts als Moral predigte, sehen Sie, Pauline, ich habe geschworen, wer mir das Kleinod meines Lebens beschmutzt, mir die Sonne verdunkeln will, die ich anbete, und mögen alle Priester der Erde sagen, die Anbetung der Sonne wäre Heidenthum, ich könnte den Dolch erheben und jeden Lästerer meiner Religion durchbohren, sei's ein Bruder, sei's eine Schwester und — diese Schwester existirt nicht mehr für mich."

Pauline gedachte der Zeiten, wo auch sie so mit Dolchen fuchtelte! Wäre sie eine Philosophin geworden, so hätte sie gelächelt; aber sie lächelte nicht. So wild war zwar nicht ihr Haß gegen Anna, wie Helenens Haß gegen die Fürstin Adele, aber sie erwärmte sich daran, doch wieder einmal auf dem Bereiche der Herzensgeltendmachungen etwas Kraftvolles, etwas „Titanisches" zu erleben. Sie jubelte, jene halbwahnwitzige

Sittenlogik anerkannt zu sehen, in der sie früher selbst gedacht, dann geschrieben hatte und auf deren ohnmächtigen letzten Trümmern sie sich absterbend verzehrte. O sie stand auf! Sie hielt diese Sprache der Liebe nicht aus, ohne dafür mehr zu haben als bloße einfache Zustimmung. Sie wurde jung, indem sie auf- und abschritt. Und Helene, selig über Paulinens Erschütterung, umschlang sie und zog sie zu sich heran und fuhr, ihre Hand festhaltend, fort: „Nichts von Adelen, Pauline! Sie wohnt hier in der Nähe, ich weiß es. Ich kenne sie nicht. Ich schrieb es schon soeben an d'Azimont nach Paris. Er wird meine Meinung billigen; er ist gut und was an ihm das Beste ist, er liebt den Charakter wie ich."

„Wie geht es Desiré?" fragte Pauline etwas kleinlaut. — „Recht übel!" antwortete Helene zerstreut. Desiré war ihr kränkelnder Gatte. „Wie lange ist es her, daß wir zum letzten Mal hier waren?" fuhr sie fort. — „Vor drei Jahren. Haben sich seine Uebel verschlimmert?" fragte Pauline schon weniger befangen. „Desiré ist recht krank. Man fürchtet für ihn. Seine Corpulenz wird beunruhigend. Die Mutter giebt ihn auf und Sie wissen, böse Augen sehen weiter, als die Augen guter Menschen." — „Keine Veränderung in den alten Verhältnissen?" — „Nur gesteigerter! Mama ist eine Megäre. Sie foltert mich. Allein Desiré's himmlische Güte schützt mich. Sie will die Scheidung vor Desiré's Tode und Desiré, der Egon wahrhaft liebt —" „In der That?" — „O Desiré bleibt sich gleich. Desiré ist ein Philosoph. Er gefällt sich darin, wie Seneca zu sterben. Ich weiß nicht, ob ich ihn für größer halten soll als —„ — „Warum stocken Sie?" — „Darf ich unbefangen über Desiré sprechen?" — „Helene!" — „Sie liebten ihn, Pauline, und waren glücklich, als er mich wählte. Sie drückten mich vor elf Jahren an Ihr Herz und nannten mich Schwester!" — „Ich dächte, „mein Kind" nannt' ich Sie, Helene!" — „O, Sie sind gut, Pauline! Sie blieben mir die treueste Freundin trotzdem, daß es Ihnen wehe that, das Band, das Sie an den guten Desiré fesselte, getrennt zu sehen. Aber wie bewundert man Sie auch Beide in Paris!" — „In der That?" — „Alle Cirkel sind noch jetzt von Ihnen voll. Balzac hat mir versprochen, über uns einen Roman zu schreiben. Ich verbot es ihm, weil ich nach Nadasdi nichts mehr von Ihnen angezeigt fand." — „Warum — Nadasdi —" — „Ich vermuthe, daß Sie selbst dieses Sujet behandeln würden. Sie haben so lange geschwiegen? Warum erscheint nichts von Ihnen?" — „O! . . . . ."

antwortete Pauline lächelnd entsagend. — „Wie lieb ich Alles, was Sie schreiben," fuhr die gute, kritiklose Helene fort, die nicht ahnte, welche wunde Stellen sie berührte und wie sie hinter allem Gegenwärtigen zurück war. „In Amarantha erkannt' ich Ihr Herz, in Nadasdi Ihre vorgeschrittene Kunst. Wäre ich nicht durch Egon um meine Besinnung gekommen, ich hätte ein Capitel von Nadasdi unter dem Titel: Moeurs hongrois übersetzt. Welche Phantasie haben Sie! Hier dieses Zelt, Ihr Costüme, Pauline! Sie sollten in Paris leben. Man würde Sie aufsuchen wie eine Priesterin des Geschmacks, eine Velleda, eine Druidin der Inspiration. Wir haben es jetzt sehr mit den Velleden und Druidinnen! Ach, was bleibt uns auch nach dem Schmerz noch übrig, als — Weissagung. Auf unsern Trümmern wird man uns entweder zerschmettert finden oder wenn wir uns erheben können, so ist es nur in der Mission der Prophetie! Liebe Pauline, was erlebt' ich seitdem! Sähen Sie in Alles bis auf den Grund, wie würden Sie, wenn Sie's beschreiben wollten, die Menschen rühren, während Denen freilich, deren Herz Sie vertheidigen würden, dies Herz bräche!"

Pauline war über alle diese Bemerkungen überglücklich. Es waren ihr Das nicht die Phraseologieen der neuromantischen Schule, sondern wirkliche Ergüsse reinster Aufrichtigkeit und Hingebung, ohne die Idee an Ironie. Das Lob, das sie so oft für ihre Feder empfangen hatte, war meist satyrisch gemeint. Sie war weltklug und in einem gewissen Punkt nicht eitel genug, um nicht auf diesem Bereich sogleich Wahres und Falsches unterscheiden zu sollen. Aber diese Huldigungen der d'Azimont, das wußte sie, waren naiv und aufrichtig gemeint. Auch die förmlich auf den Kopf gestellte Moral der beiden Frauen war zwischen ihnen beiden chose convenue.

„Als ich von Odessa kam," erzählte Helene, „ich unerfahrenes dummes Ding, was wußt' ich denn von der Welt! Desiré gestand mir, daß Ihr Euch Beide geliebt hattet, und ich fand es edel und gut von Ihnen; denn Desiré verdient, daß man ihm wohlwill. Sie drückten mich vor elf Jahren an Ihr Herz und die Thränen, die Sie weinten, als Sie die kleine Comtesse d'Azimont zum ersten Mal sahen, werd' ich Ihren nicht vergessen. Wie oft fand ich diese Thränen in Nadasdi und Amarantha wieder! Sie entsagten und förderten mein Glück. Ihre Liebe, Ihre Freundschaft hat mich erst die Welt kennen lehren; denn o Himmel, was war ich? Was wußt' ich? Sylvester Rafflard in Osteggen war ebenso ein Ignorant, wie er jetzt ein Bösewicht

ist und aus Rache, daß wir ihn, einem deutschen Pedanten zu Liebe, verabschiedeten, mich noch jetzt verfolgt. Er ist der treueste Rathgeber meiner Schwiegermutter geworden, dieser bösen Frau, die trotz ihres Strebens, kanonisirt zu werden, mein Unglück will." — „Rafflard?" sagte Pauline. „Ich fand den Namen kürzlich in den Blättern angezeigt. Ein Name dieses Klanges, scheint mir, ist hier angekommen." — „Der Himmel gebe, daß Sie sich irren!" rief Helene entsetzt. „Ich haß' ihn trotz seiner Freundlichkeit und alle Welt sagt, es ist ein Jesuit." — „Ich entsinne mich, Rafflard! Professor Rafflard reist, um die Gefängnisse zu studiren —" — „Das ist er! Rafflard ist hier! O Gott!" Die junge Frau zitterte. — „In den Zeitungen las ich, daß er einer Gesellschaft angehört, die sich's zur Aufgabe macht, das Loos der Gefangenen zu mildern." — „Lug und Trug das! Es ist ein Jesuit, wie nur irgend einer in der Rue Jean Jacques gebacken wird! Er verließ die reformirte Religion nach den schlimmsten Streichen, die er sich in Genf erlaubt hatte, und muß durch den boshaftesten Zufall von der Welt der Rathgeber meiner Schwiegermutter werden! Nach Egon's Abreise flog ich dem Geliebten nach und glauben Sie mir, nicht die Gefangenen sind es, die ihn herführen. Ich bin es! Ich, die er wie eine Schlange umringelt hält, um mich von Egon loszureißen." — „Die Gräfin theilt nicht die Toleranz ihres Sohnes?" — „Sie betreibt eine Scheidung. Sie will das Vermögen, das nach Desiré's liebevoller Anordnung mir allein anheimfällt, sich, der Kirche, dem Beichtstuhl, den Jesuiten erhalten. Also Rafflard hier," unterbrach sie sich. „Auch Das noch! O, ich bin sehr, sehr unglücklich, Pauline."

Damit flossen Helenens Thränen, wie die eines Kindes, dem alle seine liebsten Hoffnungen von der unerbittlichen Strenge eines Lehrers oder einer weisen Mutter zerstört werden. Pauline suchte sie zu trösten und versprach ihr Rath und Beistand. „Nur sammeln Sie sich," sagte sie, „und vertrauen Sie mir! Wie sind Sie denn nur zu dieser verzehrenden Flamme, zu diesem Prinzen Egon gekommen? — „Ach! Als wir uns vor drei Jahren wiedersahen, Pauline," begann Helene mit schwacher Stimme, „da war ich im Begriff, aus Verzweiflung über dies Erdenleben irgend eine Thorheit zu begehen. Wär' ich katholisch, wer weiß, ob ich nicht die Mauern eines Klosters aufgesucht und in der Liebe zum Christ" (Helene brauchte diese französische Wendung) „in der Liebe zum Christ meine unverstandenen Schmerzen gesammelt hätte! O eine so dürstende Seele wie die

meinige und nichts als das schale Wasser des Alltäglichen zur Erquickung! Belcotti, Addington, Bardanski — ich schäme mich! Abscheulich! Es waren Flämmchen auf diesem Sumpf gewesen, den ich Leben nannte. Ich hatte den Einen gern singen, den Andern gern wetten, den Dritten gern fluchen hören und mit allen zu vier Händen die Rêverieen Chopin's und die Capricen Liszt's gespielt. Pauline! Das war Alles. Ich kann sagen, ich hatte in diesen Flammen nur die Flügel verbrannt. Sie wuchsen wieder, als ich diese Menschen verachtete. Ich wollte mich Desiré widmen. Desiré war gut, o so gut! Er fühlte sich krank und sagte mir oft: Helene, werde etwas philosophischer! Wenn ich todt sein werde, kannst Du ein neues Leben beginnen, denn eine Wittwe von dreißig Jahren im Besitz einer Million und mit einem Herzen voll Poesie ist die Königin der Erde! — Ich gelobte ihm, sage zu sein und ich war es, bis meine Stunde schlug. Wir ziehen aufs Land. Desiré hatte eine wunderschöne Villa am See von Enghien gekauft, hatte sie ausbauen, sie verschönern lassen. Ich lebte nur dieser Villa, auf die mich die Eisenbahn von St. Germain in zehn Minuten führte. O, diese Villa ist so reizend, Pauline! Man sagt, Rousseau habe sie einst bewohnt und dort einige Capitel der neuen Heloise geschrieben. Ach, Sie wissen, wie ich die neue Heloise und Rousseau liebe. Ich war glücklich! An unserm Schlößchen plätschert der See von Enghien und die lieblichsten malerischen Partieen sind durch die Eisenbahn recht der Magnet derjenigen Pariser geworden, die noch die Idylle lieben. Es war im Juni. Ich wohnte erst vier Wochen in meinem kleinen Paradiese, malte, zeichnete, componirte, wollte dichten, ich versuchte Alles, ich las, ich lachte, ich weinte. Desiré war glücklich, falls ein Sterbender noch einige Zeit glücklich sein kann. Ich dachte sogar an Aussöhnung mit meiner Familie und schrieb bogenlange Briefe nach Odessa, die ich mit einem Kurier unserer Gesandtschaft über Konstantinopel expedirte. Da ereignete es sich, daß eine muntere Gesellschaft von, wie es schien, Handwerkern, auf dem See an meinem Garten eine Partie machte. Sie kamen vom jenseitigen Ufer und wollten die Runde fahren und die Besitzer der Gärten necken, die an den Ufern die Kühle des Gewässers athmeten. Da schlug das Boot der fröhlichen Gesellschaft um, während ich an einem Tisch sitze und gedankenvoll auf die übermüthige, junge Welt hinausblicke. Ich schreie, springe auf und stürze die steinernen Stufen hinunter, die am See bespült werden von den Wogen, in denen sich unsere ange-

kettete Gondel schaukelt. Ich springe in die Gondel und wie meine Empfindung eine reine, natürliche war, so entfuhr mir auch das deutsche Wort: Hülfe!" — „Sie starke Seele!" unterbrach Pauline bewundernd. „Eine jede Andere an Ihrer Stelle wäre in Ohnmacht gefallen und hätte das Uebrige dem Zufall überlassen." — „In Ohnmacht gefallen?" rief Helene mit flammender Erregung. „In Ohnmacht, wo Menschen ihren Tod in den Wellen finden? Ha! Retten konnt' ich nicht, aber ein junger Mann nahm mir die Verpflichtung ab, das Aeußerste zu wagen. Es war ein Jüngling, der zur Gesellschaft gehörte, sich in die Wogen stürzte und mit kräftigem Arm ein junges Mädchen emporhielt, das er in den Wellen ergriffen hatte. Er schwamm mit seiner glücklich Geretteten an unsern Garten. Ach! Sie können denken, Pauline, wie ich glücklich war, als man mir zurief, nur das junge Mädchen hätte das Uebergewicht verloren und wäre, nach Wasserlinsen haschend, über den Rand des Nachens gestürzt, den man scherzhafter Weise geschaukelt hatte. Meine Diener kommen. Wir tragen das junge Mädchen in's Haus. Der junge Mann, der mein deutsches Wort: Hülfe! vernommen hatte, sprach deutsch mit mir. Wie erstaunt' ich über den gebildeten Fremdling! Er war groß und schlank, von schwärmerischem Auge und sprach so geistreich, daß ich auf der Hut sein mußte, ihm die richtigen Antworten zu geben. Das Mädchen, ein zartes, etwas verblühtes Kind, eine echte Französin, erholte sich bald. Ich gab ihr Kleider, ließ Thee vorsetzen; aber sei es, daß ihr Geliebter deutsch mit mir sprach oder was es war, sie wollte sogleich fort. Sie schien mir hektisch, krankhaft aufgeregt. Sie beherrschte den jungen Mann mit einem einzigen Blick. Gegen Abend fuhr die ganze Gesellschaft auf der Eisenbahn nach Paris zurück. Am Tage darauf hatt' ich die Kleider wieder. Der junge Deutsche brachte sie selbst. Vergeben Sie mir, Pauline, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich ihn schon liebte, und wenn es ein Handwerker gewesen wäre. Ich erfuhr, daß ihn ein wunderliches Incognito umspann, lüftete das mysteriöse Dunkel, in das er sich zu verbergen suchte, ich entdeckte, daß dies jener vielbesprochene, seiner Familie, seinem Stande abtrünnig gewordene Egon von Hohenberg ist. Der Handwerker ein Fürst! Diese Ueberraschung! Pauline, ich schildere Ihnen die Anstrengungen nicht, deren ich bedurfte, um Egon von seinen communistischen Thorheiten zu heilen. Die Begeisterung für das Romantische, das ihn umgab, lieh mir die Kraft, ihn wieder zu uns zurückzuführen, denn als ich ihn all-

mälig von seinen Kameraden, von armen Handwerkern und Grisetten trennte, widersprach er mir nicht. Ich hatte an sich seine Hingebung an die Sphäre des Volks schön gefunden und gab ihm Beweise, daß ich ihn verstand, ihn begreifen konnte." — „Psychologisch richtig! Sie sind eine Weise geworden!" unterbrach die Geheimräthin lächelnd. — „Egon wurde mein!" fuhr Helene fort. „Ich durfte ihn mein nennen, denn ich hatte ihn mir erobert. Er kehrte zurück in die Welt, die für ihn bestimmt war, und wie glänzte er in ihr! Pauline, welch ein Triumph, den Mann zu lieben, der Alle blendet! Wenn er in die Salons trat in seinem edlen Wuchs, mit seinem fast lockigen Haar, dem sanften blauen Auge, dem lächelnden Mund, um den ein gewisser Schmerz die ganze Seele verkündete — o Pauline, ist es denn möglich, daß Das einst war, nun nicht mehr ist! Daß ich ihn zwei ganze, volle, wie eine göttliche Minute dahingerauschte Jahre mein nennen konnte! Mein, mein — und dann — dann —!" — „Regen Sie sich nicht auf, Helene! Lassen Sie Das! Erzählen Sie ein andermal! Une rupture! Das sagt ja Alles! Ich kenn' es —" — „O, in dieser Form nicht! Pauline, in dieser Form kennen Sie es nicht!" wiederholte Helene. „Das war nichts, was Menschen ertragen können! Das war nichts vom Jammer aller Derer, die am gebrochenen Herzen schon vor uns gestorben sind — Pauline, und wenn vor meiner Brust ein Messer zückte und Jemand sagte: Ich lass' dich leben, aber du hast Das erlebt! so würde ich antworten: Laß mich sterben! Da, da saß ich auf einem Sopha, es war dasselbe, auf dem einst jenes Mädchen sich erholt hatte — sein Arm war um meinen Nacken geschlungen, ich sog die Küsse der Liebe von seinen Lippen — da tritt ein Handwerker ein, den ich seit einiger Zeit angenommen hatte, um meine Villa zu schmücken. Desiré war in Paris. Ich wohnte in Enghien, Egon in der Nähe. Meine Phantasie hatte ein Spiegelzimmer erfunden, womit ich ihn überraschen wollte. Ach! Egon bewunderte meine Phantasie im Erfinden! O, sagte er oft. Helene, du bist die Göttin der Erfindungen! Du bist eine Schöpferin, eine Künstlerin des Lebens! Deine Phantasie ist orientalisch! Man sieht, daß du eine Nachbarin der Cirkassierinnen warst — Pauline! Der unglücklichste Zufall führte mich auf einen gewissen Louis Armand, den Bruder jenes Mädchens, in deren intriquantem Netze der arme Egon Jahre lang geschmachtet hatte. Louison hieß das Mädchen. Schon von Lyon aus hatte sie den aus der Pension in Genf entflohenen halb unreifen Knaben zu all' den Thorheiten verleitet, die hier

und in Paris der Spott der großen Welt wurden. Egon wußte nichts von den geheimnißvollen Arbeiten dieses Armand, nichts von den Malereien eines deutschen Malers, Reichmeyer, der mir heute aufwarten wollte und den ich zu Ihnen beschied — Vergeben Sie mir — die Maler haben ja Zutritt bei Ihnen — ich sehe Niemanden — Niemanden — Sind Sie auch nicht bös?" — Pauline schaltete ein: „Bitte! Er soll mir willkommen sein!" und freute sich zugleich über die Aussicht, daß die Gräfin doch vielleicht trotz ihrer Aufregung für den Abend bleiben würde.

Helene fuhr fort: „Einige Tage war Armand nicht gekommen. Unwillig hat' ich ihm geschrieben und meinen Leuten gesagt, ich wollte ihn selbst sprechen, um ihn für seine Nachlässigkeit zu zanken. Da tritt er ein, schwarzgekleidet. Egon springt auf: Louis! ruft er. Ich ahne, daß er ihn kennt. Ohne auf Egon zu merken, antwortet der Handwerker: Madame là Comtesse, Sie haben Recht, meine Verzögerung zu tadeln, aber Sie werden entschuldigen, daß ein Bruder am Sterbebette seiner Schwester seine Pflichten als Arbeiter vergißt! Ich bin im Begriff, sie heute zu begraben und kam selbst nach Enghien, nur um mich auch für heute noch zu entschuldigen." — „Das ist ja entsetzlich!" rief Pauline. „Das war Louison? Und nun Egon?" — „Egon," fuhr Helene in fieberhafter Aufregung fort, „Egon hört diese dumpfen Worte meines Mörders, stößt mich zurück, mich, Helene, die sich ermannen und den Störenfried entfernen will, ruft: Louison ist todt? und reißt sich von mir los und den Bruder reißt er mit sich fort. Meine Leute halten mich, denn was lag denn mir daran, daß man mich für eine Rasende nahm! Ich sah, daß Egon nach Paris zurückwollte, ich ahnte, daß er sich von mir trennen konnte; denn furchtbar war, was er mir geschildert hatte von der Macht dieses Armand über sich. Ich sah schon Alles vor mir, hielt ihn krampfhaft mit den Armen, warf mich auf die Schwelle vor die Thür des Hauses und schrie: Tritt mich, Egon, ehe du mich verlässest, mich, die Lebende, um die Todte! Mein Haar war aufgelöst, meine eiskalten Hände bebten, meine Zähne klapperten vor Fieberfrost. Und Egon — Egon schritt über mich hinweg! Er flog an den Bahnhof — schon war zufällig das zweite Zeichen gegeben worden. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, ein Pfiff, er war davon, ich allein. Er hatte mich zurückgestoßen, mich, die ihn liebte und ihn noch liebte, als er sie verließ! Ich fuhr natürlich zu Wagen sogleich nach Paris, ich konnte seine Spur nicht entdecken. Nur auf dem

Kirchhofe des Boulevard Montmartre draußen bei den Batignolles wollte man einen jungen Mann beim Leichenbegängniß der Louison Armand gesehen haben, der dort das Oeffnen des Sargdeckels verlangte und die Leiche mit seinen Küssen bedeckte. Man warf dann Erde über den Sarg und der junge Mann, sagte man, soll bis in die Nacht auf dem Hügel geweint haben, einige Gräber weiter davon hätte der Bruder der Todten gesessen, stumm die Hand auf das Haupt gestützt. Dann wäre der Bruder zu Jenem herangetreten und versöhnt wären sie Beide von dannen gegangen." — „Mein Kind! Das ist ja furchtbar, entsetzlich!" sagte Pauline erschüttert. „Ich sehe Das Alles vor mir!" — „Ich erhielt einen Brief von Egon, worin er von mir Abschied nimmt und mir schreibt, er müßte mich fliehen und die Mission seiner höheren Pflichten beginnen. Er reiste in die Heimath. Pauline! Ich ihn ziehen lassen! Nein! Ich stürzte zu Desiré, der mein einziger Trost, in diesem Fall mein einziger Freund war. Der Gute gab mir Geld und zeichnete mir selbst auf der Landkarte den kürzesten Weg vor, um den Geliebten einzuholen. Ich kam zu spät. Hier bewacht ihn jetzt der Tod und Armand — der fürchterliche Rächer seiner Schwester! Ich habe Egon nicht wieder gesehen und wenn er stirbt, so sind auch meine Stunden gezählt."

Erschöpft von dieser aufregenden Erzählung sank Helene in die Kissen des Divans zurück. Pauline suchte sie zu trösten. Sie verwies ihr die übergroße Heftigkeit und den Sturm ihrer Empfindungen. Sie würde den Freund damit nur erkälten, sagte sie. Sie schilderte ihr, wie sie ihre Pläne mit Besonnenheit anlegen möchte. Sie pries das Glück, in solchen Dingen von einem guten Gatten nicht behindert zu sein, ja sie wies selbst auf die Möglichkeit hin, daß hier Rafflard zu einer Ausgleichung führen könnte, da er den jungen Fürsten von Genf her kennen müßte. Sie bat sie ferner, diesen Schmerz ums Himmelswillen hier nicht zu sehr zur Schau zu tragen. Sie lebte hier nicht in Paris. Die Maximen der Gesellschaft hätten seit kurzem einen Umschwung erlitten. Sie würde sich und alle ihre Freunde compromittiren, wenn sie diesen Roman hier so fortsetzte, wie sie ihn in Paris begonnen hätte. Der Hof wäre in solchen Dingen von unglaublicher Empfindlichkeit. Sie könnte sich den abscheulichsten Demüthigungen aussetzen.

Helene blickte auf und sagte stutzend: „Das Alles sind die Antworten einer Freundin? Einer Dichterin?" — Pauline raffte den letzten Rest von Schwärmerei, der ihr zu Gebote stand, zu-

sammen, warf das verlöschende Licht ihrer Augen noch einmal empor, daß das Weiße einen blitzenden Schimmer von sich gab, und sagte: „Helene! Ach, ich verstehe Sie ganz. Aber —“

Helene schluchzte. Pauline hielt sie tröstend, aber auch seufzend, an ihrem „mitfühlenden Herzen.“ Das dauerte eine Weile. Als sich Helene etwas erholt hatte, begann die junge Frau mit leidender Stimme auf's neue: „Ich hörte die gute, kluge Freundin, ich schätze ihren Rath, aber um Egon kann ich Alles dulden. Wie oft schon hat er in Zornesausbrüchen mich in meiner Liebe gekränkt; ich fühlte die Bitterkeit seiner Worte und jammerte, aber lieben mußte ich ihn doch.“ — „Machen Sie nur mich zu Ihrer Vertrauten; ich beschwöre Sie! Niemanden sonst!“ sagte Pauline dringender. — „Ich versprech' es Ihnen,“ antwortete Helene. „Ach, Sie sind glücklich. Ja! Sie sind Dichterin. Wenn Sie aus allen Adern bluten und die Wunden, die Ihnen die grausame Welt schlug, Sie dem Tode nahe bringen, dann kommt Ihnen die Muse als Trösterin und Sie können sich wenigstens Ihre eigene Grabschrift schreiben. Ich habe keine Kunst, die mich rechtfertigt; kein Talent, das mich tröstet. Ein wenig Musik! Aber nur im Tanz könnt' ich mich eigentlich ganz aussprechen, im rasendsten Tanz, bis ich todt bin. Wie ein indischer Schamane möcht' ich mich so lange um mich selbst drehen, bis ich rasend werde und niedersinke.“ — „Sprechen Sie nicht von der Kunst, liebe Helene,“ sagte Pauline und legte die fröstelnde Hand auf Helenens heiße Stirn. „Die Zeit der Kunst ist vorüber. Ich bin Die nicht mehr, die Sie vor drei Jahren kannten, Helene. Die starken Gefühle sind einer frostigen, prüden Analyse erlegen. Nur die Unschuld noch wird bewundert und nur das Naive noch wird groß genannt. Tändelnde Kinder drückt man wie zarte Lämmer mit rothen Bändchen und Silberglöckchen ans Herz. Die liebenden und aufopfernden Ehegattinnen sind die einzigen, die in unserm Geschlecht noch anerkannt werden. Die Politik soll, wie man sagt, eine Art Reinigung der Gemüther geworden sein. Ich weiß Das nicht, aber es ist so, es soll so sein. Vor den allgemeinen Thatsachen muß man sich beugen.“

Es trat eine kurze Pause ein. „Es ist auch in Paris so,“ sagte dann Helene. „Wenn aber eine gewisse Stabilität wieder hergestellt sein wird, wird sich auch diese Verirrung legen.“ — „Sie sagen: „Verirrung?“ bemerkte Pauline lächelnd und fuhr fort: „Glauben Sie daran! Sie sind noch jung, Sie vermögen noch alle diese Erscheinungen mit einem liebebedürftigen Herzen

abzuwarten. Für uns aber, liebe Helene, lassen Sie uns besonnen sein. Sie werden hier bleiben, bis Egon wieder hergestellt ist. Auch ich nehme an Allem, was die Hohenbergs betrifft, den lebhaftesten Antheil. Sprach Egon nie von mir, nie von den Harders überhaupt?" — „Egon war ein Franzose geworden. Deutschland kannte er nicht mehr," antwortete Helene. — „Ließ er sich nie auf das Leben seiner Mutter ein?" bemerkte Pauline lauernd. — „Ich weiß von ihr nicht mehr, als was ich von Ihnen erfuhr," sagte Helene aufrichtig und offen. „Wer Amarantha bewundert, kann nur erschrecken, daß Egon Amaranthens Sohn sein soll! Ja! Ja! Man sagte mir Das. Was thut Das? Ich lebte der Gegenwart und Zukunft. Egon selbst sprach ungern vom Vergangenen. Gerade zur Zeit, als seine Mutter starb, waren wir Beide die glücklichsten Geschöpfe der Erde." — „Sie sind auch darin so gut, Helene," antwortete Pauline aufathmend, „daß Sie für Ihre Freunde Partei nehmen und für Das, was Sie einmal warm und treu ergriffen haben, Farbe halten. Schließen Sie sich mir an! Ich bin zwar manchen Stürmen preisgegeben gewesen. Aber noch wurzl' ich in festem Boden. Bleiben Sie eine Viertelstunde in der Gesellschaft, die ich heute um mich habe. Beobachten Sie flüchtig! Sie werden mit der Schärfe Ihrer Intuition bald bemerken, was jetzt die Menschen hier beschäftigt und beschäftigen darf. Versprechen Sie mir, besonnen zu sein? Besonnen um meinetwillen?" — „Ich verspreche es," sagte Helene und reichte ihre weiße, schwarzbeflorte Hand der auf Melanie, die jetzige Rivalin Helenens, gespannten Freundin, die schon auf Wagenrollen im gekieselten Fahrwege lauschte und mit Helenen an ein von der Abendsonne beschienenes Fenster der vorderen erleuchteten Salons trat.

„Sie wissen doch, daß Adele Wäsämskoi dort drüben wohnt?" fragte Pauline. Und noch ehe sie Helenens Antwort abgewartet hatte, brach sie schon in den lebhaftesten Ausdruck ihres Erstaunens aus, die königlichen Livréen vor dem Hause zu erblicken. „Sehen Sie!" rief sie. „Die Fürstin ist eine tugendhafte trauernde Gattin, eine zärtliche Mutter! Da steht schon der Wagen der Oberhofmeisterin vor ihrer Einfahrt!" — „Meine Schwester scheint gefeiert zu sein," sagte Helene verächtlich. „Der zweite daneben haltende Wagen scheint ihr ebenfalls Besuch zugeführt zu haben." — „Was seh' ich!" rief Pauline. „Das ist ja der alte Rumpelwagen meiner Schwester? Anna mit der Altenwyl zusammen? Ludmer! Ludmer! Wo ist die Ludmer? Anna hat ein Rendezvous mit der Altenwyl!"

Die alte Charlotte Ludmer hatte sich schon längst in der Nähe gehalten und bestätigte, was sie bereits ausspionirt hatte, daß bei der Durchlaucht drüben, so wurde schon übertrieben, „ein Wagen nach dem andern" vorführe, und eben wären dort Anna von Harder und die Gräfin Altenwyl zusammen. Helene begriff gar nicht, was Pauline darin so Außerordentliches finden konnte, und hörte ganz befremdet zu, als Pauline in die Worte ausbrach: „So müssen sich denn die schönen Geister begegnen! O ich sehe es, wie sie aufeinander lauschen, aneinander sich entzünden und entflammen! Da die Tugend, dort die Tugend und überall die Tugend! Hahaha! Ludmer, was wettest du, Anna wird morgen in die kleinen Cirkel eingeführt? Was wird die Königin sie an ihr Herz drücken und ihr eingestehen, wie sehr sie nach dem Umgang mit solchen Naturen geschmachtet hätte! O, lächerliche Welt! Helene, was sind die Männer zu beneiden! Die Männer können Das, was sie verachten, sich verschwören zu stürzen! Sie können Stirn gegen Stirn ihren Widerwärtigkeiten entgegentreten. Wir Frauen aber müssen unsere Ideen, wenn wir welche haben, niederkämpfen und nach Gebetbüchern greifen, um nur nicht die Thorheit zu begehen, einmal eine That zu versuchen." — „Ich erstaune," sagte Helene, „daß man hier so vom Hofe abhängt! Noch vor drei Jahren —" — „Alles ist anders geworden," unterbrach die aufgeregte Pauline. „Wissen Sie, Helene! Hier treiben die Frauen jetzt nichts mehr als Werke der Liebe, der christlichen Liebe —" — „Oeuvres de charité? Wie in Paris! Was thut das!" sagte Helene lächelnd. — „Wer liest noch ein Buch!" fuhr Pauline fort. „Wer spricht noch von einem Roman! Verachtet ist jetzt jede Frau, von der man mehr weiß, als daß sie ihre Kinder selbst wäscht, selbst anzieht und die Zeit, die ihr sonst übrig bleibt, mit Kirchenmusik und Colportage von Loosen für die Ausspielungen der Frauenvereine zubringt. Man nennt Das die innere Mission! Man spricht von Krankenpflege, von den Wärterinnen in den Hospitälern, von der Armuth und den unehelichen Kindern, von den Scropheln und von den Kartoffeln, von den Gefangenen und von der Verbesserung der Zuchthäuser!" — „Wie Rafflard und meine Schwiegermutter in Paris! Was thut Das?" — „O, es mag vortreffliche gutmüthige Leute darunter geben, die sich gern damit beschäftigen, Charpie zu zupfen und die Warteschulen zu besuchen; aber ich, ich kann es nicht. Ich fühle mich zu schwach für diese Tugenden —". Pauline von Harder konnte nicht ausreden, denn die Thür öffnete sich und schon traten einige Gäste

herein. Der zuerst Eintretenden waren Zwei. Der Hofmaler Lüders, eine schleichende, höfliche Figur, ein Mann, der sein Talent früh gelernt hatte an den Meistbietenden loszuschlagen, und Sanitätsrath Drommeldey. Ganz gegen die Abrede mit Paulinen stürzte Helene sogleich auf diesen Letztern zu und fragte nach Egon, den er mit mehren andern Aerzten zugleich behandelte.

Zweites Capitel.

Begegnungen.

Drommeldey berichtete mit einem eigenthümlich gekniffenen, lauschenden Blick seines scharfen Auges, daß sich Fürst Egon durch Aufregungen und Erkältungen ein Nervenfieber zugezogen hätte, dem er deshalb den glücklichsten Ausgang vorhersagte, weil es sogleich im ersten Stadium in ganzer Heftigkeit ausgebrochen wäre und den Organismus vollständig ergriffen hätte. Wenn es eine schleichende, unausgesprochene Form angenommen hätte, sagte er, würde er besorgt sein. „Allein eine so gewaltige Erschütterung und der schnelle Ausbruch des Phantasirens erzeugt rasche und gute Krisen. Wir haben ein Nervenfieber, nicht den Typhus."

„Phantasirt Egon und was?" wollte Helene in ihrer leidenschaftlichen Theilnahme eben fragen; aber Pauline zog sie von dannen und flüsterte ihr zu: „Mäßigung!"

Drommeldey mußte sich mit Paulinen beschäftigen, mit dem Puls der lebhaften Frau, den er zu aufgeregt fand, mit ihrem Appetit, den sie selbst für gering erklärte. „Sie haben keine Badereise gemacht," sagte Drommeldey, „Sie grübeln zu viel, Sie nehmen das Leben zu ernst." Als Pauline diese „Cur durch Leichtsinn" ablehnte, vertiefte sie sich mit Drommeldey in homöopathische Gespräche, die ihr den Genuß verschafften, mit sich selbst zu theoretisiren und wie es die Neigung so vieler Malades imaginaires ist, eine Art von autodidaktischer Quacksalberei zu treiben. Sanitätsrath Drommeldey war der gesuchteste Arzt der vornehmen Welt. Er mischte das allopathische Princip mit dem homöopathischen und prakticirte à deux mains. Wer an das

Eine nicht glaubte, dem half vielleicht das Andere. Besonders behauptete der kleine, feine, magere, starkgeröthete Herr mit den stechenden listigen Augen, daß die Seele des Patienten ein Hauptaugenmerk des sorgenden Arztes sein müßte. Er hatte durch dies Zauberwort alle vornehmen Frauen gewonnen. Denn eine „verstimmte Seele" wollen sie alle haben und mehr durch das Gemüth und dessen Anregungen, als durch die Pharmakopöe curirt werden. Drommeldey führte ein Buch über seine Patienten, eine Chronik ihres ganzen Lebens. Man kann sich denken, wie ihm die Gläubigen anhingen. Die Malades imaginaires behandelte er homöopathisch und ließ sie aus ihren kleinen portativen Apotheken sich die unschädlichsten Dinge selbst dispensiren; die wirklichen Kranken griff er allopathisch an. Er galt nicht nur bei Hofe, sondern mit gleicher Autorität in einem ganzen Bezirk von zwanzig bis dreißig Meilen bei allen Reichen und Vornehmen. Fast in jedem Monat einmal war er auf einer größern Reise begriffen. Ihm ganz besonders kamen die Eisenbahnen zu statten, denn sie gaben ihm eine Universalpraxis. Im Uebrigen liebte er ein Glas herben Ungarweins und stritt oft mit Justizrath Schlurck, ob die englischen oder holsteinischen Austern nahrhafter wären. Seine Philosophie war so ziemlich die des vorigen Jahrhunderts. Er liebte Anekdoten von Voltaire, Friedrich dem Großen und Kaiserin Katharina. Ein bon mot stand ihm höher als eine Abhandlung. Sein Wissen wurde besonders von den jüngern Aerzten bezweifelt; allein darum hätt' er es doch längst zu einem höhern Titel als dem eines Sanitätsraths — in der gelehrten Welt soviel wie ein Commissionsrath in der bürgerlichen — gebracht, wenn er nicht als halber Homöopath gewissermaßen außerhalb der officiellen Medicinalverfassung des Landes gestanden hätte. Die Homöopathie war nicht akademisch vertreten. Er verzichtete aber auf Titel, begnügte sich mit seinen Orden und Dukaten, die ihm von allen Seiten zuströmten.

Die Säle füllten sich. Offiziere, Beamte, Künstler kamen, manche nicht ohne Ruf. Es kann nicht unsere Absicht sein, sie Alle zu katalogisiren. Aber die „stehende Garde" der Geheimräthin war da, der Stamm ihrer Gesellschaften. Dieser gehörte der Richtung an, die noch bis vor kurzem von Pauline von Harder vertreten wurde. Von den augenblicklich Herrschenden gehörten ihr die Bekämpfer des demokratischen Princips. Der Unschuldigste darunter war der alte Graf Franken, den nichts in seinem Hochtorysmus berührte, an dem Alles abglitt

und der erst seit kurzem wieder dauernd die Gnade gehabt hatte, in der Residenz zu wohnen. Viel schroffer schon war der Kammerherr von Ried, ein Schwager Paulinens aus erster Ehe, ein reicher Gutsbesitzer, der zu verarmen fürchtete, wenn die progressive Einkommensteuer und die neue Grundzinsgesetzgebung in Kraft blieb. Die Gespenster des Communismus ließen auch diesen Mann nicht schlafen. Er hatte eine große Korn-Ligue gestiftet zwischen den Grundbesitzern des Landes, um den Ministern und Kammern die Spitze zu bieten, ein Unternehmen, über das der Hof nicht wußte, sollte er Freude oder Schrecken empfinden. Kammerherr von Ried organisirte Bauernvereine, die die Gesellschaften der Demokraten bei passenden Gelegenheiten überfielen und Jeden halbtodtprügelten, der sich nicht bereit erklärte, auf der Stelle eine gewisse Landeshymne zu singen. Diese patriotischen Banden wurden für die ganze Monarchie organisirt und von Gendarmen oder eben ausgedienten Soldaten geleitet. In großen Städten wurden solche Kraftvereine von Sackfiedern, Lastträgern, Karrenschiebern gebildet. Der Kriegsrath Wisperling, der zugegen war, gehörte zu jenen schleichenden Naturen, die es verstanden, unter Kanalarbeitern und Schiffsabladern mit einer gefüllten Börse Mannschaften zu werben zu loyalen knüttelhaften Demonstrationen. Er mischte sich auf naive, kindliche Art unter Brücken- und Bauarbeiter, scherzte, späßelte, theilte Biergroschenstücke aus und verlangte dafür eine Zeit lang jeden Sonnabend spät in der Dunkelheit einen Ueberfall der Clubs und einige halbtodtgeschlagene Opfer dieser unzurechnungsfähigen Loyalitätswuth. Einige Sendapostel der Enthaltsamkeitsvereine unterstützten darin den sanft flüsterden, liebevoll lauernden Kriegsrath Wisperling. Dafür, daß er manchmal bei seinen Sonnabend-Abends-Werbungen irre ging und an die unrechten Leute kam und oft schon selbst fürchterlich geschlagen wurde, hatte ihn das Bedauern, das Lob und manche Gratification seiner Vorgesetzten schadlos gehalten. Er wußte, daß er auf der Liste stand, bei nächstens thatkräftigerm Durchbruch der Reaction für dieses eigenthümliche Rekrutiren Geheimer Kriegsrath zu werden. Auch einer dieser Sendapostel war zugegen, Baron von Held. Dieser reiste für die Ausrottung der sogenannten Alkoholvergiftung und gehörte zu den gewandtesten „Colporteuren" der innern Mission, die ja auch die politische Krankheit der Völker scharf genug ins Auge gefaßt hat und sie als Teufelswerk auszurotten sucht. Einen der keckſten Agitatoren lernen wir in dem anwesenden Grafen Brenzler kennen. Dieser hatte sich, um Conflicte her-

beizuführen, nicht geschent, öfters an den Straßenecken zum Bauen von Barrikaden aufzufordern und durch geschickte Manöver in solcher Art gleichsam den Feind herauszulocken, um ihn desto besser aufs Haupt schlagen zu können. Graf Brenzler, noch jung, war ein Flibustier seiner Partei und lag in einem fortwährenden bald listigen, bald offenen Kampf mit seinen demokratischen Gegnern.

Auch einige politisch-fanatische Frauen waren zugegen. Sie gehörten zu den wildesten Parteigängern, unter denen man Erscheinungen in neuerer Zeit getroffen hat, die eine grausamere Natur der Frauen in ein entsetzliches Licht stellen. Durch die Aussicht, ihre Männer könnten jährlich hundert Thaler weniger Gehalt beziehen, waren manche vom schönen Geschlecht Furien geworden. Von Denen, die um einen beim Lärm der Aufstände ängstlich flatternden Kanarienvogel, um ihren winselnden Schooßhund wüthend werden konnten, will die Erzählung schweigen; auch Die wollen wir bemitleiden, die, einmal auf der Straße von einem betrunkenen Arbeiter übel angeredet, nach Hause kommen und in Ohnmacht fallen und die Welt mit Feuer und Schwert vertilgt wissen wollen. Vorzugsweise jene Damen waren entsetzlich, die eine Besteuerung der Pensionen fürchteten, und die, die Etwas von Abzügen der hohen Gehalte gehört hatten. Diese glichen Mänaden. Sie hätten ruhig neben Karl IX. in der Bartholomäusnacht ausgehalten, als dieser mit der Flinte an einem Fenster des Louvre stand, auf seine eignen Unterthanen schoß und nur immerfort schrie: Tuez! Tuez!

Begrüßen wir diejenigen in Paulinens Salon, die wir schon einmal nennen hörten oder genauer kennen. Vor Allen ist die Excellenz selbst zu nennen. Kurt Henning Detlev von Harder kam mit dem Großkreuz auf der Brust, gewählt toilettirt, die Perücke frisch gebrannt, neu gelockt. Seine Haltung verlieh ihm Würde. Er belächelte Jeden gnädiglich und war gegen Helene d'Azimont sogar herzlich. Diese fand ihn, als er in dem blauen Zelt sich neben sie setzte, außerordentlich verjüngt. Sie gestand ihm, daß ein gewisses Etwas in ihm läge, was man kaum anders nennen könnte, als Unternehmungsgeist. Er ging mit Wonne darauf ein. Sogleich kam er auf seine Treibhäuser. „Ich habe eine neue Methode des Bewässerns erfunden — eine Gießkanne, Comtesse, die aus verschiedenen Schläuchen besteht — die Majestäten waren entzückt davon. Die Gießkanne ruht auf zwei Rädern; statt des einen Halses gehen zwei Schläuche, etwa in der Länge von — erlauben Sie, daß ich Ihnen Das genauer

vormache! Hier steht die Gießkanne —" In dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung wurde der Intendant durch seine Gattin gestört, die mit den Malern Heinrichson und Reichmeyer in das blaue Zelt trat und Helenen in Letzterm einen alten Bekannten aus Paris zuführte.

Helene empfing den Maler ihrer Villa von Enghien tiefbewegt. Sie rückte sogleich so, daß Reichmeyer die eben von Excellenz verlassene Stelle drs Divans einnehmen mußte. Noch mit dem Worte: „Gießkanne!" auf den Lippen stand Herr von Harder einige Secunden schwebend und ließ sich dann mit Heinrichson in eine weitere Auseinandersetzung über diesen Gegenstand ein. Harder gehörte zu jenen Menschen, deren Ideenarmuth es mit sich bringt, daß sie einen einmal gefaßten Gedanken unter keinerlei Umständen wieder fallen lassen können. Ganz unbekümmert darüber, ob Heinrichson, der besondere Schützling seiner Gattin, ein Interesse haben konnte, die Construction einer neuen Gießmaschine kennen zu lernen, setzte er diesem doch jene durch den Mechanismus des Denkens einmal in ihm aufgezogene Einrichtung des neuen Bewässerungswerkzeugs auseinander. Heinrichson, der an Alles dachte, nur nicht an die Annehmlichkeit, mit Excellenz in ein hydraulisches Gespräch verwickelt zu werden, mußte ausharren. Mit den Blicken hier und dorthin forschend, die Gräfin d'Azimont mit heißen, sprechenden Augen fast verschlingend, dann einmal wieder pflichtschuldigst mit einer gewissen Schwärmerei nach dem biblischen Turban Paulinens blickend, unterbrach er die Auseinandersetzungen des Geheimrathes, ohne ihrer im Mindesten zu achten, mit den Worten: „Ah! Sehr wohl! Sehr schön! Sehr praktisch! Aha!"

Darüber traten dann die Trompetta und Friederike Wilhelmine von Flottwitz ein. Man nannte beide die Inseparables, falls sich, wie einmal Heinrichson boshaft hinzusetzte, naturhistorisch nachweisen ließe, daß sich alte Kakadus mit jungen Kanarienvögeln paaren. Die Trompetta brachte Leben in jede Gesellschaft. Die kleine kugelrunde Frau rollte sich bald da-, bald dorthin und schied von keinem Cirkel, in dem sie nicht mehrfach jedem Einzelnen à part einen guten Abend gewünscht hatte. Während Helene glücklich war, mit Reichmeyer allein von Paris, vom See zu Enghien und ihrem Spiegelzimmer reden zu dürfen, wozu er einige enkaustische Wachsmalereien geliefert hatte, wußte die Trompetta, die ihrer noch nicht ansichtig geworden war, sogleich eine Fülle von Thatsachen über die Zeit und die Menschen anzubringen, die Alle anregte und unterhielt. Da

sie jede Nachricht im Ton der Liebe und des herzlichsten Antheils vorbrachte, auch jede Verleumdung, auch jede Nachrede eines schlimmen Gerüchts, so war es recht boshaft von Heinrichson, daß er zu Paulinen sagte: „Da hat man schon wieder die gute Dame Candour aus Sheridan's Lästerschule, die nur deshalb die böse Lästerung der Andern tadelt, um wiederholen zu können, was über die Menschen gelästert wird."

Die Flottwitz war sogleich von einigen Militärs umringt, die mit ihr über den neuen Achilles, den Prinzen Ottokar, sprachen und ihr Manches im Vertrauen mitzutheilen wußten, was sich auf der nächsten Avancementsliste bestätigen würde. Sie erzählte dafür ihrerseits, daß im weiblichen Reubund beschlossen worden wäre, für Weihnachten in jedem Kasernenzimmer der Monarchie einen Weihnachtsbaum anzünden zu lassen, jedem Krieger für die bewährte Treue Aepfel, Nüsse und einen Pfefferkuchen zu bescheeren, der wahrscheinlich den Prinzen Ottokar darstellen würde, falls es nicht schicklicher wäre, den König selbst in dieser Form seinen Landeskindern gleichsam zum liebevollen Aufessen zu übergeben. Das junge schwärmerische Mädchen war so demokratenfeindlich, daß sie auch mit Begeisterung von einigen neuen Verhaftnahmen sprach und die guten Aussichten für die nächsten Wahlen lobte.

Frau von Trompetta musterte die Anwesenden und fand heraus, daß sie nur dem politischen Kreise der Geheimräthin angehörten. Pauline hatte sich demnach noch immer nicht entschließen können, die christlich sociale Richtung der Gräfin von Mäuseburg einzuschlagen, mit welcher sie doch die Trompetta in ihrer Weise schon vor einiger Zeit glaubte verkuppelt oder liirt zu haben. Pauline hatte einmal einen schwachen Versuch in „Krankenpflege" gemacht, es aber nicht weit bringen können in so schweren, den Menschen und seine Eitelkeit in Versuchung bringenden Aufgaben. Die Trompetta fand nur politische Elemente. Indessen, ihr, der betriebsamen Frau, war's durchaus gleich. Sie plätscherte wie ein Meeruferfisch in beiden Elementen, im Süßwasser der socialen Richtung, wie im Salzwasser der Politik. Und mit den schwereren Liebesdiensten der christlich-socialen Richtung selbst gab auch sie sich nicht gern ab. Dazu war sie zu flüchtig, zu vergnügungssüchtig. Oft sagte sie so laut, daß es ihre intimsten Freundinnen, Pauline von Harder und die Flottwitz, hören konnten: „Was thut denn auch die Gräfin Mäuseburg anders, als daß sie jeden Morgen die Rapporte von einer alten Kammerjungfer und ein paar alten Nätherinnen an-

fort, die statt ihrer zu den Wöchnerinnen, zu den Kranken und Hülflosen gehen und ihr die Thatsachen mittheilen, denen sie durch die disponiblen Fonds der Kassen auf ihrem Sopha eine andere Wendung giebt! Sie notirt sich die Fälle in ihren Büchern und setzt draus die Statistik zusammen, die sie dem großen Centralausschuß vorlegt!" Besonders wegen der lieben Flottwitz sah die Trompetta heute mit Vergnügen, daß im Salon der Geheimräthin die politischen Elemente überwogen. Die Flottwitz und die Trompetta gehörten zu den musikalischen Akademieen der feindlichen Schwester in Tempelheide, allein Pauline liebte eine Verbindung mit dem jenseitigen Feldlager. Die Trompetta sagte oft zu ihr: „Pauline, brauchen Sie mich bei Anna als versöhnenden Parlamentär!" Aber Pauline schüttelte den Kopf und entgegnete dann lächelnd, wie zum Scherz, aber sie meinte es ernst: „Nein, ma chère, als Spion!" — „Pfui! Pfui!" konnte dann die Trompetta erwidern und doch besaß sie ein merkwürdiges Talent, in Form harmloser spielender Berichte gleichsam nur wie beispielsweise und ohne alle Absicht die Chronik der großen Welt in Umlauf zu bringen. Sie entzweite und verband, wie es kam. Junge Mädchen, die schon ein Herz gefunden hatten, mußten sich vor ihr in Acht nehmen. Sie hatte die Leidenschaft, „unpassende Partien" zu hintertreiben und blinder Liebe bei Zeiten den „Staar zu stechen." Denen aber, die noch nichts gefunden hatten, hielt sie gern ein Register vortrefflicher Partieen entgegen, die sie ebenfalls „hätte vermitteln" können. So der Flottwitz. Friederike Wilhelmine dachte bei ihrem Verkehr mit Offizieren nur an das Wohl der Monarchie und die unbefleckte Ehre und Treue des Kriegsheeres, nicht an eine prosaische Heirath. Die Trompetta schob ihr diese kleinlichen Gedanken an Liebe und Ehe unter. Die Augen der ältern Freundin warben fortwährend für die jüngere, und noch vorm Eintreten in den Salon der Geheimräthin hatte sie auf der Treppe zur Flottwitz gesagt: „Wenn wir unter den Malern, die sich bei Paulinen versammeln, heute einmal den Siegbert Wildungen wiederfänden! Sie waren zwar schon auf dem Wege nach Tempelheide verletzt, liebe Friederike Wilhelmine, durch seine demokratischen Aeußerungen, wie ich es durch seine Blasphemieen war; allein es ist doch ein hübscher, artiger, idealischer Mann." — Die Flottwitz hatte darauf nichts erwidert, sondern nur noch beim flüchtigen Vorüberstreichen an einem von Oleandern versteckten Spiegel ihre langen blonden Tirebouchons geordnet. Als zu Aller Erstaunen jetzt ihre „Antipathie", Fräulein Melanie Schlurck, mit einem

alten Herrn in den Saal trat, warf sie der gleichfalls überraschten Trompetta einen Blick zu, der etwa sagen sollte: „Das da ist ja der Gegenstand, für den dieser junge staatsgefährliche Künstler entflammt ist! Aber wie kommt die hieher —?"

In dies Geschwirre und Gesumse rauschte wirklich gegen neun Uhr, als man schon die verschiedenen Sorbette herumzureichen angefangen hatte, Melanie Schlurck, geführt von ihrem Vater.

Drittes Capitel.

Meisterin und Schülerin.

Melanie Schlurck hatte sich heute weiß gekleidet und glich Aphrodriten, wie sie dem Meeresschaum entstieg. Man konnte ihre Toilette einfach nennen, wenn nicht hinter gänzlicher Entfernung jedes Prunkes und jedes auffallenden Behangs die Absicht durchschimmerte, sich nur persönlich, ganz sich selbst zu geben. Die Taille hielten die einfachsten langen weißseidenen Bänder zusammen. Der Nacken war unverhüllt. Das Haar in griechischer Einfachheit, ohne den geringsten andern Schmuck, als den natürlichen der in den Nacken zusammengewundenen starken Flechten, die von einigen Locken durchzogen waren. Ein Fächer war das Einzige, das wie ein tändelnder Schmuck erscheinen konnte.

Franz Schlurck trug einen neuen blauen Frack mit goldenen Knöpfen. Er liebte das „todtengräberische, leichenbittende Schwarz" nicht und hatte sich von den Gesetzen der Etiquette hinlänglich freigemacht, um in solchen Dingen seinen eigenen Eingebungen zu folgen. Er war durchaus frisch, ganz wieder heiter angeregt. Die niederdrückenden Erfahrungen des Vormittags waren von dem leichtsinnigen Mann vergessen. Die unmittelbare Nähe seines geliebten Kindes elektrisirte ihn immer.

Pauline empfing Melanie mit großer Auszeichnung. Machte schon Melanie durch sich selbst den siegreichsten Eindruck, so mußte sie der Mittelpunkt des Abends um so mehr werden, als ihr die Geheimräthin entgegenkam, sie mit unbeschreiblicher Holdseligkeit auf die Stirn küßte und sie auf das Hauptsopha des Salons zu sich niederzog, sie mit Liebkosungen und steter Be-

wunderung ihrer Schönheit überschüttend. Dieser Moment des Triumphes wurde nur leider dadurch zu früh abgebrochen, daß die Trompetta in ihrer Wanderung von Person zu Person und wegen der Flottwitz Melanie vermeidend eben ins blaue Zelt gerathen war und dort hinter den Camellien die Gräfin d'Azimont entdeckt hatte. Aber dieser Moment! Dieses laute Geräusch des Staunens! Dieses — was konnte man von der Trompetta anders erwarten — förmlichexaltirte Geschrei! Helene mußte vortreten und ein Gemurmel der Begrüßung ging durch den ganzen Saal.

Helene lächelte und sagte, während sie näher kam: „Liebe Frau von Trompetta! Ich sehe, Sie sind wohl! Ich begrüße Sie von Herzen. Aber Begrüßung und Abschied in demselben Augenblick! Ueber einen Besuch bei meiner lieben Pauline überrascht mich diese glänzende Gesellschaft, auf die ich nicht vorbereitet war." Damit kam sie voll Grazie auf Paulinen zu, um von ihr für heute Abschied zu nehmen. Pauline, die in der linken Hand noch den zarten weißen Handschuh der rechten Hand Melanie's fühlte, gab ihr ihre Rechte und zog sie zu sich nieder und wollte nichts wissen von einer so frühen Trennung. Sie hatte ja jetzt ihre bestimmten Absichten mit den beiden Frauen, die sie umgaben. Durch den Eindruck, den Melanie machte — für so schön hatte sie dies vielbesprochene Mädchen nicht gehalten — war sie zwar in der Meinung, durch die d'Azimont sie zu „eklipsiren," irre geworden. Doch sah sie eben, daß auch Helene ihren Reiz hatte. Ein so zartes, sanftes Auge, wie Helene in schüchternen Momenten aufschlagen konnte, besaß Melanie nicht, bei welcher im Gegentheil das Auge nur schelmisch irrend und beinahe nichtssagend war. Helene erschien geistig, seelenvoll, Melanie vielleicht nur schön, vielleicht kalt, nur eitel. Trotzdem, daß Schlurck Paulinen die Versicherung gegeben hatte, die Gefahr, in die sie durch Egon's Kenntnißnahme von Enthüllungen seiner Mutter in der Gesellschaft auf den Rest ihres Lebens gerathen könnte, ließe sich noch abwenden, fühlte sie doch die Nothwendigkeit, sich auf alle Fälle mit Egon auf einen sichern Fuß zu stellen, und noch glaubte sie mit begründetem Recht, daß auf jener Rückreise Melanie die siegende Rivalin Helenens geworden war. Sie träumte von Vertraulichkeiten zwischen den beiden Reisegefährten von Hohenberg, von Complotten und allen möglichen bösen Dingen, die Melanie schon durch Bekanntschaft mit dem Inhalt des Bildes über sie könnte in Erfahrung gebracht oder befördert haben.

Das befremdete Erstaunen des jungen Mädchens über die Gräfin d'Azimont entging ihr nicht. Sie konnte nicht ahnen, wie es in ihr rief: Das ist also nun die schöne Frau von Paris, mit der du Unglückliche einen Mann im Schloßgarten von Hohenberg geneckt hast, der dich so grausam täuschte —!

Helene nahm an Melanie, die ihr flüchtig vorgestellt wurde, kein Interesse. Sie war ohne Neid. Sie duldete jeden andern Vorzug. Sie konnte sich freuen, wenn auch Andere schön und glücklich waren. Diese im Grunde gute Natur gab Helenen etwas Sicheres und einen gewaltigen Vorsprung vor einem Wesen wie Melanie, das von einer fortwährenden Unruhe und allen nagenden Bedrängnissen der Gefallsucht gepeinigt wurde. Helene war auch aus einer völlig andern Form weiblicher Schönheit geprägt. Sie zählte zehn Jahre mehr als Melanie, aber da sie klein, zartgebaut, von rundlichen Formen war, so that ihr die Zeit nicht so viel Abbruch, wie sie größeren, schlankeren, spitzeren Formen zu thun pflegt. In Helenen lag der Zauber des rein Weiblichen, den Melanie nicht besaß. Diese konnte sinnlich blenden, aber kaum so das Bedürfniß einer höheren Liebe reizen, wie die weichen Formen der d'Azimont.

Melanie ihrerseits fühlte das mit gewaltigem Eindruck. Sie hatte nun bei Alledem eine geheimnißvolle Beziehung zum Fürsten Egon, das wußte sie schon, wenn sie auch schmerzlich darunter litt, daß der herausfordernde, kecke Dankmar der Fürst nicht gewesen. Wie hatte sie diesen mit der d'Azimont geneckt! Purpurglut der Scham und jede Wallung des Zorns überkam sie, wenn sie daran dachte, daß ihr ja Dankmar immer die reinste Wahrheit gesagt und nur ihre eigene tolle Verblendung, ihre eigene dem Höchsten nachstrebende Verkehrtheit diese Wahrheit nicht hatte hören wollen. Pauline bemerkte wohl, welchen forschenden Blick sie auf Helenen richtete. Das ist der Blick einer Rivalin! sagte sie sich und beobachtete und verglich Beide von ihrem Standpunkt.

Auf die Ströme von Fragen, in denen sich die Trompetta auf Helenen ergoß, antwortete diese lächelnd und mit einer ihr angenehm stehenden schmerzlichen Resignation. „Wäre sie mager," flüsterte Heinrichson Reichmeyer'n ins Ohr, „ich würde etwas von der Madonna des Murillo in ihr finden. Der Blick ist vollkommen der des Spaniers." — „Eine Spanierin, ja!" sagte Reichmeyer. „Aber es ist noch mehr die heilige Therese, die leidenschaftliche Aebtissin der unbeschuhten Karmeliterinnen. Ich glaube, daß sie alle Mysterien der irdischen Liebe kennt, wie

die heilige Thereſe die der himmliſchen." — Helene hielt ſolchen Kritiken und Vergleichungen nicht zu lange Stand. Sie forderte die Trompetta auf, ihr die Stunde zu ſagen, wo man ſie ſprechen könnte. Dieſe antwortete, ſie wäre zu viel in Bewegung, um eine feſte Zeit einhalten zu können, aber ſchon morgen käme ſie ſelbſt zu ihr. Helene nickte graziös und erhob ſich dann, um zu gehen.

Pauline begleitete ſie. Wie die Kleine in ihrer einfachen ſchwarzen Tracht neben der phantaſtiſch aufgeputzten Matrone über das Parkett ſchritt, hatte ſie den Zauber reinſter und natürlichſter Menſchlichkeit für ſich. Sie war von Dem, was ſie heute Alles erlebt hatte, erſchöpft. Man ſah ihr die Abſpannung an. Im Vorzimmer umarmte ſie Pauline noch einmal und ſagte: „Helene, Sie ſind groß! Sie haben ſich wie eine Heldin benommen! Sie beherrſchten ſich. Das wird Aufſehen machen!" Als die Gräfin ſtatt aller Antwort die Augen gen Himmel ſchlug, in denen eine Thräne glänzte, drückte ſie die Geheimräthin noch einmal an's Herz. „Morgen ſeh' ich Sie," ſagte Pauline, „und ich hoffe, Helene, ich bringe Troſt und finde Faſſung." — „Bringen Sie Mitleid!" ſagte Helene mit leiſer Stimme, drückte Paulinen die Hand und ging ruhig über die glänzend erleuchtete, blumenbeſetzte, unter den Teppichen knarrende Stiege hinab. Ihr Bedienter folgte mit einem Shawl, den ſie umſchlang, als ſie in den Wagen ſtieg.

Natürlich wurde jetzt im Salon über nichts, als über Gräfin d'Azimont, Egon, über die Fürſtin Adele Wäſämskoi geſprochen. Ein Körnchen Wahrheit, breit geſchlagen, wie unter der Hand des Goldſchlägers, der aus einem Körnchen Metall endloſen Goldſchaum fertigt.

Auf einen Blick ſah Pauline, daß zwiſchen ihrem Mann und Melanie eine Neckerei ſtattfand. Melanie hatte ihm einen zu komiſchen Gruß gegeben und er ihn zu verblüfft und ſchmollend erwidert. Melanie erſchien ihr ſogleich als die verdächtigſte Kokette. Ruhig den linken Arm in die Ecke des Sophas ſtützend und ſich in die Rückenkiſſen überlehnend, in der rechten Hand mit dem Fächer ſpielend, ſah Melanie den Gruppen zu, die ſich im Salon gebildet hatten, und gab Jedem Gehör, der ſich ihr näherte und ſie in ein Geſpräch zu verwickeln ſuchte. Die Trompetta brannte vor Verlangen, Melanie über ihre Reiſe auszuforſchen; aber ſeit jener letzten Störung in der Singakademie zu Tempelheide mußte ſie der Flottwitz zu Liebe Farbe halten. Die Flottwitz ignorirte Melanie mit con-

sequenter Verachtung. Sie sprach unausgesetzt und auf das lebhafteste mit dem Grafen Brenzler über eine neue Art beweglicher Barrikaden, mit denen die Truppen bei künftigen Revolutionen gegen etwaige Empörer besser zu operiren lernen sollten; sie sprach so laut, daß sie Melanien sogar etwas von der ihr allgemein gewidmeten Aufmerksamkeit entzog. Se. Excellenz der Intendant benutzte diese Pause, trat an die Sophalehne und flüsterte Melanie halblaut zu: „Guter Gedanke von meiner Frau, Sie bei uns einzuführen, Fräulein“ — — „Bitte Excellenz, beschämen Sie mich nicht. Es ist doch nur Ihr Gedanke gewesen —“ — „Nein, in Wahrheit! Und — bin Ihnen ja bös — recht bös — Das wissen Sie doch schon.... Und bestohlen bin ich auch geworden! Habe einen schönen Auftritt gehabt mit meiner Frau!“ — „Ich seh' es, Excellenz! Die kleinen Ohren glühen Ihnen noch. Das bedeutet Blutandrang... Kummer!“ — „O über Sie! O, o, Sie sind nicht gekommen! Sie haben mich gefoppt!“ — „Excellenz! Welch' ein Wort! Gefoppt! Ich versichere Sie! Die Katzen sind ganz allein schuld — Sie schliefen aber recht sanft in der kleinen transportablen Hütte? Die Götter der Liebe wachten über Sie? O, Sie machen mich unglücklich, daß Sie sagen können, ich hätte Sie gefoppt, Excellenz.“ — Pauline trat bei diesen boshaften Worten hinzu. Sie hatte die letzten Worte halb und halb verstanden und fragte, durch galante Herablassung ihr Erstaunen mildernd: „Wovon sprechen Sie? Sie flüstern mit meinem Gatten? Ei, ei, die schöne Melanie beunruhigt den Frieden meines Hauses! Henning ist von Hohenberg zurückgekehrt wie ein neugeschaffener Mensch!“ — „Wir sprachen vom Heidekrug, gnädige Frau,“ sagte Melanie mit einem so zärtlichen Blick auf Harder, daß Pauline lachen mußte. „Es sind so viel Katzen dort, sagte Excellenz und ich gestehe, vor Katzen habe ich allen Respect. Nicht wahr, liebe Flottwitz? Sie wissen, was mich von unseren Maccabäern und dem Stamm Juda verscheucht hat!“ — Die Trompetta und die Flottwitz waren eben lauschend vorübergegangen, diese noch ganz erhitzt von den Auseinandersetzungen über die fliegenden Barrikaden und überall nur todte und verwundete Insurgenten erblickend, jene auf eine Gelegenheit lauernd, doch mit der ihr ganz sympathischen Melanie anzubinden. „Ah!“ rief die Trompetta erlöst wie von einer großen Spannung. Nun schüttete sie ihre ganze Freude und Wonne des Wiedersehens und ihrer Ueberraschung aus, während Friederike Wilhelmine nur hoheitsvoll lächelte. Das

war ein Begrüßen, ein Fragen, ein Forschen! Aber Melanie kehrte sogleich auf die Worte zurück, mit denen sie, um den armen Henning von Harder von weiteren Inquisitionen zu erlösen, der Unterhaltung eine andere Wendung hatte geben wollen.

„Es ist nur gut, süßes Kind," begann darauf erwidernd Frau von Trompetta mit künstlichem Schmollen, „daß Sie Ihr Unrecht einsehen und von selbst auf diesen Gegenstand kommen. Sie haben diesen schönen Concerten für lange den Todesstoß gegeben. Sie böses Kind!" — „Wie so?" fragte Melanie. „Durch meine Antipathie gegen die Thiere oder meine geringen Gesangsmittel?" — Pauline wünschte zu wissen, wovon die Rede war. Frau von Trompetta ergriff, mit aller in diesem Fall wegen Anna's von Harder zu beobachtenden Discretion, das Wort und erzählte von den musikalischen Akademieen ihrer Schwester, von den Zerwürfnissen der verschiedenen Singstimmen und dem Austritt des Fräuleins Schlurck. „Seitdem haben wir erlebt," schloß Frau von Trompetta, „daß die Zahl der Tenöre und Bässe sich auffallend lichtete. Ein Assessor, zwei Referendare und drei Lieutenants sind sogleich nach dem Fräulein fortgeblieben. Sie können sich denken, welche Lücke das giebt. Die gute Anna ist in Verzweiflung. Unsere Absicht, nun den Paulus von Mendelssohn-Bartholdy zu versuchen, müssen wir aufgeben. —"

Melanie stellte die Gefahren, die sie dem Paulus gebracht hätte, in Abrede. Der Assessor wäre versetzt worden, die beiden Referendare wären in einem großen Prozesse beschäftigt, den die Regierung mit der Stadt führe, und was die drei Lieutenants anbelange, so hieße das gradezu für Fräulein von Flottwitz das Empfindlichste sagen, da es nur eines Wortes aus ihrem schönen Munde bedürfte, um sie wieder unter die Landesfahne zurück zu bringen.

Friederike Wilhelmine von Flottwitz entgegnete hierauf mit vieler Ruhe und mit der vollen Wucht ihres schönen klangvollen Organs: „Es ist besser, Fräulein, die Akademieen bleiben einige Zeit ausgesetzt, bis die Wahlen vorüber und die ersten Sitzungen der neuen Kammern so geordnet sind, daß man weiß, ob die gute Sache keine Gefahr zu befürchten hat. Es lebt ja Alles unter dem Druck der ungewissesten Zukunft. Die Demokraten wühlen mit unerhörter Dreistigkeit." — Der Kriegsrath Wisperling unterbrach die Sprecherin mit den unterthänigsten Worten: „Was uns Fräulein von Flottwitz eben von ihrem

Herrn Bruder erzählt hat — ist doch schauderhaft!" – „Was denn schon wieder?" hieß es allgemein. — „Mein Bruder Wilhelm Friedrich," begann das Fräulein — „Der Lieutenant?" unterbrach sie Melanie. — „Nein, der Cadett —" — „Der zweite Cadett?" — „Nein, der dritte —" — „Also Ihr fünfter Bruder?" — „Der vierte —" — „Sie meinen doch Friedrich Heinrich Wilhelm —" — „Nein, Wilhelm Friedrich —" — „Ah, der, dem sich jetzt die Stimme setzt? Richtig!" — „Wilhelm Friedrich ging gestern über die rasende Rolandsbrücke. Da trat ein Demokrat geradezu auf ihn ein, schlug ihm vertraulich auf die Schulter und fragte: Nun, Herr General! Wie viel kostet die Schachtel von Ihrer Sorte?" — „Ah!" rief fast Alles mit höchster Entrüstung. Man trat näher, man bat, diesen Vorfall noch einmal zu erzählen, man war außer sich. Fräulein von Flottwitz erzählte ihn noch einmal mit erhöhterer Glut, als schon das erste und zweite Mal. Ihre zarte, durchsichtige Haut färbte sich, die hellblauen Augen schienen Funken zu sprühen, ihre blonden Locken strich sie mit einer raschen Handbewegung zurück und setzte, als sie geendet, hinzu: „Im weiblichen Reubund hat der Vorfall allgemeine Theilnahme gefunden! Welche Verwilderung, wenn die heiligsten Besitzthümer des Vaterlandes, die Bürgschaften unserer Kraft und Stärke, vor dem innern und äußern Feinde nicht mehr sicher sind! Mein Bruder Wilhelm ist von dem Vorfall krank geworden und liegt zu Bett." Die Trompetta fügte ergänzend hinzu: „Der empörende Vorfall hat Gelegenheit zu einer sinnigen Demonstration gegeben. Die Baronin von Astern und die Hoflieferantin Herold schlugen im Reubund wie aus einem Munde vor, dem Cadetten von Flottwitz eine Säbeltasche zu sticken, die wir ihm aufbewahren werden, wenn er einst zu den grünen Husaren abgeht." — „O, das ist schön, das ist charmant!" rief wiederum fast Alles einstimmig.

Nur eine einzige männliche Stimme, die bisher nicht vernommen worden war, legte zum allgemeinen Erstaunen folgenden Widerspruch ein: „Um den kleinen erschrockenen Cadetten von Flottwitz III. thut mir's leid. Aber wir leben nun einmal im gegenseitigen Kriege. Unsere Offiziere verhöhnen jeden Bart, jeden grauen Hut! So verhöhnen die Bärte und die grauen Hüte wieder unsere Spielereien. Wenn man die Cadettenhäuser aufhöbe, würde man jedenfalls den Forderungen unserer Zeit am besten entsprechen. Alle Achtung für Ihren kleinen Bruder, (dem ich wünsche, daß er einst bei den grünen Husaren die unverdiente Säbeltasche mit Ehre trägt) aber solche Conflikte sind nicht

zu vermeiden, wenn der König diese kleinen Repräsentanten des alten soldatischen Kastengeistes noch länger so herumlaufen läßt. Die Zeit der Cadetten im alten Sinne ist vorüber."

Der Sprecher dieser mit lautlosem Befremden aufgenommenen, bitteren Worte war selbst Militär. Eine hagere Figur, mehr groß, als mittel. Sein Haupthaar war in sonderbarem Widerspruch zur Jugendlichkeit seiner Züge grau, ebenso der Bart; die starken Augenbrauen waren schwarz und gaben dem scharfen, habichtartigen Blick eine Kraft, die niederschmetternd wirkte. Beim Sprechen entdeckte man in dem schönen Munde die weißesten Zähne. Stirn und Schläfe waren edel und klar. Nur um den Mund lag eine gewisse Bitterkeit, die den Zügen des Antlitzes einen mephistophelischen Ausdruck gab, ohne ihn jedoch unheimlich oder beängstigend erscheinen zu lassen. Er trug eine Infanterieoffiziersuniform, die auf der Brust nach unten zu halb gelüftet war und eine Weste von weißem Piqué sehen ließ; auch Epaulettes. Es war dies jener uns schon bekannte Major von Werdeck, ein Offizier, der früher nur seinem militärischen Beruf und mancherlei Studien gelebt hatte, seit dem neuern Umschwung der Zeit aber vielfach in politischen Kreisen gesehen wurde und durch manche scharfe Aeußerung, die man von einem Mann seiner Stellung nicht erwarten wollte, hier und da schon aufgefallen war. In neuester Zeit war auch er in den Neubund getreten, wie Viele versicherten, mit der bestimmten Absicht, ihn zu sprengen. Dies unerhörte Attentat auf einen Verein, der sich's zur Aufgabe gestellt hatte, die vom Thron gegebenen Concessionen zurückzugeben und gleichsam ihre Annahme zu bereuen, hatte ihn isolirt. Auffallend genug war es daher, daß er im Salon einer früher eifrigen Neubündlerin, Pauline von Harder, erschien. Pauline hatte ihn ausdrücklich ersucht, zu kommen; sie war jener Ultrapartei müde und längst auf den Gedanken gerathen, Opposition gegen das Allgemeine gäbe ihr am Ende noch mehr Relief, als ein ewiges Huldigen und Anerkennen.

Major von Wardeck war ohne seine Gemahlin gekommen, die, eine geborne Kaminska, zu den lebhaftesten Opponentinnen der Gesellschaft gehörte. Man hatte schon vielfach an dieser Frau Anstoß genommen, ihr aber als einer Polin die extremen Aeußerungen hingehen lassen. Dem Gemahl jedoch, von dem man anfangs erwartete, er würde ganz in seinem militärischen Bereiche verbleiben und diese häusliche „Wühlerei" nicht auf sich einwirken lassen, galt im Geheimen schon die allgemeine Ent-

rüstung der Kreise, in denen diese beiden Gatten lebten. Es erregte eine offenbar beklemmende Stimmung, als hier Major von Werdeck so unbefangen eingetreten war und sich nun sogleich auch als Opponent gegen die gemeinschaftliche Empfindung äußerte.

Als ihn Pauline begrüßte und ihm gedankt hatte für die Annahme ihrer Einladung, antwortete er, seine Frau entschuldigend, mit feinem Lächeln, er würde sich nicht haben entschließen können, heute Abend eine Vorlesung auf der Universität — Major von Werdeck schrieb sich die Vorlesungen nach, die er hörte — zu versäumen, wenn er auf dem Zettel der Einladungen nicht auch Herrn Justizrath Schlurck bemerkt hätte — er grüßte diesen — er hätte ihn dringend zu sprechen. Schlurck verbeugte sich überrascht. „Doch bitt' ich," sagte der Major, „meine Privatangelegenheiten sollen die Erörterung wichtiger Dinge, z. B. die Cadettenfrage, nicht stören. Sie wollten etwas sagen, Fräulein?"

Die Flottwitz bemerkte kühn und voll Verachtung vor diesem Offizier: „Längst weiß man es, Herr Major, daß die Demokraten Sie zum künftigen Generalfeldmarschall auserkoren haben. Die neuesten Schwankungen des Neubundes sind Ihr Werk! Sie haben darauf angetragen, ich weiß nicht, ob im Ernst oder aus Ironie, daß Jeder vom Bunde der Reue ausgeschlossen wird, der eine Tochter zu verheirathen hat!" Natürlich wurde über diese Bemerkung, trotz des Abscheus gegen Werdeck, gelacht.

Major von Werneck wählte sich eben etwas von den herumgereichten Speisen und erwiderte, ohne aufzublicken, ruhig, aber scharf: „Mein verehrtes, gnädiges Fräulein von Flottwitz! Sie sind bekannt für eine Schwärmerin! Sie glühen für den Thron, dem Ihre Väter so viele Orden und Beförderungen verdanken! Die Andern sind leider nicht so dankbar und edel. Die Andern denken größtentheils nur an ihr irdisches Wohl und würden auch den Kosacken Weihnachtsbäumchen anstecken, wenn ihnen die Kosacken stilles Familienglück, eine Pension und gute Schwiegersöhne garantiren. Es giebt Menschen, denen unbedingt verboten werden müßte, politische Meinungen zu haben oder wenigstens zu äußern. Ich rechne mehr Gattungen dazu, als ich in diesem Augenblick aufzählen darf. Aber unbedingt sollten von allen politischen Demonstrationen diejenigen Väter ausgeschlossen werden, die mehr als drei Töchter zu verheirathen haben."

Diese Bemerkung schien auch gegen politisirende Frauen gerichtet und endete vorläufig den unerquicklichen Streit. Werdeck

sah sich nach Schlurck um, der ihm freundlich entgegenkam und, an ein Fenster tretend, Rede stehen wollte.

In demselben Augenblick schlüpfte aber auch der Arm der Geheimräthin unter den des Justizraths und Schlurck wurde in das türkische Zelt gezogen. „Es hat Zeit," sagte Werdeck und verbeugte sich artig gegen die Wirthin. Er sprach inzwischen mit den Malern und erkundigte sich angelegentlich nach Leidenfrost, der ihm, wie wir wissen, Siegbert Wildungen zum Malen eines Portraits seiner Frau empfohlen hatte.

Schlurck führte indessen die Geheimräthin in das türkische Zelt und begann: „Meine theuerste Gönnerin! Endlich ein ruhiger Augenblick —" — „Ich brenne vor Ungeduld, daß Sie endlich sprechen," sagte Pauline. „Welchen tröstenden Brief haben Sie mir geschrieben! Wo ist das Bild? Sie haben es? Die Denkwürdigkeiten?" — „Man möchte glauben, Sie hätten einen Mord begangen," sagte Schlurck ausweichend und erklärte das Bild für geborgen, wenn er sich auch in seiner Hoffnung, es schon mitbringen zu können, geirrt hätte. „Morgen früh stellt die Polizei in der Wohnung zweier Brüder Siegbert und Dankmar Wildungen eine Recherche an," sagte er. „Der Obercommissar Pax, der Schützling Ihrer guten Madame Ludmer, deren Empfänglichkeit für die neuen Fortschritte der Kochkunst ich immer geschätzt habe, mußte mit in unser Geheimniß gezogen werden." — „Welches Geheimniß? Wer sind denn nun wieder diese Wildungen?" — Schlurck nahm Anstand, seiner Alliirten das Misverständniß auseinanderzusetzen, das er durch seinen Geldermann-Deutz zuerst im Heidekrug veranlaßt hatte. Er begnügte sich zu wiederholen: „Sie erinnern sich von heute früh, gnädige Frau, daß ich vom Prinzen Egon wunderliche Dinge über seinen Antheil am Johannitererbe sprach. Alle diese Voraussetzungen haben eine andere Wendung erhalten, seitdem sich herausgestellt hat, daß ein gewisser Dankmar Wildungen es gewesen ist, den man in Hohenberg für den Prinzen Egon nahm. Dankmar Wildungen ist ein Verbündeter des Prinzen. Ihm gelang es — und wie Melanie daran betheiligt ist, das weiß ich nicht — das Bild der Fürstin Amanda sich anzueignen. Dieser besitzt es. Aber wir nehmen es von seinem Zimmer morgen in aller Frühe."

Pauline erschrak über diese Eröffnung, erschrak über den Schein der Gewaltthat. — „Sie fürchten das Aufsehen?" — „Ich glaube, Sie wollen mich verderben. In dieser Zeit! Bei solchen Wirren dergleichen extreme Schritte?" — „Ist das mein Dank,

daß Sie mich nun für so beschränkt halten?" antwortete Schlurck in seiner ganzen Behaglichkeit. „Die Recherche hat einen völlig gesetzmäßigen Zweck. Dankmar Wildungen hat sich in dem Städtchen Angerode eine eigenmächtige Gewaltthat erlaubt, eine Aneignung öffentlicher Documente. Glücklicherweise sind diese in die Hände der Gerichte gefallen. Da aber anzunehmen steht, daß er sich mit Dem, was man wiederfand, nicht begnügte, so werden die Betheiligten Sorge tragen, eine Haussuchung bei ihm um so mehr noch vorzunehmen, als sich des kecken jungen Mannes Spur seit einigen Tagen verloren hat — Verstehen Sie nun?" — „Sehr gut! Man nimmt bei dieser Gelegenheit auch jenes Portrait, wenn es sich findet?" — „Es findet sich — Egon ist seiner Krankheit wegen unzugänglich. Was bei ihm abgegeben wird, geht durch die Hände des Wandstablers." — „Ist jene Angelegenheit, die den Grund zur Recherche abgeben muß, bedeutend genug, um für sich allein eine so gewaltsame Handlung zu entschuldigen?" — „Es ist die Angelegenheit wegen der Johannitererbschaft." — „Wie kommt jener verschmitzte junge Freund des Prinzen in so verwickelte Verhältnisse?" — „Das interessirt mich selbst. Vorläufig frag' ich: Mach' ich Alles so recht?" — „Sie sind ein Zauberer," antwortete Pauline holdselig und ihre Brust athmete wie erlöst und neu belebt auf. „Das sagen Sie dem schönen eleganten Herrn dort, der eifersüchtig zu uns herübersieht —" Schlurck zeigte auf Heinrichson, der die Methode, ältere Damen zu verwirren, wohl verstand und nur herübersah, um sich gleichsam eifersüchtig zu zeigen, was er nicht im mindesten war. „Mich aber entschuldigen Sie, liebe Freundin, daß ich mich nun heimlich nach einigen Worten mit dem höchst vernünftigen, aber verteufelt unbesonnenen Major von Werdeck empfehle und Melanie allein zurücklasse. Der Wagen wartet auf sie. Sie bedarf meiner nicht.

Die Geheimräthin suchte ihn zurückzuhalten. Er erklärte, er müßte in die Loge, wo man einen Franzosen aufzunehmen gedächte. Es kam heraus, daß dies Sylvester Rafflard war. Schlurck erhielt die Aufforderung, die Loge vor einem Jesuiten zu warnen. „Warnen? Nein," sagte er, „der Loge wünscht' ich, es käme einmal ein wirklicher Jesuit über sie! Jesuiten haben wir genug, aber nur offene, nur sichtbare. Das ist so schlimm. Diese Esel verrathen sich sogleich. Aber ein geheimer Jesuit, einer, der da reist, um die Gefangenen und ihr Loos zu — o das ist prächtig! Geheimräthin, dieser Mann macht mir Appetit, sogar auf seine Phrasen. Woher wissen Sie das nur? Er wird über

die Menschenliebe sprechen und dabei auf etwas Anderes zielen? Das unterhält mich! Warum? Sie denken vielleicht, ich gönne nicht meinen Schurzfell-Collegen ein Abenteuer, das sie belehrt? Nein, fällt mir nicht ein. Es ist unterhaltend, zu sehen, wie eine Spinne mit Honigfüßen Fliegen fängt. Merci! Merci, Madame! Die Jesuiten sind die einzigen Menschen auf dieser Viehweide, die man die Erde nennt, die den Namen Mensch verdienen. Woher haben Sie das?" — „Ich weiß es." — „Dafür küss' ich Ihnen die Hand und wünsche Ihnen in der Stille einen guten Abend und für morgen früh einen heitern glücklichen Tag! Die Polizei überfällt die Wildungen schon um vier Uhr Morgens, nimmt das Bild, Obercommissär Pax bringt es Ihnen um fünf, sechs, wann Sie wollen, und ich will wünschen, daß es den Inhalt, den Sie ahnen, noch verschlossen enthält." Mit diesen Worten wollte sich Schlurck aus dem blauen Zelt zurückziehen, als ihm Werdeck artig entgegentrat und ihn bei Seite zog.

Inzwischen sang die Flottwitz ausdrucksvoll mit einer sonoren, vollen Stimme ein neues Lied „von der Majestät", das sich fünfzehn Componisten bemüht hatten in Musik zu setzen und deren Melodieen sie fast alle auswendig wußte. Sie wollte die Gesellschaft veranlassen, ihre Meinung über diejenige Melodie abzugeben, die ihr die gelungenste schien. Die Geheimräthin unterbrach die an sich so löbliche, aber wenig amüsante Absicht, indem sie ein allgemeineres Thema zur Unterhaltung angab und dafür Sorge trug, daß Melanie, Heinrichson und Reichmeyer am meisten in den Vordergrund traten. Es wurde viel erörtert, einiges Kluge und noch mehr Beschränktes mit Redseligkeit vorgetragen. Pauline war über die Maßen angeregt. Sie hatte eine Fülle von Thatsachen, in denen sie sich plötzlich wieder bewegen konnte. An Melanie, die ihr etwas Gleichartiges zu haben schien, richtete sie die meisten ihrer Apropos und hielt diese dadurch mehr wach, als heute in ihrem Charakter zu liegen schien. Heinrichson und Reichmeyer waren Melanie vom Atelier nicht neu, die politische Debatte erschien ihr zu schroff, der kleine Roman mit dem Geheimrath ermüdete sie; es war unter den anwesenden, selbst jüngern Männern nicht Einer, der ihr den Gedanken an den feurigen, thatkräftigen Dankmar hätte verscheuchen können.

„Sie lieben!" flüsterte ihr Pauline, als sich wieder Gruppen gebildet hatten, flüchtig in's Ohr. Melanie erröthete. „Sehen Sie," fuhr Pauline fort, „und Sie lieben erst seit kur-

zem." — „Gnädige Frau," sagte Melanie nicht ohne Ernst; „ich möchte wohl von Ihnen erfahren, wie ich es mit meinem Herzen halten soll. Wie ein Mann sein muß, um ihn zu lieben, das weiß ich. Wie er aber sein muß, um ihn zu heirathen, das bitt' ich, sagen Sie mir!" — Pauline sammelte sich einen Augenblick und entgegnete: „Nehmen Sie Den, der Sie entweder ganz zur Sclavin oder ganz zur Herrscherin macht!" — Melanie überlegte sich diese Antwort und fuhr fort: „Sclavin könnt' ich einem Mann gegenüber nur dann sein, wenn ich ihn liebte oder das Gefühl einer unaussprechlichen, unvertilgbaren Schuld in mir trüge. Schuld! Schuld! Sagen Sie, über Was setzt sich wohl ein Liebender Alles hinweg?" — „Wenn er Sie wahrhaft liebt, über den Mangel an Schönheit. Wenn er Sie wahrhaft liebt, über den Mangel an Geist. Die Tugend aber, die Tugend, Melanie, die ist, wie der Dichter sagt, kein leerer Wahn. Ueber die setzen sich nur die Männer hinweg, denen Sie — eine Herrscherin sind! Allen diesen Schlüssen zufolge dürfen Sie also entweder nur einen Bettler heirathen oder einen Fürsten. Wenn nämlich ein Fürst eine Bürgerliche heirathet, so ist er so wahnsinnig verliebt, daß Sie mit ihm und aus ihm machen können, was Sie wollen." — Melanie verfiel in ein ernstes Sinnen. Es war ihr, als riefe in ihr eine teuflische hohnlachende Stimme: „Eigentlich — entweder Hackert oder Egon! Dazwischen giebt es nichts."

Pauline sah auf das türkische Zelt, wo noch immer Werdeck und Schlurck flüsterten. Der Sanitätsrath sprach im Salon am lautesten. Er unterhielt die Gesellschaft durch manche Mittheilung aus den höheren Kreisen, in denen er sich bewegte und die er, ohne indiscret zu sein, wiederholen durfte. Dem größern Theil der Anwesenden hatte Major Werdeck die Unbefangenheit genommen; man glaubte hier in keinem reinen Wasser mehr zu sein. Die Enragirtesten schaarten sich zur Trompetta und Flottwitz und sprachen zuweilen so leise, daß der Geheimrath glaubte, es fehlte wol an irgend Etwas und die Bedienten rief. Harder's Anblick war es dann, der Melanie's erschreckte Lebensgeister wieder schürte und ihr Gelegenheit gab, eine leidliche Unbefangenheit zu sammeln, um sich mit dem hinterlassenen Eindruck, daß sie dem Rufe ihrer Liebenswürdigkeit vollkommen entspräche, vielleicht bald zu entfernen. Pauline, die diese Absicht merkte, hielt sie fest und schien sie veranlassen zu wollen, nach dem türkischen Zelt zu folgen. „Was hat nur der Justizrath mit dem Major?" sagte sie lauschend. Man hörte die abgerissenen Worte

aus dem leisen Gespräche: „Kaminska — Sibirien — Kloster zum Herzen Jesu — Frankreich — Schwester Jagellona — Vermögenstheilung — Certificate — Leidenfrost — Depositalgelder —" — „Geschäftssachen!" sagte Melanie. „Der arme Vater ist stündlich geplagt! Selbst hierher verfolgt ihn die Mühe und Sorge!" Pauline wußte nicht, daß sie nur das Wort Leidenfrost verscheuchte — weil sie durch diesen Namen an ein Bild erinnert wurde, das ihr die schmerzlichsten Empfindungen weckte.

Melanie ging im Saal auf und ab. Als sie zurückkehrte, war ihr Vater verschwunden, Werdeck im Gespräche mit Paulinen. Sie mußte Heinrichson und Reichmeyer'n Rede stehen, die von ihrer Reise hören wollten, von ihren Plänen, die Malerei fortzusetzen, von ihren Aussichten für die Geselligkeit des Winters. Sie antwortete zerstreut, nicht in gewohnter Laune. Es war ihr zu geräuschvoll geworden, sie war nicht mehr der Mittelpunkt des Cirkels, die Zudringlichkeit des Geheimraths verhinderte ihre Triumphe und sie fühlte plötzlich, daß eine ungeheure Last sie drückte. Es drängte sie mit tausend Stimmen, die innerlich riefen: Fort! Fort! Sie ergriff die Hand der Geheimräthin. „Gute Nacht, Excellenz!" sagte sie. Pauline erklärte, sie hätte noch auf ein tête à tête am Schluß des Abends mit ihr gehofft. „Ich bin noch von der Reise ermüdet —" sagte Melanie. „Ich rechnete auf eine vertrauliche Annäherung." — „Sie sind zu gnädig —! Erhalten Sie mir diese Gesinnung." — „Nun denn," sagte Pauline und zog das ihr räthselhafte Mädchen noch einen Augenblick bei Seite; „so viel ich Sie heute kennen gelernt habe, Melanie, gehören Sie zu den Unruhigen und Strebenden! Sie haben ein Herz und fürchten, davon getäuscht zu werden. Die Philosophie Ihres Vaters, den ich so hoch verehre und der mir täglich neue Beweise seiner Anhänglichkeit giebt, hat Ihnen zu früh den Blüthenstaub vom Leben gestreift: überall fürchten Sie Illusionen! Fürchten Sie nicht zu lange, wagen Sie endlich! Illusionen sind dazu da, daß man sie überwindet und sich in seinem Charakter stärkt. Es hilft nichts, Sie müssen Einmal sich entschließen, einer Freude oder einem Schmerz die Brust darzureichen, nicht der Chance aus dem Wege zu gehen. Vertrauen Sie manchmal einem Freunde, einer Freundin! Wählen Sie mich dazu! Ich bin eine alte Wetterfahne, die schon lange im Sturm des Lebens steht und andern Menschen zeigen kann, woher der Wind weht. Ich weiß, wie es in jungen Knospen wogt und stürmt und wie die holden Blätter, die zu schlummern scheinen, im Aufruhr sind! Mein Leben ist Erinnerung. Nutzen

Sie manchmal diese stille Arbeit meines Kopfes und Herzens. Sie finden eine Mildthätige, die nicht für sich, auch für die Andern sammelte!" Diese weich und fast lieblich vorgetragenen Worte erschütterten Melanie. Dennoch konnte sie nicht umhin, während Pauline so sprach, einen lächelnden Seitenblick auf den jungen Adonis Heinrichson hinüberzuwerfen. Ach, auch Pauline verstand dies Lächeln und erwiederte es mit einem gewissen schwärmerisch gelassenen Blick, als wollte sie sagen: Der Schatz der Liebe ist unergründlich! Auch der Ludmer erwies Melanie, die ihre Stellung kannte, Artigkeit, und Pauline konnte, als das junge Mädchen endlich verschwunden war, nicht leugnen, daß Helene d'Azimont einen großen Kampf würde zu bestehen haben, wenn Melanie wirklich entweder unmittelbar mit Egon oder durch jenen räthselhaften Freund, Dankmar Wildungen, mit ihm in Verbindung stand.

Die Gesellschaft löste sich auf. Werdeck's Rückkehr aus dem türkischen Zelt brachte nur Zündstoff zu Hader und Streit. Seine kaustische, scharfe Art verwundete nach allen Seiten hin und die Flottwitz stritt mit einer Heftigkeit, daß die Grazien flohen. Drommeldey war längst zu Egon's Krankenbett in's Hohenberg'sche Palais gefahren, Graf Franken in die „kleinen Cirkel". Graf Brenzler, Baron von Ried hielten nicht mehr Stand gegen die scharfe Logik des Majors. Endlich ging auch dieser, nachdem er Paulinen viel Artiges gesagt und die universale Geschäftsthätigkeit des Justizraths bewundert hatte, der ihm einen Kopf wie ein Repositorium mit tausend Fächern zu haben schien. Die Trompetta und die Flottwitz hätten gern das Feld behauptet und noch mit der Geheimräthin über Wahlen und mancherlei Demonstrationen, besonders über den „Bazar" zum Besten der verwundeten Krieger, ja schon über die große vorbereitete Weihnachtsbescheerung in den Kasernen gesprochen. Allein diese sagte kurz und schroff: „Laßt mich heute mit Eurem dummen Zeug! Gute Nacht!" Die beiden Inseparables gingen verdrießlich. Doch hatten sie im Wagen der Trompetta reichlichen Stoff zur Erörterung aller Vorkommnisse dieses Abends. Sie glossirten auch darüber, daß der einzige und letzte von Allen, der zurückblieb, wirklich der Maler Heinrichson war.

Heinrichson mußte jeden Abend bei solchen Gelegenheiten die Schlußsentenz, gleichsam die Moral des Abends, aussprechen. „Wie ist Ihnen, Pauline?" fragte er auch heute. — „Still und bewegt!" antwortete sie mit Goethe und reichte dem Freunde die Hand zum Kusse und zum Abschied.

Melanie war unten von ihren Bedienten empfangen und in den Wagen geleitet worden, auf welchem Neumann inzwischen geschlafen hatte. Es mochte fast zehn Uhr sein. Die Luft war, man fühlte es an den geöffneten Fenstern der Villa, linde und mild. Zitternd bebten in ihrem Glanz am dunkelblauen Himmel die Sterne; nur da und dort zog über sie her ein Nebelschleier, der vielleicht nur der Widerschein von unzähligen unsichtbaren Sternen war. Noch einen flüchtigen Blick warf Melanie wie durch den Vorgarten fliehend auf die hellerleuchteten Fenster des obern Stockes, bewunderte die elegante Einrichtung des Vorbaus, die sorgsame Pflege der Beete. Fliehend, sagten wir. Denn der jungen Excellenz, die ihr schon auf der Treppe nachgetrippelt kam und durchaus noch mit ihr sprechen wollte, mochte sie nicht Rede stehen.

Als sie im Wagen saß und sich dieser langsam durch die andern, die auf ihre Herrschaften warteten, durchwand, ergriff sie Mismuth und Schmerz. Sie hatte die leidenschaftlichsten Eingebungen des Ehrgeizes niederzukämpfen und fühlte aus Gründen, die ihr selbst nicht klar waren, einen unaussprechlichen Neid gegen Helene d'Azmont, in der sie Etwas entdeckt hatte, was sie selbst nicht besaß — Seelenpoesie. Sie mußte sich gestehen, daß es Menschen giebt, die um sie her, selbst wenn sie stumm und dem Allgemeinen abgewandt erschienen, einen Zauber verbreiteten, mit welchem die vergängliche und noch so blendende Wirkung der Schönheit keinen Vergleich aushielt. Melanie war auch besonnen genug, sich zu sagen, daß sie sich diesen geheimnißvollen Reiz nicht geben konnte. Sie wurde geliebt von Menschen, die sie nicht wieder lieben konnte. Selbst diese heutige Scene mit Siegbert Wildungen! Dies war nicht jener unternehmende, starke, sie bändigende, sie in Asche verwandelnde Geist! Dem gegenüber war sie nicht Sclavin und auch nicht Fürstin! Sclavin an sich nicht, aber auch eine Herrscherin nicht. Sie hätte ihren Sclaven geringschätzen müssen und das konnte sie wiederum nicht mit Siegbert. Dankmar aber! Dankmar —! Das war ein Sehnsuchtston, der durch ihr Innerstes wehklagend rief. Wie gewann wieder Dankmar, wenn sie ihn verglich mit den Männern, die sie eben im Salon der Geheimräthin gesehen hatte! Dieser Reichmeyer, dieser Heinrichson! Wie verächtlich erschien ihr diese Gattung von Salonmenschen, die ihr Glück durch eine Lüge machen und die Petitmaitres der vornehmen Leute sind! Selbst Lassally, der sie liebte und dabei offen gestand, daß er durch ihr Vermögen sich und seine Pferde retten wollte, selbst

Der war ihr bedeutender und erschien ihr liebenswürdiger. Lasally log nicht! Ein blasirter, desperater, mürrischer junger Mann war's; aber er kam von allen Männern, die sich ihrem Herzen eingeprägt hatten, Dankmar'n noch am nächsten.

In diesem Augenblick dachte sie auch Hackert's. Kaum hatte sie sich mit Grauen der Worte erinnert, die Pauline gesprochen, daß ihr den Mangel an Tugend nur ein Bettler verzeihen würde oder ein Fürst, als ihr etwas Entsetzliches geschah. Sich allein im Wagen glaubend, rollte sie durch die sternenhelle Nacht, drückte die Augen zu, hüllte sich in ihren Shawl und glaubte sich nur von dem kühlenden Lufthauch belauscht, der durch die herabgelassenen Fenster des geschlossenen Wagens strömte. Da fühlte sie sich plötzlich von einem kräftigen Männerarm umfangen und ein stürmischer Kuß brannte auf ihren Wangen. Todesschreck hinderte ihren Aufschrei. Sie fuhr in dem niedrigen Raum empor. Der aber, der sie mit gewaltigem Arme niederdrückte und mit glühendem Tone das Wort: „Melanie! Bist ruhig!" flüsterte, war Hackert. Sie sah's! Sie fühlte es! Sie wollte schreien. Halb ohnmächtig, willenlos, elend, zum blassen Tod entsetzt sank sie auf die Kissen des Wagens zurück, der funkenstiebend in die Stadt rollte.

Viertes Capitel.

Brandgasse: Nummer Neun.

Das Viertel, das zwei Stunden früher Siegbert Wildungen aufgesucht hatte, ist das älteste in der Stadt. Die Brandgasse selbst ist so schmal, daß sich kaum in ihr zwei Wagen begegnen können, ohne bis dicht an die Häuser auszuweichen. Diese Häuser sind hoch und mit überhängenden Stockwerken so gebaut, daß sie sich oben mehr nähern, als unten. Alle diese Häuser, aus altem Sandstein und dicken geschwärzten Eichenbalken gebaut, haben eine ungewöhnliche Tiefe und werden meist noch durch Höfe verlängert, von denen einige neuer sind als die Vorderhäuser, da zu verschiedenen Zeiten in diesem alten Stadtviertel Feuersbrünste wütheten. Ungeachtet der Name dieser Straße daher entstanden sein mochte, daß sie die Flammen öfter heim-

suchten als andere; ungeachtet vielleicht eine allgemeine durchgreifende Zerstörung zum Besten des gesundern Luftzuges für die Stadt selbst zu wünschen war, schreckte man doch bei dem Gedanken zurück, welche große Anzahl ärmster Familien dabei in Lebensgefahr gerathen würde, denn keine Straße war volkreicher als diese Brandgasse.

Mehre der ältesten dieser Häuser in der Brandgasse waren mit jenem angeroder Kreuze der Ritter von St. Johannes geziert. Doch sah man nur die drei Blätter des Kleeblatts an den Ecken des heiligen Symbols, zum Zeichen, daß diese Bauten noch über den Zeitpunkt hinausreichten, wo die größere Anzahl der Ritter dieses Ordens in den Schooß der evangelischen Kirche überging. Doch auch diese Häuser gehörten zu jener Verlassenschaft, die man dazumal dem Ritter Hugo von Wildungen angewiesen, als durch die allgemeinen Wirren damaliger Zeit die unrechtmäßigste Besitzergreifung von der Welt zugelassen und stillschweigend anerkannt wurde. Auch diese Häuser wurden für die Commune von Schlurck verwaltet und oft genug sah man hier Trepp auf Trepp ab Bartusch in seinem grauen Rock schleichen und den Miethern, die ihm von den sogenannten Vicewirthen als saumselige Zahler bezeichnet wurden, die gerichtliche Exekution androhen. Diese Vicewirthe bewohnten zuweilen die unsaubersten Spelunken; aber sie zahlten keine Miethe. Nur mußten sie sich als fleißige, zuverlässige Männer in der Hut des Hauses bewähren und die einzelnen Wochengroschen, die sie von den Bewohnern sammelten, pünktlich in der großen Schreiberei des Notars und Administrators, Justizraths Schlurck, abliefern.

Der Vicewirth des Hauses Brandgasse Nr. 9. war ursprünglich ein Schlosser, dann durch seine Frau halb ein Flickschuster, halb durch seine eigene Brauchbarkeit Polizeidiener. Dieser vielseitige Mann hieß Mullrich. Die Flickereien alter Schuhe und Stiefel — neue zu liefern übernahm Mullrich's Selbsterkenntniß nicht — besorgte seine Frau, die diese Arbeit in Pech und Leder von ihrem ersten seligen Gatten gelernt hatte. Der zweite Gatte, eben Herr Mullrich, gab die Schlosserei auf, da er in die Lage kam, dem Staat, dem Gerichts- und Polizeiwesen in treuen Functionen zu dienen, zu deren äußerer Unterstützung ihm sein mürrisches, brummiges Gebahren sehr zu Statten kam. Die Vergünstigung, Vicewirth in diesem Communalhause der Brandgasse zu sein, verdankte er seiner politischen Stellung; was gab es hier nicht in diesen Spelunken, in diesen

Höhlen des Jammers und Verbrechens zu beobachten! Der ehemalige Schlosser war ein Dietrich der Polizei geworden.

Seine Freiwohnung bestand aus zwei Stuben, nebst einem Kamin auf einem dunkeln Vorplatz, Alles im tiefsten Kellergeschosse des Hauses Brandgasse Nr. 9. Man behauptete, die kinderlosen Mullrichs hätten durchaus nicht nöthig gehabt, in einem Souterrain zu wohnen, das bei Frühjahrsüberschwemmungen unter Wasser gerieth und mit Glück höhere Rattenjagd zu betreiben erlaubte; allein man nannte dieses würdige Ehepaar geizig, eine Meinung, die wir durch das Wohnenbleiben in diesem Freilogis kaum bestätigt finden möchten. Denn ein Freilogis ist für jeden Stand eine so unschätzbare „Gabe Gottes", daß sich Frau Mullrich, von welcher wir diesen Ausdruck entlehnen, hätte „der Sünde schämen" müssen, wenn sie es aufgegeben hätte; zu geschweigen, daß die Einnahme von ihrem Verdienst als Flickschusterin durch die günstige Lage des Ortes und jene Superiorität unterstützt wurde, die ein Vicewirth nicht nur über einige leidlich respektable Einwohner des Vorderhauses, sondern über das ganze Gewimmel von drei großen Hinterhöfen behaupten durfte. Wer weiß, ob Frau Mullrich in einem bessern Quartier so hätte auf ihrem Schuster-Dreibein sitzen und zur gleich durch ein kleines Schiebfenster, das durch die dunkle Hausflur, und durch das Kellerfenster, das auf die nicht viel hellere Straße ging, so viel die polizeiliche Spürkraft ihres Mannes Anregendes entdecken können.

In der Regel kam Mullrich, wenn es nicht außerordentliche Fänge gab, um acht Uhr Abends nach Hause, verzehrte dann sein „Käs und Brot", trank ein hohes Glas des besten, schäumendsten Dünnbieres und legte sich zeitig zur Ruhe, während nun erst seine Frau aufpaßte, wer zu spät nach Hause kam und für das Oeffnen der Hausthür einen Pfennig zahlen mußte. Dem Nachtwächter, der eigentlich dies Privilegium des Hausöffnens für die Spätlinge beanspruchte, hatte sie diese nach Jahresschluß selbst von den Armen nicht unergiebige Quelle des Erwerbes abzuringen gewußt. Einige Diebstähle, befördert durch den gutwillig hergegebenen Hausschlüssel des Nachtwächters, hatten ihre desfallsigen Auseinandersetzungen vor dem grauen Bartusch unterstützt. Rechnet man nun noch hinzu, daß die vermögenderen Einwohner des Hauses Brandgasse Nr. 9. und seiner drei Hinterhöfe von ihr einen Hausschlüssel, für monatlich drei Groschen, miethen konnten und in der That vierzehn solcher Hausschlüssel im Gange waren, so ergab dies eine Summe, die

sich, wenn man einige unvermeidliche Ausfälle dabei mit in Anschlag brachte, jährlich immer auf das stattliche Capital von etwa fünfzehn Thalern belief. Die Pfennige aber oder die von Betrunkenen in der Zerstreuung gegriffenen Groschen — manchmal freilich auch zinnerne Knöpfe — brachten jährlich mindestens eben soviel ein, und da war es wohl zu begreifen, wie Frau Mullrich vor zwölf, Ein Uhr nicht zu Bett ging und des Morgens noch schlief, während ihr Gatte schon „aus den Federn" kroch, Feuer anmachte und Sommers und Winters den Kaffee oder ein dem Kaffee nicht unähnliches Surrogat selbst kochte für die erste innere Erwärmung des frierenden innern Menschen.

Es war nach sieben Uhr, als Mullrich seinen heutigen Abendimbiß, der nicht aus Käse, sondern zur Abwechselung einmal aus drei geschlagenen oder „gerührten" Eiern und Butter und Brot bestand, verzehrte und ruhig die Rapporte seiner Frau anhörte. „Die Pinnen sind all'," sagte Frau Mullrich und meinte unter Pinnen gewisse kleine Nägel, die unter die Schuhe geklopft werden. — „So?" war Mullrich's bedeutungsvolle Antwort. Er wußte, daß es sich um eine finanzielle Erörterung handelte. — „Nummer 76 will uns welche verkaufen, das Schock zu fünf Pfennige —" — „Der alte Nagelschmiedgesell sieht ja ganz reputirlich aus. Stiehlt denn der Kerl?" sagte Mullrich phlegmatisch. — „Bewahre!" antwortete die Ehehälfte. „Er muß sie verkaufen. Es ist ja sein Lohn! Jeden Sonnabend bringt er einen Sack Nägel mit. Baar Geld hat so ein Meister nicht." — „Drum! Drum!" meinte Mullrich. „Dacht' ich doch neulich, der Nagelschmied bettelte. Vor'm Thor sah ich ihn in die Häuser gehen, aus einem heraus, ins andere hinein — und die Rocktaschen voll und schwer. Dacht' ich nicht, er holte sich so Brot zusammen? Waren Das die Nägel! Fünf Pfennige für's Schock? Nimm sie! Er läßt sie Einem auch für vier. Und wenn du zwei Dutzend Schock nimmst, so giebt er noch eine eiserne Kramme zu für den alten Spiegel, den Mamsell Nr. 17 dagelassen hat. Das lange Windspiel hat uns richtig betrogen. Brennt mit vierzehn Wochen Miethe durch, macht vier Thaler, und geht bei Nacht und Nebel durch. Sollen uns an die Sachen halten! Ein alter zerbrochener Spiegel und eine Bettstelle —! Die Betten und das Waschlavoir nimmt sie mit und was sie zum Anziehen hat, das trägt sie auf dem Leib. Sie ist nach Hamburg und es ist eine Schande, daß man nun so Was nicht gleich mit Telegraph hinterhermelden kann."

Frau Mullrich berichtigte hier mehrfache Irrthümer ihres

Mannes. Erstens tadelte sie ihn, daß er sich gerührte Eier für die Nacht bestellt hätte, was eine zu hitzige Speise wäre; dann brachte sie „Enthüllungen" über Bartusch vor, der zuweilen nächtlich im Hause, unter anderen auch in Nr. 17 rumorte, Enthüllungen, die von Passanten unterbrochen wurden, die an dem Schaufenster des Kellergeschosses von der dunkeln Hausflur aus sich niederbeugten und in die noch „schummrige" Stube des Vicewirths hinuntersprachen. Es waren dies zuvörderst Drehorgelspieler, die wegen eines Hausschlüssels parlamentirten. Sie hatten heute einige Tanzorte mit ihren melodischen Klängen zu bedienen, wo sie lange auszubleiben gedachten. Er wurde ihnen leihweise für einen Dreier und nur für diese Nacht bewilligt mit vielen Mahnungen, ihn zu schonen, nicht zu verlieren, Mahnungen, die sich mit einem höflichen Uebergang in zweckentsprechende Drohungen verliefen. Dann kamen — es war nach sieben Uhr — Handwerker und Arbeitsleute, die im Hause wohnten, von der Arbeit. Kinder, Frauen, Mädchen, Männer, rüstig und hinfällig, bunt durcheinander. Frau Mullrich ließ sie Alle mit scharfprüfenden Augen die Revue passiren. Bei Jedem, der ihr fremd schien, öffnete sie das kleine Schaufenster und sah mit ihrer langen Spitznase hinterher. „Hat die Klapperfuß wieder einen Neuen?" fragte sie, aufmerksam auf einige ihr unbekannte Passanten. „Guten Abend, Madame Klapperfuß! Und die Mamsell Tochter! Mullrich, ich glaube, da ist's schon wieder nicht richtig. Den frommen Herrn, der sie neulich über ihr Sündenleben ermahnen wollte, haben sie zur Treppe hinuntergeworfen. Der Buchbinder in der Schulstraße hat neulich wieder gefragt: Herr Mullrich, keine neuen englischen Bibeln?" — „Sei vorsichtig, Mullrich! Die durchtriebene Person, die Luise Eisold, hat uns erst neulich gedroht, sie wollte unsern ganzen Commersch mit den Bibeln anzeigen." — Mullrich schwieg erschrocken. Ein für allemal lag bei Mullrich eine Anzahl Bibeln deponirt, die er jedem sich der geistlichen Erweckung zugänglich Erklärenden übergeben sollte. Mullrich war zu gewissenhaft, diesen Auftrag unvollzogen zu lassen. Er bot die Bibeln in der That diesen Armen und Elenden an. Sie nahmen sie auch, verwertheten sie aber sogleich an der besten Quelle, die sich ihnen in Mullrich selbst darbot. Mullrich behielt das Buch der Bücher sogleich an Zahlungsstatt für Miethe oder verfallenen Versatz — denn auch auf Pfänder lieh Frau Vicewirthin in aller Stille — oder für Hausschlüssel oder Feuerung, die sie im Winter verkaufte, oder Kartoffeln, deren sie große Vorräthe anschaffte, und Mullrich

hatte dann in der Schulstraße einen Buchbinder, der die Exemplare unter Verhältnissen kaufte, wobei Mullrich nur der Commissionär, der Bevollmächtigte, der richtige Empfänger jener Bibeln war und per Stück immer zwei Groschen Vortheil zog, was bei einem jährlichen Umsatz von etwa fünfzig Exemplaren schon wieder eine Einnahme war. Freilich fanden sich auch manche trostsuchende, lebensmüde Seelen, wie jener arme Nagelschmiedgesell, der die Bibel behielt und nicht für die Miethe angab. Dieser Aermste las sich Trost aus ihr, wenn er am Tage mit seinem armen Meister Nägel geschmiedet hatte und Abends und Sonntags früh in der Stille selbst mit ihnen hausiren gehen mußte und seine Kinder gingen mit hausiren und liefen auf die Dörfer barfuß und boten den Leuten Nägel an und ihre Mutter wanderte sonst oft meilenweit mit, um Nägel zu verkaufen; mit den letzten Nägeln, die sie an einen Schreiner verkauft hatte, ward ihr auch der Sarg gezimmert. Welche Fülle des Elends! Wieviel körperlicher und sittlicher Jammer zusammengedrängt, Ergebung in sein Loos neben Verzweiflung, Armuth und Verbrechen und zwischen beiden Laster an Laster. Hundert Nummern waren in diesem Hause an Bewohner ausgetheilt und jedes Zimmer bot ein anderes Bild des Elends und Jammers. Dort ein Kranker, ein Sterbender, hier nebenan das kreischende Lachen einer Dirne oder der tobsüchtige Ausbruch eines Trunkenbolds, der seinem Weibe das Wenige, das sie besaßen, in Scherben an den Kopf wirft. Arme Käsemaden, menschliche Infusorien, die sich noch im Tod einander selbst verfolgen, mit Gier verschlucken, einer von des andern Armuth zehren und mit ihr wuchern wollen! Wer das Geheimniß des Lebens studiren will, gehe hierher und beantworte die Frage: Warum sind wir? Was sind wir? In dem schmutzigen Buche, das die Bewohner nach ihren Nummern anführt, sind an vielen Namen Kreuze gemalt. Das sind Observaten. Sie kamen aus dem Zuchthause und stehen unter polizeilicher Aufsicht. Sie haben einen leidlichen Erwerbszweig ergriffen und vermeiden vielleicht ihre alten Genossen, bis sie von ihnen wieder heimgesucht werden. Mancher von diesen sie dann wieder aufs neue Verführenden ist nur ein verkappter Verführer. Die Polizei gewann ihn zum Spion. In diesem Hause wohnen Spione genug. Mullrich ist der erste unter ihnen. Im dritten Hofe wohnt ein Schreiber Namens Schmelzing — ein früherer Arbeiter bei Schlurck — auch er rapportirt an den Obercommissär Pax. Hütet euch, ihr Nachbarn! Seht ihr nicht, wie rasch manchmal einer aus eurer Mitte

verschwindet? Da hüpfte noch vor Kurzem ein kecks Bürschchen die Stufen der engen Treppen hinauf, scherzte mit den Nähterinnen und Fabrikmädchen, die bis unter das Dach wohnen, und heute führen ihn die Häscher davon. Ein Bündel Wäsche unterm Arm geht er auf zehn Jahre ins Zuchthaus. Wer ahnte, daß er eingebrochen hatte und zu einer Diebsbande gehört? Wer nicht thätig ist, erregt Verdacht. Nur thätig, und sammelte er Glasscherben, wie die alte Frau auf Nr. 43, oder ernährte sich vom Scheeren der Pudelhunde, wie ein alter Mann im zweiten Hinterhofe parterre auf Nro. 67, der mit der Brille auf der Nase im Hofe sitzt und die Pudel scheert, deren Wolle er an die Tapezierer verkauft. Harfenspieler, Tambourinschläger üben sich Morgens Gesänge ein, die sie Abends in den Schenken ableiern, und die Leierkastenbesitzer, nein =Leiher sparen, um sich den musikalischen Brotbringer allmälig zu kaufen oder von dem Mechanikus, der ihn verleiht, sich die Stifte zu einem neuen zeitgemäßeren Liede umsetzen zu lassen. Da taumelt ein Bierhausfänger dahin, der in seinen jungen Jahren auf den Bühnen Buffopartieen sang und jetzt so herabgekommen ist, daß er in den Gambrinushallen zur Guitarre singt mit allerhand Lazzis und in Scene gesetzten Faxen. Ein Violinspieler begleitet ihn, der in seiner Jugend ein Paganini zu werden versprach und durch den Trunk so herabgekommen ist, daß er mit jenem Sänger abwechselt und dann auf der Violine mit Strohfäden, mit angezündeten Fidibus statt des Bogens spielt. Halb und halb sind Beide Improvisatoren geworden und wissen durch geschickt angebrachte Zweideutigkeiten in einer von Tabacksqualm rauchenden Bierhalle ihr Publikum zum wiehernden Lachen zu bringen, während ihre „Zuhälterinnen" in einer Cigarrenaschenschale das Honorar ansammeln und ihre Kinder von Tisch zu Tisch Strohblumengeflechte anbieten, die von einer alten Frau auf Nr. 55 gemacht werden. Diese alte Frau wohnt bei Madame Schlimpanzer zur Miethe, von welcher man nicht weiß, durch welche Talente sie wiederum ihrerseits einen gichtischen rückenkranken Mann ernährt. Madame Schlimpanzer und Fräulein Klapperfuß sind sich an Jahren gleich und hassen sich und lieben sich, jenachdem sie sich Nachts auf den letzten Bällen gegenseitig nicht geschadet und in ihren Wirkungskreisen nicht beeinträchtigt haben. Aber die Polizei weiß hier Alles! Lacht, wie ihr wollt, Sonntags früh, ihr zwanzig Gesellen bei Mutter Klapperfuß, wenn sie „ihrer Betten wegen" darauf dringt, daß ihr euch von Kopf bis zu Fuß gründlich wascht; man weiß

doch, daß eure Vorgänger vor einigen Monaten heimlich des Nachts Kugeln gossen und Patronen wickelten! Sie wurden eines Sonntags früh aufgehoben und mit allen ihren Kugelformen und zinnernen alten Löffeln und bleiernen Fensterverlöthungen über die Brandgasse hin ins Profoßenamt geführt, von wo aus sie ins Zuchthaus wanderten! Welch ein Kommen und Gehen in diesem Chaos! Auch die Geburt und der Tod, die Hebamme und der Leichenträger sind immer und immer zugleich auf Besuch hier. Der Tod tritt hier sofort fest und sicher auf. Er nimmt mit rascher Hand. Die Geburten sind zaghafter, mit scheuem Gewissen, mit wenig Freude. Manches Kind, eben gekommen, erhält sogleich die Nothtaufe, wozu die Wöchnerinnen, da meist die Väter fehlen, den Vicewirth hinaufrufen oder den Alten, der die Pudel scheert, oder den silbergrauen Uhrmacher Eisold vom dritten Hofe, der noch sein Zöpfchen trägt und mit philosophischer Ehrwürdigkeit in den Häusern altmodische Uhren reparirt. Ganze Tragödien spinnen sich hier an und enden, ohne daß sie ihren Dichter anders finden, als höchstens bei Jahrmärkten in den Bankelsängern. In den Criminalacten stehen die einzelnen Rollen geschrieben. Da heißt's: Aus Brandgasse Nr. 9 ein Observat — lernte im Zuchthaus eine Diebin kennen — sie hatte Kinder aus früherer Bekanntschaft — freigelassen, schließen sie eine wilde Ehe — er kehrt die Gassen und reinigt des Nachts die Cloaken — sie verdingt sich zu jeder groben Handthierung — die erwachsene Tochter der Frau — natürlich unehelich — geht in eine Fabrik — ein junger Arbeiter, ihr Liebhaber, zieht zu ihnen — die Mutter gefällt ihm wie die Tochter — wild geht das durcheinander — der Trunk erhitzt den Zorn — Eifersucht und blinde Wuth — der Gassenkehrer schlägt den Arbeiter — die Tochter würgt manchmal die Mutter — Und dies Gemetzel ist noch nicht so schlimm, wie die spätere Versöhnung — die Beruhigung bei soviel Verwirrung — Trinkgelage, lustiges Lachen — die Tochter verläßt die Fabrik und treibt sich auf den Gassen herum — der Vater zweischlächtiger Bastarde erhält seine Arbeiterstelle gekündigt — Dennoch fließen Mittel — Woher? — Heute Morgen wurde das ganze Nest ausgehoben, Jung und Alt davongeführt — der Gassenkehrer, die Mutter, die Tochter, der Liebhaber ins Zuchthaus — Die übriggebliebenen kleinen Kinder in die Besserungsanstalt. Frau Mullrich erzählte diese tragischen Begebnisse, die in der Brandgasse gäng und gäbe waren und that dies so leicht, so obenhin, wie wir eine Anekdote von Friedrich dem Großen erzählen würden.

Mullrich, der Vicewirth, hatte sein Nachtessen beendigt und kehrte auf seinen nächst dem Obercommissär Pax wichtigsten Vorgesetzten Herrn Bartusch zurück. „Hat der Alte nicht nach 86 gefragt?“ —„Und das ordentlich und gezankt hat er, warum wir ihm nichts mehr über 86 meldeten!“ sagte Frau Mullrich und klagte dann, daß die Tage schon so kurz würden. „War ja zehnmal da in der Kanzlei und hab's sagen wollen: 86 ist einmal wieder heidi! Wie ich das elftemal kam, ging ich zum Justizrath selbst, der eben von Hohenberg zurück war, und da hieß es: Danke, Mullrich, ich weiß es schon. Er gab mir einen halben Thaler.“ — „Wenn der Bartusch das Herz hätte von dem guten Mann, dem Justizrath! Er war heute ganz wild der Graue.“ — „Warum denn? Gewiß weil Nr. 17 ausgeflogen? Nicht? Das wird's sein, der alte Schleicher! Wenn nur 'nmal die Justizräthin dahinter käme, die —“ — „Mullrich! Weß' Brod ich eß' . . . Laß ihn auf Nr. 17 gehen und rede von solchen Sachen nicht. Nr. 17 taugte nichts, sonst hätte sie ihr Glück machen können, wie die Jule Spieß . . .“ — „Jule Spieß! Die Frau Amtsdienerin? Ah! So, wie Nr. 17 hat sich doch die Jule nicht aufgeführt. Ich bin froh, daß Nr. 17 fort ist, durch die Person wäre noch einmal Feuer ausgekommen. Wir haben so schon unsere Noth, daß Nr. 86 nicht einmal die Häuser ansteckt, wenn er die Nacht auf die Dächer —“ — „Sei still von Dem, Mullrich. Sei still! Es ist mir immer ängstlich mit Dem!“ unterbrach seine Ehehälfte und schüttelte sich, als fröstelte sie's.

Mit diesen vorsorglichen Worten wollte sie überhaupt dies Gespräch abbrechen, aber der Diensteifer und die Dankbarkeit für den Justizrath Schlurck war für den Vicewirth zu anregend. Er fuhr fort: „Ich möchte nur wissen, was die Justizraths mit 86 eigentlich haben. So ein grober, impertinenter, rothköpfiger Schlingel! Schreiben kann er schön! Das ist wahr. Er hat mir manchmal was ins Buch hier geschrieben wie in Kupfer gestochen. Aber seine Krankheit abgerechnet —“ — „Er hat's ja nicht mehr. Sei doch still! Sei still!“ — Mullrich ließ sich nicht irre machen und fuhr um so mehr fort, als er wußte, daß sich seine Gattin gegen Schauerliches nur zum Schein stemmte. Von Dingen, die ihr über den Rücken liefen, hörte sie grade um so lieber, je mehr sie sie abzuwehren suchte. Ihr Gatte fuhr drum fort: „Grade der Justizrath sagte, er hat die Krankheit noch. Neulich erst hätt' er's wieder gesehen. Und so herzensgut ist der brave Mann, daß er mir sagte: Mullrich, sagte er, der arme Mensch ist zu bedauern! Er hat viel gelernt für seinen Stand,

weiß Manches und hat Kopf. Er hat mein ganzes Herz gehabt, aber aus dem Hause mußt' er! Er stiehlt nicht, Mullrich, sagte er, aber er ist verschwenderisch und geizig, zänkisch und boshaft, je nachdem's kommt. Seine Krankheit ist sein Unglück. Sind die eisernen Stäbe auch noch in Ordnung, Mullrich? fragte er dann. Ja, Herr Justizrath, sagte ich; vier Stangen vor jedem Fenster! Und ganz traurig wurde er, als ich ihm erzählte, wie wir sie ihm eingesetzt hatten auf Herrn Justizraths Kosten und was er für eine Miene gemacht hätte, als er Abends nach Hause gekommen wäre und hätte so seine Fenster gefunden. Da weint' er fast, nämlich der Herr Justizrath. Ich ging zu ihm hinauf, sagt' ich, Herr Justizrath, ich ging zu ihm hinauf und sagte: Musje Hackert, nehmen Sie's nicht übel, Musje Hackert, aber Sie sind vorgestern wieder auf dem Dach spazieren gegangen. Ein Freund von Ihnen wünscht Das nicht, er wünscht nicht, daß Sie sich da mal den Hals brechen, und da hat er Ihnen einen kleinen Denkzettel einmauern lassen, wenn Sie's vielleicht vergessen sollten, daß das Fenster sind! Da sah er mich grimmig an, der Rothe. Ich hatte aber Muth. Wirklich, sagte ich, auf dem Dach ist's kalt, und wenn Sie auch noch so schön klettern können, Musje Hackert, es bricht Einer doch mal den Hals. Was sagte er denn da? fragte mich jetzt der Justizrath. Herr Justizrath, sagt' ich, es ist ein recht tückischer, glup'scher Kerl! Nicht ein Wort hat er gesagt, hat auch nicht gefragt, wer dieser edle Freund wäre und nicht ein Wort hat er geantwortet übers Dachherumklettern und seine Krankheit. Aber wie gesagt, Herr Justizrath war gerührt, und wie gesagt, einen halben Thaler hat er mir geschenkt." — „Nun muß es aber doch wieder anders sein," unterbrach Frau Mullrich diese etwas weitschichtige Erzählung und deckte den Tisch ab, wie auch das Bett, in welches sich ihr von den gerührten Eiern angeregter Gemahl bald zu legen gesonnen war. „Wie so anders?" — „Wegen Anfrage von Bartusch. Der hat über ihn hergezogen wie ein Gendarme und hat gesagt: Ein Jahr Zuchthaus wär' ihm gewiß!" — „Zuchthaus?" — „Schlimme Sachen sind von ihm herausgekommen, hat Bartusch gesagt." — „Von Nr. 86?" — „Wenn er sich nicht selbst davonmacht, könnt's ihm übel ankommen und er wollte ihm im Ernst rathen, daß er Paschol macht und am liebsten gleich recht weit!" — „War ich doch auf dem Criminalamt — habe doch nichts gehört —" — „Ob er zu Hause wäre, frug Bartusch. Nein, sagt' ich. Bis Mittag war das. Da war ein Herr mit ihm gekommen, ein feiner, eleganter Herr —" —

„Mit Nr. 86?“ — „Ich sage Dir, ein ganz feiner, schöner, junger Mann. Wie ein Baron! Die kleine Riekel Eisold hat erzählt, daß sich der Herr zwei Stunden oben zu ihm hingesetzt hat und immer geschrieben —“ — „Curios!“ — „Dem Grauen hab' ich den Mann beschreiben müssen. Er schüttelte dann den Kopf und sagte: Hackert muß fort! Wann glauben Sie wol, daß ich ihn treffe, Frau Mullrich! Das ist schwer zu sagen, Herr Bartusch, sagt' ich. Aber seit die Eisolds oben Waisen sind, hat er den Hausschlüssel abgegeben, er wollte eigentlich um neun Uhr jeden Abend zu Hause sein. Ein paar Wochen ging's auch so, Herr Bartusch, sagt' ich, bis er vor fünf bis sechs Tagen gar nicht mehr nach Hause kam und nun erst seit gestern ist er wieder da und so unruhig, daß ich nicht glaube, er kommt vor neun. Es wäre nicht das erste mal, daß er die ganze Nacht bis morgens drei oder viere ausbleibt.“ — „Ein Jahr Zuchthaus!“ wiederholte erstaunt Mullrich, sich ausziehend und die Nachtmütze aufsetzend. „Gewiß falsche Schreibereien. Er kann schreiben wie gemalt.“ — „Es soll mich nicht wundern,“ vermuthete seine Gattin, „wenn Herr Bartusch noch in der Nacht kommt. Er hatt' es zu eilig gehabt. Klopft es nicht draußen?“

In der That hatte es an jener Thür gepocht, die von der Hausflur erst in einen Vorplatz führte, dem ein Kamin das Aussehen einer Küche gab. Mullrich, eben im Begriff ins Bett zu steigen, sagte: „Mach' erst die Thür zu. Ich will schlafen gehen!“ Indem pochte es wieder. Die Frau Vicewirthin lehnte die Thür an, die aus ihrer Schusterwerkstatt in die Schlafkammer führte. Mit den Worten: „Es wird wol der arme Nagelschmied mit den Pinnen sein!“ ging sie hinaus und stieg die Treppe hinauf, die zur Hausthürflur führte.

Wie unangenehm überrascht war Herr Mullrich, als er sich eben im Bett behäbig dehnte und seine Rührei er in aller Bequemlichkeit verdauen wollte, als seine Ehehälfte nach einigen Augenblicken rasch die Thür aufriß und ihm mit erschrockener Hast und Eile und höchst ehrerbietig zurief: „Mullrich! Mullrich! Es ist der Herr Obercommissär!“

Fünftes Capitel.

Die Lauscherin.

O weh, dachte Mullrich, das raubt dir die Nachtruhe. Da soll Etwas ausgeführt werden! Und schon hörte er die freundlichen und complaisanten Wendungen seiner Frau gegen den Herrn Obercommissär Pax, den sie zu unterhalten suchte, bis sich Mullrich leidlich angezogen hatte, eintrat und kleinlaut grüßte: „Guten Abend, Herr Obercommissär. Es gibt wol noch Was?"

Der Obercommissär Pax, ein militärisch sicher auftretender Mann, mit starker Baßstimme, sagte: „Mullrich, ja! Aber Sie können erst ein paar Stunden schlafen." — „Herr Pax, morgen früh um fünf Uhr hab' ich —" — „Weiß es! Weiß es! Mit Kümmerlein die Untersuchung bei der Schievelbein in der Neustraße? Muß auch stattfinden. Aber heute Nacht ist großes Gartenfest in der Fortuna. Allerlei Leute zu beobachten, die mir soeben signalisirt sind. Aber Sie können zwei Stunden schlafen. Um zwölf vigiliren Sie in Fortuna. Bis fünfe. Dann machen Sie mit Kümmerlein die Recherche bei Schievelbein und dann können Sie sich den ganzen Vormittag zur Ruhe legen. Hier sind Signalements für Fortuna. Ich werde selbst in Nähe sein, incognito —" Mullrich nickte etwas verdrießlich und nahm einige dargebotene Papiere an sich, während seine Ehehälfte die Aufträge des Herrn Obercommissärs mit den ergebensten Interjectionen als: „Schön! Sehr schön! Sehr wohl!" angenehm ausschmückte.

Der Obercommissär Pax war der gewandteste Agent der Residenz, ein seltener Glücksjäger im Gebiete der praktischen Polizei. In jüngern Jahren Wachtmeister der Cavalerie, dann in gleicher Eigenschaft bei den Gendarmen, hatte er Veranlassung gehabt, der vor zehn Jahren noch weltlustigen alten Charlotte Ludmer jene Aufmerksamkeiten zu erweisen, die ihrer Gebieterin jetzt Heinrichson widmete. Aus ihrem Pflegling und Schützling war Pax eine Zeitlang der Anbeter der unternehmenden und unbefangenen Frau geworden; jetzt galt der erst vierzigjährige, stattliche Mann für ihren Neffen und künftigen Erben. Ihr verdankte er seine Anstellung, ihr eine behagliche Existenz, die ihn jedoch nicht hinderte, seinen Obliegenheiten mit Pünktlichkeit nachzukommen. Er war der Ludmer und ihren Gönnern anhänglich und treu. Die Aussicht, einmal die aufgehäuften Erspar-

nisse der gefährlichen Matrone zu erben, spornte seinen Diensteifer. Schon hatte ihn Schlurck im Interesse der Geheimräthin unterrichtet, wie es mit der Haussuchung bei den Wildungen gehalten werden sollte. Aber es gab noch manche andere Gelegenheit, sich seinen Gönnern dienstwillig zu erweisen. Wir haben davon sogleich einen Beweis in der Frage, die er an Frau Mullrich richtete: „Also die Maler-Guste ausgeflogen?" — „Nr. 17 meinen der Herr Obercommissär?" — „Auguste Ludmer." — „Hier nannten sie die Leute die Brennnessel, weil ihr Keiner zu nahe kommen durfte. Ja, Herr Obercommissär, vier Thaler zehn Groschen und einen alten zerbrochenen Spiegel und einen —" — „Sie ist aber nicht nach Hamburg, sie ist hier, Mullrich!" — Mullrich war etwas schläfrig im Zuhören und wollte seinen zweistündigen Urlaub genießen. „Ja, Herr Obercommissär," sagte er apathisch. Seine Gemahlin griff helfend seine Antwort auf und sagte: „Was? Die Maler-Guste? Nummer 17? Hörst du denn nicht?" — „Passen Sie auch in Fortuna auf Maler-Guste! Sie ist auf neue Sprünge gekommen —" bemerkte Herr Pax. — „Sie wird noch 'mal ans Spinnrad müssen!" meinte Mullrich, sich sammelnd.

Seine Gemahlin schwieg. Sie kannte den Haß des Obercommissärs auf ein Mädchen, das mit vollem Recht behaupten konnte, die Nichte der Madame Ludmer zu sein, während der Obercommissär, der sich den Neffen derselben nannte, nicht die mindeste Verwandtschaft mit jener und mit der wilden Maler-Guste in Anspruch nehmen durfte. Früher, als dies Mädchen noch den Künstlern Modell stand und sich eines soliden Rufes erfreute, konnte ihr der Obercommissär wenig anhaben; seitdem sie aber aus mancherlei Ursachen gesunken war, hatte er Grund, unausgesetzt Jagd auf sie zu machen, wodurch sie zuletzt veranlaßt wurde, in diese dunkle, abgelegene Brandgasse und ihre armseligen Familienhäuser zu ziehen, wo es ihr schlecht genug ergangen sein mußte, trotzdem daß sich für ihre noch immer nicht zu Grunde gerichtete Schönheit Bartusch interessirte. Auguste Ludmer war durch eigenthümliche Schicksale, die wir noch näher werden kennen lernen, ein Beispiel jener jammervollen Versunkenheit geworden, in die eine haltlose Irrfahrt durchs Leben ein ursprünglich nicht schlechtes weibliches Wesen führen kann.

Es war schon völlig dunkel geworden, aber das scharfe Auge des Obercommissärs entdeckte durch das Schaufenster die Beine eines Mannes, mit dem er in ziemlich naher Verbindung stand. „Ist Das nicht?" sagte er. „Herr Schmelzing! Soll ich rufen?

Herr Schmelzing!" Der Obercommissär schärfte noch einmal die Signalements dem bewährten Vicewirth ein und wandte sich zum Gehen mit den Worten: „Teufel, steckt doch hier ein Licht an! Man bricht sich ja bei Euch den Hals!"

Frau Mullrich führte den Obercommissär an höchst eigener pechschwarzer Hand durch die pechschwarze Finsterniß der Treppe, die aus dem Keller aufwärtsführte, während ein grinsendes Gesicht von einer sich bückenden Gestalt auf der Hausflur in die Wohnung des Vicewirthes fragend herniederschaute. Mullrich hörte oben den Schreiber Schmelzing dem Herrn Obercommissär die Honneurs machen. Beide verschwanden.

Der geplagte Vicewirth wollte, als seine Gattin wiederkam, seufzend und wehklagend in sein Bett zurückkehren und holte nur noch aus dem Rock seine Brieftasche, um die wichtigen Signalements hineinzulegen. „Die verdammte Tanzerei da in der Fortuna!" brummte er zornig. „Alle Welt schreit über Noth und Elend und auf so ein Gartenfest gehen sie und jubeln, als wenn es Treforscheine geregnet hätte. Leg' mir nur den guten Leibrock heraus! Im Staat soll man auch erscheinen, damit man bei Unsereinem nicht gleich die Zuchthausschlüssel rasseln hört."

„Das Elysium ist bankrott," sagte seine Gemahlin tröstend, „die Fortuna wird auch nicht lange machen. Wo nur der Hitzreuter wieder das Geld her hat! Das soll ja eine Pracht in der Fortuna sein! Der Kümmerlein erzählt die blauen Wunder davon!" Mullrich schwieg. Seine Gemahlin war etwas eifersüchtig und hörte ungern, daß es so zügellos in der Fortuna herging, ungern, daß dort Alles von Krystall und Bronze, gemalt und von Gaslicht erleuchtet sein sollte. Mullrich's lustiger College, Kümmerlein, hatte ihr schon die verfänglichsten Sachen von dort erzählt. Mullrich wollte schlafen und antwortete nicht.

Aber die Gemahlin war nun einmal in Unruhe gekommen. Sie schlug Licht an und wollte eben die kleinen Läden der Kellerfenster schließen, als sie auf einen Tritt hinaufsteigend, überrascht äußerte: „Sieh! sieh! Da steht ja wieder der junge Herr von heute Vormittag auf der Straße und lauert. Der paßt auf 86 oder 87. Ich komme dahinter. 87 ist doch nicht ganz ohne. Das schlägt die Augen nieder und will kein Wasser trüben und dem Nickel hab' ich gleich angesehen, daß die Thür zwischen 86 und 87 aufgewesen ist. Wenn ich einmal dahinter komme — aber! Du, Mullrich! Du, Mullrich! Schläfst du schon? Schnarcht der schon wie ein Ratz! Jetzt kann ich nicht hinauf zu ihr. Schlaf Du und noch Einer!" Und so fort und fort plauderte

Frau Mullrich mit sich selbst, indem sie ihr Dreierlicht putzte und sich anschickte, ein Paar alte vom Trödel gekaufte Pantoffeln durch hintern Ansatz von Leder wieder in ein Paar Schuhe umzuwandeln. Sie setzte für diese einem ihrer Miethsleute bestimmte Arbeit eine Brille auf, nahm ihr Dreierlicht und stellt' es hinter eine Glaskugel, die mit Wasser gefüllt war und an einem Riemen auf einer pyramidenförmigen Erhöhung einer Schusterbank stand. Das Lampenlicht fiel durch diese Kugel rund und klar auf den in einen neuen Schuh zurückzuverwandelnden alten Pantoffel. Dabei richtete sie durch das halb offengelassene Brett der Fensterlade unverwandt auf den draußen wartenden Herrn den Blick. Dieser stand mit einem leichten Spazierstöckchen und schien seine Ungeduld durch ein Liedchen wegpfeifen zu wollen, wenn er nicht grade die Menschen musterte, die in der geräuschvollen, menschenüberfüllten Straße an ihm vorübergingen oder in Nr. 9 selbst eintraten. Frau Mullrich achtete schon auf diese letzteren nicht mehr. Erst um zehn Uhr, wenn sie das Haus schloß und die Pfennige bezahlt werden mußten, fing ihr großes Controlegeschäft an.

Heut aber fesselte sie doch von den Passanten ein kleines Paar, dem sie, von ihrem Schemel aufspringend, durch das Fensterchen, das zur Hausflur führte, nachrief: „Heda! Line! Willem!" Ein Knabe von zwölf Jahren in einer Blouse und ein Mädchen von etwa acht Jahren wandten sich um und blickten niederwärts zu dem Schaufenster der gefürchteten Vicewirthin, vor dem man in diesem Hause gern rasch vorüberschlüpfte. „Da steht er ja vor der Thür!" sagte die Alte. — „Wer?" fragten die Kinder. — „Der Herr, der zu eurer Luise wollte!" — „Zu Luisen?" fragte Wilhelm und ging etwas nach vorn, um sich einen solchen Herrn, der zu seiner Schwester Luise wollte, anzusehen.

Der junge Mann war etwas weiter gegangen und schlenderte in einiger Entfernung auf und ab. „Zu Luisen kommt kein Herr!" sagte Wilhelm verächtlich zu Frau Mullrich und ging weiter in den Hof. „Linchen! Linchen!" rief die neugierige Vicewirthin mit verstärkter Stimme und reckte den gelben magern Hals durch das Schaufenster. Linchen, wie Mädchen sind, neugieriger, blieb stehen und folgte nicht so rasch dem Bruder. „Linchen, komm' mal her! Kennst du den Herrn nicht?" rief die Alte. Linchen blieb unbeweglich. „Er war wol bei euerm Fritz? Was? Komm doch Kindchen!" Linchen sagte noch immer nichts. „Er will wol auch zu euerm Fritz? Was? Ist denn die Küchen-

thür bei euch jetzt auf, die Thür, die in Fritzens Kammer führt?" Linchen war discret genug und schwieg, blieb aber doch stehen. „Na, der Herr will wol zu Fritzen. Komm doch ein Bischen näher, Kind! Zeig' doch 'mal deinen Korb! Was hast du denn heute schon verdient?" Nun wollte Linchen rasch davonlaufen. Es war dem kleinen achtjährigen Kinde schon geschehen, daß ihr Frau Mullrich den Tagesverdienst an der Thür abgenommen und sich für kleine Schulden aus Nr. 87 selbst bezahlt gemacht hatte. Die Kleine fürchtete, daß ihr heute dies Schicksal wieder begegnen würde und lief davon.

„Bleibst du, Range!" kreischte die Alte jetzt aus dem Fenster, mit voller Kraft ihrer hektischen Lungen. Ihr lag daran, Bartusch Etwas über Fritz Hackert berichten zu können. „Bleibst du! Willst du her? Soll ich —" — Dies „Soll ich?" — begleitete ein rascher Griff nach ihren eigenen Pantoffeln, von denen der des linken Fußes schon drohend zum Schaufenster hinauslangte.

Linchen blieb wie vor Todesschreck im Hofe still stehen und wandte sich halb neugierig, halb ängstlich um, als sie die Worte aus der Alten Munde ihr nachgekreischt hörte: „Willst du her! Hier sind zwei Groschen für den alten Mann. Da! zwei Groschen! Nimm!" — Zwei Groschen für den alten Mann? Das waren freilich verlockende Worte für das Kind. Linchen kam etwas näher. „Komm, Linchen! Komm! Bist ja so hübsch gekämmt! Macht dir Luischen die Locken? Komm, Hinkelchen. Der alte Mann hat zwei Groschen zu Gute für die Uhr, die er mir gestern ausgeblasen hat. Da!" Linchen kam nun näher und hielt die Hand hin.

Während die Alte unter ihre Schürze griff, an der sie eine Geldtasche befestigt hatte und mit dem Gelde klapperte, sprach sie auf dem Tritt, der zu dem Fenster führte und zur Hausflur hinaus: „Großväterchen hat mir die Uhr ausgeblasen — zwei Groschen — warte nur, ich suche sie eben — Sag' einmal, kennst du den Herrn draußen?" Das Kind sah auf die Straße und schüttelte den Kopf. „Zwei Groschen," fuhr die Alte immer suchend fort; „er hat die Uhr schlagen lassen, sie blieb immer stehen — sag' mir's, es ist Luischens neuer Liebhaber? Was? Der ist schön! Nicht wahr, der rothe Fritz giebt ihm wohl den Hausschlüssel von Schmelzing. Was?" Das Kind langte nach den zwei Groschen und antwortete nichts. „Ja, ja, die Uhr — sie ist ein Familienstück; aber im Keller ist's zu feucht, sagte der Alte mit dem Zopf. Wo war denn Fritze dieser Tage? Vier

Tage nicht zu Hause gewesen. Klettert er denn noch manchmal bei Nacht? Was?" Linchen Eisold blieb discret. „Ich schenke dir zwei Pfennige, Linchen, wenn du mir sagst, wer der Herr ist!" O Armuth! Wie ist dein Loos! Zwei Pfennige! Wer widerstände und thäte, was nicht geradezu Unrecht scheint! „Ich kenn' ihn ja nicht, Frau Mullrichen!" sagte das Kind nun beredsam mit einem durch zwei Pfennige geöffneten Munde. „Als ich heute das Essen für Karl'n holte, sagte mir Riekchen, es wäre bei Fritzen ein schöner Herr zwei Stunden gewesen und er hätte auch unsere Luise gesehen und am Abend wollt' er wiederkommen, um uns Alle zu besuchen und noch einen andern schönen, jungen Herrn mitbringen. Wie ich's Karl'n sagte, war der neugierig und meinte, er hält Nichts von solchen Herren, die Hackert kennt." — „Sieh 'mal an! Sagt' er das? He? Höre Linchen! Wenn der Herr zu Euch kommt und der andere auch, erzählst mir doch morgen, was sie gesprochen haben, willst du?" Da schwieg Linchen. „Ich wollte dir ja zwei Groschen für den Großvater geben!" — „Und zwei Pfennige!" sagte das Kind, das seinen Vortheil festhielt. — „Und zwei Pfennige — Willst du mir morgen Alles sagen, was die Herren oben angegeben haben?" Linchen schwieg. „Noch einen Pfennig leg' ich drauf, Linchen! Was? Willst Du?" Linchen lachte, aber sie schüttelte doch den Kopf, bis die Alte ungebehrdig wurde und schrie: „Range! Mach', daß du fortkommst! Was hältst du mich hier auf?" Mit diesen zornigen Worten schlug sie das Fenster zu, hörte mit dem Geldklappern auf und stieg den Tritt hinunter auf ihren Schusterplatz. Linchen, das sich gefreut hatte, außer ihrem heutigen Verdienst ihrem Großvater noch zwei Groschen zu bringen und zwei Pfennige für sich noch hinzu, blieb traurig stehen. „Was willst du noch?" schrie die Alte, die jetzt für Bartusch's späten Abendbesuch schon Klatschgift genug hatte und sah wieder hinaus. Linchen zögerte noch immer. „Willst du nun gehen!" rief Frau Mullrich und sprang zum Schusterstitz, um einen in der Arbeit begriffenen Pantoffel zu holen.

„Was ist denn, was soll's denn?" sagte in diesem kritischen Augenblick eine energische Stimme auf der Hausflur. „Sind wir Ihnen etwas schuldig?" — „Nein bewahre, Musje Eisold! Bitte! Bitte!" antwortete die Alte demüthig und schlug rasch das schon geöffnete Fenster zu. Frau Mullrich hatte große Furcht vor dem jungen, stämmigen Burschen von kaum sechszehn Jahren, der seine Schwester an der Hand faßte und mit ihr in die hintern Höfe ging. Es war dies der junge Maschinenarbeiter Karl

Eisold, der älteste Bruder der mehrerwähnten Luise Eisold, ein hübscher, frischer, von schwerer Arbeit heute übermüdeter junger Mann.

Frau Mullrich hatte immerhin einige gute Thatsachen erfahren und war in der größten Spannung, als sich in der That zu dem Herrn auf der Straße ein zweiter gesellte, diesem herzlichst, ja überschwenglich die Hand schüttelte und ihn dann in die Hausflur zog. Ein durch die Straße rasselnder Wagen schien sie zu bestimmen, unter dies Obdach einzutreten.

Als nun Frau Mullrich merkte, daß unter der Hausflur diese schönen, jungen Herrn laut zu sprechen anfingen, blies sie rasch ihr Licht hinter der Wasserkugel aus, schlich auf den Fenstertritt und lauschte geduckt, was hier zwei mit Nr. 86 und 87 verkehrende anständige Menschen im Dunkeln zu besprechen hätten.

Sechstes Capitel.

Nummer Sechs- und Nummer Siebenundachtzig.

Als sich Siegbert Wildungen endlich gegen neun Uhr dem Stadttheile genähert hatte, wo er den Bruder erwarten sollte, wurden alle seine gemischten Rückerinnerungen auf Melanie, Rudhard, Olga Wäsämskoi und besonders auf jenen tiefen Accord „Anna von Harder" durch die Sorge unterbrochen, sich in dieser verworrenen, dunkeln, menschenüberfüllten Gegend zurechtzufinden.

Die weiße Rose, die er von dem ihm nachgeworfenen Blumenstrauß bei Fürstin Wäsämskoi mitgenommen, war in dem Gedränge sogleich vom Stiel gebrochen und noch ehe er sie hatte retten können, von den Vorübergehenden zertreten, vom Straßenkoth beschmutzt. Er mußte sie aufgeben und konnte jetzt nur noch nach den Straßenecken blicken, auf denen die Namen kaum noch zu lesen waren, trotz der nicht gesparten Beleuchtung dieses Viertels. Endlich entdeckte er die Brandgasse und zählte sich die Häuser ab. Eben hatte er das neunte gefunden, als er zur Höhe blickend einen Schlag auf die Schulter fühlte. Er kam von Tankmar, der ihn erwartete.

Um nicht vom Gedräng gestört zu werden, traten Beide

sogleich in die Hausflur, die ihnen ein gesicherter und ruhiger Begrüßungsort schien.

„Nun, da bin ich!“ sagte Siegbert voll Freude und voll Rührung. „Abenteuerlicher Mensch! Wohin verlockst du mich? Ich brauchte einen freien Platz, wo ich geschützt vom Dunkel der Bäume dir um den Hals fallen wollte, um mein Herz zu erleichtern, und hier in dem Wagengerassel, im Tumult der Menschen, hier auf der Hausflur dieser alten Räuberhöhle, was soll ich da?“

„Ganz gut! Ganz gut!“ antwortete Dankmar lachend und gefaßt und voll Wärme. „Ganz gut, daß uns die Umgebungen jede rührende Scene abschneiden. Was ich heute früh fühlte, als du mit dem Geständniß deines Glückes mir meine eigenen Träume zerstörtest, Das hab' ich dir in meinem Brief gesagt. Ich schrieb dir, weil ich dir nicht mündlich verrathen mochte, daß mir die Trennung von einem so fesselnd gewesenen Gedanken die schmerzlichste Ueberwindung kostete. Zu Grün's hätt' ich nicht kommen können; es hat diesen ganzen Tag gekostet, mich zu sammeln und zurechtzufinden! Die wichtigsten Dinge mußt' ich aufschieben und hättest du mich noch vor wenig Stunden gesehen, so würdest du gesagt haben, ich gehörte jetzt zu den Träumern, während ich doch nicht einmal heute zu den Schläfrigen gehöre.“

„Du hast dich von einer Quelle des Glücks losgerissen,“ sagte Siegbert, „die mir ja doch nie geströmt wäre! Heute Mittag sprach ich Melanie und wohl sah' ich, daß ich ewig würde vergebens gehofft haben.“ — „Du sahst sie? Und sprach sie von mir?“ — „Sie sprach von dir.“ — „Erzähle!“ — „Später!“ sagte Siegbert. „Aber was thun wir hier? Was sollen wir bei Hackert, den du mich so zu verabscheuen gelehrt hast? Glücklicherweise habe ich sein Geld bei mir.“ — „Pst!“ sagte Dankmar und sah sich um, als hätte er bei Erwähnung des Geldes etwas wispern hören. Dann fuhr er fort: „Ich bin diesem zweideutigen Menschen heute näher gerückt und hab' ihn zu meiner Freude in einer guten, mir aus Interesse an der menschlichen Seele doppelt werthen Stunde gefunden. Bei ihm schrieb ich den Brief an dich. Den Nachmittag verwandte ich darauf, Lasally zu bewegen, von einer Klage gegen Hackert abzustehen, worüber ich diesem heute Abend meinen Bericht abstatten wollte. Da ich zugleich die Gelegenheit benutzen mochte, dich in eine rührende, deinem Geschmack entsprechende Familienscene einblicken zu lassen, so beschied' ich dich um neun Uhr selbst hierher. Wir finden im dritten Hof, drei Treppen hoch, Hackert,

dem ich leider keine gute Nachricht über Lasally bringen kann. Hoffentlich fühlt er sich nicht dadurch zu verstimmt, mir sein Leben zu erzählen, was er mir heute früh versprochen hat. Du hast sein Geld bei dir?" — „Ich hab' es," sagte Siegbert leiser, sah sich um und faßte an seine Brust; denn die verdächtigsten Gestalten drängten sich jetzt durch die enge Hausflur an ihnen vorüber, Bettler und Arbeiter der niedrigsten Classen. „Bruder!" sagte Siegbert flüsternd. „Hier scheinen alle Sträflinge, die heute Abend entlassen wurden, ihr Quartier zu suchen. Welche Dünste in dieser Straße! Und hier der Gang fast zum Ersticken so schwül!" — „Das eben war es, was ich dir zeigen wollte und ich weiß, für einen Blick in das Innere dieser alten räuchrigen Wände wirst du mir dankbar sein. Komm, wir wollen jetzt versuchen, ohne uns den Hals zu brechen, in Hackert's Wohnung zu gelangen." Damit schritten die beiden jungen Männer einem Abendlichtschimmer zu, der aus dem ersten Hofe noch spärlich auf das äußerste Ende dieses Ganges hereinbrach.

Frau Mullrich erhob ihr mumienartig getrocknetes Haupt. Sie hatte zwar sehr viel Worte gehört, viele Namen deutlichst verstanden, mußte sich aber doch gestehen, daß diese Unterredung etwas hoch war, etwas zu schwunghaft für ihren Kellerhorizont. Dennoch hatte sie Namen, wie Melanie, Hackert, Grün's, Lasally, zu deutlich behalten, sogar von Geld etwas Unwiderrufliches vernommen und auf Bartusch's nähere Angabe der Fährte, auf die er sie bringen konnte, hoffte sie schon, sich noch weiterer Dinge zu entsinnen aus diesem Dialog, den sie für sich hoch, näher bezeichnet „studirt" nannte. Sie zündete wieder ihr Dreierlicht an, dessen rasches Ausblasen einen abscheulichen Gestank verbreitet hatte, kehrte zu dem in einen Schuh zu verwandelnden Pantoffel zurück und dachte: Wenn es nur erst zehn Uhr schlägt, dann hab' ich Alles in der Falle und Keiner kommt heraus oder herein, der hier nicht auf mein: „Wer sind Sie denn eigentlich?" Stand, Namen und sein Anliegen zu sagen weiß.

Die beiden Brüder hatten inzwischen schon glücklich die beiden ersten Höfe hinter sich und tappten im dritten eine schmale finstere Stiege hinauf, die unmittelbar vom Hofe in die oberen Wohnungen führte. Bei dem ersten Absatz zeigte Dankmar seinem Bruder die hier beobachtete architektonische Einrichtung. Von der Treppe links hinaus ging immer ein langer, dunkler Corridor um zwei Schenkel des Vierecks herum, das den Hof bildete, und alle Zimmer lagen mit ihren Thüren auf diesen Corridor hinaus, mit den Fenstern in den Hof. Daß und wie

die Zimmer numerirt waren, konnte man der Dunkelheit wegen nicht erkennen. Rechts von der Treppe ging eine offene Galerie um die beiden andern Seiten jenes Vierecks, das den Hof bildete. Hier auf dieser zerbrechlichen Galeriee sah man wieder eine Menge Thüren, die alle zu abgesonderten, meist nur aus einem Zimmer bestehenden Wohnungen führten, deren Fenster größtentheils auf die Gallerie hinausgingen. Dieselbe Einrichtung wiederholte sich auf der zweiten Treppe. „Schade," sagte Dankmar, „daß die Furcht vor Diebstahl alle Lumpen, alle Wäsche, Betten und Geräthschaften von den Galerien für den Abend entfernt hat. Am Tag war Das heute ein schönes Durcheinander! Jetzt ist Alles ängstlich in Verwahrsam genommen, da kein Nachbar dem andern traut."

Wie Siegbert dem Bruder in den dritten Stock nachkletterte und er an einem dicken, durch vieles Angreifen seifenglatt gewordenen Tau sich mehr schwankend hinaufwinden mußte, als sicher gehen konnte, wurde ihm die Erinnerung an einen Menschen, der hier wohnte, in diesen Höhlen des Elends, und ein Pack mit hundert Thalerscheinen auf die Straße hatte werfen können, so unglaublich, daß er Dankmar'n darüber flüsternd sein Befremden ausdrückte.

„Still!" wisperte dieser wiederholt. „Nichts hier von Geld gesprochen! Wenn du ihm seine Summe einhändigst, thu' es stillschweigend. Die Nachbarschaft nach links von ihm ist ehrlich, aber die nach rechts soll nichts taugen, obschon sie sich für Hackert's Freund ausgiebt und die Veranlassung ist, warum er überhaupt hier wohnt."

Indem waren die Brüder oben. Dies Stockwerk, das sahen sie wohl in der Dämmerung, war nicht so vollständig wie die andern. Links von der Treppe lagen wohl noch dieselben Zimmer wie unten, aber es waren schon Dachzimmer, rechts ging die Galerie in den Hof nur halb hinaus. Die andere Seite war ein Dach. Wie Beide die morschen, durchsichtigen Bretter der Galerie betraten, fiel Siegberten eine mit einer Zahl bezeichnete Thür auf, die mit zwei mit Eisenstäben vergitterten Fenstern zu einem einzigen Zimmer zu gehören schien. „Hier ist ja ein Gefängniß," sagte Siegbert. „Nein," antwortete Dankmar leise, „das ist Hackert's Wohnung. Aber ich sehe kein Licht. Sitzt der im Dunkeln oder hält er nicht Wort?" Indem klopfte Dankmar an diese Thür, die Nr. 86 bezeichnet war, und klinkte am Drücker. Das Zimmer war verschlossen.

„Da haben wir eine beschwerliche Wanderung umsonst ge-

macht!" bemerkte Siegbert, den der so aufgeregte Tag schon ermüdet hatte. „Vielleicht könnte man gleich bei Nr. 87 vorsprechen," flüsterte Dankmar, „und auch ohne Hackert die Scene erleben, die ich dir eigentlich bescheeren wollte." — „Du machst mich neugierig," sagte Siegbert. „Vielleicht öffnet sich eine dieser Thüren und wie in „Tausend und eine Nacht" sind wir statt in einer Höhle plötzlich in einem wunderschönen Feenpalast." — „Romantiker!" antwortete Dankmar und pochte so nachdrücklich an Hackert's Thür, daß aus Nr. 85 ein spitznasiger, bebrillter Kopf herausschoß, ein Original zur Carricatur eines Schreibers. „Ah, Herr Schmelzing!" grüßte ihn Dankmar. „Ich störe Sie doch nicht schon im Schlafe? Herr Hackert nicht zu Hause?" Herr Schmelzing war eben auch erst wieder nach Hause gekommen, voll vom Herrn Obercommissär, der ihm sein besonderes Vertrauen schenkte, und stand in Hemdärmeln. Rasch fuhr er wieder in sein Zimmer zurück und kam nach einer Secunde in einer grünen Jacke mit einem großen grauen am rechten Arm befestigten Dintenärmel heraus. Er hielt ein Licht, das seine Glotzaugen, seine stumpfe kleine Nase, den zahnlosen Mund, die endlose Stirn, das thierische Kinn noch mehr illustrirte. „Ganz gehorsamster Diener, meine Herren — Herr Hackert? Ei ich meine doch —" Damit drückte Herr Schmelzing auf die Klinke der Thür seines Nachbars. „Nein," sagte er dann erstaunt und überrascht von diesem späten Besuche seines Nachbars, „Herr Hackert sind nicht zu Hause; kommen manchmal etwas spät. Wünschen Sie vielleicht zu warten, meine Herren! Woher hab' ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft, meine Herren?" — „Die saubere Aufschrift Ihrer Thür, Herr Schmelzing, die ich heut' früh schon gelesen habe: Herr Schmelzing, Privatschreiber; nicht so?" Schmelzing stand, als wenn er diese Worte nicht verstanden hätte. Dankmar unterstützte sie durch einen Fingerzeig auf die Thür. Schmelzing wandte sich nun erst an seine eigene Thür Nr. 85 und las den Zettel, gleichsam als wenn er ihm unbekannt wäre. „Ja wohl! Privatschreiber! Aber auch Herr Hackert sind ein Meister in diesem Fach. Wünschen Sie vielleicht unsere Dienste im Kalligraphischen? Ich schreibe für viele der Herren Advocaten — auch dichterische Erzeugnisse — Rollen für die Herren vom Theater — wünschen Sie vielleicht einen Auftrag ausgeführt?" Während Schmelzing seine Dienste unterwürfigst anbot, hatte sich schon die Scene verändert.

Hier und da brachte die Neugier über das späte Lautsprechen auf der Galerie des dritten Stockes jene Gesichter zum Vorschein,

die Siegberten schon an der Eingangspforte so unheimlich erschienen waren. Auch Frauen in Hauben oder mit aufgelösten Haaren fehlten nicht. Letztere mehr hexen- als Loreley-artig. Die angenehmste Vermehrung der Gesellschaft war aber aus Nr. 87 ein kleines Mädchen, das wir schon kennen, Linchen Eisfold, zu welcher sich sogleich auch Wilhelm, ihr kleiner Bruder, gesellte. Dieser, übermüdet, gähnte. Jene aber knixte anmuthig und sagte gewandt und höflich, ob die Herren nicht näher treten wollten; Herr Hackert würde gewiß sogleich kommen.

„Das ist nun grade, was ich dir gönnen wollte!“ flüsterte Dankmar und schob Siegberten eine Thür weiter. „Gute Nacht, Herr Schmelzing,“ rief er dann sehr laut (denn er hatte jetzt weg, daß Herr Schmelzing taub war), „entschuldigen Sie die Störung!“ Dieser mit halb geöffnetem Munde und dem nachdrücklichsten und höflichsten: „Bitte, keine Ursache!“ das ihm vor Neugier zwischen den fahlen Lippen stecken blieb, sah den jungen Männern kopfschüttelnd nach, wie sie sich bückend unter der Thür Nr. 87 verschwanden. Alle Augenblicke machte er sich später auf der Galerie zu schaffen, um zu hören, was in Nr. 87 vorging, einer Wohnung, die jedoch nur eine kleine Küche mit einem Fenster auf die Galerie hinausgehend hatte. Des Hauptzimmers Aussicht ging hinterwärts in ganz andere Höfe.

Der Raum, den Siegbert und Dankmar anfangs in Nr. 87 um sich hatten, war nicht größer, als daß er für etwa acht Menschen, die dicht nebeneinander standen, ausgereicht hätte, und doch stand hier erstens ein Feuerherd, zweitens ein Küchenschrank, drittens ein Bett mit einer Menge geringfügiger Gegenstände, die alle Platz haben wollten. Eine Thür links führte zu Hackert's Zimmer; doch stand zum Zeichen, daß sie ignorirt wurde, ein Besen, ein Zuber, ein Eimer und eine Waschbank davor, und eine Thür rechts führte in das große Wohnzimmer. Dies große Zimmer war nun allerdings geräumig und mußte es sein; denn nicht weniger als acht Menschen waren angewiesen, hier zu wohnen und theilweise auch zu schlafen. Das Zimmer hatte drei Fenster, von welchen zwei geöffnet waren und die kühlende Abendluft der hintern Aussicht hereinließen; eins aber war verhängt und durch eine Schirmlampe beleuchtet. Hier war Nacht, an den beiden andern kleinen Fenstern schimmerte noch leidlicher Tag.

An dem beleuchteten Fenster saß ein alter Mann, der auf einem Tisch vor sich zwei oder drei alte Uhren, in der Weise der Schwarzwälder Uhren, aber viel größere und unförmlichere,

stehen hatte, in denen er mit einer Federfahne die Gänge und Triebräder vom Staube rein kehrte und dann und wann die Uhren schlagen ließ. Ein kleines Mädchen von vielleicht fünf Jahren stand hinter ihm auf einem Fußschemelchen und löste ihm inzwischen einen kleinen weißgelben Zopf auseinander.

Der nach dem uralten, wie abgestorben scheinenden Greise älteste männliche Bewohner dieses Raumes, ein junger Mann von vielleicht sechszehn Jahren, saß neben ihm und benutzte das ihm zuschimmernde Lampenlicht, um in einem mit mathematischen Zeichnungen ausgestatteten Buch zu lesen. Kaum blickte er empor zu den Besuchern, die er ungern eintreten zu sehen schien.

Auf einem Tisch am zweiten Fenster standen mehre, wie es schien, eben geleerte Näpfe, in denen Suppe gewesen schien; denn noch stand ein Rest davon in einer großen irdenen Schüssel in der Mitte des Tisches. Ein Laib groben Brotes mit einigen blankgeputzten Messern lag daneben. Eben streute sich ein winziges Bübchen von vielleicht drei Jahren auf ein Stück Brot aus einem Salzfasse dicke Körner, um mit dieser Delikatesse seinen Abendimbis schmackhafter zu machen.

Am dritten Fenster sah man einen großmächtigen aufgespannten Stickrahmen, der auf zwei Stühlen lag. Daneben ein Tischchen mit allerhand bunter Wolle, Schachteln mit weißer Baumwolle, Zeichnen- und Sticknuster und kleine violette englische Quadratpapiere mit feinen Nähnadeln.

Außer dem alten Uhrmacher mit dem Zopfe bezeugten alle Anwesenden den eintretenden Herren eine Art Aufmerksamkeit, wobei jedoch die Ueberraschung und Schüchternheit die Höflichkeit milderte. Das freundliche „Guten Abend!" der Brüder wurde nur von einer einzigen wohltönenden, unsichtbaren Stimme erwidert, die hinter einem Bettschirm hörbar wurde, der in einer Ecke des Zimmers stand.

„Ich wundere mich," lauteten die angenehmen Worte vom Bettschirm her, „ich wundere mich, daß Herr Hackert noch nicht zu Hause ist. Er wollte doch präcis um neun Uhr da sein. Es muß schon halb zehn geschlagen haben." Dabei schlug es an einer der drei Uhren, die der alte Eisold reparirte, mit zwei Schlägen Bim! Bim! „Es thut uns leid," sagte Dankmar, „Sie zu stören, während Sie wahrscheinlich schon Alle an's Schlafengehen denken." — „O, ich noch nicht," sagte die Unsichtbare, „und die Großen auch noch nicht. Großvater geht zu Bett! Auch die Kleinen haben den Sandmann im Auge." — „Gewiß bringen Sie dahinten Ihr kleines Hannchen zur Ruhe?"

— „Ach, das schläft schon mit den Vögelchen ein; aber es ist unruhig heute, wacht oft auf, und da hab' ich's einwiegen müssen und ihm ein paar Löffel warmer Milch gegeben —" — „Darf man denn wohl einmal hinter dem Vorhang die Bescheerung mit ansehen? Ich bringe meinen Bruder mit! Der malt so kleine Engelsköpfe." — „Nicht Engelsköpfe," sagte die Stimme bedenklich, „Kinder soll man nicht Engel nennen, sonst sterben sie ja." — „Sind Sie abergläubisch," fragte Dankmar, während die Uhren einen dreifachen Refrain gaben: Bim! Bim! Bim! „Wo der Aberglaube nützlich ist und wie hier vor Eitelkeit schützt —" lautete die Antwort. „Darf ich näher?" fragte Dankmar. — „Nein, nein!" hieß es hinter dem Schirme, „dies ist eigentlich ein Zimmer ganz für sich. Der Kreidestrich da gilt für die Thür. O wenn wir's genau nehmen, haben wir eine zwar recht hohe, aber doch ganz vornehme Wohnung. Freilich geht der Eingang durch die Küche! Aber wir haben eine Küche, die auch zugleich Schlafzimmer ist, hier hinter dem Bettschirm ist mein, Großvaters und meines kleinen Hannchen's Schlafzimmer, hinter dem dunklen Fenster ist Großvaters Werkstatt, am zweiten Fenster unser Eßzimmer, am dritten mein Arbeitszimmer. An der Thür, wo Sie stehen, müssen wir leider unsere Besuche annehmen, das ist unser Besuchzimmer, und dabei sind wir so im Ueberfluß an Raum, daß wir doch noch an Herrn Hackert und Herrn Schmelzing zwei Zimmer vermiethet haben. Was sagen Sie zu all' dem Reichthum?" Die Uhren schlugen zusammen, als wenn ein Dirigent gerufen hätte: Tutti!

Die Sprecherin kam nun zum Vorschein. Mit beiden Armen hielt sie die Oeffnung zwischen dem einen Ende des Schirmes und der Mauer zu; denn Dankmar wollte eben dennoch Siegbert an die Wiege führen. Als sie aber im Dämmerlicht bemerkten, daß hier noch zwei Betten und ein besonders weißes und sauberes stand, das gewiß für die Sprecherin selbst aufgedeckt war, da zogen sie sich zurück und beobachteten bei halbem Sternen- und halbem Lampenlicht das junge Mädchen, das die Mutter aller dieser Kinder schien, in Wahrheit aber nur deren ältere Schwester war.

Luise Eisold mochte nicht viel über achtzehn Jahre zählen. Es war eine blasse, wie verklärte Erscheinung, der man sogleich ansah, daß ihr diese heitere Plauderei nicht ganz natürlich kam. Ihre Züge waren von einer bei solchem Stande seltenen Feinheit und Regelmäßigkeit. Nase und Kinn waren mehr spitz als rund, aber so anmuthig, daß den Lippen mehr Frische, dem Auge mehr

unternehmendes Feuer, dem blonden Haar eine etwas dunklere Färbung zu wünschen gewesen wäre, um die Wirkung dieser gefälligen Erscheinung blendender hervortreten zu lassen. Ein leichtes Kattunkleid, bis oben geschlossen, umgab die im Widerspruch mit dem zarten, erschöpften Gesicht stehenden volleren und runderen Formen des Körpers. Das volle, hellblonde Haar war in einen einfachen Scheitel gekämmt und trug nur den einzigen Schmuck eines schwarzen Sammetbandes, womit hinten die Flechten zusammengehalten waren. Dies Band erschien wie ein letzter Rest von äußerer Trauer, die in der That diese sieben Kinder erst vor wenigen Monaten abgelegt hatten. Die böse Seuche der Cholera hatte ihnen in Zeit von wenigen Stunden Vater und Mutter geraubt, die Enkel des alten Uhrmachers, der demnach eigentlich der Urgroßvater dieser armen Waisen war.

„Aber wo werden denn all' die übrigen Geschwister schlafen?" fragte Siegbert, den der Einblick in diese Welt der Entbehrung rührte. — „Da werden Sie erstaunen," sagte Luise und räumte in Eile die Näpfe und die Schüssel und Teller vom Tisch, bedeutete auch im Vorbeigehen den kleinen Heinrich, daß er auf die Nacht viel zu viel Brot äße und sich's gegen ihre Erlaubniß schon wieder selbst genommen hätte. „Er mag sich im Brot satt essen, aber er schneidet sich noch einmal in die Finger, der kleine Nimmersatt!" Dabei zog sie aus einem alten Sopha, das der Thür nahe stand, eine untere Schublade hervor, und siehe da! diese enthielt wieder ein vollständiges Bett. Dann ergriff sie nacheinander vier Stühle und stellte sie in der Mitte des Zimmers so auf, daß nun allerdings für den Besuch nicht mehr viel Raum übrig blieb. Dann hüpfte sie hinter ihren Bettschirm, brachte einen großen Strohsack geschleppt, bei dessen Transport sie jede Hülfe — es könnte sonst nur etwas gestoßen werden, sagte sie — ablehnte, und zwei Bretter. Die Bretter legte sie auf die vier Stühle, auf diese Unterlage warf sie den Strohsack, legte eine leinene Decke darüber, ein breites Kopfkissen, eine Decke, und hatte somit wieder für zwei Personen gesorgt. „Draußen in der Küche schläft," sagte sie, „mein ältester Bruder dort, der über seinen Büchern nur den Schlaf, heute auch die Artigkeit vergißt. Hier hinten Großpapa, ich, Linchen und Hannchen; sind fünf. In der Bettlade da Heinrich und Wilhelm; sind sieben. Hier auf den Stühlen Riekchen, die die müdeste ist mit Wilhelm, dem armen Läufer, der daher auch ein Bett für sich allein hat. Sind unsrer acht, wie uns der

liebe Gott zusammengelassen hat, als Vater und Mutter an der schrecklichen Seuche vor fast einem Jahr hinübergegangen."

Der alte Eisold schlug wieder an auf einer seiner Uhren, und da er wohl halb und halb zuhören mochte, so gab er auch acht Schläge an. Sein Zopf war fertig ausgelassen. Riekchen stieg vom Schemel herunter und ließ dadurch offener das ehrwürdige weißgelbe Haar des alten Mannes sehen, der jetzt halbtaumelnd aufstand, von Karl geführt wurde und, ohne sich im mindesten um seine Umgebung zu kümmern, hinterm Bettschirm verschwand.

Siegbert gedachte beim Schlagen der Uhr jenes Sensenmanns bei Rudhard und fühlte an einem Schauer, der ihn überlief, daß hier der Tod näher sein mochte, als an andern Orten.

Vom Großvater sagte Luise: „Er ist eigentlich unser Urgroßvater, was wir aber nicht sagen, weil ihn die andern Leute schon den Uhrengroßvater nennen. Er ist auch wirklich der Pflegevater von all den Uhren, die noch nach dem alten Schlage von den Leuten gehalten werden. Von Jahr zu Jahr nahmen die alten Wanduhren ab: aber seit kurzem werden sie wieder Mode. Die reichen Herrschaften kaufen alte auf dem Trödel auf und lassen sie schön aufputzen und so ist's auch dem Väterchen da geschehen, daß er wieder seit einigen Jahren in die Mode gekommen ist und er Kunden hat, denen er alle drei Monate einmal in's Uhrgehäuse blasen darf und die Räder mit Oel glätter machen. Das bringt Holz und Licht. Die Miethe rechn' ich durch Hackert und Herrn Schmelzing. Essen und Trinken, das giebt die Sorge meiner Hände, und daß die nicht klein ist, sehen Sie wohl an den acht gesunden Mägen, denn auch Großväterchen hat noch Gott sei Dank Appetit trotz seiner zweiundachtzig. Kleider, Miethsabgaben, Schulgeld, das verdienen die andern. Karl, der da in dem Buch studirt, ist Maschinenarbeiterlehrling in der Willing'schen Maschinenfabrik. Das Buch da hat er aus dem Handwerkerverein von heute mitgebracht. Nicht so, Karl?" — „Von Herrn Leidenfrost hab' ich's," sagte Karl Eisold etwas artiger als bisher. Siegbert blickte ihm über die Schulter in's Buch und fand, daß es ein Leitfaden der Mechanik mit Abbildungen war.

„Ja, Herr Leidenfrost besucht uns zuweilen Sonntags," sagte Luise zur Erklärung und Ablehnung jeder Voraussetzung einer nähern Bekanntschaft mit studirten Herren. Siegbert ergänzte, daß ihm Leidenfrost bekannt wäre, worüber Luise eine aufrichtige Freude empfand, da sich ihr Bruder Karl seines be-

sondern Schutzes erfreute und Herr Leidenfrost, wie sie sagte, bei Herrn Willing Alles vermöchte. Von den jüngsten Kindern erzählte sie, daß sie in einer Druckerei, die große Zeitungen druckt, beschäftigt wären. „Wo nur Hackert bleibt! Und ich kann Ihnen keinen Stuhl mehr anbieten, außer den da vom Karl. Steh doch auf, Karl!"

„Lassen Sie, liebe Luise," sagte Dankmar. „Wir sehen, Sie wollen Alle zur Ruhe gehen. Hackert hat nicht Wort gehalten. Wir gehen und wünschen Ihnen eine gesunde, stärkende gute Nacht!"

„Nein, nein," entgegnete Luise mit Aengstlichkeit, „das darf ich nicht; ich kann Sie nicht fortlassen. Herr Hackert kommt sicher sogleich. Sie glauben nicht, wie er sich auf Sie und den Herrn Bruder heute freute. Ach, es ist mir, als wenn ihm ein Unglück droht, das Sie vielleicht abwenden können! Wie Sie heute bei ihm drinnen schrieben und er so ruhig neben Ihnen auf dem alten harten Sopha lag, das wir ihm doch noch haben hineinstellen können, da war ich froh, daß ein guter Geist über ihn gekommen schien." — „Nehmen Sie so warmen Antheil an Ihrem Miether?" fragte Siegbert. — „Sollte es nicht Jeder, der ein Herz in der Brust hat?" war die Antwort. „Giebt es unglücklichere Menschen, als die in der Nacht wandeln?" — Siegbert sah Dankmar'n erstaunt an. „Hackert ist somnambül!" sagte Dankmar zum Bruder. „Die eisernen Stäbe, die dir auffielen, sind nicht ohne Absicht vor seinen Fenstern." Siegbert konnte sich über diese Mittheilung nicht zurechtfinden. Er fragte voll innigster Theilnahme, wie lange Hackert an diesem Uebel litte, wann, wie und wo man es zuerst bemerkt hätte? Der lebendige Antheil, den er seit jenem Nachmittag in Tempelheide an Hackert nahm und den nur die Mittheilung Dankmar's von heute früh, Hackert verdiente seine gute Meinung nicht, etwas wankend gemacht hatte, gab sich wieder in so lebhaften Fragen kund, daß ihn Dankmar an die Nothwendigkeit erinnern mußte, diese des Schlummers bedürftige große und kleine Welt sich jetzt allein zu überlassen.

Luise aber widersetzte sich seiner Absicht zu gehen aufs bestimmteste. Sie verrieth einen Antheil an Hackert, der über das allgemeine Mitleid wegen seines körperlichen Zustandes hinauszugehen schien. „Sie haben Recht," sagte sie, „lassen Sie diese schlummern. Aber ich mache Ihnen den Vorschlag, treten Sie in sein Zimmer selbst so lange ein, bis er kommt. Ich habe einen Schlüssel zu dieser Nebenthür! Treten Sie hier ein! Ich

bringe Licht und Sie warten noch einige Augenblicke." Die Brüder wurden so von des Mädchens bestimmtem Willen geleitet, so von den kleinen Geschwistern, die sie gähnend, aber auch neugierig umstanden, gedrängt, daß sie sich gefallen lassen mußten, zu bleiben. Karl Eisold, der älteste Bruder, bewegte sich bei allen diesen Unternehmungen seiner Schwester nicht im geringsten. Nur als sie einen zu lebhaften Antheil an Hackert verrieth, schlug er das Buch, worin er gelesen hatte, heftig zu und ging hinter die Tapetenwand. Er schien mit seiner Schwester eben über diese Theilnahme gespannt zu sein.

„Nun," begann Dankmar, als die Brüder in Hackerts Zimmer noch ohne Licht waren, das Luise bringen wollte, „hatt' ich Recht, dir die Bekanntschaft dieser eigenthümlichen häuslichen Existenz deines Schützlings zu verschaffen? Was das Gemälde, das du hier beobachtetest, doppelt anziehend macht, ist die Beziehung auf Hackert, der, sprach ich auch heute in der Frühe gegen ihn, dein erstes Gefühl nicht getäuscht hat und wohl wirklich mehr bemitleidenswerth als zu fürchten ist. Fast möchte ich glauben, daß ihn dies edle Mädchen, das sich so dem Wohl ihrer Geschwister opfert, liebt." — „Sprich nicht so laut," flüsterte Siegbert, „hier nebenan wohnt der Schreiber, der vielleicht nicht so taub ist, als es dir schien."

Indem fiel ein Lichtschimmer von der Gallerie her durch die vergitterten Fenster. Man hörte ein Rascheln, wie von Jemand, der sich am Treppenstrick hinaufwand; denn nur mehr sich daran hängend, als mit freiem Tritt auf den schmalen Stufen, konnte man hinauf. „Sollte dies endlich Hackert sein?" flüsterte Siegbert. „Es wäre Zeit. Ich glaube nicht, daß man bis nach zehn Uhr gut in diesen Häusern bleiben kann —" — „St!" flüsterte Dankmar und horchte. Der Ankommende hustete und bewegte sich schwer. Er hatte ein Mützchen auf, das ziemlich weit über den Kopf ging, und stützte sich auf einen Stock, den man vielleicht gut that, in diesen Räumen bei sich zu führen. Die Laterne, die den Lichtschimmer verbreitete, hielt ein altes Weib, das die Brüder nicht kannten. Es war die Vicewirthin Frau Mullrich.

„Da ist Nr. 86," flüsterte die Alte. „Herr Hackert muß doch zu Hause sein, die Herren sind nicht wieder heruntergekommen." Der Mann in der Mütze klopfte an die Thür des Zimmers, in welchem Siegbert und Dankmar noch immer im Dunkeln standen. Sie hielten sich zwischen dem Pfeiler der beiden Fenster, um durch den von der Gallerie hereinfallenden Lichtschimmer

nicht bemerkt zu werden. Der Mann in der Mütze klopfte wiederholt. „Ei, ei," rief Frau Mullrich jetzt laut, „Herr Hackert nicht zu Hause? Ei, ei!" Sie münzte dieses Ei! Ei! auf die beiden Herren, die, wenn Hackert nicht anwesend war, doch sicher nur zu Luise Eisold gegangen wären. „Klopfen Sie doch stärker," fuhr sie boshaft fort. „Herr Hackert schlafen vielleicht schon." — „Ich glaube den alten Störenfried zu kennen," flüsterte Tankmar seinem Bruder zu. „Irr' ich nicht, so ist es der Geschäftsführer des Justizraths Schlurck, der auch von diesen alten Häusern die Verwaltung hat. Du weißt noch gar nicht, welches Interesse grade wir an diesen Häusern haben müssen."

Noch hatte er seine Rede nicht ausgesprochen, als sich beide Brüder von einer weichen Hand ergriffen fühlten und einen warmen Athem dicht an ihrem Ohr fühlten. „Halten Sie sich ruhig. Der Alte ist Hackert's Feind! Er kann nichts Gutes bringen. Wir sagen, er ist nicht zu Hause." Es war Luise, die leise hereingeschlichen war und ihnen diese Verhaltungsmaßregel zuflüsterte.

„Kommen Sie, Herr Bartusch! Kommen Sie! Die beiden Herren sind bei Fräulein Luise! Ich irrte mich! Herr Hackert ist noch nicht zu Hause!" Diese laut betonten, absichtlich hervorgekrächzten boshaften Worte machten, daß die Brüder das plötzliche Kaltwerden der Hände des Mädchens fühlten, von denen Jeder von ihnen eine in der seinen hatte. „Wie?" flüsterte Tankmar; „die Alte wäre frech genug anzunehmen, daß wir —? Lassen Sie uns sagen, daß wir in Hackert's Zimmer sind!" — „Nein, nein," bedeutete Luise. Aber selbst die beste Absicht Tankmars, für ihre Ehre einzutreten, war nicht mehr auszuführen, denn schon hatte sich Bartusch brummend wieder zum Ausgang der Gallerie gewendet und mit einem lauten zweideutigen Husten und Räuspern den Rückzug angetreten. Frau Mullrich leuchtete ihm und kicherte ebenfalls so grell und höhnisch, daß es Luisen schauderte.

„Wie können Sie nur zugeben," sagte Siegbert, als sie wieder im Dunkeln waren, „daß diese Menschen sich in der Meinung entfernen, wir wären bei Ihnen?" Luise strich an einem Feuerzeuge und zündete auf einem blechernen Leuchter ein bescheidenes Talglicht an. „Sie sprechen so leise," sagte sie lächelnd, „daß ich Sie kaum verstehe." — „Werden wir hier nicht belauscht von Schmelzing?" — „Der ist boshaft und neugierig, aber der glücklichste Zufall wollte, daß er beinahe taub ist. Ich bin überzeugt, er hat sich den alten Kleiderschrank, der hier

an der Thür steht, weggerückt und horcht jetzt. Aber wenn Sie nicht zu laut sprechen, bleibt ihm Alles unverständlich."

Während sich jetzt Siegbert in Hackerts Zimmer umsah und mit Wohlgefallen eine gewisse Ordnung erkannte, tadelte auch Dankmar, daß sich Luise den falschen Schein gegeben hätte, als wären sie bei ihr. „Nehmen Sie doch Das nicht so genau!" antwortete Luise. „Mir ist die Freude, daß dieser alte Schleicher Hackerten nicht getroffen hat, viel mehr werth als der falsche Schein für meine Person. Wir Mädchen aus den armen Ständen sind was wir sind. Unser Leben ist dem Verdacht fortwährend preisgegeben. Nur Die, die in Wahrheit Etwas zu verbergen haben, ereifern sich, wenn sie einmal in einem falschen Lichte erscheinen. Und dieser Alte weiß wohl, daß ich mehr für mich habe als den bloßen Schein." — „Wie so?" fragte Siegbert. „Kennen Sie ihn?" — „Ich kenne ihn sehr gut und er kennt mich. Hackert zog zu uns auf Empfehlung dieses Nachbars, des Schreibers Schmelzing, der beim Justizrath arbeitete. Auch entsann sich Hackert des alten Großvaters, der sonst bei Schlurck's gearbeitet hatte, als noch die schöne Melanie nicht regierte und alles Altmodische wegjagte und wegräumte. Seitdem ist dieser Bartusch oft hier gewesen. Er kennt jeden Winkel dieser Häuser und wuchert und preßt der Armuth ihre Thränen in Geld ab. Mich wundert, wie er sich so spät Abends noch in diesen dritten Hof gewagt hat, wo Manche wohnen, die ihm schon den Tod geschworen haben." Weiter ließ sie sich in Erörterungen nicht ein, bat, ihr Gehen zu entschuldigen, und ersuchte dringend, doch nur noch eine Viertelstunde zu warten. Hackert wäre gewiß ohne seine Schuld verspätet. Er käme. Er hätte sich zu lebhaft gefreut auf diesen Abend. Ja sie müßte ihnen sogar gestehen, daß sie darauf hin heute ausgegangen wäre und Thee, Butter und Braten gekauft hätte für den erwarteten hohen Besuch. Ob sie nicht in der Küche den siedenden Kessel mit Wasser bemerkt hätten?

Die Brüder gewannen erst jetzt die volle Uebersicht des Zimmers, wo sie sich befanden, und entdeckten in einer dunklern Ecke ein Tischchen mit Tassen, mit einer Theekanne und einem gehäuften Teller mit Braten. Daneben ein feines großes Brot, Butter, Zucker und Messer. „O," sagte Luise, „das ist zwar Alles sehr einfach und nicht besser, als es meine armen Eltern hinterlassen haben, die beide in der Willing'schen Fabrik arbeiteten und doch nur wenig erübrigten, um neben dem Nöthigen für Luxus zu sorgen. Für uns ist eine Theekanne Luxus. Und doch

ist sie da. Ich wünschte, da sie vielleicht nie gebraucht wurde, sie käme heute noch an die Reihe, eingeweiht zu werden, und Sie säßen mit Hackerten bis in die tiefe Nacht. Bis zwölf Uhr kann man aus und ein und auch später noch. St! Hören Sie nichts? Ich glaube, man kommt." Damit hüpfte Luise wie ein raschelndes Mäuschen davon.

Es war aber nur eine List, daß sie Jemanden zu hören glaubte; sie hatte nur die Absicht, die beiden jungen Männer festzuhalten und sie sogar einzuschließen. Ihr Bruder Karl schien damit nicht einverstanden. Er empfing, wie die Brüder hörten, Luisen mit Vorwürfen über ihr Rumoren, ihr Spektakeln, ihre Tollheiten. Sie erwiederte gereizt und trumpfte ihn ab. „Denk' an Danebrand!" sagte der Bruder mit zorniger, lauter, fast wilder Stimme.

Darauf war Alles ruhig und todtenstill.

Danebrand war, wie Siegbert wußte, der Name eines Maschinenarbeiters. Ihre Situation kam ihnen, in dem spärlich erleuchteten Zimmer, hinter den Eisenstäben des Fensters, in der Nähe des zornigen Karl Eisold, vor diesem kleinen Tisch mit Eßwaaren und der nun plötzlich eingetretenen Ruhe nebenan nicht wenig sonderbar vor.

Siebentes Capitel.

Caliban.

Dankmar schwieg verstimmt über Hackert's nicht gehaltenes Wort. Siegbert aber hatte so viel Humor, daß er, als sie sich auf das verbrauchte Sopha niedergelassen hatten, anfing: „Es scheint, lieber Bruder, als wenn wir erst jetzt an unser Grün'sches Diner kommen! Ich bin geneigt, dem Braten da zuzusprechen, auch ohne Thee und ohne Hackert. Aber deine Aufklärungen würden das bescheidene Mahl würzen. Bin ich satt, so werd' ich auch dir noch manches Seltsame aufzutischen haben." Siegbert begann das Brot mit einem etwas stumpfen Messer zu zersäbeln und dem Braten zuzusprechen, zu welchem selbst Salz nicht fehlte. „Und dieser prächtige Palast hier ist ja wol in gewissem Sinne auch der unserige?" fügte er hinzu. Noch ging Dankmar auf die Geschichte seines Schreins nicht ein, sondern

erzählte nur seine Begegnung heute früh mit Hackert und trug in kurzen Umrissen und zu Siegbert's Entsetzen die Begebenheit mit Lasally's Pferden vor. „Daß Hackert," sagte er, „im Monde wandelt, sah ich auf dem Heidekrug mit eigenen Augen; es war ein Anblick, der mich und den Vater — unserer Melanie tief erschütterte. Genug, die Liebkosungen Schurke und Schuft, mit denen ich Hackerten später verlassen hatte, hinderten nicht, daß ich mit ihm, als ich ihm heute früh begegnete, in ein Gespräch gerieth. Auf die meisten meiner Fragen gab er trotzige Antworten. Als ich auf seine unglückliche Krankheit kam, wich er mir vollends aus. Als ich ihm jedoch erzählte, wie ich ihn auf dem Heidekrug selbst in diesem Zustand beobachtet hätte, sagte er, auf dem Heidekrug müßte Magnet in der Erde sein; dort hätte es ihn wieder getroffen, gerade in dem Augenblick, als man mir das Bild brachte. Das Bild? fragt' ich erstaunt. Ich muß dir nämlich gestehen, dies Bild ist mir auf die seltsamste Weise in die Hand gekommen. Darauf hin ergab sich jene Erzählung, die ich dir im Bilde von der Eidechse und der Katze schrieb. Melanie hat mir einen anerkennenswerthen Dienst erwiesen, dabei aber so viel Rücksichten verletzt, daß ich ihr statt dankbar gram geworden bin. Und nach Allem, was ich gewaltsam aus Hackert herauslocken mußte, hab' ich mir auch eine Beziehung Hackert's zu Melanie zusammensetzen müssen. Er war in Schlurck's Hause, ist aber plötzlich von dort entfernt worden. Man fürchtete seine Nähe, sorgt jedoch für ihn. Lasally, der um Melanie's Hand wirbt, mishandelt ihn. Er rächt sich durch eine Gewaltthat an seinen Pferden. Wie ich all' diese Dinge Hackerten vorhalte und ihm mit der etwas groben Logik, die uns Juristen eigen ist, meine Vermuthungen auf den Kopf zusprecche, milderte sich sein trotziger Ton, ja legte sich sogar das struppige rothe Haar und mit weicher Stimme begann er: Wenn Sie in mein Leben sähen! Ja, wenn Sie Ihr Bruder wären, was wollt' ich nicht Alles sagen und meinen Kummer vergessen! Diese Worte rührten mich und herzlich sprach ich ihm zu, auch mir zu vertrauen. Mit großem Blick sah er mich darauf an und schwieg. Wie leben Sie? Wo wohnen Sie? Was sind Sie? fragt' ich. Indem waren wir in unsern Gesprächen in diese Gegend gekommen und wie von einem guten Gedanken ergriffen, sagte er: Wollen Sie meine Wohnung sehen? Kommen Sie! Ich folgte ihm und er führte mich hierher. Hier lernt' ich diese Schwester, die sechs jüngeren Geschwister kennen, den alten Uhrmacher und so viel Bescheidenes, Einfaches, Gutes, daß ich

Hackerten aufforderte, mir dasselbe Vertrauen zu schenken wie dir. Er sagte zaghaft: Ein Jahr Zuchthaus ist mir wol gewiß?" — „Er stellt sein Verbrechen nicht in Abrede?" — „Nein! Im Gegentheil. Es ist gut, sagte er, daß ich in's Zuchthaus komme. Wer weiß, ob ich nicht noch Lasally umbringe, wie alle seine Pferde. Meine Fragen wegen des genauern Zusammenhangs seiner Feindschaft gegen diesen Mann ließ er unbeantwortet. Um Zeit zu gewinnen, daß er zu mir Vertrauen faßte, fragt' ich ihn, ob ich auf diesem Tisch da am Fenster einen Brief schreiben dürfte. Er rückte mir Alles dazu hin und schien ein Wohlgefallen daran zu finden, mir die Ordnung seiner Schreibmaterialien zu zeigen. Während er hier auf dem Sopha ausgestreckt lag und eine Cigarre nach der andern rauchte, manche zerpflitterte und wegwarf, schrieb ich dort den Brief an dich. Als ich ihn zusammengelegt hatte, fing er an: Und wär' es vielleicht besser, ich ginge doch nicht ins Zuchthaus? Muß denn Lasally Recht behalten? Hackert, sagte ich ihm, wie können Sie glauben, daß ich mit Jemand zehn Minuten unter einem Dache zubringen, an seinem Tische sitzen und nicht Alles aufbieten würde, um ein solches Unglück von ihm abzuwenden? Wollen Sie Das? sagte er, immer noch mistrauisch. Es ist nicht um mich, mir möcht' es doch wol am dienlichsten sein; aber diese Menschen hier nebenan lieben mich. Die Luise macht ihren Bruder Karl auf mich zornig. Sie soll einem Andern gehören. Ich kann sie nicht lieben und hasse die Weiber, fliehe wenigstens die guten; aber diese Luise liebt an mir, was leidlich und wenigstens besser als mein übriger Mensch ist. Sie will aus mir einen bessern Kerl in ihrem Sinn machen, wozu ich Talent hätte, wenn ich wüßte, wozu?" Dankmar verschwieg nicht, daß sich Hackert in den Kopf gesetzt zu haben schien, Melanie zu erobern. Er erzählte Lasally's Bratalitäten, wovon die Erinnerung noch jetzt in ihm lebte. Barmherzigkeit von diesem Schurken? rief Hackert. Sehen Sie das Maal hier an der Stirn! Fühlen Sie die Ritze in der Kopfhaut! Denken Sie sich diesen Kopf mit Blut besudelt! Wollen Si meinen Rücken sehen? Soll ich ihn entblößen? Wollen Sie die Sporen erkennen, die mir der Unmensch und seine Knechte in die Hüfte traten? Darüber kamen die Nachbarn hereingestürzt, es beruhigte ihn. Ich ging dann zu Lasally." — „Hast Du etwas ausgerichtet?" fragte Siegbert. — „Leider nein!" antwortete Dankmar. „Als ich den Brief bei Grün's abgegeben und selbst in der Eile gegessen hatte, ging ich auf die Reitbahn und widmete mich dieser Ange-

legenheit mit einem Eifer, der mich alle meine wichtigeren eigenen Interessen vergessen ließ. Es war zwei Uhr. Ich hörte, Lasally wäre bei Schlurck's zu Tisch. Anfangs wollt' ich ihn erwarten. Der alte Levi, Lasally's Factotum, erzählte mir, was ich schon wußte: die Entdeckung des Urhebers eines an drei Pferden verübten Frevels! Ich schwieg und orientirte mich in Lasally's Reitschule. Mich amüsirten die Reitstudien einiger Hypochonder, die ihren Unterleib erschüttern wollten. Junge Stutzer kamen mit silbernen Sporen und den elegantesten Reitgerten; sie setzten sich auf und im Nu war aller Pli, alle Haltung, aller Uebermuth dahin; der Mund stand ihnen ängstlich offen und zimperlicher waren sie als zwei allerliebste russische Kinder, die sich in Begleitung eines Bedienten auf den Pferden tummelten." — Siegbert horchte auf. — „Ein junges Mädchen besonders, in Amazonentracht, war so keck, so gewandt, daß sie sich auf einem nicht überzahmen Pferde tummelte und während des Galoppirens auf der Bahn wie eine Kunstreiterin erhob und die halbe Bahn entlang sich im Stehen aufrecht erhalten konnte. Man nannte sie Olga, die Tochter einer Fürstin Wäsämskoi. Die kleine Russin interessirte mich so lange, bis ich merkte, die Kokette könnte sich mir zu Liebe den Hals brechen, um ihre Reitkünste zu zeigen. Da ging ich wieder in den Stall, wo mich mehre alte Bekannte, Lieutenant Aldenhoven, Rittmeister von Astern und Andere veranlaßten, mit ihnen auszureiten. Ich ließ bei Levi die Bitte an Lasally zurück, ihn noch heute sprechen zu können, und ritt mit den Offizieren. Die Erholung war angenehm, was den Ritt und die Natur, lästig, was die Gespräche betraf. Die politische Reizbarkeit dieser Menschen nimmt in einem Grade zu, daß man mit ihnen nicht mehr verkehren kann. Später hörte ich dann bei Lasally, daß er von seinem Vorhaben gegen Hackert nicht abstehen würde. Die Familie Schlurck, das wüßte er wohl, wollte Aufsehen vermeiden, aber er sähe nicht ein, warum er ihn schonen sollte und so wollen wir denn Hackerten veranlassen, daß er mit Hülfe seiner Hundert Thaler diese Gegend alsbald verläßt."

Kaum hatte Dankmar diese, wie das ganze Gespräch geführt wurde, im halblauten Ton gesprochenen Worte beendet, als sich plötzlich von unten her ein lautes, heftiges Lärmen vernehmen ließ, das von einem Zank in den vorderen Höfen herzukommen schien. Die Brüder horchten auf. Einige abgerissene Worte konnten verstanden werden, aber der Zusammenhang des Streits war aus dem Lärm nicht zu errathen. Soviel vernahm man wol, daß es nur eine einzige Stimme war, die das vorherr-

schende Wort zu führen schien und von den Andern mehr beschwichtigt wurde, als in gleicher Heftigkeit erwidert bekam. Indem riß Luise die Thür auf und rief: „Ums Himmelswillen! Da kommt Hackert!“ — „Glauben Sie? Diese schreiende, gellende Stimme?“ — „So tobt er im Zorn! Was ist ihm nur?“ — „Das ist kein Zorn! Das ist Uebermuth! Hören Sie nur, er lacht! Er singt!“ Die Brüder und das besorgte Mädchen horchten.

Der Lärm kam näher. Schon nahmen andere Hausbewohner daran Theil. Schon hörte man Ausrufungen, wie: „Da hat ihn Einer!“ „Packt ihn fest!“ Laßt ihn nicht los!“ „So ist's recht! Fallen Sie nicht, Herr Mieths-Fraß!“ — „Es geht nur auf Bartusch!“ sagte Luise beruhigter.

Jetzt war Hackert mit Bartusch auf der obersten Galerie und die Mullrich mi der Laterne folgte schimpfend und mit ihrem Mann drohend der leider schlafen müßte. „Alte,“ rief Hackert, „was steht hier an der Thür, die ich jetzt aufschließe? Steht da Nr. 17? Werden hier Besuche empfangen, die mir nicht gelten?“ Festgehalten von Hackert, gezerrt am Rockkragen, geschüttelt wie ein Federwisch, konnte Bartusch jetzt hier vielleicht das Ende seiner Tage finden, denn die ganze Bewohnerschaft nicht nur von Brandgasse Nr. 9, sondern auch von den übrigen nachbarlichen Communalhäusern haßte ihn und hatte sich an dem strengen Eintreiber der Miethen, der bei jedem Auszug die Miethe für den Nachfolger steigerte, oft genug schon thätlich vergriffen. Er hoffte auf Rettung und Beistand durch die beiden Herren, die bei Luise Eisold warten sollten und ihm nach Dem, was Frau Mullrich von ihrem Gespräch an der Hausthür behalten hatte, nicht unbekannt sein konnten.

„Her, Ratte du!“ schrie Hackert die Mullrich an, als er aufgeschlossen hatte und die beiden Brüder auf dem Sopha sitzend fand, „wo ist hier Hochzeit? Ist das Nr. 17? Komm her, altes Fell, oder ich zieh's dir über die Ohren, Maulwurf! Hast falsch gehorcht! Falsch spionirt, Spitzbübin! Was?“ Draußen aus allen Zimmern wurden diese Worte mit lautem Lachen und Hohn aufgenommen, so daß Bartusch nicht anders konnte, als sich auf's Bitten legen. „Hackert, ich beschwöre Sie, so schweigen Sie doch endlich still,“ sagte er flehentlich. „Ist das also der Dank für die Wohlthaten, die ich Ihnen eben zu erweisen gedachte! Guten Abend, meine Herren! Ach, lieber Himmel! Was seh' ich? Irr' ich nicht, so hatt' ich ja das Vergnügen, die Ehre —“ -- „Ja, Herr Bartusch,“ begann Dankmar, „ich

bin Ihr Reisegefährte von Hohenberg. Ich erstaune, Sie in einer solchen Situation wiederzusehen. Dies ist mein Bruder! Wie kommen Sie nur zu dem ärgerlichen Auftritt?"

Bartusch, der bereits in Erfahrung gebracht hatte, daß sich das während der hohenberger Rückreise auf Dankmar ausgebreitet gewesene Dunkel insoweit gelichtet hatte, als dieser zwar in der That der Eigenthümer jenes Schreins war, über welchen ihm der Justizrath, der ihn in subtilere Sachen nicht einblicken ließ, keine nähere Auskunft gegeben hatte, aber nicht im entferntesten der Prinz Egon war, Bartusch, der von Seiten Schlurck's ein Inserat in die Zeitung besorgt hatte, der Eigenthümer jenes Schreins sollte sich melden, hielt es für durchaus unverfänglich und nützlich, Dankmar'n mit den für Diesen erfreulichen Worten anzureden: „Jede Stunde haben wir Sie erwartet, Herr Wildungen! Der Schrein ist in der That vom Justizrath aufgefunden worden und steht zu Ihrer Verfügung. Ach, ach! Diese hohenberger Reise!" Dankmar'n fiel ein Stein vom Herzen und ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit war es, daß er Hackerten, der ihm zudringlich und unverschämt Cigarren anbot und sich wie ein Trunkener gebehrdete, unsanft ab- und ihm sein Geschrei und Poltern verwies.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Maler," wandte sich Hackert statt aller Antwort an Siegbert; „Ihr Herr Bruder ist mein Freund nicht und wird mein Freund nicht und in die Schule geh' ich nicht mehr. Excuse! He, Bartusch! Kommen Sie auf den Fortunaball? Was? Alle zusammen, meine Herren? Vier ist vier – Mensch ist Thier — und auf Vieren mein Plaisir!" — „O Gott, o Gott!" rief die Mullrich, die mit der Laterne in der noch offenen Thür stand. Aber zu den neugierigen Horchern des Hauses sich zurückwendend, rief sie: „Was steckt Ihr die Nasen aus Euren Thüren? Ist's das erste Mal, daß Einer in der Brandgasse Nr. 9 in solchem Zustand nach Hause kommt?" — „Zustand? Flickschusterin, stell' Sie die Laterne dorthin!" schnaubte Hackert. „Was für ein Zustand? Ist das ein Zustand, wenn man nach Hause kommt voll Amüsement und solche Ratten springen an Einen heran und grunzen: Oben bei Luise Eisold sitzen zwei Herren? Ist Das ein Zustand, wenn man dann so eine alte Bettel beim Wickel nimmt und den Freund von Nr. 17 und von Mutter Justizräthin mit dazu?" — „Hackert! Hackert! Ich beschwöre Sie! Was reden Sie!" sagte Bartusch, der sich wieder am Rockkragen gepackt fühlte; „undankbarer Mensch! Wissen Sie, daß ich hier bin, Ihnen einen neuen Beweis der langmüthigen Geduld und

Liebe dieser Justizräthin zu geben; wissen Sie, daß ich hier bin, um Ihnen —" Er zog sein Portefeuille und drängte nun selbst die Mullrich hinaus.

Auch Siegbert griff jetzt in die Seitentasche und überreichte dem verwahrlosten jungen Menschen sein Packet mit hundert Thalerscheinen. „Sie haben alle Ursache, vergnügt zu sein!" bemerkte er bitter enttäuscht. „Wenn die Hülfsmittel so zuströmen —" — „Und hier die gewissen drei Thaler," bemerkte Dankmar voll Entrüstung. „Ja, die drei Thaler für den Kutscher!"

Dankmar zog die Börse, aus der er drei harte Thaler nahm und auf den Tisch legte. „Sie wissen, was wir bedungen haben, im Walde hinter Tempelheide —"

Hackert stieß die drei Silberthaler von dem Tisch, so daß sie auf den Boden hinrollten. „Sie waren mein Kutscher, Herr Hackert! Entsinnen Sie sich nicht, drei Thaler Akkord —?" — „Herr!" schrie Hackert und stellte sich vor Dankmar mit einer Miene grimmigsten Zorns. — „Nun?" antwortete Dankmar, eben so entschlossen. — „Geben Sie mir — Papier!" sagte Hackert dumpf abbrechend und wandte sich an's Fenster, an dessen Scheiben er einen Wirbel trommelte.

Als nun aber Dankmar grade über diese Aeußerung, als eine wahre Frechheit, noch mehr in Zorn gerieth, sagte Bartusch mit gekniffenem Lächeln: „Bitte! Sie wissen also noch nicht, Herr Wildungen, daß unser guter Herr Hackert eine Aversion vor gemünztem Gelde hat? Man sollt' es nicht glauben! Alle Welt jammert über Papiergeld und ächzt und stöhnt, daß man kein Silber mehr zu sehen bekommt. Und für Herrn Hackert ist das Papiergeld ganz wie extra erfunden. Er kann's Silber und Gold nicht vertragen. Nur Papier bekommt ihm. Das kann er knistern hören. Da, Hackertchen, da ist ein Fünfzigthalerschein! Justizrath läßt Ihnen Etwas sagen, was ich Ihnen nur in's Ohr wiederholen kann. Komm, Fritzchen! Komm, Fritzchen! Sei ruhig und gieb Dich!"

Aus diesen abgerissenen Reden stellte sich heraus, daß Hackert von Schlurck entweder wie ein Fürst behandelt wurde, dem man schmeichelte, oder wie ein Kranker. Er steckte die Hände in die Rocktaschen und stierte mit weißen Augen auf die Thür, die zu den Eisold's führte und hinter welcher Luise verschwunden war. Dann murmelte er dumpf und unheimlich: „Fort soll ich! Was? Von wegen der Reitpeitschen? Aber das Zuchthaus geht selbst für die Spitzbuben nicht so rasch auf, wie die ehr-

lichen Leute meinen. Erst giebt's Vorkämmerchen, wo inquirirt und aufgeschrieben wird. Protokoll Nr. 8, Nr. 9 oder Nr. 17, wenn's Ihnen süßer klingt — Fascikel sechse: Beklagter erzählt die Gründe, warum ihn der Justizrath aus dem Hause geworfen hat." — „Hackertchen, Hackertchen!" — Bartusch wandte sich zu Dankmar, der über diese absolute Gemüthlosigkeit wie starr war, während sich Siegbert in die abgerissene ganze Scene nicht finden konnte. „Sagen Sie selbst, werther Herr," richtete Bartusch das Wort an Dankmar, „ob Hackert Recht thut, den Zorn Lassally's und der Reichmeyer'schen Familie abzuwarten? Sie kennen ja das Alles von unserer Reise her. Er will die menschenfreundliche Absicht nicht nachempfinden, die mich hierherführte, daß man ihm die Mittel giebt —" — „Vollkommen," sagte Dankmar, „und ich stimme ganz dafür, daß sich Herr Hackert bei Zeiten aufmacht und zu allen Teufeln scheert." — „Danke!" bemerkte Hackert bitter. Aber plötzlich unterbrach er seine Gelassenheit mit einem donnernden „Ruhe hier!" Mit diesen Worten sprang er auf Dankmar wie eine Katze zu. Die Cigarre schleuderte er von sich. Die Hände schlug er auf den Tisch, daß die Theetassen klirrten. „Ruhe hier!" wiederholte er. „Das ist meine Wohnung und ich bin Herr hier! Lassally ist ein Hund! Wer sagt Ihnen denn, daß ich vom Hund einen Knochen haben will. Zuchthaus will ich. Aber — wissen Sie, daß Lassally gar nicht dran denkt, meinetwegen mit den Gerichten auch nur einen Schreiberbogen à drei Groschen zu wechseln." Dann sprach er wieder ruhiger. „Nimm Deinen Fünfzigthalerschein, graue Ratte! Geben Sie mir für die drei harten Thaler Papier, Herr Prinz von Hohenberg! Ich habe die drei Thaler verdient — aber Papier! Papier giebt bessern Fidibus. — Und wenn Sie wissen wollen, warum ich lieber mein Vermögen in Papier bei mir habe? Wenn Einer in's Wasser fällt oder selbst hineinspringt, macht Papier nicht, daß man so schnell untergeht, wie mit Courant. Man behält noch Zeit, diesem Leben zu fluchen! Adieu!"

Siegbert drängte zum Gehen. „Gehen wir, um Herrn Hackert nicht in seiner Toilette für den Fortunaball zu stören," sagte er. Indem schlugen bei der Eisold'schen Familie nebenan drei Uhren durcheinander elf. Hackert horchte gespannt auf und sprach dann die Worte: „Neun — zehn — elf! Das Gewicht ist zu schwer, Alter! Die zweite keucht ja! Zu viel Gewicht, Eisoldchen! Zu viel Gewicht! Nimm eine Kugel heraus!" Die drei Männer schwiegen über dies sonderbare Intermezzo.

„Warum hängen Kugeln in den ledernen Beuteln, die deine Gewichte ziehen?“ fuhr Hackert für sich fort. „Deine Weiser sagen, was die Räder und der lederne Beutel wollen. Das Herz ist so ein lederner Beutel, die Räder sind das Gehirn und dann schneide Einer auf dem Weiser die Fratzen, die unsere Welt schön nennt! Ha, ha! Hurrah! Da nicken Sie schon wieder die Pferdeköpfe! Die dummen Thiere wiehern, als wollten Sie mit mir sprechen! Hurrah! Hussah!“ — „Hackert!“ suchte ihn Bartusch zu beruhigen. — „Vögelchen, liebt die Justizräthin die graue Farbe?“ fuhr Hackert mit unheimlicher, gemäßigter Stimme fort. „Die Ohren eines Esels liebkosen kann nur Die, der ihre Leibfarbe Grau ist. Aber die Katzen können sie Alle nicht leiden. Laß sie nur! Laß die Justizräthin! Sorgt Euch nicht, die Mäuse nehmen überhand, aber noch fressen Sie Euch nicht! Tanzen wollen sie! Lachen! Fidelbogen streicht den Kummer weg! Wer geht mit mir auf den Fortunaball und läßt im Kopf seine Mäuse tanzen?“ Diese Worte wurden so gesprochen, als wüßte Hackert nicht mehr, wer zugegen war. Er suchte im Zimmer und sah die drei gegenwärtigen Personen wie Fremde an. Beide Brüder waren starr. Sie sahen einen halb Geisteskranken vor sich. „Lassally klagt nicht. Das ist abgemacht. Ich habe bessere Verbindungen, als Sie Alle. Und nun Guten Abend, meine Herren! Die fünfzig Thaler, Bartusch! Sagen Sie ja dem Alten, daß ich sie nicht genommen hätte! Hören Sie, daß Sie mir keine falschen Quittungen wieder schreiben! Sie verstehen Das!“ — „Sie sind heute toll und Ihr Elend wird im Narrenhaus enden,“ antwortete jetzt Bartusch voll Ingrimm und schickte sich zum Gehen an. — „Leucht' ihm, Hausdrache,“ fuhr Hackert fort, indem er die Thür öffnete. „Haltet den Strick fest, daß er ihm nicht um den Hals geht. Paßt auf Nr. 17, Frau Mullrich! Daß er nicht von ungefähr hineintappt in die Maler-Guste. Wer noch Miethe schuldig ist, heraus, ihr Lämmer, der Miethswolf ist da! Zahlt! Zahlt! Aber schlagt ihn nicht todt! Großes Ungeziefer muß da sein, um das kleine zu vertilgen! Schlaft nicht, Frau Mullrich. Wir müssen heute noch hinaus auf den Fortunaball —“ — „So wollen wir Sie nicht stören,“ fiel Dankmar ein, flehentlich mit fortgezogen von Bartusch, der nun ging und sich fürchtete, allein zu gehen. „Ich bitte, ich flehe, meine Herren, kommen Sie jetzt mit mir,“ winselte er. „Wir regen das ganze Haus auf!“ — „J, haben Sie doch keine Bange, Herr Bartusch!“ rief die Mullrich, zog den Verzweifelnden sich näher, zog ihn an die Treppe, gab ihm den

Strick in die Hand und leuchtete ihm mit der Laterne an die Füße, um ihm die erste Stufe zu zeigen. Bartusch ging schleichend, auf den Zehenspitzen, von dannen, immer noch in der Hoffnung, die Herren würden folgen.

Die Brüder waren gespannt, welche Miene jetzt der Unhold zeigen würde. Und in der That, er schien beruhigt und veränderte sein Benehmen. „Meine Herren," sagte er, indem er sich erschöpft auf's Sopha warf, „es stecken zwei Menschen in mir, ein Bettler und ein König. Sie kennen nun den Bettler. Kommen Sie mit mir auf den Fortunaball. Sie sollen den König kennen lernen."

„Wir bemitleiden Sie!" sagte Dankmar und wollte gehen.

„O, Ihr habt mich gut bemitleiden!" antwortete Hackert. „Euch sang eine Mutter an der Wiege und Euer erster Hosenträger war eine Staatsfrage in Eurer Familie. Wenn ich Dem nachdenken wollte, so raucht' ich keine Cigarre, dann läg' ich zusammengekrümmt auf dem Sopha hier und ächzte und würde reif, betteln zu gehen, wie neulich in Tempelheide, als ich im Korn lag. Dann geht mir einmal wieder die Pforte des Paradieses auf und ich klirre mit meinen Ketten, verlache meinen Jammer, tummle mich wie ein Mensch und fühle mich dem Stärksten gleich. Ich kann Ihnen heute nichts von meinem Leben vorwinseln; die nächste Gefahr ist vorüber. Lassally wird schweigen und mein Blut ist in Wallung. Kommen Sie mit oder lassen Sie mich allein, bis Sie mich einmal todt oder so wieder sehen, daß Ihre Theilnahme für mich nicht von der Uebereinstimmung mit Ihrem eigenen Herzen abhängt."

Während dieser Worte war Hackert aufgestanden und hatte sich unter dem Vorhang am Kleiderriegel einen Frack, eine Weste, einen Hut hervorgeholt und zog alle diese Gegenstände ohne Rücksicht auf seinen Besuch rasch und wie elektrisirt an. „Karl, schläfst Du schon?" rief er inzwischen an die Nebenthür. Eine Frauenstimme fragte mit leidendem Ton: „Was wünschen Sie, Hackert?" — „Ich lasse das Licht brennen! Löschen Sie es aus. Gute Nacht!"

Als man aus Nr. 86 trat, kam aus dem auf gleiche Nummer laufenden Zimmer Herr Schmelzing hervorgeschossen und leuchtete. „Schläfst du noch nicht, altes Dintenfaß?" rief Hackert und ging voran, um den Weg zu zeigen. — „Bei so lebendiger Conversation!" hustete Schmelzing höflich und schwänzelnd. — „Die du hoffentlich nicht stenographirt hast?" antwortete Hackert herabsteigend. „Geh! Geh! Ich kenne den Weg.

Mach', daß du deine Rollen fertig schreibst für die Hoftragödie! Vergiß die Stichwörter nicht! Nimm immer sechs Worte statt drei zum Stichwort, damit du viel Bogen zusammenschmierst und die Schauspieler besser lernen! Verwelsche die Fremdwörter nicht! Sei nicht gelehrter als die Dichter und verbessere nicht ihre Verse!" Schmelzing, frappirt von Hackert's elegantem Aufzug, wünschte den Herren eine höfliche gute Nacht. Die Brüder kletterten in der Dunkelheit den Weg nach, den ihnen der plötzlich wie verwandelte ehemalige Schreiber des Justizraths Schlurck angab. Nach langem Tasten, manchem Anrennen an Geräthschaften, die dem Wege in den Höfen zu nahe lagen, kamen sie an die Thür, die auf die Brandgasse führte.

Hier klopfte Hackert stark und trommelte, sich niederbückend, an das Fenster der Vicewirthin. Schon aber kam Frau Mullrich mit dem großen Hausschlüssel. Aber noch ehe sie aufschloß, sagte sie mit einer schlauen Verbeugung: „Macht drei Pfennige!" Siegbert gab, was er in der Eile griff. Frau Mullrich schloß auf und die Männer traten auf die Straße.

Ob sie ihrer Drei zusammenbleiben werden? Wir dürfen daran zweifeln. Wie aber Frau Mullrich wieder die große Thür zuwarf, huschte erst Bartusch hinter der Thür hervor, die aus ihrem Keller auf die Hausflur führte und schlüpfte nach einer Weile aus dem Hause (er hatte abwarten wollen, ob Hackert noch wirklich auf den Fortunaball ging und wol gar in Begleitung der Brüder Wildungen), dann ging beim Zufallen der Thür durch den Zugwind der vortrefflichen Frau Mullrich die Lampe aus und während sie sich an ihre Kellerthür zurückwandte, hörte sie wieder wispern: „Machen Sie auf!" — „Ei," entgegnete sie erschrocken: „Wer ist denn da?" — „Machen Sie auf!" hieß es wieder. — „Ach, wohl Nr. 46, Fräulein Klapperfuß?" — „Da! da! Machen Sie auf!" — Frau Mullrich fühlte einen Groschen in der Hand. „Auch auf den Fortunaball? Aha! Aha! Nr. 35? Nicht wahr? Madame Hannemann? Schläft denn auch Ihr Mann fest genug? Hi! Hi! Ei so lassen Sie doch sehen!" — „Da ist ja der Groschen! Machen Sie nur auf!" — „Ich will doch erst die Lampe —" — „So enden Sie doch!" — „Nun! Nun! Nun! Wie hastig! Sie wollen den ersten Walzer nicht versäumen. Sa, Sa, ein Walzer! Wenn der hübsche Feldwebel wartet — nicht wahr, Madame Trucker! Um vier kommen Sie doch wieder? Nicht wahr, Frau Schlimpanzer? Ihr Männchen steht ja wol schon um fünf auf. Verspäten Sie sich nicht, wenn er's nicht wissen

soll, Madame Trübensee! Er frug mich neulich nach dem Feldwebel!"

Indem ging die Thür auf. Eine verhüllte Gestalt huschte hinaus. Um den Hut hatte sie, wahrscheinlich um ihn unkenntlich zu machen, ein Tuch gebunden. Aber den Mantel! Himmel, der verrieth sie! Frau Mullrich kannte alle Mäntel des Vorderhauses und der drei Hinterhöfe. „Ist's die Möglichkeit? Mamsell Nr. 87!" rief der weibliche Cerberus. Und in der unerschütterlichen, durch den carrirten Mantel über alle Zweifel sichern Gewißheit, daß Luise Eisold nur den beiden jungen Herren gefolgt war, kroch sie boshaft lachend und den Kopf schüttelnd in ihre Kellerhöhle zurück, zündete die Lampe wieder an, leuchtete nach der Uhr und bemerkte, daß es Zeit war, ihren Gatten zur Erfüllung seiner polizeilichen Pflichten zu wecken. Auf den Anruf: „Männchen, du mußt auf den Fortunaball!" raffte sich dieser aus seinen süßesten Träumen empor, zog sich die beste seiner Staatslivreen an und hörte dabei nur halb, was ihm seine holde Gemahlin über die mannigfaltigen denkwürdigen Vorfallenheiten dieses Abends berichtete.

Achtes Capitel.

Der Fortunaball.

Nachdem die Brüder Wildungen vor der Thür der Brandgasse Nr. 9 von Hackert kurz und kalt Abschied genommen hatten und sie den Weg nach ihrer Wohnung in einer andern Richtung einschlugen, als die war, die zunächst nach ihr führte (sie hätten sonst mit Hackert müssen zusammengehen), begann Dankmar sein Bedauern auszusprechen, daß dieser Abend so ganz anders hatte enden sollen, als er gehofft. Er nahm Veranlassung, sich gegen die Schilderungen des „Volks" als einer nur unglücklichen Menschenklasse auszusprechen. Von Hackert sagte er: „Ich werfe ihn zu jenen immer nur als halbfertig erscheinenden Menschen, die im Unglück feige winseln und sich im Glück hochfahrend übernehmen. Es fehlt ihm jede geistige Beherrschung. Hackert ist der Mensch des thierischen Instincts. Und ist er nicht eigentlich der Ausdruck des Volks selbst? Jammervoll genug, daß man eingestehen muß, wir malen uns den Charakter der Massen anders, als sie sind! Nimm den Bauer; wie tückisch, wie hämisch, kurz-

sichtig, verschlagen ist er! Nimm die halbe Bildung; wie eitel, wie prahlerisch, lügnerisch, wie falsch! Wir pinseln uns etwas vor vom Volk. Es ist nicht so, wie es die Touristen und Genremaler geben wollen. Die treueste Magd, die ganz nur Liebe und Hingebung für ihre Herrschaft scheint, pruhstet wie eine Katze auf, wenn „ihr Weihnachten" zu gering ausgefallen sein soll. Egoismus regiert Alle, und ich stelle mir eigentlich als Politiker die Aufgabe, Hackerten für das schwankende, unreife, halbfertige, bald großartige, dann wieder kleinliche, bald herausfordernde, dann wieder feige, bald rührende, bald abstoßende, bald poetische, bald prosaische, nachtwandelnde, ahnungsvolle und am Tage geistig verschlafene Volk zu nehmen und mir zu sagen: Wie bändigt man nun ein solches? Wie bessert man es?"

Als die Brüder über die stillen Straßen wandernd im Gespräch auf ihre nächsten eigenen Angelegenheiten zurückgekehrt waren, erzählte Siegbert seine Berührung mit Rudhard, dessen Anliegen und eigenthümliche Ansprüche auf jenes Bild, über das sich Siegbert aber doch hütete schon nach seinen eignen Entdeckungen zu sprechen. Denn da ihm daran lag, seinem innern Triebe folgen zu dürfen und die Uebergabe des Bildes an Egon's Lehrer und Erzieher zu vermitteln, so nahm er sich in Acht, seinen in solchen Fragen nicht wie er bedenklichen Bruder darauf aufmerksam zu machen, daß er in dem Bilde Enthüllungen über ihre eigene Familie gefunden hätte. Verräthst du davon Etwas, dachte er, so wird Dankmar Anstand nehmen, durch freiwilliges Herausgeben Das wieder gut zu machen, was auch Rudhard allerdings in seinen Ansprüchen auf jene Prüfung und Mitwissenschaft eigentlich verscherzt hat —!

Vor dem Egon'schen Palais stand ein Einspänner. Dankmar, noch erfüllt von einer so sonderbaren Wendung, wie nun das Schicksal jenes Bildes plötzlich nehmen sollte, fragte den Kutscher, ob er nichts vom Befinden des jungen Prinzen melden könnte. Dieser gab die kurze Antwort, er stünde nur hier, um zwei Damen auf den Fortunaball zu fahren.

Der Blick auf die Wäsämskoi'sche Familie, auf die Ankunft der d'Azimont, Alles, was Siegbert über Rudhard, über Anna von Harder hatte erzählen können, die Verständigungen über Melanie, seine Erklärung, daß er zwar den Haß, den ihm Melanie durch seinen Bruder hatte ankündigen lassen, nicht fürchtete, aber sich auch beherrschen und nicht verstehen wollte, ihn in ein neues Bekenntniß ihrer Liebe zu verwandeln — alles Das regte Dankmar so auf, daß er sagte: „Hackerts Natur steckt mich an! Ich

werde auch ein Nachtwandler! Sieh nur, wie die Menschen dort hinströmen und die Wagen fahren! Das da unten ist die Fortuna, bunt erleuchtet mit chinesischen Ballons! Ich erlebe, daß wir mit in den Strudel gerathen, uns am Eingang des Gartens ein Billet und das „venetianische Maskenfest“ auf eine Viertelstunde auch in Augenschein nehmen.“ Siegbert widersprach nicht. Die Fortuna war das neueste und größte Vergnügungs-Etablissement. Hier fanden sich Gärten und Säle, Galerieen, Logen, von denen man in die Säle hinunterblickte, Tunnels, Schaukeln, Carrousels, Rutschberge, kurz eine ganze kleine Welt, die so lange kein anderes Etablissement dies neue verdrängte, in der Vogue war.

Das für heute angesagte große „venetianische Maskenfest“ im Freien fand trotz der allgemeinen Klage über die bedrängten Zeiten und die Unsicherheit der Zustände den lebhaftesten Zuspruch. Eine Menge von Wagen standen vor dem von hellen Gasflammen magisch erleuchteten Eingang. Die goldene Kugel, die auf der Fortuna über dem Eingange schwebte, schimmerte im blendendsten Lichte. Von etwa aussteigenden Charaktermasken war keine Rede. Ein Jeder kam in gewöhnlicher Toilette. Nur die Speculation des Wirthes verband mit dem niedrigen Eintrittspreise noch die Nothwendigkeit, daß sich Jeder eine Maske kaufen mußte. Bis zwölf Uhr sollte Jeder maskirt sein, worauf jedoch nur an der zweiten Einlaßthür festbestanden wurde. Jeder Unmaskirte mußte da zurück oder sich mindestens eine Wange oder eine Nase kaufen.

Das Gewirr der Wagen vor der Pforte, das Geschwirr der luftigen Vögel, die unter Fortunens goldener Kugel in die bunterleuchteten Gärten einzogen, das Schreien der die Wagen öffnenden Jungen, die schmetternden Trompeten und die Paukenwirbel der Ballmusik, alles Das gab so sehr ein den Begriff der Nacht und das Bedürfniß nach nächtlicher Ruhe verscheuchendes Durcheinander, daß die Brüder mit in die allgemeine Strömung geriethen und an der Kasse ein Billet, in der Garderobe zwei Stirnen und Nasen mit schwarzen großen Schnurrbärten kauften und beschlossen, sich einen Gartenplatz zu suchen und dem Gewühl zuzuschauen. Der Frack war hier keine Nothwendigkeit. Die Glacéhandschuhe mußten schon der drückenden Hitze weichen. „Holen wir unser Grün'sches Diner nach!“ sagte Dankmar erregt. „Was plagen wir uns! Ich erzähle dir auch meine hohenberger Abenteuer.“ Siegbert fühlte sich in dem Menschenstrom beengt und gab sich zaghaft, was ihm, wie ihm Dankmar ver-

sicherte, unter der gewaltigen Nase mit den schwarzen Pferdehaaren komisch genug stand.

Eine so neue „Gartenanlage" konnte natürlich nur sehr dürftig sein. Die Beete boten verwelkte Blumen und zertretenes Gras. Wo Bäume hätten schatten sollen, waren leinene Zeltdächer aufgespannt. Aber die schimmernden, grünen, rothen, gelben Ballons gaben der Dürftigkeit ein freundlicheres Ansehen. Eine Grotte von Blumen, berieselt von einem Wasserfall und erleuchtet von einer großen Sonne aus einigen Hundert Lampen, machte in der That einen grandiosen Effect und verdiente das Staunen, das sich auf den ringsum Rembrandtisch erleuchteten Gesichtern zu erkennen gab. Rechts und links führte der Garten in dunklere Partieen, die nicht minder belebt waren, und wie man hörte, im zweiten Theil des Festes vorzugsweise gesucht sein sollten. Stufen, die links und rechts von Candelabern erleuchtet waren, führten zu einem wie in Licht schwimmenden gewaltigen Tanzsaale, wo sich schon Hundert von Paaren in wildem Galopp tummelten und die rauschendste Blechmusik von den Wänden widerhallte.

„Hierher also zog es Hackerten!" sagte Siegbert, indem er auf den ersten Blick sogleich nach ihm suchte. „Kein Wunder, daß es ihm hier mehr gefällt als im vergitterten Galeriezimmer des dritten Hofes Brandgasse Nr. 9, neben einer Stube schnarchender Kinder und den gespenstischen Uhrschlägen, die an die schnellverrinnende Zeit und den Tod erinnern." Auch Dankmar hatte Hackerten noch nicht entdeckt. Aber hier und dort fesselte ihn schon eine Bekanntschaft; ein Offizier in Civil, hier ein junger Advokat, dort sogar ein junger Gelehrter, der durch die Brille mit zusammengekniffenen Augen über diese wilden Massen philosophirte. Siegbert fand einige Maler, die hier Modelle zu suchen behaupteten. Die Mehrzahl gehörte der dienenden und arbeitenden Classe an. Hier war die Frage vom Proletariat eine Weile suspendirt. „Was dein Franzose, Herr Louis Armand, wohl über einen solchen Ball sagen würde?" bemerkte Dankmar. „Ich fürchte, er sieht in diesen Polkas und Cotillons bloß den Ausdruck der Desperation der arbeitenden Classen."

Siegbert zeigte dem Bruder die geschmackvolle pompejanische Malerei des Saales, die hübsche Einrichtung der Logen, durch die man durch versteckte Hintertreppen gelangte, das Gefällige und Kunstgerechte, das sich heutiges Tages bis in die gewöhnlichsten Bauten erstreckt und den Schönheitssinn auch bei den Massen entwickelt. Aber trotz der geöffneten Thüren und Fenster war die Hitze hier so erstickend, daß die Brüder wieder in den

Garten zurückkehrten und sich nach einem Plätzchen umsahen, wo sie sich einigermaßen ungestört unterhalten konnten. Sie fanden ein solches, ziemlich entlegen, in jenen unheimlichen düstern Regionen, wo sich nur die Liebespaare wohlbefanden. Die Trompeten und Pauken dröhnten hier nicht so ohrenerschütternd herüber. Es war ein einfacher Tisch, den sie fanden, mit zwei Stühlen an einem vielleicht erst vor einigen Monaten eingesetzten Apfelbaum, der noch nicht zwei Blüthen getragen haben mochte; ein Stachelbeerstrauch bot eine Art Rückwand. Vor allen Dingen man konnte hier sein eigenes Wort verstehen und was die Behaglichkeit mehrte, war, daß sie in dem Kellner, den sie anriefen, ihnen Wein und die Speisekarte zu bringen, Niemanden anders erkannten, als den leibhaften Ehegatten der Kathrine Vollweiler aus dem Pelikan, den angeroder Fuhrmann Peters! „Aber Peters, ist es denn möglich, Sie hier?" riefen die Brüder. „Sie in der kurzen Kellnerjacke? Was ist denn das?" setzte Dankmar hinzu. „Ja! Ja!" stammelte Peters. „Was ist Das? So heißt's immer auf die zehn Gebote. Und die zehn Gebote hab' ich immer perfect gekonnt; aber beim Was ist das? Da hab' ich immer gestockt. Ja, ja! Was ist Das?" — „Peters, Sie sind melancholisch? Freuen Sie sich denn nicht, daß ich da bin? Sagte Ihnen denn nicht Hitzreuter, der Pelikanwirth, daß Alles in Ordnung ist? Wo waren Sie denn gestern?" — „Gestern wo ich heute bin!" — „Sie sind Kellner in der Fortuna geworden! Ist es möglich! Wie hängt denn Das zusammen? Haben Sie den Bello noch erkannt?" — „Lahm ist lahm und hier soll Einer flink sein!" — „Peters ein Aufwärter auf dem Fortunaball! Und die Kathrine?" — „Ist unten im Tunnel!" — „Im Tunnel? Peters, ich glaube, wir träumen oder den Pelikan hat man hier in die Fortuna verlegt." — „Der Pelikan ist ein Thier, das sich die Brust aufreißt für seine Jungen," fiel Siegbert ein. „Sie haben ja keine Kinder, Peters! Wie kommen Sie —" — „Der Pelikan vorm Tempelheider Thor hat sich auch die Brust aufgeritzt, aber für seinen Bruder," sagte Peters mit sonderbarer Melancholie. — „Aufklärung, Peters! Kein Fuhrmannslatein!" — „Mein Dicker hat das Geld hergeliehen für einen neuen, dummen Streich, den sein Bruder macht" — erklärte Peters. „Ist Hitzreuter der Bruder des Hitz — Ah! Richtig! — Sind die Hitzreuter's Brüder?" — „Das sehen Sie ja! Wo soll das Geld herkommen für die Fortuna? Der Pelikan hat auf die goldene Kugel da vorn eine Hypothek von fünftausend Thalern." — „Und auf dieser Kugel rollte auch die Kathrine in den Tunnel

und Peters — ?" — „In die Marqueurjacke!" sagte Peters tiefaufseufzend mit einem schmerzzerrissenen Blick zum Sternenhimmel. — „Aber das scheint Ihnen nicht zu behagen, Peters? Kein Wort über Bello? Nichts vom Schrein? Keine Frage nach Euren ehrlichen Zeck's? Peters, was habt Ihr?" — „Was ich habe, ist all eins; aber Sie haben den Schrein und dafür bin ich auf die Knie gefallen und habe Gott und allen himmlischen Heerschaaren gedankt." — „Peters, wir wissen wenigstens, wer den Schrein gefunden hat. Der Justizrath Schlurck hat ihn gefunden und morgen am Tag wird er in unser Palais gefahren." — „Hört' ich Alles schon vom Hitzreuter; aber wie der Justizrath ihn hat finden können —" — „Ist Euch nicht klar, Peters? Mir auch noch nicht. Aber gesteht nur, eine Achse, die Einem vor der Nase bricht und ein Rad, das Einem auf den Kopf fällt, benimmt die Sinne — Ihr hattet sie alle fünf verloren." — „Mag wohl! Ich war elend und mocht's nicht sagen. Es war meine letzte Fahrt. Angerode seh' ich nicht wieder und Das muß ein Glück sein. Fortuna ist die Glückshexe — nicht wahr?" — „Richtig verdeutscht! Nicht mehr und nicht weniger. Aber zum Glück macht man kein so saures Gesicht wie Ihr." Und Siegbert, der wohl verstand, was den Armen in der Jacke drückte, und dem als Maler die Poesie des deutschen Fuhrmannslebens gegenwärtig war, setzte zu diesen Worten Dankmar's hinzu: „Ihr wäret lieber Fuhrmann geblieben? Das seh' ich, Peters." — „Das möcht's wohl sein," entgegnete Peters mit einem sichtlichen Ausdruck verbissenen Kummers. „O, die liebe Zeit! Ich schäme mich!" — Nach einem aus tiefster Brust gezogenen Seufzer fragte er die Herren, was sie „schafften"? und zog dabei mit einer Art von stillen Wehmuth langsam und wie verstohlen den Speisezettel aus der Brusttasche. „Der Rindsbraten soll gut sein und vom französischen Wein sind alle gangbaren Sorten da. Die Namen kann ich nicht lesen, aber wenn Sie recht deutlich Ihre Worte sagen, behalt' ich sie schon —" — „Eine Chateau Margeaux —" — „Schatten Margo" wiederholte Peters und ging.

Die Erwähnung der Zecks bildete den Uebergang zu Dankmars Mittheilungen. Endlich gab er den versprochenen Reisebericht. Die dazu stimmende Behaglichkeit gab die fröhliche Umgebung, der milde Himmel, der Sternenschein, das Flimmern der Lampen, vor allen Dingen der Rindsbraten und „Schatten-Margo," den sich ausdrücklich Peters vom Besten erbeten hatte, weshalb er

auch noch einen halben Thaler mehr kostete, als ihn die Brüder bestellt hatten.

Eine weitere Anknüpfung des Gesprächs mit dem stillen Dulder in der Kellnerjacke war nicht möglich; denn schon riefen ihn andere Gäste. Mit einem schmerzlichen Seufzer und einem traurigen Blick zum bestirnten Himmel folgte Peters den Pflichten seines neuen Berufes, während sich die Brüder durch den Wein und die trauliche Mittheilung nachträglich jene behagliche Stimmung in der Nacht schufen, die sie sich unter viel comfortableren Verhältnissen für den Mittag erträumt hatten.

Neuntes Capitel.

Die Signalements.

„Nun, Das geht ja hier hoch her!" begann Mullrich zu Kümmerlein, seinem Collegen, als beide, natürlich ohne Masken, in die Fortuna eingetreten waren. „Um solchen Heidenspectakel muß nun Eins aus seiner Nachtruhe heraus! Bekanntes Gesindel, wo man hinsieht, und Alles in Seide und Sammet! Gott, was bist du so langmüthig geworden!"

Kümmerlein, Mullrich's College, trug den allgemein kenntlichen Dreimaster der Polizeiagenten etwas überm Ohr. Der kleinere, spitznasige, scharfäugige Agent liebte Fröhlichkeit, Weiber, Musik und verließ diese Festlichkeiten nie, ohne sich vom Wirth und den sogenannten Observaten, den unter Aufsicht stehenden ehemaligen Verbrechern, regaliren zu lassen. „Mullrich," sagte er, „Sie werden je älter, je gottesfürchtiger. Das macht Ihr Reichthum! — „Reichthum, Kümmerlein? Wie so? Etwa von meiner frühern Schlosserei, meinen Sie?" — „Wer, wie Sie, zwei, drei Geschäfte betreibt, der braucht sich den Kopf nicht zu illuminiren; der ist still lustig für sich." — „Kümmerlein, Sie sind noch jung —" — „Ach Mullrich, Sie drückt auch nichts als blos Ihr Geldsack." — „Die Vicewirthschaft wird doch wohl am längsten gedauert haben. Wissen Sie denn nicht, daß die alten Häuser nun alle an die Regierung kommen, und daß diese Posten, die ein Paar Groschen einbringen, veraccordirt, verpachtet werden oder sonst etwas?" — „Da bieten Sie denn selbst für Ihren Keller! Dreihundert Thaler zum Ersten — was?"

Diese Ergüsse einer, wie Hegel sagt, rein „auf sich selbst

bezogenen Reflexion" unterbrach ein Herr in eleganter, feiner Kleidung mit einem großen Schnurrbart. Wir kennen ihn bereits, würden ihn aber jetzt für einen reichen Rittergutsbesitzer halten, der die Sitten der Hauptstadt studiren wollte, wenn ihm nicht doch die dicken waschledernen Handschuhe etwas mehr Derbes und Militairisches gegeben hätten. Es war der Obercommissär Pax. „Bleiben Sie nicht zu lange auf einem Fleck!" sagte der imposante Herr. „Sehen Sie sich um! Es sind zwar viele vom Schutzamt hier, aber auch die Zahl der Vigilanden ist groß. Wo man hinsieht, alte Bekannte. Nehmen Sie Ihre Stellung in der reservirten Loge Nr. 18 und beobachten Sie von da aus den Ballsaal!" — „Schön, Herr Obercommissär!" — „Haben Sie Ihre Signalements bereits verglichen? Nr. 1 ist nur einfach zu beobachten; Nr. 2 sogleich festzunehmen. Es ist Polizei genug da, um auf den Pfiff unterstützt zu werden. Sehen Sie sich auch die Frauenzimmer an! Die Maler-Guste nirgend entdeckt?" — „Nein, Herr Obercommissär!" lautete die unisone Antwort. Auch Kümmerlein wußte sofort, wer die Maler-Guste war. Der Obercommissär ging weiter, wie ein stiller Beobachter, die Arme auf den Rücken verschränkt. Er war trotz des lauen Abends bis zum Halse zugeknüpft und drückte den Hut bis tief über die Stirn.

„Das ist das Beste," begann der kleine Kümmerlein, „daß wir auf die Frauenzimmer sehen sollen! Es ist hübsches Volk drunter, die schiefe Male hat Augen, die Einem bis unter die Weste brennen. Guten Abend, Male!" Die schiefe Male lachte, schoß aber in Privatangelegenheiten rasch vorüber. „Kommen Sie, Kümmerlein, und lassen Sie uns lieber hier an der Laterne die Signalements vergleichen!" sagte der dienstbeflissenere Mullrich. „Wie viel haben Sie denn?" — „Ein ganzes Zuchthaus voll! Meine Brieftasche ist dick damit wattirt." — „Ich habe nur zwei." — „Die von heute Mittag?" — „Lesen Sie sie mir 'mal vor! Weiß der Henker, ich kann immer aus Paxen seiner Schreiberei nicht klug werden," meinte Mullrich." — „Halten Sie 'mal meinen Stock!" antwortete gravitätisch der mit Schulkenntnissen begabtere Kümmerlein.

Die beiden Polizeidiener hatten einen stillen Ort gefunden, wo sie ziemlich unbemerkt die beiden Signalements lesen konnten, die ihnen der Obercommissär als dringend bezeichnet hatte. „Ein Franzose," — begann Kümmerlein; „fünf Fuß, acht Zoll, schwarzes — Haar, blasse — Gesichtsfarbe, Mund — mittel, Augen — braun, Nase — gewöhnlich, trägt einen — Schnurrbart,

28 — Jahre. Spricht gutes — Deutsch mit — französischem —" — Kümmerlein buchstabirte das folgende Wort — „Azent — Richtig" fiel der Andere ein. „Deutsch mit französischem Azent — das heißt, man hört's ihm nicht an, daß er kein Franzose ist — Oder vielmehr —" — „Grade! Man hört's ihm an —" — „Aha! Also man muß französisch —" — „Ein Bischen muß man — Können Sie französisch, Kümmerlein?" — Kümmerlein behauptete, als ehemaliger Klempnergesell in Frankreich gewesen zu sein; er wiederholte aber, daß der Franzose deutsch spräche. „Richtig!" sagte Mullrich; „aber — Azent!" Kümmerlein las im Papiere weiter: „Hier steht's, wie er heißt — Louis — Armand — besondere — Bemerkung: Man hat ihn im — Umgange mit — Handwerkern, besonders — Willing'schen Maschinenarbeitern — aha! — zu beobachten. — Das ist politisch!" — „Pst! Stille!" bedeutete Mullrich und sah sich rasch um.

Eine maskirte Gestalt huschte an den beiden Lesern vorüber und warf aus einer grünen, gemalten Brille über der gewaltigen Nase einen scharfen Blick auf die beiden in ihren Charakterstudien vertieften Polizeiagenten, indem sie eine Secunde etwas hustend stehen blieb. „Wünschen Sie Etwas?" fragte Kümmerlein. „Pardon!" war die Antwort und die Maske mit der grünen Brille huschte wieder rasch ins Dunkel und verschwand mit einem etwas röchelnden Husten hinter den Büschen.

„Pardon?" riefen die beiden Collegen. „Das war ja —" — „Französisch —" — „Mit'm Azent —" — „Kommen Sie!" sagte Kümmerlein, „ich glaube, der echappirte auf den Saal zu, und überhaupt sollen wir auf Loge Nr. 18 vigiliren. Eine grüne Brille? Merken wir uns Das, Mullrich! Das war ein Franzose!"

Mullrich konnte diese Bezeichnung Nr. 18 nicht hören, ohne sogleich an die Thüren seines Familienhauses zu denken und bei Nr. 18 fiel ihm in leicht erklärlicher Ideenassoziation Nr. 17 ein. Indem er sich die Möglichkeit dachte, daß die Maler-Guste wohl nicht nach Hamburg gegangen und trotz ihrer beträchtlichen Schulden doch auf dem Fortunaball auftauchen konnte, folgte er Kümmerlein, der sich durch das Gedränge dem Saal zu Bahn machte und von dem Anblick der Lichter, die aus den Saalfenstern schimmerten und der vielen Mädchen, die ihn lachend grüßten, so verblendet war, daß er die Spur der grünen Brille aus dem Auge verlor und Mullrichen erinnerte, daß sie noch das zweite Signalement zu lesen hätten.

Diese kleine Loge war eigens in dem Bauplan des Unternehmers, des Kaufmanns Hitzreuter, von Polizeiwegen vorgeschrieben worden. Sie hatte einen eigenen Aufgang vom Tunnel aus und machte eine dauernde Beziehung zwischen der Beobachtung des Tanzsaals und der Beobachtung des Tunnels möglich. „Verbotener Eingang" lautete die Aufschrift der Treppe im Tunnel, die zu dieser Loge führte, und in der kecken Sprache dieser zweideutigen Sphäre wurde die Loge die „Sternwarte" genannt.

Im Tunnel wurde man von einem undurchdringlichen Rauch empfangen. Hier standen drei grünbezogene Billards und einige kindische Glücksspiele, die jedoch gerade um so besuchter waren, je weniger sie Nachdenken kosteten; denn mit den großen Geistern haben es die kleinen gemein, daß sie, wenn sie spielen, nicht denken wollen. Hier im Tunnel wurden die feineren Observanzen der oberen Räume nicht beobachtet. Man sah hier den eigentlichen Stamm der Besucher solcher Festlichkeiten, leichtsinnige, meist junge Geschäftsmenschen, die das Vergnügen lieben. Jene Demokratie, die im ewigen Hader mit den Dienern der Gerechtigkeit lebte, war hier weniger vertreten. Auch gebehrdete sich der Wirth als einer jener outrirten Royalisten, die sich bei jeder Gelegenheit mit ihrer Gesinnung vordrängten und aus Dankbarkeit, daß man ihm sogar von Seiten des Hofes eine Summe für seinen Bau geliehen hatte, in den Reubund getreten war und zuweilen mit diesen Fortunafestlichkeiten auch patriotische Zwecke verband, royalistische Embleme anbrachte, die Landesfarben und die Landeszeichen, und in seinen Räumen auf loyale Ordnung sah.

Vor der kleinen Thür, die auf die Sternwarte führte, stand die grüne Brille und schien sich über die Inschrift orientiren zu wollen. Die beiden Häscher schlichen näher. Sie merkten, die Persönlichkeit hatte einen fatalen Husten. Eben wollte sie die Thür aufklinkend die kleine Treppe besteigen, als die Häscher herantraten und Kümmerlein, von einer eben am Büffet aus Katharina Peters' Händen empfangenen Herzstärkung noch resoluter geworden, die Maske so anredete: „Erlauben Sie, Musje, da steht geschrieben: Hier nix Passage!" — „Ah Merci!" sagte die grüne Brille und war mit der Gewandtheit eines Aales den beiden verblüfften Agenten entschlüpft. Nur in der Ferne noch hörte man sie hüsteln.

Verblüfft war nämlich Mullrich besonders darüber, daß Kümmerlein französisch konnte und Kümmerlein wiederum seinerseits erstaunte, daß sein gewagter Versuch, diese fremde Sprache

wenigstens in Anklängen zu reden, ihm wirklich so gelungen war. Staunend über diese neuen Entdeckungen, die sie sich gegenseitig machten, verloren sie zwar die Spur des plötzlich verschwundenen flüchtigen Fremden, aber sie sagten doch: „Nun, den kriegen wir heute Abend schon! Auch sollen wir ihn ja nur beobachten —" — „Vigiliren!" meinte Mullrich und freute sich eines auch ihm geläufigen Fremdwortes.

Mit dem Worte Vigiliren stiegen sie auf die Sternwarte hinauf, indem Mullrich seinen Collegen wiederholt erinnerte, sie hätten noch Nr. 2 zu lesen oder wie Kümmerlein sagte, zu collationiren, was ein ihm geläufiger Ausdruck vom Polizei-Büreau war.

Da es auf der engen Treppe dunkel war, so vertröstete Kümmerlein für dies wissenschaftliche Geschäft auf die brillante Beleuchtung von Nr. 18, in welche der ganze Lichtstrom aller Gasflammen des Saales hineinfiel.

Zehntes Capitel.

Die grüne Brille.

Die aalglatt entschlüpfte Maske hatte inzwischen den Tunnel verlassen. Sie bewegte sich, dann und wann von einem eigenthümlichen asthmatischen Husten unterbrochen, mit großer Behendigkeit, aber in jener unsteten Emsigkeit, die gewissen langen Würmern eigen ist, die auf einer ebenen Fläche bald hier- bald dorthin schießen und sich umwenden, man weiß nicht warum, und alle Augenblicke zu erschrecken scheinen, man weiß nicht worüber. Die Behauptung, daß diese grüne Brille deshalb, weil sie zwei französische Worte: Pardon! und Merci! gesprochen, auch sogleich ein Franzose und eben Monsieur Louis Armand war, kann eine Uebereilung sein. Unter der großen Brille, der Nase und dem gewaltigen Schnurrbarte steckte zwar ein glattes Antlitz, aber dem Haar unter dem feinen Castorhut ging alle natürliche Frische ab. Jedenfalls war es eine kunstvolle Perücke.

Wir, die wir Louis Armand kennen und bedauern müssen, daß dieser junge Franzose, der so eben mit liebevoller Aufopferung am Krankenbett seines Freundes und Gönners, des Fürsten Egon von Hohenberg, wachte, schon den Sicherheitsbehörden als

ein wahrscheinlich communistischer pariser Agent verdächtig erschien, wir würden für Louis Armand gutsagen, daß es ihm unmöglich wäre, so wie diese grüne Brille unter dem Schatten der Bäume herumzuschießen, jede weibliche Erscheinung mit einer Lorgnette zu fixiren und sich dem zwecklosesten Flaniren in einer Weise zu ergeben, die uns über Zweck und Ziel dieser Persönlichkeit im Unklaren läßt.

Besonders schienen es zwei weibliche Gestalten, denen die grüne Brille eben eine aufmerksame Verfolgung zugedacht hatte. Es waren schlanke, gefällige Wesen, die eine sorgfältige Toilette gemacht hatten und deren Auftreten zwar von ziemlich kecken Manieren, aber auch von einem gewissen Selbstgefühl zeugte. Der zudringliche Ton der luftig und zweideutig hier herumflatternden Wesen war ihnen nicht eigen, doch forderten auch sie heraus. An Verfolgern fehlte es um so weniger, als ihre Art, sich einander anzuhängen und ohne zu verweilen, bald da, bald dort zu erscheinen, auffallend genug war. Zum Tanze schienen sie sich erst später entschließen zu wollen.

Die grüne Brille hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn sie an diesen, durch weiße zierliche Halbmasken noch unkenntlichen Damen vorbeischoß, ein Compliment hinzuwerfen, das mit einem gewissen Kichern aufgenommen wurde; ja als eines seiner rasch hinfallenden französischen Worte sogar einmal durch ein Bon soir, Monsieur! erwiedert wurde, wäre er ohne Zweifel in ein näheres Gespräch verwickelt worden, wenn nicht zwei elegante Herren unabläßig bemüht gewesen wären, ihn von den beiden Weißmasken zu entfernen. Auch diese durch große Schnurrbärte und Nasen unkenntlich gemachten eleganten Herren hielten sich unter den Armen einander fest. Sie waren fein gekleidet, in schwarzen Fracks mit weißen Piquéwesten, weißen Handschuhen, weißen Halsbinden. Man mußte sie für Erscheinungen aus der Salonwelt halten, hätte nicht auf einen geringern Ursprung ihre Sprechart hingewiesen.

Wie sich die grüne Brille einige mal durch diese beiden Herren gewaltsam von diesen beiden Weißmasken abgedrückt fühlte, schlich er diesen vorsichtig nach und hörte auf einem Seitenwege an den Hecken hin, daß die eleganten Männer Worte in einem Dialekt wechselten, der den Lauscher errathen ließ, daß er sich hier unter dienendem Personal bewegte. Bei alledem hatten die Weißmasken etwas Graziöses und eine gewisse herausfordernde Leichtfertigkeit, die pikant erschien. „Komm! Komm! Die Weißmasken sind die Wandstabler's — die Lore und die

Flore! Laß uns fort!“ sagten jene Herrenmasken, die sich durch ihr Gespräch als die Excellenz-Harderschen Diener Franz und Ernst verriethen.

Die grüne Brille wandte sich auf den Namen der Wandstablers. Ihr schien dieser Name bekannt zu sein. Die Wandstablers? verhauchte es auf den fahlen Lippen der schleichenden Person, als sie sich umgewandt hatte, zu hören, wer ihr diese angenehme Aufklärung gegeben hatte. Wie erstaunte der hustende Schleicher, als er jetzt geradezu das Eleganteste entdeckte, was man bisher auf dem Fortunaball angetroffen hatte! Zwei leichte, sylphidenartige Gestalten schlüpften behend, wie Elfen im Mondenschein, vor ihm her. Sie hatten die Tracht der sogenannten Fledermäuse — angewandt vom winterlichen Carneval auf die laue, liebliche Sommernacht. Die eine weibliche Gestalt, die größere, war ganz von einem leichten Rosastoff umwallt und hatte eine weiße Kapuze auf. Die andere, ebenfalls mit einer weißen Kapuze, trug die kostbarste Umhüllung von demselben leichten Stoff in Himmelblau. Die Kapuzen entstanden aus weißen Ueberwürfen, die frei und lose bis über den Kopf gezogen waren und nichts von demselben sehen ließen, als die maskirte Vorderseite, deren die grüne Brille, so sehr sich mühte, nicht ansichtig werden konnte; denn die beiden Damen eilten wie auf geflügelten Sohlen und schnitten dadurch jeden Versuch der Männerwelt, ihnen zu folgen, ab.

Die grüne Brille hatte das Wort: Es sind die Wandstablers! nicht vergebens gehört. Sie mußte ein zu lebhaftes Interesse an diesem Namen haben, und folgte bis in die Dunkelheit, wo ihr die Blaue und die Rothe nicht mehr sichtbar waren. Etwas erschöpft von diesen Anstrengungen setzte sie sich hustend auf eine zufällig unbesetzte Gartenbank, lüftete auch, da es überaus dunkel war, einen Augenblick ihre Maskirung nnd sammelte wieder Kraft zur Fortsetzung ihrer Anstrengungen, die aus der Absicht, sich nur zu vergnügen, nicht ganz allein hervorzugehen schienen.

Ein leises Lüftchen, das über die Gärten und Wiesen herwehte, mußte dem Erschöpften wohlthun. Die rauschenden Klänge aus dem Tanzsaal tönten nur noch matt uud verhallend hierher. Man befand sich hier am äußersten Gitter der Einfassung dieser neuen Anlage. Im Sternenlicht konnte man in nächster Nähe nur eine Wiese, dann aber ein großes festungartiges Bauwesen erblicken. Die ungeheuren in die Höhe ragenden Schornsteine ließen eine große Fabrik vermuthen. Es war in der That hier ganz in der Nähe die große Willing'sche Maschi-

nenfabrik, an welcher, um die Glut der Oefen nicht für das Tagewerk erkalten zu lassen, auch in der Nacht aus den langen Essen heller Schein und glühende Feuerfunken knisterten.

Wie sich die grüne Brille auf der kleinen Bank ausruhte, mit der einen Hand ein seidenes ostindisches Taschentuch nach dem Gesicht führte, um sich den Schweiß zu trocknen, mit der andern die weiße Farbe der frischgestrichenen Bank anfühlte, ob sie etwa noch abfärbte, dann aber eine Bonbonnière hervorzog und einige Pastillen in den Mund steckte, hörte sie hinter sich, wo sie Niemanden vermuthete und ihrerseits selbst durch die Wirkung der Pastillen auf den Husten, der eine Zeitlang aufhörte, unbemerkt war, zwei Männer in einem ernsten, mit der allgemeinen heitern Regsamkeit des Abends in keinem Zusammenhang stehenden Tone sich unterhalten. Die Männer nahmen mit ihm Rücken gegen Rücken auf einer jenseit des trennenden Gebüsches in einem andern Gange stehenden Bank Platz und ließen sich nur dann zuweilen unterbrechen, wenn sie ein Vorübergehender störte.

„Sie sind ein Thor," sagte der Eine ziemlich rauh und hart, „daß Sie Ihr junges Leben so unnütz verzetteln und nicht endlich Anstalt machen, für Ihre Zukunft einen dauernden Grund zu legen. Was soll aus Ihnen werden? Sie haben Talent, Kenntnisse, freilich keine geregelte Erziehung, aber in kurzer Zeit würden Sie nachholen können, was Ihnen noch fehlt. Nur müßten Sie dies Träumen und Lungern aufgeben und etwas Solides anfangen. Es ist die höchste Zeit oder Sie sind verloren." — Der Andere antwortete mit einer schwächeren, aber sanften und hochklingenden Stimme: „Ich bin krank. Mein Leben ist verpfuscht. Noch einige Jahre und ich breche mir einmal den Hals durch Zufall oder mit Absicht. Das wird das Ende sein." — „Gehen Sie weg, Sie sind ein Thor," sagte wieder der Andere. „Freilich müssen Sie sich ruiniren, wenn Sie heute einmal im Felde schlafen, morgen eine ganze Nacht so durchrasen, wie ich Sie vorhin im Saal habe tanzen sehen. Sehen Sie! Wie erhitzt Sie sind! Wie Ihre Brust keucht! Wie Ihre Hände glühen! Sie sind auf dem besten Wege zur Schwindsucht!" — „Das ist der Tanz nicht," sagte der Andere. „Das ist mein Glück, meine Freude, die an mir zehrt." — „Glück? Freude? Ein Mensch, der im dritten Hofe eines erbärmlichen Hauses wohnt, drei Treppen hoch, links und rechts von Armuth und Elend umgeben? Ich weiß, daß Sie nicht darben. Der Justizrath liebt Sie väterlich, liebt sie wie einen

Sohn. Und wissen Sie, manchmal kommt es mir vor —“ — „Halt! Mir ist schon Vieles vorgekommen —“ — „Als wäre der Justizrath selbst Ihr Vater.“ — „Der Teufel! Das wäre mir nicht lieb!“ antwortete der Andere rasch. — „Warum nicht?“ — „Mein Vater? Sagen Sie das nicht wieder!“ — „Sie sind ein Waisen-, ein Findelkind! Sie führen den Namen Hackert von dem Pathen, den man Ihnen im Waisenhause gab. Es war ein Kaufmann, der dem Waisenhause grade gegenüber wohnt und nichts dagegen hatte, Ihnen seinen Namen zu geben, weil er vom Waisenhause lebt. Wie kamen Sie an den Justizrath?“ — „Das weiß ich nicht — aber mein Vater! Nein, das wäre eine weinerliche Komödie, wie ich Sie einmal für zehn Silbergroschen im Theater gesehen habe. Aber hören Sie: Polkatöne! Komme doch! Komme doch, holde Schöne!“ — „Sie tanzen jetzt nicht! Sie sollen vernünftig sein! Wissen wir nicht Alle, daß Sie mit dem schönen, kecken Mädchen, mit der Melanie —“ — „Stille! Erst: Wir? Wer sind die Wir?“ — „Die, die scharfe Augen und nebenbei mit Schlurck, Bartusch und Andern Geschäfte haben. Auch Dienstmädchen plaudern — Eben sprach ich Jeannetten —“ — „Die ist hier?“ — „Die Schlurck's müssen toll sein. Sie werfen alle Leute zum Hause hinaus und bilden sich ein, wenn man auf den Mund fällt, wächst er Einem zu.“ — „Was ist mit Jeannette —?“ — „Der Kutscher Neumann brachte sie her. Sie wüthet. Ihr Fräulein hat ihr heute Abend vor zwei Stunden den Dienst gekündigt.“ — „Vor zwei Stunden? Ha, ha! Sie tanzt aus Zorn — ich aus Freude! Ein andermal umgekehrt. Es werden mir noch Manche folgen.“ — „Reden Sie vernünftig! Diese Jeannette ist bös und wenn Sie Melanie lieben —“ — „Meine Schwester?“ — „Glauben Sie's nun?“ — „Nimmermehr!“ — „Das Fräulein wäre heute Abend von Harders nach Hause gekommen, hätte getobt und gelärmt, geweint, geschrieen, die Hände gerungen, einen Brief geschrieben —“ — „An Lassally —“ — „Sie wissen das schon?“ — „Dann? Dann? Fahren Sie fort!“ — „Dann wäre sie in's Schlafzimmer gegangen, hätte sich ausgezogen, das Licht eben auslöschen wollen und mit der Lichtputze in der Hand ihr gesagt: Jeannette, deine Plauderei in Hohenberg, dein Zusammenstecken mit Hackert, deine gottlose Zunge mit den Knechten Lasally's, dein Punschtrinken mit den Bedienten der Geheimräthin, deine angeberischen Schändlichkeiten, daß ich den Prinzen Egon von Hohenberg in einem fremden Abenteurer vermuthet hätte, alles Das macht dein Maß voll. Morgen früh will ich

dich nicht mehr sehen. Damit drängte sie Jeannetten zur Thür hinaus, riegelte zu, löschte das Licht aus —" — „Und schläft und träumt von ihrem Bruder? Wo ist ein Geschwindmaler?"

Pax war durch Jeannette, die sich durch Indiscretion rächte, über alle Vorkommnisse des Schlurck'schen Hauses unterrichtet und forderte Hackert wiederholt auf, ein Mitglied der Polizei zu werden.

Die grüne Brille gerieth wieder in's Husten. Wie sich deshalb der Lauscher entfernen wollte, sah er, daß zwischen die beiden Sprecher die blaue und die rothe Maske gefahren waren. Die Rothe hatte den wenig Widerstrebenden, der auf die Vorschläge des Andern halb schon einging, leidenschaftlich im Moment des Handeinschlagens ergriffen und ihn mit den Worten: „Getanzt! Getanzt!" von der Bank auf- und fortgerissen. Die kleine Blaue hüpfte nach. Mit einem Fluch war der Andere, der stattliche Herr Obercommissär, aufgestanden, während die drei wie flatternde Vögel davonschwirrten.

Hackert wußte nicht, wie ihm geschah. Die rothe Elegante war ihm völlig unbekannt. Ebenso wenig wußte er, wer die an seiner linken Hand nachhüpfende Blaue war. Rasch durchflog er die Reihe seiner Bekanntschaften. Er hatte deren hier genug, so wenig ihn sein Aeußeres, besonders sein rothes Haar empfahl, so unfähig er war, dauernde Verbindungen zu schließen. Es konnte ein Akt alter Anhänglichkeit sein, daß ihn hier ein schwärmender Nachtvogel entdeckte und zur Erinnerung alter Stunden zum Tanze entführte. Dennoch kam er von dieser Vermuthung ab. Der Anzug war so neu, so elegant, der Kopfputz so geschmackvoll und nach eigener Idee ausgeführt, die Aehnlichkeit der beiden Damen so auffallend und wie im Einverständniß angelegt, daß er hin und herrieth, jedoch von seiner Begleiterin auf jeden Namen, den er rieth, nur ein Kopfschütteln als Antwort erhielt.

Es war nicht möglich, so rasch in den Saal zu dringen. Er hatte Zeit, ein Gespräch anzuknüpfen. Er fragte rechts die Rothe, links die Blaue. Mit verstellten Stimmen wichen sie ihm aus und spannten seine Neugier immer mehr auf die Folter. Als sie endlich im Saale waren, wo die Rothe sich in dem blendenden Schein des Gaslichtes nur noch anziehender ausnahm und die größte Begierde erregen mußte, ihre schwarze Maske gelüftet zu sehen, trat Hackert mit ihr zum Tanze an. Die Blaue, die nun allein stand, blieb nicht ohne Tänzer. Ohne lange Wahl war sie in die Reihen mit hineingerissen und tanzte

mit einem ihr unbekannten jungen Militär, der unter seiner Uniform eine elegante Piquéweste trug und an einem goldenen Streifen seiner Uniform erkennen lassen konnte, daß er einen höheren Grad erreicht hatte. Das Gewühl war groß. Man konnte nur einmal herumtanzen und mußte eine Weile auf Lücken warten. Hackert ließ sich nicht hindern, im Tanzen fortzufahren, es war ein gewandter, wilder, allgemein bewunderter Tänzer — wobei er in bedenklicher Weise, statt röther, nur immer blasser und blasser wurde.

Während dagegen die blaue Dame neben dem bescheidenen jungen Militär sich gefallen lassen mußte, daß sie oft pausirte, hörte sie hinter sich die Worte flüstern: „Quelle aimable danseuse!“ Sie wandte sich um, sah, daß die grüne Brille unter dem Bart ihr zulächelte, und gerieth darüber so in Verwirrung, daß sie den jungen hübschen Soldaten um Entschuldigung bat und davonstürzte. Dieser glaubte, sie wäre krank, und wollte nach. „Nein, Nein!“ antwortete sie und hielt ihn zurück. Beschämt glaubte der junge Krieger, er hätte wohl Unrecht gethan, eine so elegante Dame aufzufordern. Traurig zog er sich an die Wand zurück, um Denen Platz zu lassen, die ihren Tänzern nicht nach der ersten Tour so spröde davongingen.

Die grüne Brille irrte sich nicht, wenn sie annahm, daß die Himmelblaue seiner französischen Anrede wegen aus dem Saal eilte. Sie benutzte diese Wahrnehmung und ging der Entflohenen hüftelnd nach. „Mais, ma belle —!“ — „O lassen Sie mich! Ich schäme mich. Sind Sie's denn? O Gott! was werden Sie von mir denken?“ rief sie. — „Daß Sie sind ein kleiner Engel — eine von den drei Grazien, die verstehen zu tanzen à merveille. Machen Sie doch auf Ihre Maske, kleiner Engel!“ — Nun schien die Blaue zu begreifen, daß sie sich geirrt haben mußte und daß es viel Menschen aus Frankreich giebt, die gerade hier in Deutschland anwesend sein konnten, nicht blos der Eine und Einzige, von dem sie sich zu ihrem Todschrecken angeredet glaubte. Doch vertraute sie noch nicht ganz der Erkenntniß ihrer Täuschung, sondern sagte mit Naivetät: „Es ist mir nicht im Traum eingefallen, auf diesen Ball zu gehen, aber meine Freundin hat mich überredet und ihren Bitten konnt' ich's nicht abschlagen —“ — „Ich bewundere Ihre Costümes! Es sind Costümes von Phantasie!“ — „Von Flor,“ berichtigte die Kleine. „Es sind Ballkleider, die nicht für uns gemacht wurden. Wie wir sie werden bezahlen können, mag Gott wissen.“ Auf diese Aeußerung hin mußte die grüne Brille laut lachen. Die Naive-

tät einer deutschen „Grisette", die sogleich eingestand, daß sie hier auf dem Ball mit unbezahlten Kleidern erschien, machte der grünen Brille so viel Vergnügen, daß sie überdreist wurde und auf eine volle Börse deutete. „Mein kleines Herz," sagte der Fremde in gebrochenem Deutsch, „komm! Wir werden uns amüsiren! Wir wollen nehmen eine kleine Loge und speisen zusammen zu Nacht." Die grüne Brille schlang den Arm um die schlanke Hüfte der gewaltsam Widerstrebenden. Aber in demselben Augenblick fühlte der Unverschämte statt eines Kusses, den er sich auf der rechten Wange geben lassen wollte, auf der linken eine gewaltige Ohrfeige. Der rosarothe Domino hatte ihn in dieser vertraulichen Form ihre weißen Handschuhe fühlen lassen. Lachend zog die Rosarothe die beängstete kleine Blaue aus des Erschrockenen Armen und verschwand mit ihr hinter den Hecken.

Die grüne Brille stand verdutzt. Es entging ihr nicht, daß diese Scene Zeugen gefunden hatte. Man umschlich ihn. Er glaubte sogar den Obercommissär zu erkennen, der vorhin mit Hackert gesprochen hatte und der ihn mit sonderbarem Blinzeln betrachtete, während er die rechte Hand in die Brusttasche steckte. Eine lustig daherkommende Gesellschaft, Arm in Arm verschränkt, befreite den Franzosen von einer unangenehmen ferneren Beaufsichtigung; denn er mischte sich, wie zu ihnen gehörend, unter die jubelnden Sänger, die denn auch seinen wieder erwachten Husten deckten. „Hurrah!" riefen diese, ihre Hüte schwenkend, und zogen mit kleinen chinesischen Traglampen unter den Bäumen vorüber. Unter ihnen Mädchen, leicht und behend. Hinterher schwerer Tretende in Reitstiefeln, die entweder wirklich ihr übliches Costüme angelassen hatten oder dies nur trugen, um zu scheinen, was sie vielleicht nicht waren. Dabei wurden Flaschen, Gläser, Hüte geschwenkt und Lieder halb angestimmt, halb wieder mit rauhen Dissonanzen abgebrochen.

Obercommissär Pax fragte eine neben ihm stehende gleichfalls zugeknöpfte Person: „Ah, guten Abend, Herr Assessor Müller — Sehen Sie sich auch dies Treiben an? Wer sind diese?" Der Angeredete, der nicht blos zum Vergnügen anwesend war, antwortete: „Der sogenannte Jockeyclub!" — „Doch nicht aus der Schloßstraße? —" — „Nein, nein, die wirklichen Jockey's, die sich, wie ihre Herren, zu einem Verein gebildet haben. Eingebildete Schlingel, die sich in ihren kurzen Jacken und Schnüren für schön halten. In Schnurjacken durften sie nicht kommen, aber Sporen und Reitgerten haben sie an den Füßen. Zu tanzen ist ihnen mit Sporen verboten worden. Des-

halb lärmen sie hier herum. Apropos, den Franzosen glaubte ich vorhin hier zu entdecken. Aber es ist ein Anderer. Wer mag hinter der grünen Brille stecken?" — „Es scheint ein Mädchenjäger zu sein. Politik treibt der nicht. Auch paßt das Signalement nicht." — „Hat man von Nr. 2 noch nichts beobachtet, ein Signalement, das uns durch gesandschaftliche Vermittelung über England dringend anempfohlen wurde?" — „Von der schwarzen Binde? Noch nichts —" — „Sie kommt her — behalten Sie ja das Signalement vor Augen — Kümmerlein und Mullrich auf der Sternwarte sollen alle Tänzer fixiren —" „Sechsundfünfzig Jahre und noch tanzen, Herr Assessor?" — „Wer sich so mit Gewalt jung macht? So seine Züge versteckt? So sich an die Weiber hängt? Friseur Schmidt behauptet, er hätte einen kahlen Schädel —" — „Begierig bin ich, für wen er beim Juwelier Israëli die vielen Ketten und Brochen gekauft hat." — „Ein Engländer ist's nicht und wenn er zehnmal Murray heißt und amerikanische Piaster ausgiebt." — „Pst, Herr Assessor! Treten Sie zur Seite! Es kommt da Einer! Mit Dem hab' ich zu sprechen." — „Hackert!" sagte der Assessor Müller lachend. „Angeln Sie immer noch nach ihm? Der Narr soll in Güte kommen, daß man ihn nicht mit Gewalt holt!"

Der Assessor entfernte sich und der Obercommissär trat auf Hackert zu, der in großer Aufregung suchend, umsichblickend daher kam. „Nun," fragte Pax, „wen suchen Sie denn? Ihre Rothe? Wer ist der Paradiesvogel?" — „So bin ich nie geneckt worden!" sagte Hackert athemlos. „Mitten im Tanz ist sie von mir fort. Dem Soldaten, der mit der Blauen tanzte, ging's eben so. Der sucht die Blaue, ich die Rothe — verdammte Fledermäuse." — „Schonen Sie sich, Hackert! Sie lassen einmal wieder recht alle Zügel schießen. Vor zwei Jahren waren Sie durch Ihre Tanzwuth der Schwindsucht nahe und noch geb' ich nichts auf Ihre Brust —" — „Und doch soll ich schreiben — immer schreiben — das niederträchtigste Metier, das nur für die alten Mönche einmal gepaßt hat, die ihren Bäuchen, ja denen die Schwindsucht wünschten." — „Die Rothe ist Melanie, Hackert — Das erste Mal wär' es nicht, daß Sie das maskirte Fräulein Schlurck auf die Bälle führten. Nachts schlief Alles im Hause und Melanie schlüpfte mit Ihnen auf einen Tanzsaal, den das Mädchen nur sehen, nur hören wollte. Das Abenteuerliche lockte sie — Nicht wahr?" Hackert schwieg. Der Obercommissär wußte zuviel von seiner Jugend, als daß er hätte leugnen können. „Jeannette," sagte er bitter, „Jeannette wird Ihrer

Wißbegier viel erzählen müssen, Herr Pax." — „Sie sollten Etwas werden, was Sie hebt vor Schlurck's, Ihnen einen Character giebt. Dann könnten Sie hintreten und sagen: Melanie, ich bin jetzt —" — „Was?" — „Das findet sich, kommen Sie morgen mit mir zum Polizeipräsidenten. Schlagen Sie ein."

Eben reichte Hackert mechanisch seine Hand hin, als diese wiederum von der rothen, eleganten Tänzerin ergriffen und dem drängenden Werber entführt wurde. Der blaue Domino hing schon wieder halb widerstrebend am Arm des jungen, hübschen Soldaten. Der Oberkommissär, jetzt denn doch unangenehm betroffen von der Keckheit jener Unterbrechungen, folgte den zum Saal fliegenden eleganten Tänzerinnen mit beschleunigten Schritten.

Eilftes Capitel.

Der rothe Domino.

Welch' ein Gegensatz zu jenem rauschenden Gewühl der Sinnenlust, der Vergnügungswuth und des gedankenlosen Uebermaßes der Fremde die dicht daneben befindliche große Willing'sche Maschinenfabrik! Am Tage, da rauscht es auch hier, lärmt und tobt es. Schwarze Wolken steigen da aus zehn thurmhohen Schornsteinen, die Eisenhämmer dröhnen aus den gewaltigen Werkstätten, in den Glühöfen siedet es, der große Ventilator, womit gegen hundert Schmiedefeuer zu lichterloher Glut geblasen werden, stößt ächzende, markerschütternd klagende Töne aus und zu dieser Musik der menschlichen Arbeit und des die Materie bewältigenden Gedankens wiehern die Rosse, die die hier gebauten Locomotiven in die entferntesten Gegenden achtspännig führen, um Kunde zu geben von der Thätigkeit vereinigter Menschenhände und der gefesselten Naturkräfte.

Aber auch ein schlafender Riese schnarcht nicht wie ein gewöhnlicher Mensch. Die Hämmer wurden zwar jetzt um zwölf Uhr in der Nacht nicht geschwungen, die furchtbaren Raspeln dröhnten nicht ohrenzerreißend in den Werkstätten, der helle Metallklang der hohlen Cylinder erscholl nicht dazwischen, vielleicht schon wohllautend für das abgestumpfte Ohr, und doch war der Riese in seiner gewohnten Thätigkeit nicht ganz erstorben. Er schlummerte nur, um neue Kraft zu sammeln. Auch im Schlummer

hielt er seine starke Hand geballt und zuckte zuweilen mit den Augenlidern, als träumt' er von neuen Heldenthaten. Sein Schnarchen war wie das Wachen, das lebendige Athmen der Menschen. In den Schmelzöfen ging die Glut die ganze Nacht nicht aus. Die langen Schornsteine durften nicht kalt werden. Die große Dampfmaschiene, die das Gebläse zu den Cupolöfen der Eisengießerei trieb, ruhte nicht. In langsam feierlicher Bewegung gingen ihre Hebel und Stempel auf und ab und hielten jene furchtbare Kraft gleichsam in gelindem Athem, die in der Frühe um sechs Uhr wieder gewaltig ausholen und wie mit vollen Lungen vereint die Kraft von tausend Menschen ersetzen sollte. Die Nachtarbeiter lösten sich ab. Bei den Vorräthen der Coaks, der Steinkohlen, der Holzkohlen fanden sich Wächter ebenso wie in der angrenzenden Gasanstalt, durch deren unterirdische Röhren die ganze Fabrik in Winterabenden durch tausend Gasflammen erhellt war und auch im Sommer für die Nächte die Bewachung erleichtern mußten. In den Schmelzöfen und an dem Druckwerk des großen Ventilators, überall kauert sich ein Wächter, der gelinde und langsam das Tagewerk vorbereitet und die gewaltigen Kräfte nicht zu völliger Ruhe kommen läßt.

Dicht an einem riesigen Krahnen vorüber, an einem Brunnen, der aus einem großen viereckigen Thurm, dem großen Wasserbehälter, fließt und nur ein Zeichen der vielen Wasserarme ist, die hier unterirdisch in alle Werkstätten fließen und überall nur durch die Umdrehung eines Hahns jeder einzelnen Thätigkeit dies hier überall nothwendige Element zuführen, erhebt sich ein freundliches Gebäude mit großen, bis zur Erde herabgehenden Fenstern. Hier im Mittelpunkt des Ganzen ist das Comptoir, wo die Bestellungen angenommen, die Bücher geführt, die Zahlungen geleistet werden. Durch die großen Glasfenster kann man von allen Seiten die gewaltige Anlage übersehen. Hier liegen nur in der Nähe die Glühöfen, nicht die Werkstätten, wo das Eisen seine tausendfachen Formen empfängt und der Lärm zu groß gewesen sein würde, um nicht die Arbeit der Feder, die hier die Arbeit der Hand und des Dampfes zu controliren hatte, zu stören. Hier war der Unternehmer Willing von Technikern und Buchführern umgeben und beherrschte durch eine einfache, freundliche, nicht im mindesten dictatorische oder sich in die Brust werfende und doch mächtige Persönlichkeit das große vulkanische Reich.

Auch in dieser Nacht, während nebenan in der Fortuna die Trompete schmetterte und die Pauke ihre Wirbel schlug, war es zwar ruhig auf den vom Sternenlicht matt erhellten großen

Höfen der Fabrik, aber im Innern ging es heute doch lebendiger her als sonst in der Nacht. In jenem Comptoir, beschienen vom blutrothen Abglanz der danebenstehenden in Thätigkeit erhaltenen Esse, sitzt eine Anzahl Männer in verschiedenen Gruppen beisammen. Es ist ein Uhr Nachts und zwei Gasflammen brennen noch auf einem grünen Tisch so rein und hell, daß sie die Vorstellung etwaigen baldigen Erlöschens nicht erwecken. Einige Flaschen Wein, von denen zwei geleert, stehen auf dem Tisch, auch Braten, Brot, feineres Gebäck, als hätte sich ein Leckermund hierher verirrt. In einem Nebenzimmer, dem abgeschlossenen Cabinet des Herrn Willing, brennt gleichfalls eine Gasflamme über einem großen grünbezogenen Stehpult, vor welchem eben jetzt Herr Willing selbst auf einem emporgeschraubten Drehsessel sitzt, um sich nicht zu übermüden. Er raucht eine Cigarre nach der andern, während er rechnet und von den vor ihm ausgebreiteten Zeichnungen bald diese, bald jene genauer betrachtet und in ihrem Kostenanschlag zu taxiren scheint. In dem großen Raum vorher sitzen am grünen Tische beim einfachen Nachtimbiß zwei Männer, der Eine jünger als der Andere. Sie sind in einem warmen, angeregten Gespräch begriffen. Auch der Jüngere raucht. Der Aeltere, ein hoher stattlicher Mann, spielt mit einem silbernen Crayon, das er aus einer vor ihm liegenden Brieftasche gezogen zu haben scheint. Noch liegen viele Zeichnungen, auch einige englische Bücher mit eingedruckten Kupfern neben ihm.

In einem Winkel liegen drei schwarzrußige Feuerarbeiter auf dem Boden und sind vom Halbschlaf befangen. In einer Stunde schon werden sie aufspringen und ihre Kameraden an dem Glühofen ablösen müssen, dessen Schein lebhaft ihr Matratzenlager erhellt und einen andern dunkeln Winkel des großen Zimmers, wo auf einem Sopha ein Knabe eingeschlummert liegt, mit einem wie magisch vom Hofe hereinbrechenden Lichte überglüht. Am Eingange der großen Glasthür steht ein einspänniger ziemlich bepackter Wagen mit aufgerichteter Gabel, ohne Pferd.

Der jüngere Mann, der eben aus der dritten Flasche einschenkt und von der Cigarre die Asche am Stuhlrand abdrückt, blickt aus einem scharfgeschnittenen, sarkastischen, zusammengetrockneten Antlitz mit Augen, die so hell blitzen, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn er nach einer wie es scheint jetzt vollbrachten späten Arbeit noch auf den Fortunaball ginge. Er strich sich sein struppiges, langes Haar und den großen blonden Knebelbart, den er bis zu einer solchen Länge trug, daß er ihn leicht hätte in Knoten schürzen können. Dies war der Maler

Max Leidenfrost. Sein Gegenüber, der noch immer sinnend und nachdenklich seinen silbernen Crayon wiegt und zuweilen nach dem schlummernden Knaben auf dem rotherleuchteten Sopha blickt, ist Herr Ackermann, der Amerikaner. Selmar hatte in jenem Winkel dem Schlafe nicht widerstehen können.

„Das hat lange gedauert!" begann Ackermann. „Ich glaubte nicht, daß uns die Garret'sche Hebelsäemaschine so lange aufhalten würde." — „In die hab' ich mich leichter gefunden," entgegnete Leidenfrost, „als in Ihren tollen Cincinnatipflug. Mit dem müssen Sie ja in die Erde schneiden wie mit einem Rasirmesser in frische Butter!" — „Es kommt auf den Boden an," lächelte Ackermann. „Ueberall würde er nicht zu gebrauchen sein, wie denn überhaupt die Landwirthe darin fehlen, daß sie theoretische Verbesserungen für überall anwendbar halten. Der Cincinnatipflug soll mir auf moorigem Grunde Dienste thun, während ich für kalkige Gegenden mit Zeichnung 14 besser fortkomme." — „Darf ich Ihnen einschenken, Herr Ackermann?" — „Ich danke! Wenn ich in Anregung bin, ist mir das Element des Wassers lieber!" — „Sie sprechen über die Bestimmung dieser Maschienen, die Ihnen Freund Willing machen soll, so feierlich, daß auf ihnen ein Segen ruhen muß. Gebe der Himmel, daß Sie sich nicht täuschen!" Leidenfrost schüttete ein Glas hinunter. — „Amen!" sagte Ackermann.

Wieder wurde eine längere Zeit gearbeitet. „Mir hat es immer einen wehmüthigen Eindruck gemacht," begann dann Leidenfrost, während er fortzeichnete, „wenn ich eine Maschiene fertig sah und mir ihre Anwendung dachte. Sie kommt an den Ort ihrer Bestimmung. Macht sie da Menschenhände brotlos, so wird sie betrachtet wie ein ruchloser Eindringling. Mit tausend Flüchen beladen geht sie an ihre Thätigkeit, und leider haben wir die Erfahrung gemacht, je durchdachter sie zusammengesetzt ist, je größer die Vortheile sind, die sie zu versprechen schien, desto mehr Enttäuschung. Man sollte von Staatswegen große Werkstätten, sei's nun im Ackerbau oder in der Technologie, nur deshalb anlegen, damit vorher auf allgemeine Kosten untersucht wird, ob sich ein solcher theoretischer Traum auch der Anwendung lohnt und bewährt. Ich gestehe Ihnen, wenn ich mir denke, daß sich alles Das oder nur ein Theil von Dem, was Sie uns da so neu und erfinderisch heute angegeben haben, nicht nach Ihren Wünschen machte, mir Das wahrhaft leid thun würde. Denn Sie sehen an unserer späten Nachtstunde, mit welchem Vergnügen ich Ihren gedankenreichen Angaben gefolgt bin." —

„Was verlangen Sie da vom Staat!“ entgegnete Ackermann. „Er soll erforschen, auf eigene Gefahr und Kosten, was Andern schädlich oder nützlich sein könnte?“ — „Geschieht Das nicht wenigstens in Amerika?“ — „Wo denken Sie hin? Das Leben ist uns Menschen gegeben wie ein Block, den wir auf eigene Gefahr zu formen und zu gestalten haben. Wer seine Wünsche erreicht, wohl ihm! Wer an ihrer Erfüllung scheitert — sein Beispiel ist belehrend für Den, der auf seinen Trümmern weiter baut.“ — „Gräßlich ist's doch!“ — „Das ist's.“ — „Ließ' es sich bessern?“ — „Annähernd.“ — „Warum nicht ganz?“ — „Weil alle Staaten egoistisch sind. Die eingefleischtesten Ich-Staaten sind die asiatischen. Nach ihnen kommen die europäischen und ich weiß nicht, ob nicht noch in Asien mehr Garantie des allgemeinen Wohls vorhanden ist. Denn da morden sich die Dynastieen und können die Staaten nicht auf allzulange als ihr Eigenthum in Anspruch nehmen.“ — „Aber Amerika?“ — „Da ist man wenigstens verschont von dem Glauben, daß die Staaten die Emanationen irdischer Fürstenerscheinungen, die nothwendigen Existenzbedingungen noch nothwendigerer Dynastieen sind. Aber jede Gesellschaft, wenn sie auch auf das Interesse der allgemeinsten Wohlfahrt begründet wäre, bekommt auf die Länge ihre Traditionen, ihre besonderen Ueberlieferungen, die sich festsetzen, Form und Gestalt gewinnen und Gesetze aufstellen, die mit der Zeit mächtiger werden als das allgemeine Bedürfniß. Das schaffende Individuum vollends wird sich immer erst selbst seinen Weg bahnen müssen und erst durch seine eigenen Unglücksfälle weise werden. Ist's im Moralischen nicht auch so?“ — „Sie haben eine trübe Lebensauffassung!“ bemerkte Leidenfrost. — „Ich erheitere sie mir durch die Natur und die Arbeit.“ — „So werden Sie Ihrem Knaben zuviel Philosophie mit auf den Weg geben. Man liebt als Kind die Väter sehr, die zu leiden scheinen, aber sie fördern uns nicht. Ins praktische Leben damit! Mir ist's so gegangen.“

Wieder trat eine Pause ein. „Wer war Ihr Vater?“ fragte Ackermann. — „Ich habe nie gewußt, was Vater oder Mutter ist,“ erzählte Leidenfrost. „Ich bin in einem polnischen Nonnenkloster erzogen, obgleich ich gar nicht katholisch bin. Da wurde ich verhätschelt und verzärtelt. Dann gab man mich in Warschau in ein Priestercollegium, ich sollte convertiren, Mönch werden. Ich brachte mit Nichtsthun, Beten, Singen, Lesen, Schreiben, Administriren beim Hochdienst (obschon ich evangelisch war) bis in mein funfzehntes Jahr zu. Da sollt' ich zu den Weihen vorbereitet werden — es war in Warschau — ich entfloh, ward erst

Bedienter bei einem reichen russischen Diplomaten, Otto von Dystra, einem buckligen Kerl, der mich nur aus Lust am Abenteuerlichen und um die Mönche um eine Seele zu prellen mitnahm — dann —" — „Otto von Dystra," fiel Ackermann ein, er ist jetzt russischer Consul in Amerika?" — „Sie kennen ihn?" — „Von Washington her —" — „Mit dem reiste ich von Warschau bei Nacht und Nebel davon. Hier angekommen, sagte er: Lieber Max, hier hast du hundert Louisdor! Zum Mönch taugst du nichts, zum Bedienten noch weniger, lerne Etwas und sieh wie du weiter kommst! Schon als Kind hatt' ich Heilige geschnitzt, den Erlöser aus Brotkrumen gedreht — ich ging zu einem Drechsler in die Lehre. Bald macht' ich einiges Aufsehen durch meine Bilderhauerarbeiten, ich war noch so geschmacklos, sie zu bemalen. Weil nun die protestantisch- und ästhetischgesinnten Leute das Zeug nicht mochten, so glaubt' ich, es läge an meiner Unbekanntschaft mit dem Malen. So wurd' ich Maler. Ich bin Alles durcheinander und in keinem Ding, das ich ergreife, ganz ein Pfuscher. Durch fremde Güte und Liebe habe ich einiges Vermögen; ich lasse es stehen, wo es steht, und will es erst in Anspruch nehmen, wenn ich lahm und matt bin." Ackermann dankte für die Mittheilung dieser Biographie und stieß auf des Malers Wohl an. „Das Leben!" sagte er. „Das bunte Leben! Die Schule des Lebens!"

Jetzt erhob sich Leidenfrost und ging zu Willing, der zu ihm, ohne aufzublicken, sagte: „Da bist du schön angekommen! Wärst sicher lieber auf dem Fortunaball drüben und mußt hier Zeichnungen machen und meine Calcüls vergleichen bis nach Mitternacht!" — „Ein wunderlicher Mensch, dieser Amerikaner," erwiederte Leidenfrost mit gedämpfter Stimme; „aber so seltsam wie ein Prophet. Er hat mich gefesselt und ich bleibe so lange, bis du zusammengerechnet hast, was diese Angaben kosten würden. Ich will seine Miene sehen, wenn du eine Garantie verlangst —" — „Wär' ich reich," sagte Willing, „und müßt' ich nicht mit fremdem Gelde arbeiten und selbst soviel arbeiten, um nur arbeiten lassen zu können, ich könnte mich entschließen, ihm diese Maschienen auch auf Treu und Glauben auszuführen. Der Verlust brächte noch immer den Gewinn der Belehrung für uns Techniker. Wie er in dem Einspänner vorfuhr und mit der ruhigen Haltung eines Ministers fragte, ob ich Zeit hätte ihm Maschienen zu bauen, und wie er dann sagte: Ob ich ihm den Abend schenken wollte, um seine Pläne anzuhören, und ich dann antwortete: Gern, aber ich muß zu meinem besten Zeichner

schicken —" Leidenfrost wollte eben das ihm gespendete Lob ablehnen, als Ackermann näher trat. Er hatte einen kurzen Gang durch den Saal gemacht, einen theilnehmenden Blick auf seinen schlummernden Selmar geworfen und stellte sich jetzt, die Hände auf den Rücken gelehnt, an die Eingangsthür, die in das kleine Cabinet des Fabrikanten führte. „Es läuft wohl hoch hinauf?" fragte er gespannt, als Leidenfrost schwieg und er kein Gespräch zu stören glaubte. „Ich raube Ihnen die Nacht. Ich schäme mich, Ihnen zudringlich zu erscheinen." — „Wenn Sie sagen, daß Sie Eile haben — und noch diese Nacht reisen wollen — Bestellungen, die auf mehre tausend Thaler gehen, nimmt man wol auch bei Nacht an."

Während sich Willing noch eine halbe Stunde Zeit für seinen Anschlag bedingte, gab Ackermann die Gründe für die Beschleunigung seiner Abreise an. Daß er für den erkrankten Prinzen Egon von Hohenberg wirken wollte, wußte man. „Wenn Jemand," sagte er, „von seiner Heimath jahrelang abwesend war und er sieht sie in der Absicht wieder, sich nicht blos der Erinnerung gefangen zu geben, sondern auf ihrem Boden zu wirken und zu schaffen, so soll er der Erregung des Gemüths keine zu lange Herrschaft einräumen, sondern sogleich da wieder anfangen, wo er früher stehen geblieben ist, gleichsam so, als hätte sich nichts verändert. Ich brauche meine Vorsätze. Sie sind meine Stütze. Ich brauche meine Lebensauffassungen, wie ich sie mir einmal gebildet habe. Sie sind meine feste Anlehnung. Soll ich hier all' den Menschen begegnen, die ich von früher her kenne, liebe, hasse, achte, nichtachte? Streiten, Belehrungen annehmen lassen? Ich will meine Wahngebilde behalten. Sie geben mir meine Kraft. Nicht Jeder hat die Kraft, wie Sie, unter Nonnen nicht wenigstens katholisch zu werden!" — „Ich war von je praktisch," entgegnete Leidenfrost. „Schon im Kloster habe ich Häuser von Pappe gebaut, Kästchen für die kleinen zierlichen Ostereier geleimt, die die Damen vom Herzen Jesu mit Seide umspannen und mit Goldfäden ausschmückten. Dann gab mich die Aebtissin Sibylle, damit ich ein Pole und ein Katholik würde, nach Warschau in ein Mönchskloster, wo ich Musik trieb und die alten Gebetbücher abschreiben lernte, wobei ich zuerst mein Zeichnentalent in bunten geschnörkelten Initialen zu erkennen gab. Bei gewissen geistlichen Passionen, die wir in der Charwoche und zur Weihnachtszeit aufführten, war ich Schauspieler. Die Zeit, wo ich ein schlechter Dichter war, die will ich überspringen. Es ist die Zeit einer hoffnungslosen Liebe. Auch

meine Bedientenrolle bei Otto von Dystra war eine Kunstaufgabe. Ich wollte nur aus Polen entfliehen, unbekannt sein und meine Verzweiflung im Elend ersticken. Der bucklige Baron war glücklicherweise ein Sonderling, liebte alle möglichen Raritäten, für die er sein Geld verschwendete. Damals hatte er's mit der Phrenologie. Wo er einen interessanten Schädel entdeckte, hätt' er am liebsten gleich den Kopf abgeschlagen und mitgenommen. Ich formt' ihm Köpfe aus Thon. Er gab mir die hundert Louisdors, um Bildhauer zu werden; ich war bescheiden und wurde erst Drechsler; aber der Mensch hat viel mehr Finger an jeder Hand, als nur fünf; er sieht sie nur nicht alle. Es juckt uns oft in Fingern, die wir gar nicht haben."

Noch folgte manches, auf die Kunst und den Geschmack bezügliche Wort.

Indem schlug es bereits ein Uhr an einer im großen Wasserthurm angebrachten Uhr. Die Thür, die vom Hofe hereinführte, öffnete sich und drei rußige, kräftige Gestalten traten mit einem frühen: Guten Morgen! herein, während die Drei, die auf der Matratze geschlafen hatten, sich anschickten, statt der Angekommenen hinauszugehen. Es war eine Ablösung der Wachen. „Einen Trunk erst!" rief Leidenfrost und schenkte den abgehenden Männern ein. Diese leerten Jeder ein Glas und empfahlen sich ohne Kriecherei und unverdrossen.

„Alberti," sagte Leidenfrost zu einem der Neuangekommenen, der sich etwas zu ruhen ausstreckte, „es macht wol verdammt heiß bei den Coaks? Soll morgen viel in die Schmelze?" — „Funfzehn Centner Roheisen" — antwortete der Angeredete. „Aber ich wette," fuhr er scherzend fort, „drüben in dem großen Saale der Fortuna haben sie's fast ebenso heiß. Heute sollen da den Spectakel zwei Tausend Menschen mitmachen." — „Sind wol aus der Fabrik welche drüben?" fragte Leidenfrost. — „Glaub' ich doch nicht," erwiederte Alberti. „Es hat einen Grund" — setzte lachend der Zweite hinzu. — „Heusrück, welchen denn?" fragte Leidenfrost, „Uebermorgen ist erst Zahlungstag." — „Deswegen nur?" erwiederte Alberti. „Welcher brave Maschienenarbeiter wird solche Narrenspossen mitmachen? Wer Zeit hat des Abends, der geht in den Verein. Die alten Tanz- und Juchhei-Zeiten sind vorbei!" — „Das wollt' ich auch meinen," sagte der Dritte, eine große, wunderlich geformte Gestalt, ärgerlich über Heusrück's Annahme, daß auf den Fortunaball Maschienenarbeiter gehen könnten. Da mögen Bediente, Pferdeknechte, Schneider, Lohnlakaien und Stiefelputzer hingehen. Selbst die Barbiere

sind aufgeklärter und wollen sich von den Friseuren unterscheiden. Wenigstens darf mir keiner an den Hals, der von einer durchtanzten Nacht das Zittern in der Hand hat." — „Ei, Danebrand," sagte Leidenfrost. „Glatter Bart und moralische Grundsätze? Aber wie kommt's denn, daß Ihr so lange nicht im Verein war't?" — „Kann ja nicht!" antwortete der seltsame Mensch, der zu groß war, um ihn nur breitschulterig und stämmig zu nennen. Bei seinem schlanken Wuchse hatte er unverhältnißmäßig hohe Schultern. „Muß ja so lange für den Eisold einstehen, bis sein Karl heran ist und die Stelle des Vaters einnehmen kann —" — „Braves Haus, das Ihr seid, Danebrand!" fiel Leidenfrost ein und wandte sich zu Ackermann, der zuhörte. „Dieser gute Danebrand," sagte er so laut, daß Danebrand es hören konnte, „ein Schleswiger, wie Sie nach seiner sanften, flötenden Lispelsprache vernommen haben werden, dieser brave Junge mit dem Simsonskörper und dem zarten Stimmchen, das ihm auch in seinen zu hohen Schultern sitzen geblieben scheint, ist die Menschenliebe selbst. Er arbeitet erstens für sich, und Das muß nicht wenig sein, wenn Sie bedenken, daß Freund Danebrand einem schleswigschen Stier den Appetit streitig macht. Zweitens arbeitet er noch in Gemeinschaft mit einem jungen Lehrling. Namens Eisold, so viel, als früher zusammen der verstorbene Vater des jungen Eisold allein arbeitete." — „Warum thut er Das?" fragte Ackermann freundlich zu Danebrand hinüber blickend. — „Weil er dem jungen Eisold die Stelle des Vaters offen halten will, bis der sie allein ausfüllen kann. Arbeitete er nicht für den todten Vater mit, so würde man schon jetzt die Stelle des Verstorbenen besetzen. Das wird vielleicht Eure Schultern schmaler machen, Danebrand! Ihr werdet viel schanzen müssen."

Danebrand streckte sich auf die Matratze an der Erde und sagte, den riesenhaften, blondhaarigen Kopf zur Ruhe auf die Arme legend, die, wie die ganze Gestalt, mit Ruß und Dampf geschwärzt waren — auch das Gesicht ließ sich vor Kohlenschwärze nicht erkennen —: „Der Herr wird mich für einen Narren halten, wenn Sie ihm nicht sagen, warum ich Das für den Karl Eisold thue?" — „Nun, weil er sechs Geschwister hat!" antwortete Leidenfrost, der von den Verhältnissen dieser Arbeiter wie ihr Freund unterrichtet war. — „Liebe Zeit," sagte Danebrand, „es gibt der Arbeiter, die an der Cholera gestorben sind und sieben Kinder hinterließen, die nun betteln müssen, genug." — „Aber es gibt gewiß nur einen Danebrand!" sagte Ackermann,

den die Bescheidenheit des mißgestalteten Feuerarbeiters rührte. „O Herr," antwortete dieser mit seinem spitzen schleswigschen Stimmchen, ablehnend, „das ist ja ganz natürlich. Das war vor anderthalb Jahren, als ein großes Dampfpochwerk probirt werden sollte. Die Maschine ist schon im Gange und ich weiß es nicht. Der Dampf steigt aus dem Kessel und das Ding fängt zu arbeiten an. Donner! ich liege unten an den Stempeln und will sie blos nur noch „planker" putzen. Jesus! schreien die Leute, Danebrand! Schon neigt sich von oben der furchtbare Hammer von zwanzig Pferdekraft nieder — so muß einem Menschen zu Muthe „ßain," über dem ein Berg zusammenbricht — Alle schreien und nur Einer springt hinzu und reißt das Ventil auf. Zischend fährt der Dampf heraus wie ein Ungewitter: der Hammer bleibt an der Spitze meiner Haare stehen und der Arbeiter, der das Ventil aufgerissen hatte, war dabei selbst gefallen und hatte sich eine Sehne zerrissen, so daß er sechs Wochen nicht gehen konnte. Das war der Eisold, der vor soviel Monaten mit seiner Frau an der Cholera gestorben ist. So arbeit' ich nun so lange für ihn mit, bis sein Karl so weit wie der Vater ist."

Leidenfrost war zu sehr Humorist, um eine Rührung zu lange andauern zu lassen. Er wandte die Sache sogleich ins Scherzhafte und sagte: „Daß er seit Eisold's zerrissener Sehne bis über die Ohren in seine Tochter verliebt ist, hat er ausgelassen."

Das Lachen der beiden Andern bestätigte die Richtigkeit dieses Zusatzes. Danebrand brummte etwas und warf sich auf die andere Seite, dann stand er, als man ihn noch mehr zu „schrauben" anfing, auf und ging hinaus. Er müßte noch etwas am Ofen „nachzehen."

Während sich die Genossen Danebrands über Danebrands Eifersucht auf den Schreiber Hackert ausließen, bemerkten Alberti und Leidenfrost, daß sich Ackermann plötzlich umgewandt hatte und in einige Unruhe gekommen schien. Er sah bald auf den Tisch, bald unter den Stuhl, wo er gesessen; er schlug an seine Taschen und schien etwas zu vermissen. Leidenfrost trat näher. „Suchen Sie etwas?" fragte er. „Mein Portefeuille!" antwortete Ackermann. „Noch vor wenig Minuten sah ich es auf dem Tische —" — „Als ich einschenkte, fehlte es nicht —" — „Es muß sich finden —" — „Es wird kostbare Papiere enthalten?" — „Geld, und manches Werthvolle —" — „Es fehlt seit — Danebrand —?"

Eben wollten die Arbeiter, erschrocken über diesen Verdacht,

aufspringen, als aus der dunklen Ecke, wo Selmar schlief, eine zarte Stimme rief: „Vater! Hier!“ Es war Selmar selbst, der die Brieftasche emporhielt. „Kind,“ sagte Ackermann, „was machst du für Streiche!“ — „Ei, warum gebt Ihr nicht Acht?“ antwortete Selmar und sprang vom Sopha auf. „Während Ihr da im wärmsten Gespräch wart, hab' ich geträumt, die Locke wäre fort, und in meiner Angst steh' ich auf, Ihr seht und hört nichts, und ich habe nachgeschaut, ob die Locke noch da ist.“

Indem trat Danebrand ein. Ruhig und still ging er zu seinen Kameraden und legte sich auf das harte Lager. Es lag eine Feierlichkeit in diesem Moment der Rechtfertigung eines edlen Menschen.

Ackermann war von Erwähnung der Locke mehr verstummt als erfreut. Sie erinnerte ihn an den vermeintlichen Egon, an dessen Leiden er ein so tiefes Interesse nahm. Er hatte das Portefeuille eingesteckt und sah ungeduldig zu Willing hinüber, der noch immer mit dem Anschlag nicht fertig war. Selmar schien übermäßig ermüdet. Er schmiegte sich an den Vater, als wollte er in seinem Arm wieder entschlummern. „Eine Studie für mich!“ rief Leidenfrost. „Lear trägt Cordelien im Arm!“ Damit wollte er ein Blatt aus seiner Mappe nehmen. „Erschein' ich Ihnen so alt?“ fragte Ackermann mit freundlichem Scherz. „Die langen im Winde flatternden weißen Locken denk' ich mir hinzu — Selmar ist Cordelia — dazu bedarf es nur eines anderen Costüms — der Ausdruck Ihres Antlitzes, Ihr Auge — man möchte glauben — Aber was habt Ihr? Herr, das Kind schläft ja nur, es ist ja nicht todt — lassen Sie's nur gut sein, ich zeichne Sie nicht — Herr Ackermann.“ Der Amerikaner hatte mit einem Ausdruck dagestanden, wie Lear, indem er von seinem „todten Vögelchen“ spricht und die Menschen auffordert, mit ihm zu weinen. Ackermann setzte sich erschöpft und sprach mit leiser Stimme: „Schon die Vorstellung, ein theures Kind zu verlieren, kann überwältigen.“

Selmar kam im Halbschlaf wiederholt auf die Locke zurück und fragte wieder: „Du hast sie doch?“ Darüber fühlte sich Ackermann veranlaßt, die Herkunft dieser Locke, ohne Angabe der betreffenden Namen und Lokalitäten zu erzählen. „In einem Wirthshaus höre ich des Nachts ein Geräusch. Ich hatte von einem jungen Mann, der sich auf der Reise zu uns gesellt hatte, gehört, er wäre ein Nachtwandler. Gegen Mitternacht, wie gesagt, glaubte ich Geräusch zu hören, stand, halb angekleidet, auf und finde eine sonderbare Scene. Ein junges, schönes Mädchen zeigt entsetzt auf

den in der Ferne stehenden Nachtwandler, den die helle Mondnacht hinausgelockt hatte. Sie läßt ein Bild aus der Hand fallen, zeigt stumm und starr auf eine Thür und verschwindet voll Entsetzen. Ich hebe das Bild auf und gehe auf den Nachtwandler zu, der jedoch bei Besinnung war, mich anlachte, mir die Besorgung des Bildes empfahl und, mit einem sonderbaren Ausdruck Gute Nacht wünschend, in sein Zimmer mehr entfloh als mit gutem Gewissen ging. Ich glaubte mich nicht zu täuschen, wenn ich annahm, daß ich hier einen zweideutigen Menschen kennen gelernt hatte, der sich das Ansehen eines Nachtwandlers gab und vielleicht nur damit einen Vorwand für schlimme Zwecke herauszukehren wußte. Die Locke nahm ich vom Haupte eines jungen Mannes, der in dem Zimmer schlief, wo ich im Auftrag der erschrockenen Dame das Bild abgab. Es sollte eine Strafe sein für Menschen, die schlafen, ohne ihre Thür zu verschließen." — „Schade! Nur eine Strafe!" sagte Leidenfrost. „Und daß jener Mensch nicht wirklich nachtwandelte! Denken Sie sich diesen elektrischen Strom! Nacht — Mondenschein — eine erschreckte junge Dame — ein Sie überraschender Auftrag — wieder Schrecken — ein Nachtwandler — das Ihnen fremde Zimmer — der Schlafende — die Locke! Wenn das Alles so zugetroffen hätte, müßte die Locke mit Ihnen in einem solchen Rapport stehen, daß jeder Kuß auf die Locke dem Menschen, dem die Locke gehörte, angenehme Gefühle erweckte und wäre er hundert Meilen weit von Ihnen entfernt." Selmar, der sich aufgerichtet hatte, wurde blutroth vor Erstaunen über diese Auseinandersetzung, die der Vater mit einem lächelnden: „Glauben Sie an Dergleichen?" aufnahm. Er setzte dann ernst hinzu: „Ei, was ich in dem elektrischen Strom durch die Enttäuschung über den Nachtwandler an Kraft verlor, die Verstandesreflexion, die meine Nervenströmung aufhielt und dämpfte, das wurde hundertfach ersetzt durch das Staunen über jenes Bild; mein ganzer Mensch war ergriffen, und so schnitt ich die Locke zur Erinnerung ab."

Darüber kam aus seinem Cabinet Willing. „Da ist mein Ueberschlag," sagte der Fabrikherr auf die in seiner Hand befindlichen Papiere zeigend. „Soweit sich dergleichen im voraus bestimmen läßt, glaub' ich etwa fünftausend Thaler als die Summe bezeichnen zu müssen, die alle diese Geräthschaften kosten würden."

Ackermann wurde jetzt Geschäftsmann. Er verglich die einzelnen Ansätze, fand sie billig und erbot sich zu einer Anzahlung. Als Willing bedauerte, diese annehmen zu müssen, und Ackermann seinerseits als feste Ablieferungszeit den ersten Januar bedingte,

kamen sie zu einer Vorausbezahlung von tausend Thalern überein. Ackermann nahm Selmar'n das Portefeuille aus der Hand, öffnete es und legte diese Summe in Papieren auf den Tisch. Während darüber die Empfangscheine ausgefertigt und überhaupt Geschäfte verhandelt wurden, zog sich Danebrand auf sein Lager zurück, nicht wenig aufgeregt von den Worten, die vorhin über einen Nachtwandler gesprochen waren. Denn ihm war Hackert dabei gegenwärtig.

Selmar hielt sich jetzt mit Entschlossenheit wach. Der zarte Knabe fühlte, daß er nun seinem Geschlecht Ehre machen, an den Wagen, an das Pferd denken müßte. Leidenfrost veranlaßte Alberti nach dem Pferde zu sehen, das in einem Stalle der Fabrik so lange untergebracht war. Alberti unterzog sich diesem Auftrage mit Freuden. Während dieser Zurüstungen und nach abgeschlossenem Vertrage trat Willing mit Ackermann aus dem kleinen Cabinet heraus und wiederholte dasselbe Befremden, das vorher Leidenfrost über diese außerordentliche Beschleunigung des viel zu kurzen Aufenthalts in der Residenz ausgesprochen hatte. Ackermann wiederholte dieselben Entschuldigungsgründe, indem er noch hinzusetzte: „Ich hoffe nach einem Jahre alle die Lebenden lebend zu finden, auf die ich mich freute; hab' ich doch heute sogar einen wirklichen Todten hier zu finden geglaubt. Denken Sie sich, ich nehme in New-York von einem Deutschen Abschied, der sich in Amerika Morton nannte. Ich hatte ihn dann und wann in der Union gesehen und als Sonderling schätzen gelernt, obgleich er ein wunderlicher und abstoßender Mensch war. Noch während ich in New-York bin und mich zur Abreise rüste, erfahr' ich, daß er sich in einem Anfall von Melancholie, woran er schon immer litt, das Leben nahm. Man fand seine Kleider am Hudson, seine Leiche war dem Meer zugeschwommen. Daß er sich das Leben nehmen wollte, war aus einem Testament ersichtlich, das sich für mich vorfand und worin er mir auftrug, seinen Verwandten in Deutschland einige nicht ganz unansehnliche Summen auszuzahlen und seinen jammervollen Tod nicht zu verschweigen, er könnte ihnen als Lehre dienen. Aber sind wir nicht zum Tode erschrocken, als wir ihn heute auf der Straße zu sehen glaubten?" — „Er war es nicht, Vater," sagte Selmar. „Die große, schwarze Binde am Auge —" — „Die könnte sehr leicht eine spätere Zugabe sein — doch glaub' ich wol, daß der alte Grämling im kühlen Meeresgrunde schlummert. Aber ich sage drum, hier würd' ich jetzt mit den Todten und Lebendigen meine Noth haben, und das spar'

ich mir auf, bis ich einmal Zeit habe zu einer vollständigen Musterung."

Eben schüttelten sich Willing und Ackermann zum Abschied die Hände, eben griff Leidenfrost nach seinem grauen Hut, um auf dem Wägelchen mit in die Stadt zurückzufahren, eben erhoben sich die Arbeiter, um ebenfalls ihre schwarzen Hände darzureichen, und schon hatte Selmar die Peitsche ergriffen, die Leidenfrost auf das halbe Stündchen der Rückfahrt führen wollte, als vom Hofe her ein gellender Schrei: „Hülfe! Hülfe!" erscholl. Alles sprang erschrocken an die Thür. Im Sternenlicht sah man eine helle Erscheinung über die von Kohlenschutt geschwärzten Höfe daherfliegen. Dem Licht, das aus den Gasflammen durch die Fenster des Comptoirs auf die nächste Umgebung fiel, näher kommend, zeigte sich die Hülferufende als ein Weib, das in flatternden Ballkleidern und fast aufgelöstem wirren Haar Rettung vor einer Gefahr suchte, die Niemand erblickte.

Die Klänge der Musik auf dem Ball schwiegen. Von dort her mußte die Schreiende kommen. Wie sie Menschen sah, stürzte sie auf diese zu und wiederholte den Ruf: „Hülfe! Hülfe!" Alberti stand, mit dem Pferde beschäftigt, am nächsten und glaubte sie zu erkennen. „Danebrand!" rief er. „Ist Danebrand da? Gott sei gelobt," ächzte die Hülfesuchende und flog in die geöffnete Thür.

Ein junges Mädchen im sonderbarsten Aufzug stand vor den Männern. Ueber den einfachsten Anzug, über ein nicht gerade verwildertes, aber doch dem Aeußern nicht entsprechendes Haar waren ein glänzendes rothes Ballkleid und eine Florkapuze von gleicher Farbe geworfen. Eine schwarze Maske hielt sie in der linken, in der rechten Hand die Florbehänge, die ihr wild vom Kopfe geglitten waren. „Luise Eisold!" sagte Danebrand mit erstarrten Lippen. Dann sich ihr näher wendend, flüsterte er mit heftigstem Schreck: „Was wollen Sie?"

„Danebrand! Ich beschwöre Sie! Sie schlagen ihn heute todt! Kommen Sie!" rief das Mädchen, das jetzt auch Willing erkannte. „Luise Eisold!" rief der Fabrikherr mit Entrüstung. „Ist das Ihre Armuth? Besuchen Sie den Fortunaball? Schämen Sie sich!" — „Verurtheilen Sie mich, Herr Willing!" rief das Mädchen, „verachten Sie mich, nur Hülfe! Hülfe, Danebrand! Hackert's Leben ist in Gefahr. Ich habe Alles gehört. Lasally's Knechte und den Neumann vom Justizrath Schlurck und eine ganze Horde anderer Bösewichter hat diese teuflische Jeannette aufgehetzt. Hackerten soll sie verdanken, daß sie heute um den Dienst beim Justizrath gekommen ist, und Neumann wollte

sie heirathen, wenn sie bliebe — was weiß ich! Aber den Unglücklichen — sie schlagen ihn heute todt. Herr Willing, es ist Alles abgemacht. Danebrand! Eine von den Wandstabler's soll ihn in den dunkeln Garten locken! Alberti — Sie Herr Heusrück — helfen Sie doch!"

Der Fabrikherr war im größten Zorn. „Welche Zumuthung, elende Dirne!" rief er. „Dieser brave Danebrand arbeitet für dich und deine Geschwister! Und du schändest das Andenken deiner Eltern, auf einen solchen Ball zu gehen? Und für wen soll Danebrand sein Leben einsetzen? Für den Burschen, den du seiner treuen Liebe vorziehst? Weißt du, wem sein Leben gehört? Dem Schwur, den er deinen Eltern that, deiner Mutter, als sie im letzten Todesjammer beruhigt auf seine treuen Augen sah! Hinaus, Dirne! Diese Stelle ist zu rein für dich und deine Schande!" Mit einem Schrei der Verzweiflung sank Luise zurück. „Wo sind die Kleider her, die du trägst?" rief Willing nach diesen langend und die entfallene Maske mit Füßen tretend. Luise antwortete nicht. „Lumpen unter gestohlnem Flitter!" rief Willing. „Ja gestohlen, gestohlen deinen Geschwistern! Elende, wer sorgt für das lallende Kind neben deinem Lager, wenn du in den Nächten deine Gesundheit im Tanz verrasest? Hörst du das Kind um Hülfe schreien — der alte Großvater stirbt vielleicht in diesem Augenblick. Und wir sollen auf dich hören, wenn du Hülfe rufst für deinen jämmerlichen Liebhaber? Hinweg von diesem Hause!"

Furchtbar tobte der Schmerz in des Mädchens Brust. Ihr todtenblasses Antlitz zuckte und ihre Hand faßte nach dem Herzen. „Das Kind — schläft —" stöhnte sie. „Gott schützt es — morden Sie mich nicht! Hackert ist elend. Ich lernte ihn kennen, als er schon einmal für todt in unsere Wohnung getragen wurde. Danebrand — ich verdien' es nicht um Sie — aber retten Sie! Steigen Sie über den Zaun! Noch eine Minute und es ist zu spät!" Willing wandte sich mit der ganzen Strenge, die er behaupten mußte, wenn er in einem solchen Arbeiterstaat der Herrscher bleiben wollte. „Von uns hier steigt Niemand über fremde Zäune!" rief er. „Hinaus hier!"

Danebrand aber ging zu Herrn Willing näher heran und sagte: „Herr Willing, ich habe im Buckel einige Knochen zu viel — ich will ihr helfen. Was?" — „Danebrand!" rief Luise freudig und sprang wie neubelebt empor von einem Sessel, den ihr die Arbeiter näher gerückt hatten. Willing sah voll Zorn auf Danebrand, der ihn treuherzig anblickte und getrost fort-

fuhr: „Nicht einmal um dich, Luise! Deine Thorheit zerreißt mir das Herz. Aber unser guter Maler, der hat einmal gesagt, wer in der Nacht wandelt, den treibt der Teufel auf die Dächer, aber ein Engel kommt vom Himmel und hält seine Hand über ihn, daß er nicht falle.“ Damit griff er langsam und wie verstohlen hinterrücks nach einer eisernen Stange, die in der Nähe stand, und sie plötzlich mit der ganzen Gewalt seiner Muskelkraft über'm Haupte schwingend, rief er: „Wer will mit?“ Dann aber, wie bittend, sprach er: „Herr Willing!“ — Willing wandte sich ab. Nun stürzte Danebrand zur Thür hinaus, über den Hof und rannte wie ein Besessener davon. Luise folgte ihm, wie ein Blitzstrahl so rasch ihn überholend, um ihm den Weg zu zeigen. Willing schüttelte den Kopf und sagte seine Erschütterung verbergend den Andern Gute Nacht!

Ackermann, Selmar und Leidenfrost, bewegt von einer so aufregenden, unerwarteten Scene, setzten sich auf den Wagen und fuhren hinaus in die Nacht und mit dem aufrichtigen Wunsch, daß Danebrand's Selbstbeherrschung um so mehr von einem glücklichen Erfolg belohnt sein mochte, als das allerdings in zweideutigem Licht hier auftretende Mädchen ohne Zweifel durch Zärtlichkeit und Mitleid an Hackert gebunden war und in der That nicht so aussah, als würde sie ihr Herz einem Manne schenken, der nicht noch die Bürgschaft einer bessern Entwicklung bot.

Alberti aber und Heusrück legten sich nieder auf ihre Matratze. Als sie gesehen hatten, daß Herr Willing, nachdem er noch Geld und Papiere in ein Portefeuille gesteckt, es dann mit sich genommen hatte und in einem entlegenen Wohngebäude das Licht eines kleinen Fensterchens ausgelöscht, sich demnach zur Ruhe begeben hatte, schlichen sie hurtig, ebenfalls sich mit Eisenstangen bewaffnend, ihrem Kameraden an den hintern, leicht zu übersteigenden Zaun der Fortuna nach. „Nicht um den Nachtwandler ist's!“ sagte Alberti. „Aber um den guten Schleswiger wär's doch schade, wenn sie ihm seinen Buckel auf eine Manier grade klopften, die sein Uebel wol gar noch ärger machen könnte.“

Zwölftes Capitel.

Jeannette.

Luise Eisold hatte Danebrand alle die Zeichen mehrmals wiederholt, die sie ihm geben wollte, wenn die drohende Gefahr wirklich herangekommen wäre. Danebrand kauerte ohne einen Vorwurf, aber auch ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben, mit seiner Waffe am Rande des Fortunagartens, wo ein niedriger Schuppen leichter zu ersteigen war, als das Einfassungsstacket. Dann flog Luise triumphirend und mit Windeseile, alle andern Empfindungen im Augenblick in ihrem wie auf den Tod getroffenen Herzen unterdrückend, an den vordern durch mehre Gäßchen abgesperrten Eingang der Fortuna zurück und reichte — unterwegs ihr Costüm wiederherstellend — an der Kasse die empfangene Contremarke hin. Sie hatte Hackert, der sie noch immer nicht kannte, nicht wieder aus dem Saale, wo er mit Andern in toller Raserei und mit den kunstfertigsten Schwenkungen und Figuren tanzte, herausbringen können.

Als er die blaue Begleiterin am Arme des Soldaten erblickte, mochte er glauben, die ihn neckende rothe Freundin derselben hätte sich entfernt. Der junge Militär war ein freundlicher, gefälliger Mensch. Er sagte seiner ängstlichen und noch immer vor der grünen Brille, die sie wie die Schlange umzirkelte, wie ein Vögelchen zitternden Begleiterin, daß er Heinrich Sandrart hieße, aus dem Ullagrunde bei Plessen und heute zum Sergeanten befördert wäre. Die Gewohnheit eines dann bewilligten freien Tages hätte er, nachdem er drei Jahre lang nicht getanzt, zu seinem eignen Vergnügen und nicht zum Trinkgelage mit seinen Kameraden benutzen wollen. Die kleine Blaue hörte mit Interesse zu, konnte sich aber nicht entschließen, ihre Maske anders, als in der Dunkelheit des Gartens abzunehmen.

Heinrich Sandrart war in den Fragen nach den Ursachen ihrer Aengstlichkeit zwar nicht zurückhaltend, denn der Anblick der schönen Augen und der reizenden Jugendfrische des Mädchens zog ihn nur noch mehr an; allein in dem Verlangen nach Gunstbezeigungen gab er sich so wohlerzogen, daß die kleine Blaue ihn zu ihrem Schutz gern am Arm duldete und sich nur mit Aengstlichkeit nach Luise Eisold umsah, durch die sie veranlaßt worden war, diesen gefährlichen Boden zu betreten und die sie nun verlassen hatte.

Im Saal wollte noch einmal Heinrich Sandrart, die kleine

Blaue am Arm, versuchen, ob man die rothe Freundin nicht entdecken könnte. Es war gerade eine Pause im Tanz eingetreten. Man besprengte den Fußboden, um den immer lästiger gewordenen Staub zu tilgen. Während auch das Orchester ruhte, gingen die Paare Arm in Arm in der Runde da spazieren, wo sie der Strahl des wassersprengenden Aufwärters nicht treffen konnte. Dabei wurden die Spiegel an den Wänden zu flüchtigen Musterungen der derangirten Toiletten benutzt, tafftne Blumen am Haar wieder in Ordnung gebracht, aufgegangene Schleifen auf's Neue gebunden. Viele auch verloren sich in den Nebensälen, um Herrn Hitzreuters vielversprechende Speisekarte auf die Probe zu stellen.

Eben erzählte Heinrich Sandrart seiner im Saale wieder maskirten Freundin, daß er der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus dem Ullagrunde bei Plessen im Hohenbergischen wäre, einen guten Schulunterricht genossen hätte, die Landwirthschaft aus dem Grunde verstünde, lieber aber im Waffendienst bleiben wollte, zumal unter einem so trefflichen Offizier, wie Major von Werdeck, der sein Bataillon befehligte, als ihnen ein Schwarm junger, eleganter Cavaliere begegnete. Sandrart gerieth in Verlegenheit, als er unter ihnen den Lieutenant von Aldenhoven, den Rittmeister von Asten, einen Herrn von Thilo, von Konnewitz und viele andere Offiziere in Civil erkannte, von denen wenigstens der Erste, da er zu Werdeck's Bataillon gehörte, ihn genau kannte. „Guten Abend, Sandrart," redete ihn dieser an. „Blitz, was hast du da für einen verschleierten blauen Nachtschmetterling?" — „Herr Lieutenant von Aldenhoven," sagte Sandrart mit gereiztem Nachdruck, „ich bin heute Sergeant geworden." Es hatte ihn vor seiner Begleiterin gekränkt, noch mit einem „du" angeredet zu werden, das man selbst als Gefreiter von einem nächsten Vorgesetzten nicht gern hört, so „vertraulich" es auch klingen mag. „Ah! gratulire Ihnen!" war Aldenhoven's hämische Antwort.

Nun fing Rittmeister von Asten, Lieutnant von Salzach und andere der jungen von Champagnerlaune erregten Cavaliere an, der blauen Begleiterin des Unteroffiziers, die so elegant gekleidet war, zuzumuthen, sie sollte die Maske abnehmen. Wer schön wäre, der verriethe es auch. Sie wollten die künftige Frau Sergeantin sehen und schon zerrten sie an des armen geängstigten Mädchens Maske, als Sandrart seine Schutzbefohlene zurückriß und sich vor sie aufstellte, um jede weitere Gewaltthat zu verhindern. „Meine Herren," rief er aufgeregt, „wir sind nicht im Dienst!"

— „Ah! Sandrart!“ sagte Aldenhoven. „Sie sind also auch Demokrat und wollen keinen Gehorsam außer Dienst! Bei Major Werdeck nicht anders zu erwarten.“ Es lag in diesen Worten nur ein flüchtiger Scherz; auch daß alle andern Militärs lachend sagten: „Was? Ein Demokrat?“ und dabei den Ton auf das Wort: „Gehorsam außer Dienst“ legten, auch das war mehr aus heitrer Laune. Wenn aber im menschlichen Gemüth eine Saite verstimmt ist, so kann sie ohne Gefahr nicht einmal im Scherze berührt werden. Sandrart rief, als Aldenhoven dennoch nach der Maske seiner Begleiterin greifen wollte, mit festem Ton: „Ich verbiete Ihnen, Herr Lieutenant, diese Dame zu demaskiren!“ Unter solchen Umständen mußte man nun wol von Glück sagen, daß ein zweiter, eben vorüberziehender Zug diese Verwirrung löste. Ein junges übermüthiges Mädchen, das in der einen Hand ein Champagnerglas hielt, griff im Vorübergehen lachend mit der andern nach der Maske der kleinen Blauen und während sich noch die Offiziere auf den kecken Ton Sandrarts ansahen und eben entschlossen schienen, mit ihm eine andere Sprache zu führen, machte ein lauter Ausruf des Erstaunens: „Fränzchen Heunisch!“ der Spannung ein Ende. Jeannette war es, Melanien's heut Abend entlassenes Mädchen, die den Namen ausrief. Sie hatte Fränzchen Heunisch's Maske in der Hand und die kleine Blaue, unsers guten und auf die Sittlichkeit seiner Nichte so fest vertrauenden Försters von Hohenberg ganze Hoffnung, war bis hundert Klafter tief unter die Erde beschämt. Das Erröthen, die Verzweiflung Fränzchen's half nichts. Jeannette führte sie an einem Arm, Sandrart am andern und der lustige Zug, mit dem jene gekommen war, sprengte die Gruppe auseinander. Die Offiziere fanden die Kleine nett, ließen sie aber und schienen auch die Keckheit des Sergeanten nicht weiter beachten zu wollen, da inzwischen schon wieder neue Gegenstände ihre Aufmerksamkeit fesselten. Nur Aldenhoven sah ihm lange nach und sprach mit Thilo und Konnewitz über das Thema der Disciplin und die „Mannschaften“ des Majors von Werdeck, die sie „demoralisirt“ nannten.

„Aber Duckmäuserin,“ rief jetzt Jeannette, in der der Geist des Tanzes, der Musik und des Zorns wirbelte. „Du frommes Mutterlämmchen, wie kommst du geheime Sünderin denn hierher?“ Fränzchen Heunisch machte hundert Gebehrden, um sie zu bewegen, stille zu sein; sie wollte die Maske zurückhaben, um sich zu verbergen. „Dummes Zeug,“ sagte Jeannette, „wer kein Gesicht von Tannenzapfen hat, der soll sich zeigen allen Leuten

zur Lust; nicht wahr, Ernst?" Ernst von „Geheimraths" bestätigte diese Meinung und erklärte auf ein eifersüchtiges Befragen der Lore Wandstabler, daß er das junge Mädchen nicht kenne. Die Wandstablers, die in die Falle gegangen waren, die beiden Bedienten als Begleiter angenommen hatten und nach mehrmaliger Trennung von ihnen, in der Hoffnung, andere Gesellschafter zu finden, doch auf sie zurückkommen mußten, die Wandstabler's kannten Fränzchen, ihre Cousine, sehr wohl. Sie kicherten, ohne sich sogleich dem armen Täubchen, das sie schon einmal so heftig erschreckt hatten, zuzuwenden. „Die Fränz! Die Fränz!" sagten sie und steckten verwundert die Köpfe zusammen.

„Ja, ja, schäme dich nur," begann die durchtriebene Jeannette zu einer Nähterin, die heute früh noch so schwärmerisch über die Tugend philosophirt hatte, „jetzt kommen wir hinter deine Schliche, du Tugendspiegel! Hier, Herr Sergeant, festgehalten! Drinnen steht unser Tisch — runde Tafel — Couvert fünfzehn Groschen — holen Sie nur Ihre Mutterpfennige hervor, Landsmann! Fränzchen muß trinken lernen!" Und dabei flüsterte sie der Zitternden zu: „Dein Franzose ist ja nicht hier! Sei doch lustig! Ich verrathe nichts."

Fränzchen ließ Alles geschehen. Sie hätte in die Erde sinken mögen. Sie konnte nicht Widerstand leisten, mußte dulden, daß man sie und Sandrart in die Restauration zog und ihr einen Platz an einem mit Tellern und Gläsern besetzten Tisch gab, wo sie noch Manchen antraf, der zur Gesellschaft gehörte, unter Andern den Kutscher Neumann, einen mürrischen, widerlichen Menschen mit fuchsigem, fast bis in's Auge gezogenem Backenbart, Ringen im Ohr und ein paar ungeschlachten rothen Händen. Sie wußte, daß Jeannette überall Liebschaften, aber Neumann als wirklichen Verlobten für die künftige Ehe hatte.

„Hier, Herr Sergeant, Sie rechts," sagte Jeannette und placirte die Neuangekommenen; „du links bei deiner Cousine Dore. Oder willst du lieber bei Lore? Die Flore ist nicht da, obgleich dich Die am liebsten hatte und bei Durchlaucht dein Glück wollte; hier hergesetzt und sich ausgesöhnt mit Fräuleins Wandstabler!" Dabei flüsterte sie ihr in's Ohr: „Halt' dich tapfer! Die haben schon deinen Franzosen auf dem Strich."

Dieser Wink machte in der That, daß Fränzchen wieder etwas von Besinnung und Geistesgegenwart gewann. Wußte sie doch nur zu gut, daß die schlimmen Cousinen das Glück hatten, jetzt täglich mit Louis Armand in Einem Hause, vielleicht

in Einem Zimmer zu sein, und wie die Liebe Jedem, auch dem schwächsten Wesen Kraft und einen muthigen Aufschwung giebt, so gewann nun auch Fränzchen eine kräftigere Haltung über sich und warf ihren Cousinen einen fast schnippischen Gruß zu, der Fränzchens Reiz in den Augen des von seinem Rencontre mit den Offizieren noch bewegten Heinrich Sandrart nur noch mehr hob. „Franziska, stoß an!" entgegnete auch schon die mittelste Wandstabler, die Lore, deren magere Gesichtsformen sich durch die Glut des Tanzes und der Atmosphäre gefüllt, ja angenehm gerundet hatten.

Fränzchen stieß mit dem Glase ihrer Cousine an und nippte ein wenig von einem Getränk, das vielleicht ein helles Bier, vielleicht Champagner war, sie wußte es selbst nicht, bis der Sergeant aus dem Seitenfutter seiner Uniform ein kleines Portemonnaie zog und sich, wie es schien, nicht ohne eine gewisse Ueberlegung, entschloß, zwei Papierthaler an eine „ächte" Flasche Champagner zu wenden. Er mochte fühlen, daß er sein Avancement kostbar feierte, aber er bestellte „ächten" Champagner.

Die Wirkung dieses Momentes war außerordentlich groß. Alles um den runden Tisch blickte staunend und voll Bewunderung auf diesen jungen militärischen Rothschild. Aechter Zweithaler-Champagner! Dies hob oder setzte tief herab, je nachdem sich der Schwung der Phantasie bei den Nachbarn ebenfalls für das Große berufen hielt oder sich keiner solchen Flügel bewußt war. An der betreffenden Stelle schwieg man eine Weile und blickte feierlich um sich, als hätte man für diese Standeserhöhung Zeugen gewünscht.

Die Wandstablers beschlossen jetzt, mit Fränzchen, die einen solchen Liebhaber aufweisen konnte, sich auszusöhnen. Dorette, die Jüngste, mit der es Franz von „Geheimraths" sehr geschäftig hatte, war blasser, als ihre Schwester, auch etwas verstimmter. Sie hatte Ideen, die höher hinaufstiegen, als die Sphäre, worin sie sich hier bewegte und die eigentlich Jeannette so gewaltsam improvisirt hatte. „Guten Abend, Fränzchen," sagte sie und reichte ihrer kleinen Cousine erst jetzt die Hand. „Muß es denn erst so kommen, daß uns ein solcher Abend wieder einmal zusammenführt?"

„Ein solcher Abend?" fragte Heinrich Sandrart fast verletzt, der seine zwei Thaler los war, nun aber auch dafür lustig sein wollte. „Kann man traulicher und vergnügter beisammensitzen?" Dabei wollte er Fränzchen's Hand ergreifen, um diese an sich zu drücken. Aber die kleine braunäugige Spröde litt er-

sichtlich, auch unter den Kosten, die sie ihm verursachte, und zog die Hand zurück.

„Fräulein Dorette schmachtet nach stiller Einsamkeit," sagte die nicht durchaus ungebildete, aber zügellose Jeannette parodirend, „sie liebt! Sie liebt einen Franzosen, stolz und feurig; o seit ich weiß, daß man diesem Franzosen so edle Vorsätze verdanken kann, selbst den Fortunaball nicht zu gering für Liebende zu finden, biet' ich mich ihm für die Rückreise nach Paris als Gouvernante an, ich arme conditionslose Waise —!"

Fränzchen war in der That von Eifersucht nicht frei. Sie sah ihre Cousine Dorette starr an und mußte sogleich fühlen, daß diese wirklich nicht anwesend schien bei dem Balle. Lorette aber, die Mittlere, sagte leise zu ihr: „Du Glückliche! Herr Louis Armand, hör' ich, soll dir Blumen schenken und ich wette, auch Gedichte macht er auf dich. Heute las er Floretten eins vor, das er gewiß auf dich gemacht hat." Fränzchen erröthete. Sie wußte von den Blumen, aber nichts von dem Gedicht, das ohne Zweifel ihr gelten sollte und Siegbert Wildungen erst übersetzt und noch in seinem Portefeuille hatte.

Indem knallte Sandrarts Champagnerkork und in einem der hingestellten Spitzgläser zischte vor ihr der perlende Wein, dessen Güte wir nicht zu bestimmen wagen, da wir noch nicht über den Fortunawirth wissen, ob er der Ehrlichkeit seines Bruders, des Pelikanwirths entsprechen wird. Kaum am Rande ihres Glases nippend, fragte Franziska jetzt Jeannetten, was diese Uebermüthige von conditionslos gesprochen hätte. „Ja, Schatz," antwortete diese, „das haben wir uns heute früh nicht träumen lassen, als wir Falbalas nähten, von der Tugend sprachen und die Fortunabälle kaum dem Namen nach kannten. Melanie kommt um zehn Uhr nach Hause, fordert mich wie vor's Tribunal, hält mir einen langen Prediger Salomonis, will in's Kloster gehen und schickt mich vorläufig von morgen früh an zu allen Teufeln." — „Jeannette, du hast den Dienst verloren? Das ist ja unglaublich —" sagte Fränz voll kindlicher Theilnahme. — „Unglaublich? Seit ich dich hier Champagner trinken sehe neben einem so liebenswürdigen Sergeanten, ist Alles möglich. Neumann, erkläre du ihr's!"

Dieser, die bebuschten Augenbrauen zusammenkneifend, grunzte Etwas hin, was soviel sagen sollte, als: „Die Aufklärung wird bald ruchbar werden. Habt ihr ihn auf's Korn genommen?" Das sagte er zu einigen jungen Burschen, Lasally'schen Reitknechten, die eben eintraten. „Macht's gnädig!" meinte Jeannette

flüsternd. „Er hat's zwar um uns verdient, aber wenn er noch einmal so tractirt wird, wie damals, erleben wir, daß ihn das Fräulein aus Mitleid heirathet." — „Wo sie ihn nur gesprochen hat!" bemerkte der Bediente Franz flüsternd. „Ich gab ihr doch noch den Shawl um, die Excellenz war dabei und wir gingen fast bis an den Wagen mit." — „Ich fuhr sie —" sagte Neumann. „Und kaum steigt sie aus," ergänzte Jeannette, „so kam die Bescheerung. Diese Verräther! schrie sie. Elende Menschen, die sie verkauften, umgäben sie. Schon in Hohenberg hätt' ich sie verrathen. Jeder bildete sich ein, ihr gefallen zu können — und damit zerriß sie ihre Kleider, weil sie nicht rasch genug vom Leibe wollten, und sagte mir auf." — „Jeannette, das Fräulein dir! Ich kann mich noch gar nicht finden!" — „Ja, ja, Fränzchen! Das wäre jetzt ein Plätzchen für dich! Aber du bist ihr nun auch nicht mehr tugendhaft genug. Du bist heimlich, gehst maskirt auf die Bälle in Garderobe wie eine Königin — jetzt besinn' ich mich — du kamst ja mit einer Rothen. Wer war denn Das?" — „Ja," stimmten die Wandstablers neugierig ein, „wer ist die Rothe? Wer ist das?" Der junge Soldat schenkte ein, erschrak aber über die bekannte Erfahrung, daß eine Flasche dieses tückischen Schaumweins sehr bald consumirt ist.

Inzwischen wartete man gespannt auf Fränzchens Antwort, die sich nicht herbeiließ, eine Aufklärung zu geben. „Halt!" rief jetzt Jeannette. „Sie tanzte nur mit Hackert, rannte dem nur nach, immer nur Dem. Dann war's Melanie." — „Ah!" hieß es bei den Harderschen Bedienten und sonst herum, „die Schlurck!" Alle waren aufgestanden und sahen durch die Glasfenster, die den Saal von der Restauration trennten. Es war ihnen, als wenn sie nun aufstehen und die Räthselhafte verfolgen sollten.

„Hackert schreibt schön und tanzt schön —" fügte Jeannette diesem Tumulte boshaft hinzu, „es wäre nicht das erste Mal, daß Schlag zwölf Uhr der Thorweg aufknarrt und gewisse Leute in die Redoute gehen. Mach' uns keine Lügen vor, Fränzchen! Sage, wer war die Rothe?" Sandrart bot Jeannetten ein Glas mit den Worten: „Lüge, mein Fräulein! Das ist Beleidigung! Sie müssen sich mit mir duelliren." Man setzte sich wieder. Jeannette nahm das Glas, verneigte ihr ganz niedliches Gesichtchen, den Typus der Verschmitztheit und jener flüchtigen Kammerzofenschönheit, die bei dunkler Beleuchtung mehr verspricht, als sich bei heller motivirt findet, und sagte: „Sehr artig, Herr Sergeant!" Mit einem wohlgefälligen, herausfordernden Blick auf

den jungen Krieger, der ihr seit den Unterfutter-Geheimnissen seiner Uniform doppelt zu gefallen schien, trank sie das Glas.

Fränzchen aber mochte den falschen Schein des Leichtsinns und der Heuchelei nicht länger auf sich sitzen lassen, sondern nahm das Wort. „Wie ich hierher gekommen bin," sagte sie, „ist mir wie im Traum geschehen. Es war zehn Uhr. Eben wollt' ich zu Bett gehen und legte die Kleider, die ich von der Florentine, der Putzmacherin auf dem alten Markt, zu besetzen hatte, sauber zusammen. Ich war müde. Da klingelt es heftig im Vorderhause. Die alten Märtens schlafen schon. Ich denke, obgleich unser neuer Miether —" — „Der feine, gelehrte Franzos," lachte Jeannette. — „Wieder ein Franzos?" rief Heinrich Sandrart eifersüchtig. — „Der nicht, sondern ein Alter mit einer Perrücke. Ei, sowie der da!" Damit zeigte sie in den gegenüberstehenden Spiegel. Man wandte sich theils um, theils zum Spiegel hin und bemerkte einen schleichenden Herrn mit einer großen Nase und einem dicken schwarzen Schnurrbart, in dem wir die grüne Brille wiedererkennen. Schon lange hatte sie lauernd den runden Tisch umschlichen und lüsterne Blicke zu dem demaskirten rosig strahlenden Fränzchen hinübergeworfen. Seine Zudringlichkeiten schienen so allgemein gewesen zu sein, daß auch Jeannette schon die grüne Brille kannte. „Guten Abend!" sagte ein Unisono des ganzen Tisches fast höhnisch zu dem indiscreten Lauscher. Als dieser erschreckend merkte, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines ganzen Tisches geworden war, entschlüpfte er mit aalglatter Behendigkeit und nahm das ihn verfolgende Gelächter für eine Warnung, sich solchen Gesellschaften sobald nicht wieder zu nähern.

Sandrart schenkte auf's Neue die letzten Reste seines Excesses ein und rief: „Also der alte Franzose klingelte —" — „Nein, nein," sagte Fränzchen Heunisch, „nicht der —" — „Ein Anderer —?" fiel der Sergeant ein und rückte näher und legte ermuthigt den Arm auf die Stuhllehne Fränzchen's, indem er ihr weinerröthet in die braunen brennenden Augen sah. „Genug, genug!" unterbrach ihn Jeannette, die schon merkte, daß der Sergeant mit Fränzchens Verhältnissen völlig unbekannt war und vielleicht nicht einmal wußte, wo sie wohnte, „es klingelte also Wallstraße Nr. 14, wo ich künftig auch wohnen werde —" — „Du?" fragte Fränzchen, erstaunt über diese scharf betonten Worte. — „Ja, Fränzchen," antwortete Jeannette, „ich werde Gelegenheit nehmen, so lange bei meiner Freundin Franziska Heu-

nisch, Wallstraße Nr. 14 zu wohnen, bis meine Angelegenheiten geordnet sind —"

Diese Erklärung, in scharfen Worten vorgetragen, erregte allgemeines Erstaunen und bei Niemand mehr als bei Fränzchen. „Dein Zimmer ist klein — schadet nichts — ein Bett stellt sich schon noch und —" — „Aber Jeannette —" — „Mein voller Ernst. Ich spreche mit den Märtens Wallstraße Nr. 14." Fränzchen konnte sich nicht fassen, so überrumpelte sie das verschmitzte Mädchen, dem sie sich von früher gewohnt war, unterzuordnen. „Aber die Rothe, die Rothe!" hieß es, „wer ist das?"

Sandrart merkte sich, mit einem dankbaren Blick auf Jeannette, die Adresse des Mädchens, in das er wie verloren war und dem zu Liebe er, ein wohlhabender Bauernsohn, zu rechnen anfing, ob er noch zwei Thaler aus dem Unterfutter hervorziehen sollte. Die Menschen sprechen vom Verschwenden! Die Gerechtigkeit zwingt uns, einzugestehen, daß sich alle Dinge in der Welt, selbst die bösen, nicht immer sogleich böse machen. Seine Ueberlegung, noch eine Flasche zu spenden, war nicht frei von Dialektik und in der That von vielen Sünden wird einst das jüngste Gericht aufdecken, daß sie oft lediglich die Folge höflicher Convenienz gewesen sind.

„Ja," sagte Fränzchen kleinlaut über die schreckliche Aussicht, an diese Jeannette in ihrer bisherigen bescheidenen Existenz geknüpft zu werden, „ja, es klingelte. Ich dachte, es wäre — unser Miether. Ich ziehe mich an und gehe hinunter. Wen find' ich? Eine Freundin, die ich nicht nennen darf. Sie machte sonst mit mir Putz auf dem alten Markt bei der Florentine. Franziska, du mußt mit mir auf den Fortunaball gehen! rief sie. Komm nur! Komm sogleich! Ich weiß, du kannst helfen. Damit zog sie mich durch den Hof, an der Werkstatt vorbei in mein Kämmerchen hinauf, das eng ist, sehr eng, liebe Jeannette —" — „Man richtet sich ein — ich will nur bei soliden Leuten wohnen. Wallstraße Nr. 14, im Hofe zwei Treppen hoch!" Damit sah Jeannette wieder Sandrart scharf an — dieser nickte glühend, er hatte in der That schon dem Kellner zugeflüstert, die zweite Flasche zu bringen; Fränzchen fuhr fort: „Wie wir oben waren, weinte sie und jammerte. Sie müßte auf den Fortunaball! Sie müßte wegen eines Menschen dort sein, der" — „Wegen Hackert?" fragten schon Einige durcheinander, die am Tisch saßen und noch an Fräulein Melanie dachten. „Fränzchen, Fränzchen, halt' dich an die Wahrheit," sagte Jeannette, „es war Melanie — Neumann weiß es ganz bestimmt! Neumann war im Hofe und fand

etwas nicht in Ordnung. Der Thorweg ging leise von innen auf. Es schlich sich Jemand vom Hofe fort — —" „Jeannette, schäme dich!" rief Fränzchen; das vornehme Fräulein! Abscheulich! Wie kann man so verleumden!" — „Hm! hm!" sagte Jeannette mit Bosheit. „Sie ist jetzt verschwunden die Rothe, seit sie mich entdeckt hat." — „Nein," fuhr Fränzchen entrüstet fort, „meine Freundin heißt Luise und Der, den sie suchte, den kenn' ich nicht. Fränzchen, sagte sie, ich bin arm und du bist es, wir haben keine Kleider, um auf den Fortunaball zu gehen. Aber unsere Armuth kommt daher, daß Die, die von uns leben, uns nicht bezahlen. Ich wußte, daß du diese kostbaren Kleider für die Florentine nähst. Ich sah selbst, daß Florentine sie dir zum Besetzen einhändigte, als ich bei ihr war und das aufgeblasene, abscheuliche Weib, das mit fremdem Geld ein Geschäft etablirt, um die mir nun seit drei Jahren schuldigen funfzehn Thaler mahnte. Sie zahlt nicht. Diese Kleider sind für den Verkauf in ihrem Laden bestimmt. Ich verlange sie von dir! Hier ist Florentinens Schuldschein und nun Muth, Franziska, mein ist dieser rothe und dein ist dieser blaue Anzug!" — „Bravo!" rief die ganze Gesellschaft, ohnehin entzückt von der zweiten Flasche, die inzwischen ankam, und klatschte in die Hände. Der Spaß, so zu einer Garderobe zu kommen und sich bezahlt zu machen, gefiel. „Sie können sich wol denken," fuhr Fränzchen fort, „wie ich mich geweigert habe. Aber es half nichts. Eh' ich mich versah, waren mir diese Kleider über meine gewöhnlichen kattunenen — wie Sie Alle sehen können — übergezogen — das Haar verdeckte die Kapuze. Sie selbst nahm den rothen Anzug — und so huschten wir über den Hof, nahmen eine Droschke und hier kauften wir die Masken. So bin ich hergekommen und denke jetzt mit Grauen an Mamsell Florentinen auf dem alten Markt, die wegen ihrer Kleider zur Polizei gehen wird."

„Sie soll anderen Leuten ihre Schulden bezahlen! rief Heinrich Sandrart und schlug mit dem Glase auf den Tisch, daß es fast zerbrach, zog wieder sein Portemonnaie und wollte nun auch das Essen bezahlen, das während des Trinkens und Erzählens genossen wurde. Jeannette aber litt diese Großmuth nicht. Sie warf Neumann einen Wink zu. Dieser warf sich in die Brust und nannte sich den Wirth der Gesellschaft. Indem er aufstand und etwas langsam rechnete und während der Sergeant schon zahlte, kamen die Jockeys und flüsterten dem Kutscher etwas ins Ohr. „Jetzt dran!" sagte er mit brutalem Ton. „Was ist?" fragte der junge Soldat. „Wir wollen die Rothe suchen," sagte Jeannette,

die jene geheimen Zeichen verstand. „Steht auf, Kinder, der Tanz fängt wieder an. Es schlägt drei. Bis fünf bleiben wir da, nicht wahr, Fränzchen? Siehst du, daß die Welt viel lustiger ist, als du dir's in deinem Hinterhof eingebildet hast, Närrchen? Gib mir einen Kuß und ängstige dich nicht um mein Bett — ich ziehe nicht zu dir!"

Damit wußte die Schlaue es so zu wenden, daß sie zwischen das sich plötzlich erleichtert fühlende Fränzchen und Heinrich Sandrart kam und diesem ihren linken Arm zugeschoben hatte, er wußte nicht wie. Sie hatte Fränzchen am rechten Arm. Da es beim Eintritt in den Saal wieder enge wurde, war sie des Sergeanten Tänzerin zu seinem eigenen Erstaunen und, wie es schien, sehr unangenehmen Befremden. Noch merkte man nicht, daß sich die zum Tanz antretenden Paare lichteten. Der Garten mochte leerer geworden sein, aber hier unter den drei mächtigen Kronleuchtern und oben in den überfüllten Logen ringsum, wo eine feinere Gesellschaft tafelte, verrieth nichts die Annäherung des Morgens, der sich schon mit sanfter Röthe im Osten ankündigte. Fränzchen hatte nach einer Tour in der Runde wieder Sandrart am Arm. Jeannette huschte in den Garten.

Oben auf der „Sternwarte" ließ sich das neuerdings wieder zusammenströmende Gewühl am besten unterscheiden. Dort saßen Mullrich und Kümmerlein auf kleinen Sesseln und schauten schlaftrunken in den Saal hinunter. Zuweilen kam Pax, um Neues, besonders über Signalement Nr. 2, die schwarze Binde, wie er sie nannte, zu hören. Dann wieder schickte Katharina Peters aus ihren unerschöpflichen Bier- und Punschvorräthen eine Stärkung hinauf, die ihnen sogar Peters einmal selber bringen mußte. Sie wollte durchaus, daß er sich in seine neue Laufbahn fände und sich mit so wichtigen Personen befreundete, die er sehr oft auf ihr antreffen mußte.

„Was machen denn Ihre Thüringer?" fragte Kümmerlein, an einige vorhergegangene Gespräche mit ihm anknüpfend. „Man sieht ja Herrn Peters jetzt immer nur drüben in Loge Nr. 13 unter den Offizieren; sind die Landsleute doch im Garten nicht vergessen?" Peters, überreizt, zerfallen mit seiner Stellung, antwortete lieber gleich gar nicht, um nicht ausfallend zu werden. Soviel konnte er aber doch nicht hinunterschlucken, daß er die Bemerkung hätte verschweigen sollen: „Lieber schon wär' mir's, es ginge diese verfluchte Treppe nicht erst in den Tunnel und ich könnte gleich in Nr. 13 von hier hinüber, wo meine Thüringer mit den Offizieren sitzen."

Die Agenten, die um fünf Uhr Etwas mit zwei Thüringern vorhatten, lehnten sich über die Brüstung und versuchten nach Nr. 13 hinüber zu sehen. In der That waren Dankmar und Siegbert nach ihrem langen, stillen und traurigen Zwiegespräch, wo der Aeltere über die Abenteuer des Jüngeren genug zu erstaunen hatte, eben, wie sie nach Hause gehen wollten, von den neuankommenden Offizieren und vielen andern Bekannten, zu denen jetzt auch Reichmeyer und Heinrichson gehörten, sozusagen aufgegriffen und in die Loge Nr. 13, die geräumigste und comfortabelste, zu einem dort veranstalteten Bankett gewaltsam entführt worden. Erst waren sie auf der Gartenbank, trotz des sie umgebenden Geschwirrs, von Dankmar's Erinnerung an Hohenberg so gefesselt, daß ihnen Stunde auf Stunde verlief. Nun wollten sie, leidlich getröstet über das viele Widerwärtige, das sie an diesem Tage und Abende erlebt hatten, sich zur Ruhe begeben; da zwang sie Heinrichson, der den höchst Gefälligen und Liebenswürdigsten machte, zu bleiben und in den scheinbar genialen Ton, den er angab, mit einzustimmen. Sie thaten ihm den Gefallen. Ihre Anwesenheit hatte einige gute Folgen für einen anständigeren Ton, der bei den Gesprächen über Frauen innegehalten wurde.

„Es ist aber einzig," sagte Kümmerlein, als Peters gegangen war, „wir haben jetzt bald drei Uhr und von der schwarzen Binde sieht man nichts." — „Sie haben nicht richtig gelesen," erwiederte Müllrich; „steht wirklich was von einer schwarzen Binde auf dem Signalement?" — „Wie ich gelesen habe —" — „Lesen Sie lieber noch einmal, Kümmerlein!" — Kümmerlein breitete sein Papier noch einmal auseinander und las das Signalement Nr. 2.

Dreizehntes Capitel.

Die schwarze Binde.

„Murray, ein Engländer oder Amerikaner," las Kümmerlein; „mittlerer Figur, schwarze Perrücke, eine seidene schwarze Binde über dem einen Auge, Mund fast zahnlos, Kleidung: abwechselnd ganz ärmlich, bald ganz elegant. Geht etwas gebückt

an einem Bambusrohr mit goldenem Knopf. Selbst bei ärmlicher Kleidung sieht man zuweilen goldene Ketten an der Weste und Ringe am Finger. Alter: etwa sechszig Jahre, obgleich er bei eleganter Kleidung jünger aussieht. Im Falle zweideutigen Umganges zu verhaften."

Als Kümmerlein geendigt hatte, mußte Mullrich bestätigen, daß Dies — er sagte es wenigstens — ganz ebenso auf seinem Papier stünde; allein darin kamen sie überein, daß eine schwarze Binde am Auge ein gutes Gewissen verrathe. „Denn," sagte Mullrich, „einen bunten Hund kennt doch Jeder."

Die den beiden Gerechtigkeitsdienern auf den Lippen schwebenden kleinen Rügen über Paxens übermäßige Feinheit und seine Leidenschaft, es einem gewissen großen, jetzt ausgedienten Polizeimann, den sie nannten, gleich zu thun, verhallten im Lärmen des Saales. Denn als sie auf ihren Uhren drei anrücken sahen, begann wieder die Musik des Orchesters und das Rauschen des Tanzes. Die große im Saal befindliche Uhr zeigte zwar die Stunde, schlug aber erst von vier Uhr an. Dies war eine eigenthümliche Speculation des Herrn Hitzreuter im Einverständniß mit der Kapelle. Schlug es nämlich zwölf, eins, zwei, drei, so wurden die Besucher der Fortunabälle, die absichtlich nach der Uhr nicht sahen, in ihrem Taumel stutzig; sie fühlten sich gemahnt, sich zeitiger zu entfernen, als dem Besitzer lieb war. Aber von vier Uhr an wünschten Herr Hitzreuter und die Kapelle selbst, daß man ging. Daher wurde das Schlagen von zwölf, eins, zwei, drei verhindert. Mit vier aber fingen die Mahnungen zur Entfernung an und sogar die Angaben der Viertel dienten gewissermaßen als ein leise winkender Kehraus.

Eben wollten sich Mullrich und Kümmerlein wieder auf ihrer Sternwarte in die Sessel strecken, die dazu nicht bequem waren, und ein bischen „dämmern," wie sie den diensterlaubten Halbschlaf nannten, als plötzlich an den Eingangsthüren ein Drängen entstand. Manche Paare hielten im Tanz inne und Mullrich fragte Kümmerlein: „Kümmerlein, heda! Hören Sie nicht schreien?" Schon aber hatten alle Tänzer, die den Saalthüren nahe standen, sich nach draußen gewandt. Denn ein so lauter Lärm, ein solches Rufen und Wehklagen konnte vom Garten her vernommen werden, daß die allgemeinste Neugierde geweckt wurde und diese sich allmälig Allen, auch den in den Logen befindlichen Zechern und Schmausern, mittheilte. Mullrich kletterte rasch die schmale Treppe hinunter, gefolgt von Kümmerlein, dem eine Einmischung in handgreifliche Händel immer höchst unwillkommen war. „Setzen

Sie sich nicht aus!" rief er Mullrich nach, „Sie wissen, daß wir nach Vier noch eine Recherche haben."

Mullrich ärgerte sich über den Umweg durch den Tunnel, der schon leerer geworden war. Denn Die, welche nicht tanzten, hielten sich nicht bis in den frühen Morgen auf. Sogar Frau Kathrine war zu Bett gegangen und hatte ihre Functionen einer andern weiblichen Bedienung überlassen und Peters war oben in den Logen beschäftigt.

Die Polizeidiener fanden im Garten ihr Einschreiten nicht mehr nöthig. Denn schon hatten sich mehre ihrer Kameraden ihres Incognitos begeben und halfen einen jämmerlich zugerichteten Mann dahertragen, für welchen um einen Wagen gerufen wurde. Einige jüngere Leute gingen schreiend und fluchend neben ihm her, während eine Frauenstimme wehklagte und den Fortunabällen, wenn sie von Mördern überfallen werden könnten, den Untergang prophezeite. Man erzählte dann, daß eine Anzahl junger Leute mit diesem Schwerverwundeten einem Andern aufgelauert hätte, um ihn für irgend ein Vergehen zu züchtigen. Auf das Hülfegeschrei einer Frau wären jedoch über den Zaun, an dem Holzschuppen rechter Hand — man zeigte in dem aufgehenden Tageslicht nach jener Stelle — eine Anzahl „Vermummter" mit Stangen und Eisen erschienen, hätten jenen Bedrängten befreit, aber auch den wildesten seiner Gegner in dem Grade kampfunfähig gemacht, daß dieser schwerlich wieder aufkommen würde. Den Verwundeten erkannte Mullrich sogleich. Es war der Kutscher des Justizraths Schlurck, Neumann mit dem Backenbart und den goldenen Ohrringen.

Die wildaufgeregte, schreiende Anklage kam von Jeannetten, die im Augenblick der Gefahr nicht mehr ihre Tändeleien durchführte, sondern sich wohl vergegenwärtigte, wie ihre dreißig Jahre es ihr zur Pflicht machten, eine so solide Anhänglichkeit, wie die des Neumann, werth zu halten. Sie verwünschte bald die Feigheit der Reitknechte Lasally's, die Jemanden hätten überfallen, sich aber nicht vertheidigen können, wenn sie auf gefaßte Gegner stießen. Sie schwur der Rothen Rache, die Hackerten diesen Schutz hatte herbeizaubern können, und war im ersten Zorn so heftig über Fränzchen Heunisch, die von ihrem Tänzer geführt wurde, daß diese vorzog, sich zu flüchten und sich umsomehr bald von Sandrart nach Hause begleiten zu lassen, als Luise Eisold und Hackert verschwunden waren.

Obercommissär Pax verschaffte sich, während man Neumann mit Wasser besprengte und in den Wagen trug, alle nur zu er-

möglichenden näheren Angaben über die Begebenheit, war aber schon insofern völlig im Klaren, daß er den Angreifern sagte, ihnen wäre Recht geschehen. Dabei gab sich seine Theilnahme für Hackert zu erkennen. Und von den sogenannten Vermummten hatte er die Ueberzeugung, daß dies Maschienenarbeiter von Willing's Fabrik gewesen wären, die am Zaune gelauscht und die Gewaltthat ebenso gewaltthätig verhindert hätten. Auch er sah sich nach Hackert um, der ebenso wie der mehrfach erwähnte und ihm selbst aufgefallene, immer noch nicht demaskirte rothe Domino verschwunden war.

Als die gleichfalls herbeigeeilten Kapellisten wieder an ihre Notenpulte zurückkehrten und der Tanz aufs neue und nun grade erst bacchanalischer als bisher begann, wollten auch die beiden Polizeidiener Mullrich und Kümmerlein wieder auf die Sternwarte. Pax aber rief ihnen nach und fragte wieder bei Seite: „Noch immer nichts von Nr. 2 gesehen?" — „Nicht ein Haar, Herr Obercommissär!' — „Ich gehe jetzt, Sie bleiben wohl bis zu Ihrer Recherche?" — „Es geht nun in Einem hin!" — „Vergessen Sie nicht die Brüder Wildungen aus Thüringen! Drei Treppen bei Frau Schievelbein." — „Neustraße —" — „Was wir finden, geht mit —" — „Besonders ein Bild —" — „Abzuliefern an?" — „An Frau Ludmer, Kammerfrau der Geheimräthin von Harder." — „Gut! — Besorgen Sie das Alles mit der größten Pünktlichkeit! Der Franzose mit der grünen Brille ist der rechte nicht. Gute Nacht!"

Damit verließ Obercommissär Pax den Garten der Fortuna, und seine getreuen Organe kehrten auf ihren früheren Standpunkt, die Sternwarte, zurück.

Sonderbares Schicksal, wie gleichst du die Lebensloose aus! Was dem Einen zum Quell der Leiden wird, wird dem Andern zum Quell der Freuden! Wenn irgend etwas die Größe jener unparteiischen Gewalt, die über unserm Dasein thront, vergegenwärtigt, so ist es dieser vollkommene Widerspruch in Dem, was dem Einen nützt und dem Andern schadet, ein Widerspruch, der für jene ewige Gewalt eine vollkommene Harmonie sein muß.

Eine solche Ahnung lag im Auge des Kellners Peters, der in der großen Loge bediente und seinen Thüringern, die bei dem Lärmen zu spät gekommen waren, mit vertraulicher Miene zuraunte: „Eben ist der Kutscher des Justizraths Schlurck halbtodt vom Platze getragen worden. Vor sechs Wochen kommt der nicht wieder auf, wenn er je wieder eine Leine führen kann. Was meinen Sie, wenn ich mich morgen beim Justizrath melde —

blos, daß ich diese gottverdammte Schürze und kurze Jacke ablegen darf?" — „Freier Phaethon, edler Sonnenlenker, thue Das!" rief Siegbert. „Wirf sie ab, die Tracht des dienenden Heloten! Werde Freiherr wieder von der Peitsche, Baron vom Sternenaufblick, Ritter zum Schellengeklingel! Schleudre sie hin den Hitzreuter's die Speisekarte, die deines edlen Busens nicht würdig ist! Schatten Margo zu apportiren überlasse Denen, die ihre Seele von einem Weibe pudelhaft verkaufen lassen! Pegasus im Joche, schwing' dich in die Lüfte und werde wieder, was du eher warst, ehe du wurdest, was du bist!" — Peters machte Dankmar'n ein Zeichen, als wollte er sagen, dem Bruder Maler hätte wohl der Schatten Margo — „Zu viel Licht gegeben?" fiel Dankmar zur Ehrenrettung seines Bruders ein; „nein! es ist seine wirkliche Ueberzeugung! Morgen früh um neun Uhr klingl' ich an Schlurck's Hausthür. Wartet da auf mich, Peters! Wir bringen dann alle unsere Angelegenheiten ins Reine." — „Herr Dankmar, wirklich — meinen Sie?" — „Er ist reich, — er kann sich ohne Kutscher nicht behelfen —" — „Dann bring' ich auch den Bello mit." — „Bring' auch den Bello mit! Gegen vier brechen wir auf. Vier Stunden Schlaf ist genug für einen so tollen Tag wie den heutigen, auf den drei Nächte gehören, wenn man die verlorenen Ruhestunden wett machen wollte! Wir wollten verdorbenes Volksleben studiren, Schmerzen in uns selber tödten! Für einmal und nicht wieder! Also um neun Uhr —" — „Mit Bello beim Justizrath!"

Nun fing die Zahl der tanzenden Paare sich zu lichten an. Kümmerlein und Mullrich gähnten und schliefen halb und halb wieder auf ihren Stühlen ein. Kaum mochten sie zehn Minuten „gedämmert" haben, als es Mullrichen beim schwächer gewordenen Toben der Menge war, als wenn er an der Wand, welche die Sternwarte von einer kleinen Loge dicht neben ihr trennte, ein Gespräch vernehmen sollte, das laut, ja zankend war. Sich sammelnd und aufrichtend horchte er und hörte leider nur den wilden Galopp, den jedoch kaum noch dreißig Paare tanzten. Er hätte sich umbeugen und in die Loge einsehen mögen, allein der kluge Erbauer des Fortunasaales hatte es so eingerichtet, daß Niemand aus einer Loge in die andere lauschen konnte. Geschmackvolle Stuccaturen und Broncearbeiten waren an den Verbindungswänden zur Zierde des Saales angebracht. Man hätte sich weit über die Brüstung hinweg lehnen müssen, wenn man um die Karyatiden zwischen den Logen herumsehen wollte.

Mullrich weckte Kümmerlein und machte diesem Gebehrden,

auf die Wand zu merken. „Was ist denn?“ fragte dieser. — „Hören Sie nur! Hier!“

„Schweig, alter Maulwurf!“ sagte eine Frauenstimme, „was habe ich von dem Glanz, wenn ich ihn nicht zeigen darf?“ — Eine fast grunzende, mürrische Stimme grämelte irgend etwas dagegen, was man nicht verstehen konnte. „Gold und Juwelen,“ fuhr die Frauenstimme maliciös fort, „und in einem Käfig sitzen? Nein, lieber Wasser und Brot. Ich hab's satt — morgen gehst du oder ich.“ Die Stimme des Alten murmelte oder brummte wieder etwas Unverständliches. — „Fünf Tage, nicht drei,“ sagte die Frauenstimme, „hörst Du? Fünf, nicht drei! Dann thu' ich's! Was sind drei Tage? Oder nimm drei Tage, aber zwischen jedem einen von deinen mageren Tagen dazwischen? Hörst du? Nicht drei fette Tage hintereinander —“ — „Hintereinander!“ war die jetzt verständliche, deutliche, entschiedene Antwort des alten Mannes. — „Dann bleiben wir nicht zusammen,“ fuhr die Frauenstimme zornig fort. „Drei Tage im Monat hast du mir versprochen, mir so zu schenken, daß ich alle meine Vergnügungen und Wünsche befriedigen kann. Nun ja; ich bekam gestern prächtige seidene Kleider, heute Juwelen und Gold und morgen soll ich mein wahres, mein echtes Bild haben, das ich wirklich bin und keine Andere.“ — „Und gab ich heute nicht schon mehr?“ sagte jetzt deutlicher und mit gehobener Stimme der Mann, „als du begehrtest? Ist dieser tolle Nachtschmaus, wo man sich vorm einbrechenden Tageslichte schämen muß, nicht schon eine Zugabe zu den Juwelen und dem Golde? Ich sah überall in die Logen dieses Saals. Diese kleine, stille, verborgene ist die schönste. Hier sind Spiegel und weiche Polster! Hier duften Blumen und da hängen reizende Bilder! Du hast Fasanen gegessen, Champagner getrunken! Aber du weißt nichts zu würdigen. Im gierigen Genuß schlingst du Alles hinunter und hast wie die Heißhungrigen erst dann einen Reiz dazu, wenn du es schon verzehrt hast.“ — „Nun gut!“ sagte lachend die Frauenstimme. „Diesen Fortunaball schenktest du mir auf den zweiten Tag als Zugabe; aber ich will tanzen! Ich trinke hier Champagner, esse Eis und verzehre mich vor Gier, hinunter in den Saal zu dürfen. Sieh, Alter! Ueberall da unten sind meine Tänzer! Sieh den kleinen mit den feurigen Augen — erkennst du mich wohl — wenn ich — he Junge! He! He!“ — „Willst du — bleibst du zurück! Tritt nicht leichtsinnig mit Füßen, was ein Freund liebevoll über dich häufte — —“ Man hörte es, wie die Hand des männlichen Sprechers die des weiblichen packte und zurückriß.

„So komm mit! Ich will mit Dir tanzen; Alter! Ha, ha, ha, Komm —“ — „Laß mich! Schäme dich!“ — „So will ich nur einmal an deinem Arme durch den Saal schlendern. Sieh, es ist gleich drei Viertel auf vier. Um vier Uhr hast du den Wagen bestellt. Komm, schlendre mit mir durch den Saal, alter Brummbär!“ — „Das Alles ist wider die Abrede! Diese Fortunabälle werden sich oft wiederholen. Es werden andere Feste kommen, wenn die Jahreszeit unfreundlicher wird und die geselligen Vergnügungen gesucht werden. Wieder hast du dann drei Tage des Glücks und der Verschwendung —“ — „Und siebenundzwanzig der Armuth und Langenweile! Nein, Männchen, such' dir eine andere Närrin für deine Possen aus; ich kann arm sein, aber Langeweile haben und nicht — nein! nein!“ — „Und nicht lieben, willst du sagen?“ — „Ich sagt' es ja nicht! — „Und doch ist es Das! Nur Männer, die dich küssen, willst du um Dich.“ — „Ich will nicht Männer, die mich küssen!“ — „Du sagtest mir Das vor vierzehn Tagen, als ich dich im Elend, in der verworfensten Schande antraf, die Tochter eines Mannes, dem ich ewig verpflichtet bin. Hättst du mir gesagt, ich muß lieben und leichtsinnig sein, ich kann die Tugend nicht üben, so hätt' ich für dich gebetet — so aber sagtest du —“ — „Ich habe nicht gelogen.“ — Nun denn, wenn du nicht die Freude, das Vergnügen, die Pracht und die Trägheit liebst, warum siehst du nach dem kleinen Schwarzkopf mit den feurigen Augen —?“ — „Er tanzt und du nicht! Komm, wenigstens durch den Saal müssen wir schlendern. Es ist gleich vier.“

„Das ist die Malerguste!“ sagte Mullrich ans Ohr Kümmerleins. „Na, wart! Du sollst uns ohne den alten Spiegel und die Bettstelle und mein Waschlavoir davongegangen sein!“

Die ältere männliche Stimme nebenan begann wieder: „Ich wette,“ hieß es, „du lernst noch mit der Zeit dich in Manches fügen —“ — „Die Zeit wird dir dafür zu lang werden, Alter!“ — „Glaub's nicht —“ — „Wollen wir wetten? Ich wette gern —“ — „Heute hast du eine Broche, zwei Armbänder, Ohrringe bekommen, ich schenkte dir ein Souper im Fortunaball als freiwillige Zugabe. Eine Wette spar' dir auf deine nächsten drei fetten Tage im September auf!“ — „Die erleb' ich nicht mehr. In den siebenundzwanzig magern lauf' ich dir davon oder sterbe!“ — „Bedenke, im Februar sind es nur fünfundzwanzig, wo du dich bezähmen und mit mir Erdäpfel essen sollst!“ — „Nie! Nie! Ich gehe nach Hamburg!“ — Hier sprang Mullrich auf und krächzte leise: „Sie ist's! Satan! Juwelen und Gold und Fasanen und

sich malen lassen und mir läßt sie einen zerbrochenen Spiegel, eine lahme Bettstelle und ein Waschlavoir zurück für drei Monate Hausschlüssel und alles Uebrige? Kröte du!" Mit diesem kräftigen Worte, das alle seine Empfindungen und auch das systematische Bestreben, reich zu werden, wie Kümmerlein gesagt hatte, ausdrückte, faßte er Kümmerlein's Hand, um von diesem einen localkundigen Rath, irgend einen strategischen Angriffsplan auf die Nachbarloge angedeutet zu erhalten. Kümmerlein aber winkte ihm mit spähend aufgerissenen Augen und zeigte stumm auf die Wand, an der eben noch die Worte hörbar wurden: „Nun gut, ich will dir den Gefallen thun und einen Gang durch den Saal machen. Führe mich, Auguste! Ich kann nicht gut sehen. Komm, Auguste!" — „Auguste!" sagte Mullrich triumphirend. „Ich kann nicht gut sehen?" fiel Kümmerlein ein. „Das ist der falsche Engländer mit der Binde. Rasch! Wir machen einen Capitalfang. Ziehen Sie die Pfeife heraus, wenn Succurs nöthig ist!" Mullrich, der nur immer an Nr. 17 und die ihm schuldigen vier Thaler dachte, folgte verwundert dem klügeren Kümmerlein, der an die schwarze Binde dachte.

Gerade aber fünf Minuten vor dem vollen Glockenschlag Vier begab sich unten im Saale der Fortuna eine seltsame Scene. Eben war ein stürmischer Galopp, den man den Tarantelstich nannte, beendigt. Die nur noch spärlichen Paare traten zurück und Manches rüstete sich, der Mahnung des durch die großen Fenster hereinschimmernden Tageslichtes zu folgen und heimzukehren. Die Kraft des zuströmenden Gases ließ in den Kronenleuchtern nach, ein unheimliches, gespenstisches Helldunkel verbreitete sich in dem staubigen Raume. Die noch vor Kurzem so freundlich schimmernden Toiletten wurden plötzlich fahl, die Gesichter, eben noch prahlerisch, machten sich häßlich, alt, ja als ein Kronleuchter plötzlich ganz verlöschte, da war es, als spräche eine Geisterstimme ein schauerliches Wort, das dem Feste noch vor der Zeit ein Ende machen zu wollen schien.

In diesem Augenblick stoben, von einem Anblick entsetzt, die Tänzer auseinander. Die wenigen Tänzerinnen, die eben eiligst ihre Shawls und Hüte suchten, stießen ein unterdrücktes Ach! aus. Alles sah mit dem Ausdruck des fragenden, unsichern Erstaunens nach einer Erscheinung hin, die, durch die große Hauptthür eintretend, anfangs Wenigen auffiel, dann aber Alle in Furcht und Schrecken versetzte. Ein Tänzer, den Alle kannten, weil er sich als der Gewandteste, Ausgelassenste in ihren Reihen getummelt hatte, kam in zerrissenem Anzuge, verwilderten Klei-

dern, zerschlagenem Hut über dem röthlichen Haar, Staub und Gras an den Kleidern und Stiefeln, mit einem jener Lichter, wie man sie unter Glasglocken, in öffentlichen Gärten aufstellt, herein, feierlich schreitend, gespenstisch, mit geschlossenen Augen. Hinter ihm folgte die rothe Dame, die Allen aufgefallen war und noch immer ihre Maske trug. Aengstlich besorgt hielt sie Alle, die von dem Anblick überrascht erst lachend, dann erschreckt stillstanden, zurück, den Finger auf den Mund legend und mit den Händen um Schonung und Mitleid bittend. Die Musik begann nicht wieder. Die Tänzer flohen von jeder Seite, wo der gespenstische Wanderer mit dem großen Windlichte daherkam. Auch zu den wenigen noch besetzten Logen hinauf zischte man und erzwang Ruhe und allgemeine ängstliche Aufmerksamkeit. Ein Nachtwandler! ging es mit flüsterndem Grauen durch die Reihen aller Anwesenden, die beklommen den Athem anhielten und nicht wußten, ob sie sich entfernen oder das Ende dieses Zustandes und seine Entwickelung abwarten sollten.

Manche waren freilich so frivol gespannt, daß es ihnen das Liebste gewesen wäre, der Unglückliche hätte irgend ein gefährliches Unternehmen begonnen und ihnen eine Thatsache bestätigt, von welcher man wohl hört, aber selten Gelegenheit findet, sie in eigne Erfahrung zu bringen. In diesem Augenblick schlug es vier voll. Der Nachtwandler horchte auf und lächelte. Er blieb stehen. Seine schützende Begleiterin war in Verzweiflung, weil sie nicht wußte, was sie thun, was unterlassen sollte. Indem setzt der Nachtwandler seinen großen Leuchter auf einen Tisch, sieht sich nach der Uhr um, schlägt, als wenn er die acht Klänge der Uhr wiederholte, achtmal mit der Hand langsam in die Luft und beugt sich bald nach rechts, bald nach links, als suchte er Etwas. Dann nimmt er den Leuchter und gleichsam, als wenn er sich über Schlafende beugte, leuchtete er — und bald hier-, bald dorthin.

Jetzt riß sich die Begleiterin die Larve ab; die Thränen rannen ihr aus den Augen. Alle staunten nach ihr hin. Niemand kannte sie. Dies Rathen und Forschen, wer sie wäre, in welchem Verhältniß sie zu dem Unglücklichen stände, mehrte die Aengstlichkeit der Scene. Was thut er? Was bedeuten diese Bewegungen der Hände, als wenn er ein Kind schaukelte? So sprachen die stummen Mienen der Umstehenden und forschten mit flüsternden Worten die weinende Fremde aus.

Diese verstand sehr wohl, daß der Unglückliche durch das Schlagen der Uhr an den Großvater Eisold in der Brandgasse

und dessen Urenkel, die Kinder, erinnert worden war und daß die Gebehrde, die er in seinem träumenden Zustande machte, Scenen vorstellte, die sie oft zu ihrer innigen Freude erlebt hatte, wenn einmal der Bemitleidenswerthe in milder, weicher, ihr zugewandter besserer Stimmung Abends nach Hause kam, zu den schlafenden Kindern auf ihre Lagerstätten niederleuchtete und diesen eine gute Nacht wünschte. Der Nachtwandler hielt das Licht und leuchtete auf den Boden. Da aber die Flamme seine eigenen zerfetzten Kleider erfassen konnte, so rief die Fremde: Hackert! und stürzte auf den Träumenden zu, dem jedoch schon ein muthigerer Zuschauer die Lampe aus der Hand gerissen hatte. Hackert erwachte. Alles kam näher, Alles wollte fragen; die Pein war furchtbar für Luise und Hackert, der sich in diesem Aufzuge unter allen diesen Menschen und in seinem Zustande sah. Glücklicherweise dauerte diese Folterqual für Hackert und Luise nur eine Secunde; denn im Nu erscholl ein gellender, markdurchbohrender Pfiff. Man sah sich um. Die Polizei umringte eben jenen Mann, der Hackerten mit raschem Entschlusse das Licht aus der Hand gerissen hatte. Es war dies ein älterer Mann, fein gekleidet, mit dunkler Perrücke und einer großen schwarzen Binde über dem rechten aufstarrenden Auge. Auch ein junges, allgemein gekanntes Mädchen, Auguste Ludmer wurde mit ihm verhaftet. Die große, schöne, schlanke Figur war so reich gekleidet und so mit Gold und Edelsteinen behangen, daß sich Alle verwunderten.

Der Grund dieses überraschenden Zwischenfalls konnte Niemanden auffallen. Der Mann mit der schwarzen Binde hatte auf Kümmerlein's einfache Frage: „Sie sind Murray?" einfach geantwortet: „Ich bin Murray." Ruhig hatte er sich in sein Schicksal ergeben, während sich Auguste Ludmer wie verrückt gebehrdete und Mullrich mit den Worten anredete: „War das ein Pfiff auf einem von deinen Hausschlüsseln? Du Pechdraht du! Du Diebsschlosser!" Zwei Agenten, die Mullrich und Kümmerlein zu Hülfe gekommen waren, führten sie fort. Mullrich aber und Kümmerlein nahmen den Mann mit der schwarzen Binde, der sich Murray nannte, in die Mitte. Hackert und Luise Eisold waren verschwunden.

Vierzehntes Capitel.

Eine Morgenstunde.

Es war sieben Uhr Morgens, als Justizrath Schlurck mit seinem Hannchen am Kaffeetisch saß und das Frühstück verzehrte. Franz Schlurck war im seidenen, leichten Schlafrock, Johanna Schlurck in einer leichten Morgenrobe, über dem Haupt eine Dormeuse alten Geschmacks und dennoch neuester Mode. Die Spitzen lagen bis tief über die Stirn der klugen und besonnenen Frau, die heute den Kaffee lobte, weil „ihn Jeannette nicht gemacht hatte." Auch die Aufmerksamkeit des zweiten Mädchens, frische Blumen, die gestern Abend abgeschnitten, aber frisch benetzt heute früh schon um sechs Uhr auf dem Markte gekauft, in einer Vase neben den Zwieback auf den Kaffeetisch zu stellen, lobte Hannchen Schlurck ausnehmend und stellte dadurch die Ruhe des Justizraths wieder her, die etwas gestört schien durch die Nachricht, Melanie hätte eben der Mutter aus ihrem Schlafzimmer zugerufen, Jeannette wäre von ihr „Knall und Fall" verabschiedet. Auch die Mutter hatte diese Nachricht ungern vernommen. Sie haßte alles Extreme.

Auf des Justizraths Einrede, daß solch verletztes Volk Gift und Galle verspritzte, viel klatschte und austrüge, erwiderte seine Gattin, die sogleich denselben Gedanken gehabt hatte, daß man ja, wenn Melanie's Zorn vorüber wäre, Jeannetten diesen oder jenen Beweis freundlicher Gesinnung geben könnte, was Schlurck um so natürlicher fand, als er sich auch noch damit trösten zu können glaubte, daß Neumann mit der Zeit die Jeannette heirathen würde. Da wartete dann eine andere unangenehme Nachricht auf ihn, die man ihm noch nicht mitzutheilen wagte. Neumann hatte man halbtodt heimgebracht.

Höchst verdrießlich wollte Schlurck wissen, weshalb denn Jeannette nach dreijährigem Dienst so über Hals und Kopf aus dem Hause müßte? Er hoffe, setzte er hinzu, daß sie noch auf ihrem Zimmer wäre und nur verboten erhalten hätte, zum Serviren des Frühstücks herunter zu kommen. „Sie ist boshaft, gefährlich und fügt sich nicht in Melanie's jetzt immer empfindlicheren Charakter!" sagte die Mutter. „Ja, ja," bestätigte Schlurck, „Melanie ist seit Kurzem recht wirblig und wunderlich geworden. Ich glaube, daß es Zeit ist, sie entschließt sich zu einer Partie. Diese Tändeleien und kleinen Romane stumpfen auch das Interesse für ein Mädchen ab. Man muß nicht gar zu lange ge-

fallen wollen. Das Auftauchen einer hübschen Erscheinung sei wie das kurze Leben eines Schmetterlings. Weibliche Liebenswürdigkeit muß ein Ziel haben, die Ehe. Hernach kann sie sich noch einmal entpuppen und sehen, wie sich's in dieser Welt noch in anderer Form heiter leben läßt. Die Ehe giebt ja dann erst die wahre Freiheit. Und ich wünschte um so mehr ein Ende, als es Zeit ist, auch einmal über ihre Mitgift nachzudenken, die nicht groß sein wird." — „Nicht groß sein wird?" versetzte die Mutter etwas befremdet. „Was verstehst du unter groß?" — „Ich habe Verluste gehabt," sagte Schlurck verdrießlich, „und werde deren noch mehr haben. Die Verwaltung der Hohenberg'schen Güter ist in andere Hände übergegangen, die Administration der Johanniterhäuser wird mir auch noch genommen werden —" — „In Folge des Prozesses?" — „So wie so! Bei der Stadt bleiben nun diese Güter und Häuser schwerlich länger und der Staat würde ihre Nutzung ganz anders ausbeuten, als bisher geschehen. Man wird wol all die milden Stiftungen, die auf sie angewiesen sind, wie früher unterstützen, aber den Ertrag wird man zu erhöhen, die Kosten der Verwaltung zu vereinfachen suchen. Brechen damit zwei meiner Hauptstützen zusammen, so wird mir nicht einmal die neue Wendung unsers Gerichtsverfahrens meinen Credit als Sachwalter lassen; bei Einführung des mündlichen Verfahrens kann es nur Rednern gelingen, sich einen Namen zu erwerben, und ich bin kein Redner. Das Bischen Politik, das ich, angestachelt von den conservativen Vereinen und besonders vom verdammten Reubund, getrieben habe, hat mich bereits mit allen meinen Arbeiten in Rückstand gebracht." — „Das sind ja traurige Aussichten! Wir wollen uns einschränken," sagte die Justizräthin seufzend. — „Sprich so ein Wort nicht aus!" antwortete Schlurck. „Einschränken! So wie mich Mangel oder Sorge begrüßt, ist mein Lebensende da. Etwas entbehren, Etwas gehabt haben und sich's nun versagen müssen, nein, liebes Kind, das wäre mein Tod." — „Du sprichst wie ein Verschwender, Schlurck —" — „Der ich doch nicht bin, willst du sagen? Herz, wir haben keine Uebersicht über Das, was wir besitzen und brauchen. Wir geben aus und thun's, weil wir einnehmen. Nun sich plötzlich einrichten müssen, die Reflexion bei sich zu Tische sehen und soupiren mit der Weisheit, das Alles würde vielleicht äußerlich gehen, aber du würdest erleben, daß ich innerlich anfinge, zusammenzufallen und an einem stillen Herzweh hinzusiechen. Ich würde lachen, scheinbar heiter sein, aber den Ruck hätt' ich weg und eines Tages bliese mich von dieser schönen

Erde ein kühler Abendwind hinweg." — „Franz! Franz! Welche düstere Gedanken!" Frau Schlurck weinte fast. Sie hatte ihren Franz lieb als Charakter, als Gemüthsmenschen, wenn auch die Sage ging, daß der vorurtheilslosen Frau Herr Bartusch gemüthlich näher stehen sollte. Weltmann, wie Schlurck war, ignorirte er alle Mysterien und hielt sich an das Offene, das Nothwendige und Schickliche.

„Du hast gestern Nachmittag nach Plessen geschrieben?" begann sie nach einer Weile, um ihm einen Beweis ihrer Güte zu geben. „Ja," antwortete Schlurck etwas verlegen wegen Frau von Zeisel; „ich habe dem Justizdirector eiligst angezeigt, daß Prinz Egon die Verwaltung der Güter selbst antritt. Ich habe ihm gesagt, er möchte vor dem neuen Generalpächter auf seiner Hut sein. Bis er zu Grunde gerichtet ist, wird dieser anmaßende Sonderling viel Menschen zusammengehetzt und sie recht gequält haben können." — „Du hast doch Frau von Zeisel von mir gegrüßt?" sagte die Justizräthin mit mildem und versöhntem Ton. „Sie ist eine gute und liebe Frau, die uns wohl einmal besuchen könnte? Meinst du nicht, Franz?" Schlurck war über solche Beweise von Güte leicht gerührt. Schwach, charakterlos wie er war, hatte er ein weiches Herz und fühlte nie unzart. Er sah scharf genug, daß ihn seine Frau mit ihrer ihm nachahmenden frivolen Philosophie trösten und erheitern wollte.

„Du bist wehmüthig gestimmt über unsere finanzielle Lage," begann er, nachdem das Gespräch eine Weile geruht hatte: „Noch läßt sie sich ertragen. Wir nahmen viel ein, aber leider wir sparten nicht. Dennoch werd' ich Melanie, wenn sie endlich sich verheirathet, funfzehntausend Thaler baar mitgeben können und mich gern verpflichten, meinem Schwiegersohn jede Erleichterung zu gewähren. Viel größer, liebes Kind, ist nicht mein baares Geld, das durch den Fall der Papiere um die Hälfte im Werthe sank. Deine Zukunft, liebes Hannchen, sichert dir eine im Londoner „Janus" eingeschriebene Rente und die Gothaer Bank." — „Ich werde sie nie benutzen," antwortete Frau Schlurck, die sich lange nicht von ihrem Mann mit „liebes Hannchen" angeredet gehört hatte und auch darin ein ominöses Zeichen sah. „Nie! Nie!" wiederholte sie gerührt und weinend. — „Das wäre schlimm, Herz!" sagte Schlurck mit seinem gewöhnlichen Humor; „soll ich London und Gotha reich machen, jährlich Gelder einzahlen in Kassen, die dir nicht einmal solvent würden? Nein, Kind, den Gefallen thu' ich ihnen und meinem künftigen Schwiegersohn nicht, ich sterbe vor dir und nur für dich."

Frau Schlurck brach diese Gedankenreihe, die zu trüb' war und nicht zu dem comfortablen Frühstück, zur hellen Morgensonne und zu den Blumen in den Porzellanvasen paßte, ab und knüpfte eine andere an. „Fünfzehntausend Thaler!" sagte sie. „Wer giebt auch jetzt mehr von seinem baaren Gelde einer Tochter mit? Bei den reichsten Familien erstaunt man über die geringen Summen, die die Schwiegersöhne baar in die Hand bekommen, und so viel weiß ich doch auch, daß der Credit jede baare Summe im Geschäftsverkehr verdoppelt." — „Ganz Recht! Machte nur Melanie endlich Anstalten!" rief Schlurck halb zufrieden, halb ärgerlich und sah dabei auf einige Papiere, die er unter den Zeitungen neben sich liegen hatte. „Sie hat heute in aller Frühe schon geschrieben;" antwortete die Mutter und legte die Papiere so, daß ihr alterthümliches Aussehen nicht die schöne Symmetrie und die Wäsche ihres Frühstückstisches störte; „um fünf Uhr war sie auf und hier in den Zimmern. Um sechs Uhr mußte Johann einen Brief forttragen. Sie sagte mir nicht, an wen? Aber Johann zeigte mir die Adresse: An Lasally." — „An Lasally! Hm!" — „Ich glaube fast, daß sie sich entschließt, diesem wirklich treuen Bewerber zuzusagen. Zwar in Hohenberg, wo sie sich einbildete, den Prinzen erobert zu haben, hat sie ihn fast zurückstoßend behandelt, allein das ist noch kein Beweis. Die Partie hatte nie deinen Beifall!' — Schlurck zog die Achseln. „Ein junger Mann," sagte er; „von sehr reichen Eltern, zurückgekommen, aber im Reichthum erzogen, mismüthig, verstimmt, verlebt, halb bankerott, ein Israelit. Ich muß gestehen, etwas Seltsameres konnte uns nicht begegnen. Aber aus dem ganzen Leben weiß ich, nichts kommt so wunderbar wie ein Schwiegersohn. Man träumt von einem Gelehrten und es ist ein Soldat, von einem Pfarrer und es ist ein Schauspieler. Ja! Ja! Das menschliche Herz!"

Die Mutter suchte mancherlei Günstiges für Lasally vorzubringen. Er wäre längst getauft, wäre gutmüthig, gefällig, oft edeldenkend, nur etwas verwildert und ohne Erziehung. Auch sie könnte nicht begreifen, wie grade ihnen Das geschehen müßte, ihr schönes, gefeiertes, liebenswürdiges Kind zu solcher Partie hergeben zu sollen, aber ein nachdrücklicher Bewerber stellte sich ja sonderbarer Weise nicht ein. Was wäre da zu thun? Man würde Lasally's Finanzen verbessern und dann vielleicht die Gewißheit haben, daß sich Melanie in dem lebhaften Treiben seines Berufes gefallen würde. — Schlurck schüttelte ungläubig den Kopf. „Sonderbar," sagte er, „ich liebe Vieles, was ge-

fährlich ist, nur nicht die Oeffentlichkeit, und auch du bist bescheiden und zurückhaltend, und dies unser Kind nimmt den Lasally vielleicht nur, um immer gesehen zu werden, immer von Männern umringt zu sein, sich auffallend tragen zu können, auf allen Partieen und Corsos in der ersten Reihe zu stehen, zu Wagen, zu Pferde, wie eine Komödiantin. Ich begreife nicht, welche Geheimnisse in der Natur liegen und manchmal glaub' ich, daß es mit den Sternen etwas auf sich hat. Wer weiß z. B., ob ich hier nicht Etwas in der Hand habe, was uns doch von der Nothwendigkeit, aus Melanie die Frau Stallmeisterin Lasally zu machen, befreit?" — „In der Hand? Diese alten Papiere?" — „Mich bringen die Sterne drauf. Es gibt mondhelle Nächte, Hannchen, in denen die Geister geschäftiger sind als sonst. So könnt' ich fast den Wallenstein parodiren. Du hast mir von der Verwechselung des Prinzen mit einem jungen Manne, Namens Dankmar Wildungen, gesprochen; Bartusch erzählte mir Wunderdinge über Melanie's Gefallen an diesem Fremden —" — „So lange sie ihn für den Prinzen hielt," ergänzte die Mutter mit achselzuckender Bitterkeit. — „Es wäre möglich, daß dieser junge Mann in die Lage kommen könnte, mit dem Prinzen von Hohenberg nicht zu tauschen." — „Wie?" fragte die Justizräthin erstaunt. — In seltsamer Aufregung war Schlurck aufgestanden, die alten vergilbten Papiere in der Hand, die er als die wichtigsten Documente aus dem im untern Studierzimmer befindlichen Schrein mit dem Kreuz mit sich hinauf genommen hatte. Eben wollte er sich anschicken, seiner Frau eine interessante Auseinandersetzung zu machen, als ein Wagen an sein Haus rollte und Schlurck durch's Fenster blickte. „Was?" rief er. „Das ist ja Drommeldey's Wagen. Er steigt aus. Was will denn Drommeldey bei uns so früh? Ist Jemand im Hause krank?" — Die Justizräthin errieth, daß der Sanitätsrath eben kam, um Neumann's ihm gemeldeten Zustand zu untersuchen. Einen nahegelegenen gewöhnlichen Wundarzt hatte man schon in der Nacht gerufen. Schlurck war außer sich. Die Nothwendigkeit, einen andern Diener für seine Pferde zu dingen, wenn auch nur für einige Zeit, ja auch einen Kranken im Hause zu haben, das Alles, sagte er, griffe seine Nerven an. Auch von moralischer Seite zeigte er sich heute empfindlicher als sonst. Er fand dies heimliche Auslaufen auf Bälle und auf nächtliche Vergnügungen abscheulich, und als gar auf Hackert die Rede kam und die Mutter sagte: „Neumann wäre eigentlich Recht geschehen, da es wieder Hackerten hätte gelten sollen!" brach er in heftige Ver-

wünschungen gegen alle Welt und die Seinigen insbesondere aus und polterte sich in diese Stimmung so hinein, daß Frau Schlurck bedacht war, sie rasch auf Hackert allein zu lenken, und sagte: „Bartusch ist auch unverrichteter Sache aus der Brandgasse wiedergekommen. Fritz will Lasally's Proceß abwarten und nicht von hier fort gehen."

Diese Worte hatte die eben eintretende Melanie gehört. Melanie war im weißen Morgenkleide mit einem langen Kragen, der von den reizenden Schultern fiel. Obschon sie ihr Haar bereits geordnet hatte, mußte doch etwas Ueberwachtes, Gestörtes an ihr auffallen. Sie schien erschöpft, hinfällig, leidend. In aller Ruhe bot sie den Anwesenden einen guten Morgen und setzte sich zum Frühstück. Die Eltern waren erstaunt. War das ihre heitere Melanie, die sonst so sorglos hereinhüpfte? War das der Schalk, der dem Väterchen jedesmal um den Hals fiel und es küßte? Sprachlos sahen die Eltern auf diese feierliche Umwandlung und hörten mit seltsamem Befremden, daß Melanie, indem sie sich den Zwieback in ihren Milchkaffee brockte, ganz kurz äußerte: „Lasally läßt den Proceß fallen. Das wird ja nun abgemacht sein."

Schlurck näherte sich ihr auf diese Worte. Sein Unmuth war vorüber. Voll Zärtlichkeit setzte er sich an die Seite seiner Tochter, faßte ihren Arm, von welchem die weißen seidenschnurbesetzten Oberärmel herabglitten und fragte: „Mein Herzblättchen, was hast du denn nur?" — „Spracht Ihr nicht eben —" sagte sie stockend. — „Von Hackert, leider von dem ewigen Thema unsers Hauses!" antwortete Schlurck. — „Eure Besorgnisse werden nicht mehr nöthig sein," fiel Melanie ruhig ein. „Weiß der Himmel, es ist eine große Plage, die auf uns ruht; aber sie wird ein Ende nehmen. Lasally wird nicht so boshaft sein, diesen Gegenstand öffentlich zu machen. Ich habe ihm geschrieben und ihn bei Allem, was ihn noch an uns bindet, gebeten, die Vergangenheit ruhen zu lassen." — „Kind, du hast ihm doch keine Versprechungen gegeben?" fragte Schlurck besorgt. — „Warum? Werden diese Dinge nicht damit enden müssen, daß ich mich unter einen sichern Schutz und in ein festes Schicksal flüchte? Wessen Schuld ich so hart büßen muß — ich weiß wirklich nicht, ob es ganz die meinige ist!" Diese Worte sprach Melanie mit schmerzlicher Bitterkeit.

„Du wirfst mir vor, daß wir Hackert schonen?" sagte Schlurck. „Ich schone ihn, weil er gefährlich ist." Schlurck sprach dies mit einer Miene, die es verrieth, daß er nicht im

rechten Ernst sprach. Melanie lachte bitter auf. „Du bist erregt," sagte die Mutter zu ihr, ungemein besorgt. „Schweig, Franz, wir wollen nicht mehr davon sprechen —" — „Immer nicht sprechen," rief Melanie; „immer nicht die Wunde berühren! Allmächtiger Gott, was bin ich doch so unglücklich!" Damit stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Melanie weinte. Sie, die die Thränen haßte, vergoß Thränen und ihre Eltern — verstanden diese Thränen.

Nach einer langen, ängstlichen Pause sagte der Justizrath: „Die Schuld ist unser! Ich nahm ein Kind aus dem Waisenhause, weil ich Kinder liebe — und keins hatte. Ich wählte ein Findelkind aus Mitleid und erzog es wie mein eigenes. Da schenkt mir die Mutter dich! Das Findelkind wird eine Stufe herabgesetzt. Ich erzieh' es für mein Bureau. Es ist anschlägig, aber voll schlimmer Eigenschaften. Wir achten ihrer nicht, weil wir das Vergnügen lieben und das Leben genießen wollen. Melanie und Fritz wachsen auf wie Geschwister und sind es nicht. Was dann später gekommen sein mag, was der schlimme, leidenschaftliche Bursche gethan hat —"

„Franz!" rief die Mutter vorwurfsvoll. Melanie sah in die Tasse und stützte das schöne Haupt auf den linken Arm; der rechte spielte mit dem Löffel. Schlurck seufzte und sprach in sich hinein: „Es ist unsre Schuld — und unser Kind muß uns vergeben."

Melanie war gewiß nicht ohne Gefühl, wo es ihr nächstes eignes Empfinden berührte. Sie liebte ihren Vater, sie stürzte auf ihn zu, sie weinte und bedeckte ihn mit ihren Küssen. Von diesem Augenblick an schwiegen alle drei und ließen die sonst so stolzen Fittiche hängen. Endlich begann die Mutter: „Du wolltest von jenen Papieren sprechen?" — Schlurck sammelte sich. Er hätte gern ein Thema angeregt, das ihn oft beschäftigte, ob nicht eine bessere Entwickelung Hackert's eine Heirath zwischen ihm und Melanie möglich machen konnte. Er wußte, daß er jedesmal mit Entrüstung abgewiesen wurde, wußte, daß Melanie zitterte, wenn sie nur den Namen Hackert's nennen hörte. Er hatte vielfache Forschungen nach seinem wahren Ursprunge angestellt, hatte sogar einige Resultate, die er gern erzählte. Er zeigte gern den zerbrochenen Ring, der bei Hackert in dem Korbe, worin man ihn am Waisenhause ausgesetzt hatte, gefunden war, er schickte zuweilen Bartusch ins Rathsarchiv, um in den dort gesammelten Registern der Geborenen und Getauften von der Stadt und der nächsten Umgegend zu suchen, er hatte eine

Vermuthung von einer heimlichen Geburt, die einmal unter sonderbaren Umständen einige Meilen weit von der Stadt vorgekommen war, und betrieb längst unter dem Deckmantel der größten Behutsamkeit Nachforschungen aller Art, selbst in den höchsten Kreisen. Aber er kannte den Widerstand seiner Frauen, die nun einmal glaubten, ein Vorhang müßte diese Vergangenheit für immer bedecken. Er liebte Hackert, weil dieser anschlägig, talentvoll und so bizarr war, wie er selbst zuweilen sein konnte. Selbst daß der unerzogene Knabe von Leidenschaft für das ihm sorglos zur Gespielin gegebene Mädchen entbrannt war, fand er menschlich und in seinem eigenen Geschmack.

Frau Schlurck drängte wegen der Papiere. Schlurck zog seine Brille auf die Stirn und sah in die Papiere. „Ja," fing er an, „wenn sich Alles so fügte, wie man hoffen möchte — Melanie müßte die Frau eines Millionärs werden." — „Laß doch das, Vater," sagte Melanie ruhig und gefaßt; „Eure Millionärs kosten gewöhnlich das Leben. Ich rüste mich in aller Ruhe darauf, daß Lasally als Lohn für meine Bitte meine Hand begehrt und ich gebe sie ihm." — „Ich beschwöre dich," sagte die Mutter; „keine Uebereilung!" — „Ich gebe sie ihm. Lasally ist der einzige Mann, mit dem ich mich über meine Vergangenheit und Zukunft verständigen kann. Er hat klare und vorurtheilslose Anschauungen. Er bedarf mich, er liebt mich, das seh' ich aus seinem Schmerz, der darin besteht, daß er mich nicht nehmen könnte, wenn ich kein Vermögen hätte. Nicht alle Männer sind darum Speculanten, weil sie nach Vermögen heirathen. Das macht ihn in meinen Augen nicht geringer." — „Aber Herzlieb!" sagte Schlurck schmeichlerisch. „Was wird dann aber aus jenem jungen Mann in Hohenberg! Jener prächtige Kerl, Dankmar Wildungen! Ich entsinne mich ja selbst seiner — ei, ich sah ihn ja auf dem Heidekrug bei Justus dem Gerechten! Er ist hübsch, geistreich, unternehmend; Himmel, ein Gott von einem Mann!" — „Vater!" — „Kind! Wenn dieser Mensch mir sagt: Ich liebe Ihre Melanie, so sag' ich: Herr, ich wiege Ihnen das Wort mit einer Million auf! Diese Papiere lagen in dem Schrein, den sich der Bursch anzueignen wußte und den ich auffinden sollte. Weiß er diese Papiere zu benutzen, Kinder, so bringen sie ihm all' die Güter und Häuser und Liegenschaften, um die jetzt der große Proceß zwischen dem Staat schwebt und zwischen der Stadt."

Die Frauen waren im höchsten Grade erstaunt und Schlurck setzte ihnen den Zusammenhang auseinander. Natürlich war die

Wirkung außerordentlich. Melanie liebte Dankmar als Persönlichkeit, vergab ihm zwar nicht, daß er ein unendlich Geringerer war, als sie vermuthet hatte, vergab ihm nicht, daß sie ihm lächerlich erschienen war, vergab ihm nicht, daß er nicht kam und selbst um Verzeihung bat; sie hätte ihn aus Wuth über sich selbst, „mit kaltem Blute," sagte sie, „morden" können. Aber glaubte sie es selbst? Es war ein Act der Verzweiflung, wenn sie vorzog, Lasally's Gattin zu werden. Dankmar hatte das Bild empfangen, der Amerikaner hatte ihr es gestern in diesem Hause schon gesagt, wie pünktlich er ihren stummen Auftrag vollzogen, als sie Hackert's Anblick unfähig machte, es in das offene Zimmer Dankmar's hineinzureichen. Zerrissen von dem Gedanken, nur misbraucht zu sein, nur getäuscht von abscheulichen Männern, entrüstet darüber, daß man ihr gestern nicht zu Füßen sank, Niemand sich zeigte und sie wie eine Göttin anbetete, ewig und ewig der schaudervollen Möglichkeit ausgesetzt von Hackert gefoltert zu werden, wollte sie, wenn auch verzweifelnd, selbst das Aeußerste wagen, um wenigstens von diesem frei zu werden, und Lasally nun erhören, wenn er auf die Bedingung bestand — aber ihre Liebe schien wirklich Dankmar'n zu gehören.

Der Justizrath ließ sich vollständig über seine Beziehung zu Dankmar Wildungen aus, auch das Bild kam zur Sprache. Die Art, wie Melanie es gewonnen hatte, verbreitete, da sie nichts verschwieg, die heiterste Stimmung. Als dabei Melanie nicht umhin konnte, erröthend zu gestehen, wie sie sich vielleicht entschließen könnte ihren Zorn gegen Dankmar Wildungen zu mäßigen, wenn — — „Wenn er dir gesteht, daß er dich feurig liebt!" unterbrach sie Schlurck. „Und dir den Schein des Irrthums ersparte? Den Schein, dich lächerlich gemacht zu haben, als du ihn für einen Prinzen nahmst?" — „Das wird er nicht! Er wird mich ewig verspotten," sagte Melanie. „Ich werde das Gelächter aller jungen Männer der Residenz werden." — „Ah bah!" antwortete Schlurck. „Es kommt auf einen Versuch an. Wie die Dinge jetzt stehen, sind zwei Fälle möglich, entweder dieser Wildungen ist unser Freund oder unser Feind. Ein unternehmender, kecker Mann muß es sein. Kann ich Hand in Hand mit ihm gehen, so wird es einer kurzen Verständigung bedürfen. Dem, der um meine Tochter wirbt, Dem, der eingesteht, daß er mein Sohn werden könnte, geb' ich freudig die Mittel an die Hand, eine Million zu erwerben. Hat er aber Melanie's Freundschaft nur misbraucht, gehört er zu dem räthselhaften Complott, das sich mit der Zurückkunft des Prinzen

Egon von Paris gegen mich zusammengezogen zu haben scheint, so zeig' ich ihm meine Stirn und einen Ernst, den er schon heute früh kennen gelernt haben wird." Man brachte dem Justizrath in diesem Augenblick ein kleines zierliches Billet. Die Frauen wollten von diesem Kennenlernen seines Ernstes Etwas wissen. Aber Schlurck erbrach das Billet. Es kam von der Geheimräthin Harder und lautete: „Himmlischer Justizrath! Theuerste Freundesseele! Mit Zittern führe ich die Feder und danke Ihnen aus innigstem Herzen für Ihre Güte! Das Bild ist da und das Geheimniß von mir entdeckt. Ich lese — die Memoiren der Fürstin Amanda von Hohenberg! Jeder Nerv meines Daseins zittert. Fühlen Sie diesen Buchstaben nach, wie ich bebe! Aber auch der Dank meines Herzens ist ohne Schilderung. Sie braver, guter, herrlicher, edler Freund! Um sechs Uhr hatt' ich das Bild! Gott, welch ein Moment —! Das Aeußere des Bildes geht zu den übrigen Geräthschaften, die heute noch, mit Ausnahme der Ihnen und dem Prinzen gehörenden Familienporträts, an den Hof abgeliefert werden. Verschweigen Sie Alles Ihrer Tochter, die höchst, höchst liebenswürdig war, Alles bezaubert hat und ein wahrer Abgott, das Idol meiner Zärtlichkeit werden soll. Einen Kuß auf diese Götterstirn! Wann seh' ich Sie? Bester! Bester! Dank! Dank! — Ihre Pauline."

Schlurck, von den Frauen beobachtet, lächelte und runzelte doch wieder die Stirn. Er fühlte, wie ernst das Alles wurde, wie furchtbar seine Verantwortlichkeit stieg. Man drängte in ihn, Etwas von diesem Briefe zu erfahren, seine Geheimnisse zu durchschauen. Er wich aus. „Die Geheimräthin ist von deinem Erscheinen entzückt!" sagte er. Melanie wollte das selbst lesen. Er bog den Brief um und zeigte ihr die Stelle, die ihr natürlich viel Freude machte. „Und das Uebrige?" fragte sie. — „Sind Geschäftssachen." — Frau Justizräthin schüttelte den Kopf und seufzte. Es schien ihr fast, als wenn auch hier das stark pulsirende, doch allzu flüchtige Herz des Gatten mit im Spiele war. Sie wollte scherzen, aber Bartusch trat ein.

Bartusch berichtete über Neumann, der ein Vierteljahr liegen könnte, wie Drommelden gesagt hätte, über Jeannette, die die Nacht bei ihm gewacht und ganz die Kokette verleugnet hätte und auf die Art wol auch nicht aus dem Hause käme; zugleich auch über einen Kutscher, Namens Peters, der sich meldete, um für Neumann einzutreten und unten warte. Schlurck's Erstaunen, wie sich in diesem grausamen Menschenleben an jeden Verlust sogleich ein Ersatz drängte, seine weiteren Betrachtungen über

Wiege und Grab und ähnliche Philosopheme, zu denen der sehr aufgeregte Justizrath geneigt war überzugehen, unterbrach Bartusch durch die trockene Aeußerung: „Auch Herr Dankmar Wildungen ist unten. Es ist der junge Mann von Hohenberg, den wir für den Prinzen Egon hielten. Ich fand ihn diese Nacht wieder mit Hackert zusammen, mit dem er auch nach Hohenberg gekommen war. Er fodert den Schrein mit dem Kreuz und scheint in einer ziemlich entschiedenen Stimmung zu kommen."

Schlurck mußte sich zusammennehmen. Er wurde blaß und die Papiere zitterten in seiner Hand. Die Frauen baten ihn, sich nicht aufzuregen. Schalkhaft aber drohte er seiner Tochter mit dem Finger und sagte: „Wart', Hänschen, wart'! Wenn er nun sagte: Herr, Sie haben wie gegen einen Spitzbuben gegen mich verfahren! und ich antworte: Spitzbube du selbst! Du hast mir mein Töchterchen gestohlen! Was?" — „Vater, ich beschwöre dich!" rief Melanie. „Welcher Einfall! Was würd' er denken über einen solchen plumpen Antrag —" — „Hm! Wenn ich aber nicht plump, sondern fein in meinem Antrage wäre — und der Trotzkopf sagte: Herr Justizrath, die Welt um Melanie!" — „Nie sagt' er das!" — „So wie ich sagt er's nicht! Nein, er sagt es viel schöner, viel inniger als meine fahlen Lippen Das malen können — und ich böte ihm dann die Rechte und sagte: Schlagen Sie ein! Hinfort gehen wir, ausgerüstet mit diesen hochwichtigen Papieren da, Hand in Hand, junger Mann?"

Melanie fing hier in einer Weise an zu lachen, daß man leicht ersah, ein Herzenskrampf mußte sich Luft machen. Sie lachte so anhaltend, so ängstlich, daß die Mutter darüber in Sorge gerieth. Melanie nahm die Blumen, zerrupfte sie, tanzte im Zimmer und riß, um sich nur helfen zu können, zuletzt das Fenster auf und lehnte sich, Allen den Rücken kehrend, hinaus in die freie frische Luft, deren ihr krankhaft erregter Zustand bedurfte.

Schlurck, ergriffen von diesem Ausbruch der Liebe, die Melanie für Dankmar erfaßt hatte, ließ die wichtigen Papiere in der Zerstreuung liegen und ging gefaßt nach jenem hintern Zimmer, von welchem die Wendeltreppe hinunter zu seinen Arbeitsräumen führte. Die Frauen aber und Bartusch, als sie Schlurck's Schlafrock nicht mehr rauschen hörten, folgten ihm behutsam, um von oben zu horchen, was unten würde verhandelt werden.

Fünfzehntes Capitel.

Der Schrein.

Die Lauschenden vernahmen anfangs das Kläffen eines Hundes, das jedoch nicht aus dem Zimmer des Justizraths emporscholl, sondern aus dem vor demselben befindlichen und auf die Hausflur hinausgehenden Wartezimmer. Dann hörten sie, daß der Justizrath Etwas zu verrücken schien. „St!“ sagte Bartusch. „Er versteckt den Schrein mit dem Kreuze! Das eigentliche Mark, den Kern, die Blume hab' ich doch wol hier in Händen!“ Er zeigte auf die alten Papiere, die er in der Hand hielt. Schlurck hatte sie oben liegen lassen.

Wieder bellte der Hund. Wieder brummte der Papa etwas Unverständliches, dann rückte er an den Stühlen, schloß die Fenster, stellte die Klingel auf dem Bureau zurecht und schloß erst jetzt von innen die Thür auf, um aus dem Vorzimmer die Besuche hereinzulassen.

Ein noch gewaltigeres Kläffen war jetzt vernehmbar. „Bello, zurück!“ hörte man scharf sprechen und ein lautes Schreien des Hundes ließ annehmen, daß sein Besitzer oder sonst Wer ihn vielleicht beim Hals gepackt und in das Vorzimmer zurückgeworfen hatte.

„Das ist das lahme Thierchen!“ sagte Melanie flüsternd; „weißt du, das Thierchen, das ihm nachgefahren wurde. Es war nicht sein. Er pflegte es wie ein krankes Kind —“ — „St!“ sagte die Mutter. „Er spricht!“ — „Ja, er ist's,“ wisperte Melanie, „es war seine Stimme!“ Ihr Herz bebte. — „Ruhig, Fräulein!“ flüsterte Bartusch höflich; „ruhig, daß man hören kann — wenn's erlaubt ist!“ Bartusch war in dem Grade mit den Angelegenheiten des Hauses vertraut, daß seine Anwesenheit hier eher gewünscht wurde, als hinderte.

„Herr Justizrath,“ erscholl jetzt Dankmar's voll tönende Stimme, „wollen Sie erst diesen braven Mann abfertigen, der sich melden will, für Ihren kranken Kutscher einzutreten?“ — „Das hat Zeit,“ antwortete Schlurck sehr verbindlich, höchst geschmeidig und liebenswürdig. „Was steht zu Diensten, mein Herr! Ich erkenne ja mit Vergnügen in Ihnen den jungen Mann wieder, den ich im Heidekrug so frei und treffend über die Politik reden hörte.“ — „Umsomehr, Herr Justizrath,“ begann Dankmar mit plötzlich ziemlich starkem Nachdruck, „umsomehr muß ich aufs höchste entrüstet sein, daß ich in Ihrer Vor-

stellung für nicht viel mehr oder weniger als einen Spitzbuben gelte —" — „O! urtheilen Sie nicht so rasch, mein junger Freund — nicht wahr, Herr Dankmar Wildungen?" sagte Schlurck sich zusammennehmend. — „Dankmar und Siegbert heißen die beiden Brüder," fuhr Dankmar fort, „die heute früh von einem Ball, auf den sie der Zufall verschlagen mußte, nach Hause kommen und sich unglücklicherweise von den singenden Vögeln, von dem frischen, anmuthigen Anbruch des Tages, dem goldenen Lichte der Morgensonne verlocken ließen, statt um vier, erst um halb sechs Uhr ihre Schwelle zu betreten, die inzwischen von dem schändlichsten Attentat entweiht worden war —" — „Ei, ei, ei, ei!" — „Zwei Hallunken, von denen ich nicht glauben kann, daß sie mit einer gesetzlichen Vollmacht erschienen waren, untersuchten unterdessen unsere Wohnung, erbrachen unsere Schränke, öffneten unsere Commoden und stahlen wie die Raben selbst das hinweg, was mit jener Angelegenheit, wegen der sie zu kommen vorgaben, nicht in der geringsten Verbindung stehen kann —" — „Was Sie doch wol in diesem Falle wiederbekommen werden, mein Lieber! Es ist unglaublich, was eine solche gerichtliche Requisition rasch geht. Sie waren nicht zu Hause, meine Herren? Sie sahen die Sonne aufgehen —?" Schlurck that, als wär' er voll innigster Theilnahme und reizte dadurch Dankmar'n nur um so mehr.

„Ich eilte," fuhr Dankmar fort, „in meinem gerechten Zorn über dieses Attentat zum Obercommissär Pax und hörte zu meinem Erstaunen, daß Sie selbst, Herr Justizrath, Sie, den ein glücklicher Zufall zum Finder eines mir gehörigen Schreins machte, Sie, der Sie mich in den Zeitungen auffodern, mich zu melden, Befehl gegeben haben, gegen mich auf so abscheuliche, ehrenverletzende Art einzuschreiten. Wie kommen Sie zu dieser Gewaltthat?" — „Bitte! Bitte! Nicht so rasch! Sie verwechseln die Momente —" — „Die Momente? Welche Momente? Zum Henker, Herr —" — „Herr Wildungen — Ich — ersuche Sie, leiser zu sprechen, wär's auch nur des Hundes draußen wegen, der sich von Ihrem Lärm zu einem unaufhörlichen Accompagnement ermuthigt fühlt."

Schlurck konnte sich nicht bemeistern. Denn in der That, Bello gab keine Ruhe. Das Thier schien außer sich, kratzte an der Thür und gebehrdete sich so unmanierlich, daß sich Dankmar selbst unterbrach und die Thür öffnen wollte, um Peters zu bedeuten, seinen Hund besser in Obacht zu halten. — „Ums Himmelswillen nicht," schrie Schlurck, „machen Sie nicht auf! Die

Bestie springt herein. Ich fürchte, daß ich einen Kutscher, der so zudringliche Hunde hat, nicht brauchen kann." Und an die Thür gehend, rief er in der Gegend des Schlüsselloches: „Gehen Sie, bester Mann, die Stelle ist schon vergeben!" — „O! Herr Justizrath," sagte Dankmar gemäßigter, „wie kann Das möglich sein? Im Gegentheil, ich ersuche Sie selbst, diesen Kutscher zu nehmen. Er ist sehr brav, sehr ehrlich und Sie haben an ihm Etwas gut zu machen." — „Ich gut zu machen? Wie so? Was?" — „Es ist dies jener arme Fuhrmann, der so unglücklich war, mir den Schrein zu verlieren, den Sie so glücklich waren zu finden. Ich gestehe Ihnen, nach diesem abscheulichen Attentat auf meine Wohnung, wovon wir später sprechen wollen, bin ich in der That begierig zu hören, auf welche Art Sie zu meinem Eigenthum gekommen sind?" — „Eigenthum?" entgegnete Schlurck lächelnd, aber schon wie mit abgestorbener Stimme. Die Anwesenheit jenes verunglückten Fuhrmanns von der plessener Schmiede und des ihm nun plötzlich erinnerlichen Hundes war ihm, verbunden mit dem heftigen Ton des jungen Mannes, wie ein Ueberfall. Es gereichte ihm sehr zur Beruhigung, als er merkte, daß seine Leute oberhalb der Wendeltreppe standen. „Mein verehrter Herr Wildungen," fuhr er fort nach einer Pause der Sammlung und während auch Bello schwieg — man konnte annehmen, daß sich Peters mit ihm entfernt hatte — lassen Sie mich zuvörderst Etwas zu meiner Vertheidigung sagen. Sie kennen den Proceß über die St.-Johannes-Güter —" — „Ich arbeite selbst in ihm," sagte Dankmar. — „Weiß ich jetzt. Um so mehr! Ich bin der Advocat der Stadt. Man schreibt mir, als ich in Hohenberg war, auf dem alten Tempelhause in Angerode wäre von einem jungen Rechtsgelehrten ein Archiv entdeckt worden mit wichtigen Papieren. Herr Dankmar Wildungen, statt davon den Behörden Anzeige zu machen, hätte sich seinen Fund selbst angeeignet, einen Schrein durch einen bereits gerichtlich vernommenen Schlosser erbrechen lassen und wäre mit seiner widerrechtlichen Aneignung in die Residenz gereist. Der Schlosser gibt eine Beschreibung des Schreins. Selbst Ihre Mutter, die Wittwe des Predigers Wildungen, kann nichts gegen diese Entdeckung der städtischen Behörden einwenden. Da macht mich der Zufall zum Zeugen jenes Unglücksfalles an der Schmiede zu Plessen. Ich sah einen zusammengestürzten Frachtwagen, dessen lose gepackte Güter abgeladen werden müssen, um den Wagen wieder herstellen zu können. Ich finde jenen Schrein, erkenne das genau angegebene Signalement, das Zeichen des

Kreuzes mit dem vierblättrigen Kleeblatt, das Sie auch auf diesem Hause erkannt haben werden — und legte Beschlag auf den Schrein, weil ich wußte —" — „Gerichtlichen Beschlag?" unterbrach Dankmar. — „Eine weitläufige Procedur war im Augenblick nicht möglich; denn am Morgen nach dieser Entdeckung fuhr ich von Hohenberg ab — Verteufelter Hund! Gibt das Thier wol Ruhe?"

Dankmar trat an die Thür und rief zum Schlüsselloch hinaus: „Peters, gehen Sie mit Ihrer Bestie! Sie stört uns! Der Justizrath wird Sie behalten, er muß es thun. Der Justizrath fühlt zu edel, um nicht zu begreifen, wie grausam er gegen Sie gehandelt hat. Er fand Ihren Verlust, freute sich des gelungenen Werkes und ließ Sie jammern, verzweifeln, blieb taub bei Ihren Klagen; armer Mann, er wird Sie schadlos halten. Gehen Sie aber auf die Hausflur hinaus und machen Sie dem Gekläff der Satansbestie ein Ende!"

Darauf wurde es still. Der Justizrath blieb in seinem künstlichen Humor und seiner erzwungenen Selbstbeherrschung. „Das muß ich gestehen!" rief er. „Sie wissen die Menschen in Angriff zu nehmen. Disponiren ja vortrefflich über mich! Entschädigung für den armen Fuhrmann! Wenn Sie übrigens darauf bestehen? Warum nicht? Ich kann ihn ja nach drei Tagen wieder entlassen. Aber Sie gefallen mir —" — „Sie aber, Herr Justizrath!" sagte Dankmar mit schwächerer und wenn auch scherzender, doch entschiedener Stimme; „Sie gefallen mir gar nicht. Ich will Ihnen die glücklich bestandene Probe eines polizeilichen Entdeckungstalentes in Plessen an einer gewissen Schmiede verzeihen. Was geschieht nun, da Sie hier ankommen? Schickten Sie zu dem rechtmäßigen Besitzer Ihres Fundes? Oder hatten Sie den Namen vergessen, den Sie schon in Hohenberg wollten gewußt haben?" — „In der That hatt' ich das! Ich ließ Sie in den Zeitungen auffordern, sich zu melden!" — „Zwölf Stunden vor dem Attentat auf meine Wohnung? Die Anzeige sollte eine Falle sein!" — „Die Anzeige war in der Frühe des gestrigen Tages in die Zeitungsbureaux gesandt worden. Inzwischen kamen von Seiten meiner Vollmachtgeber die ärgsten Anklagen gegen Sie und die erneuerte Nennung Ihres Namens. Sie arbeiteten selbst in diesem Prozeß! Sie kannten die Geschichte desselben und eignen sich durch Einbruch die Urkunden des alten Tempelhauses an!" — „Alle Wetter, Herr, dies alte Tempelhaus ist die Wohnung meiner Eltern. Welches Gericht will mir verwehren, in meinen eigenen vier Pfählen eine hohlklingende

Wand zu untersuchen?" — „Hör' ich da den Juristen sprechen? Unmöglich! Gestehen Sie, daß Sie sich von dem Interesse, das Ihre Person, Ihre Familie an diesen Urkunden nehmen muß, haben verleiten lassen, eine unerlaubte Handlung zu begehen!" — „Meine Person? Meine Familie? Was wissen Sie —" — „Glauben Sie, daß ich den Inhalt des Schreins nicht kenne?" — „Sie haben ihn —" — „Wieder öffnen lassen, wie billig. War ich als Anwalt der Stadt nicht in meinem Rechte? Sie haben wahrscheinlich noch mehr entwandt — dies Mehr mußte bei Ihnen aufgesucht werden!"

Dankmar schwieg, weil ihm die Aufregung die Worte raubte. Der Justizrath setzte ruhig hinzu: „Die in Angerode gelegenen Besitzthümer der protestantisch gewordenen Johanniter sind eine Dependenz der hiesigen St.-Johanniskirche. Der Schrein mit dem Kreuz gehört zu unserm Archiv und wird in unserm Proceß eine Rolle zu spielen haben." — „Das hoff' ich!" sagte Dankmar mit großem Nachdruck. „Ich begreife nun vollkommen, daß man mir, einem Hülfsarbeiter dieses Processes, zugetraut hat, ich hätte mir eigenmächtige Eingriffe in den Gang desselben erlauben wollen —" — „So ist es, Herr Referendar —" — „Man gibt mir vielleicht Schuld, ich hätte im Interesse des Staats, dem ich diene, gegen die Stadt Etwas unternehmen wollen —" — „Sie treffen das Richtige!" — „Aber Sie haben in den Papieren gelesen?" — „Geblättert —" — „Nun, entdeckten Sie meinen Namen?" — „Wildungen? Er ist seit dreihundert Jahren oft genug in diesem Prozeß genannt worden." — „Fanden Sie nicht Urkunden, die Ihnen auf den ersten Anblick zeigten, daß ich ein begründetes, persönliches Recht für meine Familie an diesen Acten gefunden habe?" — „Daß ich — nicht wüßte" — stammelte unentschlossen Schlurck. — „Nun, Herr Justizrath, ich hoffe Ihnen noch in Zukunft beweisen zu können, daß ich die entschiedenste Absicht hatte, nichts von meinen Entdeckungen zu unterschlagen, sondern sie zu einer neuen Diversion der großen Streitfrage zwischen F.skus und Stadtkämmerei, zwischen Fürsten und Bürger, öffentlich zu benutzen!" — „Sie überraschen mich —" — „Ihr Mistrauen, das Mistrauen Ihrer Clienten hat Sie zu weit geführt. Sie haben geglaubt, noch mehr Eroberungen aus dem Archiv von Angerode bei mir anzutreffen —" — „Allerdings —" — „Ich fehlte darin, daß ich wußte, Sie haben meinen Schrein gefunden, und daß ich nicht schon gestern bei Ihnen vorsprach —" — „Es erweckte Verdacht —" — „Nun wohlan! So bitt' ich jetzt um zwei Dinge. Erstens —" —

„Nehmen Sie doch Platz! Regen Sie sich doch nicht so auf, mein Verehrtester!“ — „Erstens: Die Diener der hier einmal höchst sonderbar eiligen Hermandad haben sich bei mir ein Bild, ein mir und andern Personen sehr theures Bild angeeignet —“ — „Das zum angeroder Archiv gehörte —?“ — „Die Dummköpfe müssen Das geglaubt haben —“ — „Oder ihre Instruction war zu allgemein. Was ist das für ein Bild?“ — „Ein Bild, das einer Person gehört, die Ihnen selbst sehr theuer sein sollte, dem Prinzen Egon von Hohenberg.“ — „Wie kommen Sie —“ — „Ich brachte es von Hohenberg mit.“ — „Ei! Ei! Ein Bild! Geheimrath von Harder wird es vermissen. Sie wissen doch, daß ihm die Verlassenschaft der Fürstin Amanda nach der Residenz zu führen aufgetragen war. Doch das thut nichts. Die Familienporträts, wenn es eins derselben war, bin ich beauftragt, dem Prinzen zurückzustellen.“ — „Der Obercommissär Pax, bei dem ich so eben war, behauptet in der That, in dem Bilde eine Reclamation des Geheimraths von Harder entdeckt zu haben und schickte es Diesem zur Recognition —“ — „Es ist der kürzeste Weg, es in meine Hand und dann in die des leider erkrankten Prinzen Egon von Hohenberg zu bringen.“ — „Aber Sie wissen nicht, daß sich an dies Bild Geheimnisse knüpfen, die das Interesse der ganzen Hohenberg'schen Familie betreffen. Sie sind der natürliche Anwalt dieser Interessen —“ — „Sie überraschen mich —“ — „Wenn eine unberufene Hand —“ — „Geheimnisse? Ein Bild? Fürchten Sie doch nichts!“ — „Alles! Alles! Auf dies Bild hat im Auftrag der seligen Fürstin Amanda nur Ein Mensch auf Erden die gerechtesten Ansprüche, der ehemalige Erzieher des Prinzen Egon, der frühere Pfarrer Rudhard —“ — „Pfarrer Rudhard? Ich kenne ihn. Ich weiß, daß er hier ist, mit Fürstin Wäsämskoi. Aber ich staune — Der? Welche Ansprüche? Was ist damit?“ — „O Gott! Jede Minute der Verzögerung, jeder Augenblick, wo dies theure Bild in den Händen einer Pauline von Harder ist, kann die Quelle ewiger Leiden für den Prinzen Egon werden —“ — „Ich zittere. Bester Freund, wie dank' ich Ihnen! Da soll ja eiligst — aber geben Sie mir Aufklärung!“ — „Rudhard soll sie Ihnen geben. Schicken Sie sogleich zu Herrn von Harder, fordern Sie alle Familienbilder zurück! Sie wissen nicht, welcher unsägliche Aufwand von Schalkheit, List und Charakter angewandt werden mußte, um dahin zu gelangen, wo wir uns jetzt befinden, an der Gefahr, eingestehen zu müssen, daß Alles vergebens war!“ -- „So schick' ich sogleich zum Geheimrath! Warten Sie einen Augenblick!“

Schlurck schellte. Es kam ein Diener seines Bureaus. Er schrieb, während sich oben die drei Lauscher bedeutsam und hoffnungsvoll anlächelten, einige Zeilen an den Geheimrath und siegelte sie, nachdem er sie Dankmar'n hatte lesen lassen. Dieser war, ebenso von der verlorenen Nacht, wie von den gewaltigen Eindrücken des Morgens, erschöpft und saß abgespannt im Sessel. Schlurck wurde immer freundlicher und zuthunlicher. Seine Geistesgegenwart verließ ihn keinen Augenblick. Als sich der Diener entfernt hatte und sich Melanie durch die eingetretene Stille und die Erwähnung des Bildes, an dem sie so betheiligt war, auf eine gemüthlichere und wärmere Wendung des Gesprächs Hoffnungen machte, begann Schlurck: „Und nun: Ihr gefälliges Zweitens? Sie sprachen doch von —" — „Zweitens," sagte Dankmar, „ich wünschte nun zu wissen, wo ich den nur mir gehörenden, in der Wohnung meiner Eltern gefundenen Schrein mit dem Kreuze und seinem wichtigen Inhalte wiederfinde? Wo ist er? Ich muß ihn wiederhaben —" Der Justizrath machte eine große Pause. Deutlich hörte man, daß er auf die Dose klopfte und sich zu einem vertraulichern Gespräche rüstete. Bello war still. Melanie, die Mutter und Bartusch hielten den Athem zurück. „Lieber Herr Wildungen," sagte Schlurck, „erholen Sie sich. Sie haben die Nacht durchwacht. Sie sind erschüttert von den Erlebnissen des Morgens. Ich gestehe, daß ich ungern dem Drängen meiner Clienten nachgab. Sie glauben nicht, wie reizbar über diese Angelegenheit die Commune ist und wie leidenschaftlich sich einige der eifrigsten und hitzigsten Verfechter ihrer Interessen über die angeroder Archiventdeckung und Ihr, leugnen Sie es nicht, eigenmächtiges Verfahren ausgesprochen haben. Sie frühstückten noch nicht, lieber Herr Wildungen, darf ich —?" — „Bitte! Bitte!" — „Ich freue mich wahrhaft, Sie wiederzusehen. Ahnte das nicht im Heidekrug, als Justus so wohlbehäbig sein dummes Juste-Milieu auftischte und der kecke Handwerksgesell am Fenster schnarchte! Ahnte auch nicht, daß Sie meiner Familie so viel Liebenswürdigkeit erweisen würden —" — „Herr Justizrath! Sie kehren die Rolle um. Ich bin der verpflichtete Theil. Man war liebenswürdig gegen mich." — „Nein! Meine Frau hat mir nicht genug erzählen können von Ihrer Artigkeit, Ihrer Zuvorkommenheit —" — „Es ist komisch, ja! Man war charmant gegen mich. Nur Schade, man hielt mich für den Prinzen Egon." — Schlurck lachte überlaut. „Mein altes Factotum," sagte er und griff in seine Dose, „mein alter Bartusch will immer schlau sein und von dem vielen Ohrenspitzen recken sich

auch manchmal die Ohren zu hoch und aus einem Fuchs wird ein Esel." Bartusch zuckte oben, als er die Anzüglichkeit hören mußte, mitleidig die Achseln. Sie verwundete ihn nicht im geringsten, so laut sie auch Schlurck hervorhob, um sie ihm anzuhören zu geben. Schlurck wußte, daß oben gelauscht wurde.

„Ich hätte schon gestern Ihren Damen meine Aufwartung machen sollen," sagte Dankmar gelassener. „Ich bitte, mich bei ihnen zu entschuldigen. Ja, sie waren sehr gütig gegen — den Prinzen Egon." Melanie biß sich auf die Lippen. — „Essen Sie heute bei mir! Was? Hm? Wollen Sie?" schmunzelte Schlurck. „Ich danke —" war Dankmar's kalte Antwort. — „Meiner Frau haben Sie's angethan, Herr Wildungen — und Melanie — nun, Das werden Sie besser beurtheilen können. Sie haben Menschenkenntniß, junger Mann!" — „Worin?" — Schlurck blinzelte mit den Augen. „Nun," sagte er mit künstlichem Lachen, „ich versichere Sie, meine Frauen sind fast verletzt, daß Sie nicht schon gestern kamen. Ich lebe in zu dürftigem Zusammenhang mit den Meinigen — hätt' ich Sie schon gestern wiedergesehen, wie leicht würde man sich verständigt haben! Ihr Feuer, Ihre Offenheit, das sind unwiderstehliche Sieger, die sich den Eingang zu jedem Herzen zu bahnen wissen." Der Justizrath war dem jungen Manne, den er zu seinem Schwiegersohn haben wollte, so nahe gerückt, daß er ihm mit Vertraulichkeit auf die Knie klopfen konnte.

Dankmar, unterrichtet von Melanie's Besuch im Berg'schen Atelier und von den Ausbrüchen ihrer Indignation, „weil er sie getäuscht hätte," rückte seinen Sessel zurück und stand auf. „Herr Schlurck," sagte er tief erkältet, „ich bedaure, daß ich nun für's Erste aufbrechen muß, um meinen Bruder zu beruhigen, der zu Rudhard geeilt ist. Wollen Sie mir daher jetzt nicht sagen —" — „Sitzen Sie doch noch! Ei was, zu den Geschäften ist noch immer Zeit. Rudhard? Und ein Bruder? Wie alt sind Sie, Herr Wildungen?" — „Vierundzwanzig Jahre, Herr Schlurck." — „Vierundzwanzig Jahre! Hören Sie, da war ich noch nicht halb so weit wie Sie! Das heißt, an Witz und Verstand war ich ein Kameel. Im Avancement freilich — Wollen Sie die Richtercarriere —" — „Bin noch unentschlossen, wozu ich mich halten soll. Doch —" — „Das geht so. In diesen Zeiten! Ja, ja, Politik, Das wäre ein Feld für Sie! Nur schlimm, daß man zuviel einsetzt, wenn man freimüthig sein will, und die Zeit ist nicht reif für uns; ein freimüthiger junger Beamter wird bald abgenutzt. Dem loyalen geht's kaum anders. Man belohnt ihn mit dem Bewußtsein sei-

ner erfüllten Pflicht. Der Teufel auch! Wär' ich jung, ich hielte mich links und nur Einmal paßt' ich auf den rechten Moment, um nach rechts zu springen. Warum lassen Sie sich denn nicht wählen? Von vierundzwanzig Jahren kann man jetzt schon ein Perikles sein und ich glaube, Pitt und Fox waren noch jünger, als sie in's Parlament kamen —" — „Es gibt bessere Kräfte als die meinigen!" — „Also auch bescheiden sind Sie! Bravo! Wissen Sie, daß ich den Vorfall von heute früh wahrhaft beklage? Aber diese Fanatiker des Egoismus! Was haben sie mich gequält! In den Ohren lagen sie mir wie die Verzweifelnden. Ja! Ja! Sie sollen bei den Gerichten in dieser Sache recusirt werden. Man will Sie entfernt wissen aus der zweiten Abtheilung des Obergerichts. Das Alles geht vor. Wissen Sie's schon?" — „Da ich selbst Partei in diesem Processe sein werde, so kann ich natürlich nicht mehr für eine andere arbeiten — ich finde Das in der Ordnung." — „Selbst Partei? Wie so?" fragte Schlurck gespannt. — „Herr Justizrath, ich muß aufbrechen. Wollen Sie mir also nicht —" — „Ei, sitzen Sie doch! Ein Glas Champagner? Was? Sie waren auf einem Ball: da will der Magen eine Anregung. Es ist heiß. Dieser Hundstagssommer! Ich klingle — Ein Glas Madeira? Portwein?" — „Sie sind zu gütig, Herr Justizrath! Meine Magennerven laufen nicht sogleich zum Feinde über. Auch die bleiben mir treu und sagen: Danke!" — „Sehr schlau! Sehr schlau! O ich wußte es ja! Melanie war entzückt von Ihnen. Sie Tausendsasa! Meine Tochter zum ersten male gesehen?" — „Zum ersten male, Herr Schlurck. Ich sprach schon im Heidekrug bedauernd davon, daß ich nicht früher dies Glück hatte." — „Im Heidekrug? Da war ich etwas verwirrt! Ja! Ja! Ich besinne mich. Was war's doch?" — „Sie erwähnten Egmont." — „Freudvoll und leidvoll?" — „„Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war?"" — „Ah, richtig! Geldermann-Deutz! Reubund! Nun weiß ich Alles. Was doch Ideenassociation thut! Ja, ja, mein Töchterlein, es ist etwas keck, wild, nicht wahr? Die schlanke Taille hat sie von mir; ich bin mager, spindeldürr. Aber eine Taille müßte auch für mich sein wie bei einer Wespe, wenn auch Heinrich Heine singt: „Kolossale Gliedermassen" — oder wie? Es gab eine Zeit, wo ich meinen Heine auswendig konnte. Ein gutes Mädchen, besser als sie sich gibt, meine Melanie. Haben Sie sie reiten sehen?" — „Sie wollten im Heidekrug nicht, daß ich von Fräulein Melanie als einer Amazone sprach." — „Ah, ja! Ah, ja! Ich entsinne mich — richtig! Nun, Sie wissen wohl

—" — „Wahrscheinlich dachten Sie an Herrn Lasally." — „Das war's! Sehen Sie, Sie kennen meine Empfindungen. Dieser Lasally! Das ist auch so ein Thema, wo der Mensch —" — „Mein Bruder bewundert Ihr Fräulein Tochter, wie ich es that, wie Alle!" — „Ihr Herr Bruder? Haben einen Bruder? Ich besinne mich; er war ja schon bei uns! Aber hören Sie, nicht Alle! Wozu Alle? Einer und der Rechte, der die Zügel kurz zu fassen versteht. Das wäre mir lieber — ein Mann! Ein Eroberer! Ein Held!" — „Herr Lasally!" sagte Dankmar boshaft. „Der versteht sich auf kurze Zügel."

Als Melanie diese Aeußerung hörte, war es ihr, als wendete sich ihr das innerste Herz um. Sie fühlte einen Schmerz zum Aufschreien. Mit einem erstickten Ah! ließ sie die beiden andern Lauscher stehen und schlich sich halbohnmächtig hinweg. Dieses letzte Wort war zu grausam. Schon die kalten Antworten, die Dankmar vorher gegeben, durchfröstelten sie; aber dies letzte ging über alles Maß dessen, was ihr Stolz, ihre unleugbare Liebe ertragen konnte.

Schlurck hörte oben eine Thür gehen und verstand, daß sich einer der Lauscher entfernt hatte — wer anders, als der wichtigste, ihm wie sein Leben liebste! Sie gibt die Partie auf! sagte er sich selbst mit Schmerz; hier ist keine Freundschaft möglich, hier ist kein Bundesgenosse für mich! Noch einmal versuchte er an Dankmar's Herz zu klopfen. Noch einmal sagte er: „Heirathen Sie nur nicht zu früh! Ein junger Mann, der eine bedeutende Zukunft erstrebt, darf nicht in die Knäuel der Strickstrümpfe gerathen und unter die Windeln vollends nicht —" — „Ich danke Ihnen, Herr Schlurck," antwortete Dankmar, „für diese Rathschläge, die ganz mit meinen eigenen Empfindungen stimmen. Mein Herz ist glücklicherweise derjenige Muskel meines Körpers, dem ich seit frühester Jugend, vielleicht durch zeitige Uebung, die meiste Kraft verlieh. Es besitzt Elasticität und ich habe es darin mit einem guten Magen auf eine Linie gestellt, ich fühl' es nicht zu lebhaft." — „Ein Weiberfeind?" — „Geist und Schönheit können mich fesseln, doch nur flüchtig." — „Und diese Erfahrung machen Sie überall?" — „Bis jetzt überall! Ich habe einen zu kalten Verstand. Ich durchschaue zu bald die Eitelkeit und die Schwäche der Frauen und wenn mich Etwas entzückt hat und ich sehe dann, daß Das, was mich blendete, doch nur ein flüchtiger Schimmer war und für die Zukunft keine Bürgschaften geboten werden, und beurtheile ich mich nun erst selbst, als Mann, mich den Schwankenden, Egoisti-

schen, Grausamen, nur auf mich und meine Eitelkeit Bedachten — doch was verschwend' ich die Zeit! Der kleine Kläffer, Bello, mahnt schon wieder, daß wir ein Ende machen." Damit stand Dankmar auf und Schlurck wußte entschieden, daß er für Melanie nichts zu hoffen hatte. Er wurde ernst und nahm sich zusammen und fiel in seinem Zorn erst auf Bello. „Sie haben Recht, das Thier ist unerträglich," sagte er und schien zu erwarten, daß sich Dankmar empfahl. „Nun —" sagte aber dieser erstaunend — „und der Schrein? Die Documente?"

Schlurck antwortete kalt: „Sind im städtischen Archiv. Die Papiere werden bei den Acten figuriren." — „In der That! Wirklich? O, das ist seltsam!" — „Schreiben Sie diese Unannehmlichkeiten dem Ihnen wohlbekannten Gange der Gesetze zu!" — „Wer hat die Aufsicht des städtischen Archivs!" — „Einer unserer gefeiertsten Alterthümler, dem wir die treffliche Abhandlung über die allmäligen Veränderungen unsers Stadtwappens verdanken — Propst Gelbsattel!" — Dankmar stampfte zornig mit dem Fuß auf. Er fühlte sich zu unglücklich über diese ihm unerwartet kommende Wendung der Dinge. Er sah den Schrein im Geist geöffnet, die Documente, die für ihn und seine Familie sprachen, entwendet, vernichtet. Wer konnte ihn schützen? „Sie sahen die Papiere nicht?" rief er. „Wissen nicht, daß ich in der Lage bin, Das, was an ihnen etwa fehlen sollte, mit Aufopferung meines Blutes zurückzuverlangen und daß ich beschwören würde, Die, die gewisse Papiere etwa unterschlagen hätten, gehörten als Schurken und Bösewichter an denselben Pranger, der an der Ecke dieses Rathhauses durch eine eiserne Kette bezeichnet ist?" — „Ich weiß nichts, was Veranlassung zu so gewaltsamen Reflexionen gäbe;" antwortete Schlurck kalt. In furchtbarer Aufregnng und wie von dem raschen Entschlusse, zu Gelbsattel zn eilen, getrieben, öffnete Dankmar die Thür ohne ein Wort des Abschieds.

Bello, der längst schon mehremale wieder an die Thür des Vorzimmers gekratzt und sich nicht hatte beruhigen lassen, sprang nun in das Zimmer und faßte, ungehindert durch sein lahmes Bein, in grimmiger Verbissenheit die Zipfel von Schlurck's seidenem Schlafrock, zerrte und kratzte an ihnen herum, daß der geängstete Justizrath im Zorn den in der Thür stehenden und die Mütze bescheiden in der Hand haltenden Peters anfuhr: „Die Bestie fort! Zum Haus hinaus! Gesindel!" Dankmar stutzte, biß die Zähne zusammen und sagte zu dem verdutzten Peters: „Der Schrein ist verloren!" Bello aber, das treue, wachsame Thier, hatte eine andere Fährte, als menschlichen Organen zu Gebote steht. Schon

zehn Jahre war er ein treuer Wächter auf dem Güterwagen seines Herrn gewesen. Er schien den Duft von Angerode, ja den Duft des Strohes zu kennen, womit man dort die Frachtgüter verpackt. Winselnd und wie ausgelassen kläffend war er in eine Nische des dunklen, nur von einem Hoffenster erleuchteten Zimmers gesprungen, hatte beinahe eine Tapetenwand umgeworfen und Peters sagte schon lachend: „Nichts verloren! Da ist ja das Kreuz!“ — „Bello, ist's möglich?“ rief Dankmar. — „Aufgeladen!“ sagte Peters, der den Streit theilweise angehört hatte, zu sich selbst, und in demselben Augenblick schon hatte der treue Fuhrmann sich gebückt, den Schrein gepackt, und war im Begriff, das gefundene Gut auf die Schulter zu heben.

Das war zuviel für den Justizrath. Er stand todtenbleich, hatte aber doch den Muth, rasch die Hand des Fuhrmanns zu halten. Dankmar sprang hinzu, riß den Deckel auf, griff in den Schrein, fühlte, daß er noch voller Schriften war, fühlte die Siegel der Pergamente und im Triumph faßte er an, schleuderte den Justizrath zurück und hob den eroberten Schatz auf Peters markige Schultern. Schlurck war einer Ohnmacht nahe. Er klingelte. Bartusch fühlte, daß es Zeit war, ihm beizuspringen. gab die Papiere, die er in den Händen hatte, rasch der Mutter, die von alledem nichts begriff und nur zu Melanie eilte, um ihr zuzurufen: „Schließ' die Papiere ein!“ und stieg polternd die Wendeltreppe hinunter.

„Ah!“ rief der Justizrath und athmete auf. „Bartusch, Sie, werden eine eigenmächtige Handlung des Herrn Wildungen bezeugen. Mein junger Mann, ich warne Sie! Sie werden Ihre Vermessenheiten bitter bereuen!“ — „Und Sie Ihre Lügen, Ihre Verstellungen, Ihre Heucheleien!“ rief Dankmar, als Peters schon vorausschritt und mit der rechten freien Hand seinen Bello liebkoste. — „Welche freche Stirn!“ antwortete Schlurck, der die verletzenden Erfahrungen von gestern nicht wieder in seinem eigenen Hause erleben wollte. — „Die Stunde wird schlagen,“ sagte Dankmar noch im Vorzimmer sich umwendend, „für Vieles, was schlummerte! Die Zeugen gegen Ihr Haus mehren sich! Die, die auf dem Krankenlager liegen, werden genesen! Die, die bei Nacht wandeln, werden noch auf andere Namen, als den Namen, „Fritz Hackert“ erwachen. Das geweihte Kreuz auf dieser Truhe wird reinen Händen Muth zu einem Kampf geben, dessen Schlachten mehr erschüttern sollen als nur die Ruhe eines gewissenlosen Notars!“

Damit ging Dankmar und suchte die Luft der Straße, um seine furchtbar klopfende Brust zu erleichtern. Bartusch aber

flüsterte rasch dem entfärbt und erschöpft in seinen Voltaire-Sessel sinkenden Justizrath zu: „Beruhigen Sie sich! Die Papiere liegen ja oben!" — „O wären sie mit ihm gegangen!" sagte Schlurck vernichtet. „Wären sie in dem Schrein geblieben! Ich fühle mich nicht stark, solche Scenen länger zu ertragen! Ich bin kein Schurke! Ich bin kein Dieb! Weg von mir, Bartusch! Weg! Weg! Ihr Alle seid mein Verderben! Meine Schwäche, das ist mein Elend! Ihr treibt mich auf Wege, die mir fremd sind. Ihr treibt mich in die Schande! Tragen Sie ihm die Documente nach! Fort! Fort!"

„Nimmermehr!" rief Bartusch. „Justizrath! Besonnenheit, Muth! Bedenken Sie, was der Propst sagen würde! Warum haben Sie Heimlichkeiten vor mir, vor Ihrem treuesten Anhänger, vor Ihrer linken Hand, wenn Ihnen die rechte zu müde wird, ja vor Ihrer rechten, wenn Sie mich schalten ließen und Farbe halten könnten! Justizrath! Wir unterschlagen diese Papiere! Wir vernichten, wir verbrennen sie!"

Schlurck schwieg. Er war seiner selbst nicht mehr bewußt. Ein Bild stand vor ihm, das grauenhafteste, das Bild seiner Schande! In Todesangst griff er nach seiner kalten Stirn und flüsterte: „Welche Bahnen wandl' ich — —!"

Schon öffnete inzwischen Peters das Thor und trat mit dem Schrein auf die offene Straße. Dankmar liebkoste den auf seinem lahmen Bein tänzelnden Bello und warf im Gehen einen flüchtigen Blick auf die mit Bildern gezierte Treppe, die hinaufführte zu Melanie, zur Tochter eines solchen Vaters, zu ihr, der süßen, himmlischen Melani., zu ihr, die im Mondschein in seinem Arme lag, zu ihr, die ihn noch in diesem Augenblick wie ein Zauber umstrickte, trotzdem, daß sein sittliches Gefühl sie verleugnen mußte! Da hörte er Geräusch, wie von einer leicht vom Felsen herabspringenden Gazelle. Er erstarrt — Es ist Melanie. Freundlich und holdselig, wie in Hohenberg, ruft sie ihm von den letzten Stufen, von denen sie sich herabbeugte, zu: „Sie böser, undankbarer Mann! Das Bild, das ich Ihnen mit so vieler Mühe erobert habe, ließen Sie sich wieder rauben. Ist das wahr?" — „Melanie!" sagte Dankmar und blieb sprachlos. „Hier," fuhr sie fort, „hier, was ich Ihnen jetzt bringe, halten Sie Das fester. Gehört es nicht Ihnen?" Dankmar nahm, was sie ihm darreichte. Es waren, auf flüchtigen Blick sah er's, diejenigen Papiere, auf die in seiner Angelegenheit Alles ankam, die einzig wichtigen, die entscheidenden.

Sein Schreck über die Möglichkeit, ohne sie gegangen zu

sein, die Ueberraschung, Melanie schon wieder als eine treue, aufopfernde, hingebende Freundin zu erkennen, wirkten so mächtig auf ihn, daß er sich nicht sammeln konnte und in ihrem Anblick verloren dastand. „Nun," rief Melanie harmlos, „es sind doch die Ihrigen, Herr Wildungen?" — „Wohl! Wohl! Wie soll ich Ihnen danken!" stammelte Dankmar und griff nach ihren Händen, um beide zugleich zu küssen. — „O!" sagte sie, sich leise entziehend; „lassen Sie diese Hände — sie sind voller Staub! Voller Moder! Es ist meine Schuld nicht, daß Sie mir immer solche Aufträge mit alten Bildern und Papieren geben." — „O Melanie, wie tief beschämen Sie mich!" rief Dankmar und gab die Hände nicht her, er küßte sie und drückte sie an sein Herz wie ein Verzückter. — „Was wollen Sie denn aber?" fragte sie mit Lippen, die ihr furchtbares Beben durch scherzhafte Laune vergebens zu beherrschen suchten. „Grüßen Sie Ihren blonden Bruder! Lassen Sie sich nichts von ihm vorreden, was ich ihm für Sie aufgetragen hätte! Er ist nur eifersüchtig auf mich, weil ich den alten Professor Berg mit den schönen weißen Locken mehr liebe als ihn und Euch Alle —" — „Melanie!" rief Dankmar, „mußte Das so kommen? Nach jener Nacht in Hohenberg? Die wenigen Tage sind wie Jahre!" Er konnte sich nicht trennen. — „Hüten Sie nur die Papiere besser als das Bild!" sagte Melanie. „Was wird nun mit dem Porträt, das der schönen d'Azimont so ähnlich sieht? Ja, Die ist schön. Kennen Sie sie? Die sollten Sie sehen! Die würde Sie bezaubern." — „Ein, Ein Bild nur, das Ihrige, Melanie, lebt in meinem Herzen!" rief Dankmar und sah in die zitternden, braunen Augen des Mädchens. — „Die Mutter sagte mir, Sie hätten dem Vater recht böse Dinge gesagt," fuhr sie fort. „Versprechen Sie mir, ihm einige Zeilen zu schreiben und ihn um Verzeihung zu bitten? Wollen Sie Das? Sie zögern? Selbst Das nicht? Herr Wildungen —?" — „Melanie, ich will zu ihm zurück, ich will ihm zu Füßen fallen, ihm danken —" — „Das nicht! Das nicht! Jetzt nicht! Sie schreiben ihm und bitten ihn um Verzeihung? Thun Sie's meinem Kindesherzen zu Liebe! Ja? Weiter nichts! Nur Achtung, Schonung, nur ein Wort der Bitte um Verzeihung!" — „Ich thue es — Melanie!" rief Dankmar willenlos. „Sie gehen? Sie bleiben nicht? Melanie? Sie steigen die Stufen hinauf — Sie fliehen — Immer eine Staffel weiter von meinem Glück abwärts und meine Seele folgt Ihnen? Melanie?" Dankmar stand noch eine Weile, sich besinnend auf Das, was er erlebt hatte. Melanie war verschwunden.

Tief erschüttert steckte er die wahren Beglaubigungen der Ansprüche seiner Familie zu sich und gab Peters, der draußen gewartet hatte, ein stummes Zeichen, voranzugehen. Er folgte schwankend. Er stand wieder still. Er wagte nicht, noch einmal aufzusehen zu den Fenstern, wo die Zauberin wohnte, die ihn so mächtig überrascht, so aufs neue in den Bann ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit gethan hatte. Er bedurfte des ganzen Hinblicks auf die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, auf die neue und eigenthümliche Anwendung, die er im Interesse seines Vaterlandes und des ringenden Geists der Freiheit und der Menschheitserlösung von dem gehofften glücklichen Erfolg seiner geltendgemachten Ansprüche auf ein großes Besitzthum versuchen wollte, um sich von diesen rasch aufeinander folgenden Schlägen des Schreckens und der Freude zu einem klaren Bewußtsein und der ihm sonst eigenen ruhigen Selbstbeherrschung zu sammeln.

Schlurck aber, der sich mühsam die Wendeltreppe zu den Seinigen hinaufgeschlichen hatte und von seiner zornfunkelnden Gattin, von dem die Hände entrüstet zusammenschlagenden Bartusch, dann von Melanie selbst hören mußte, daß sein Kind soeben dem „abscheulichen, schändlichen" jungen Mann die Papiere übergeben hatte, deren ihm höchstwahrscheinliche Entscheidung ihm auch den zweiten Anhalt seiner heitern, bisher so sorglos gewesenen Existenz rauben mußte, Schlurck zürnte nicht, er umarmte sein Kind, drückte es wie seinen Rettungsengel ans Herz, war sprachlos vor Freude und konnte sich zuletzt vor Wehmuth nicht mehr fassen.

Die Mutter wollte verzweifeln, Bartusch wollte schmähen. Aber Melanie sagte: „Der Vater weint! Nun wird noch alles wieder gut!"

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Genesung.

Auf einen regnerischen, unfreundlichen Spätsommer war ein milder, klarer, sonniger Herbst gefolgt. Die Septembertage ersetzten, was man vom August gehofft hatte, gemäßigte Witterung, linde Tage, erquickende Nächte. Es hatte gestürmt wie im April. Nun war es fast, als ginge noch einmal der Mai über die Erde und das kalte, steinerne Thor des Winters würde sich noch lange, lange nicht öffnen. Nun führte man auch noch die aufgegebenen Reisepläne aus, flüchtete sich wieder aufs Land zurück, begrüßte die Gärten, die sich durch die Regenschauer nur erfrischt hatten und aus Florens Blumenhorn noch reiche, bunte Spenden schütteten.

Sechs Wochen nach den auf den voranstehenden Blättern geschilderten Ereignissen, an einem Morgen dieser letzten Septembertage, schritt eine schlanke, männliche Gestalt, blaß und hinfällig, am Arm eines andern jungen Mannes durch die Gänge eines kleinen Parks, durch dessen hier und da schon gelb gewordenes Laubwerk die Sonne mit der vollen Wärme jenes Strahls brannte, an welchem in gesegnetern Gegenden, als die, wo wir uns befinden, die Traube ihre letzte Glut und Reife empfängt.

Kein Lüftchen regte sich. Käfer, die im feuchten August erstarrt erschienen, erhoben sich zu neuem Leben. Selbst noch ein dunkelfarbiger Schmetterling flatterte von einer der vollen Blumenglocken der schlanken Malve zur andern; denn in einer Seitenbiegung kam man aus dem kleinen Park in einen Blumengarten. Hier und da stand ein Obstbaum und verbreitete den

vollen würzigen Duft der reifenden Aepfel, den mildern, weichern von Birnen, ja an der Einfassungsmauer der ganzen Anlage blickte sogar aus dem dunklern, großblätterigen Grün eines Rebenspaliers manche Traube, die, wenn auch schwerlich völlig reifend, doch für eine Pflege und Wartung lohnen und danken wollte, die das Spalier in diesem Jahr nur spärlich empfangen zu haben schien.

Der am Arm des andern langsam schleichende junge Mann deutete erschöpft auf eine verwitterte steinerne Bank, die an der Grenzscheide des Parks und des Gartens stand. Hier mochte lange kein ruhiger Freund der Natur, kein so dankbarer Anbeter der Herrlichkeit Gottes in stillergebener Betrachtung verweilt haben. Die Bank von einer Steinlehne bequem begrenzt, mit einem in diese Lehne gehauenen Wappen im Rücken geziert, war verwittert, vom Regen zerbröckelt, Moos überzog sie wie eine Felswand. In der den Rücken zierenden Krone und ihren durchbrochenen Henkeln, wenn man wie Richard II. bei Shakspeare die Krone einem Eimer vergleichen wollte, stand noch Wasser, das die Luft oder der Stein so rasch aufzusaugen nicht die Kraft gehabt hatte. Der Gefährte des blassen Spaziergängers war auf diese Unbequemlichkeit gerüstet. Er trug ein Polster, das er nicht der Länge nach, sondern so in die Quere auf die Steinbank legte, daß sich der Ermüdetete auch zugleich durch eine weiche Rücklehne erfreut fand, als er erschöpft vom Arm des Gefährten abließ und auf das Polster sank.

„Ah, das thut wohl," sagte der Leidende. „Das ist kein Gefühl des Schmerzes mehr in den schweren Gliedern; das ist die Lust und Wonne der Genesung!" Und zu seinem Gefährten sich wendend, setzte er in französischer Sprache hinzu: „Aber Louis — der Stein ist kalt für dich und hart. Wir hätten das Kissen in die Länge legen sollen." Damit wollte er aufstehen, stemmte sich schon an die Seitenlehne und hob sich mühsam in die Höhe.

„Nein, nein," sagte der andere in derselben fremden Sprache und hielt ihn nieder, während er sich neben ihn setzte; „diese Steinbank ist für Gesunde, wie ich es bin. Ja und die kleine Erhöhung über uns, die Wappenkrone, ist ein Symbol, daß nun bald die Rücksichten der Gesellschaft an die Stelle der Freiheiten des Krankenzimmers treten werden. Laß es nur so!"

Der Genesene ließ die großen, noch schweren Augen liebe-

voll auf seinem Gefährten ruhen, legte ihm die noch heißen Hände, in denen ein leises Zittern fühlbar wurde, in die seinen und sagte, die blassen Lippen des schön geformten Mundes mäßig öffnend: „O nie! Nie, mein Freund!“ — „Sieh nur,“ betonte lebhafter der andere, „wie uns diese Krone auf der Rückwand trennt!“ — „Es ist noch Regen in ihr,“ erwiderte der Leidende mit scherzender, aber wehmüthig gemilderter Miene, „sie schwimmt dahin! Laß sie tanzen auf den Wellen des Lebens! Sinkt sie unter, ich lohne dem Taucher nicht, der sie mir wiederbringt.“ — Sprich nicht zu viel, Egon!“ bemerkte sorgend der Gefährte. „Genieße die linde Luft! Ziehe sie in deine Brust mit tiefem Athem ein! Sie wird dich stärken.“

Egon gehorchte. Er war in jener gehorsamen Schwäche, die dem Genesenden eigen ist. Der Kranke widerstrebt. Lange währt es, bis er sich den Anordnungen derer fügt, die gegen ihn aus Liebe streng sind. Endlich aber läßt die Macht des Widerstrebens nach; er muß sich das gefallen lassen, was die Sorge mit ihm geschehen läßt; er weiß nicht mehr, was die Welt um ihn her bedeutet, seine Sinne schwinden. Zuletzt aber bricht der Lichtstrahl des Bewußtseins wieder durch die Nacht des schon drohenden Todes, das Leben faßt mit starkem Arm den Wiedergewonnenen und drückt ihn ans Herz und der Genesende wird ein Kind, ein neugeborenes, schwaches, hülfloses Kind, gehorsam und ergeben, sanft und duldsam, wie umgewandelt, jedes Gebot vollziehend, jeder Weisung gehorchend — er ist gerührt über sich selbst.

Egon sah auf die Blumenbeete. Die Zeit der Rosen und Nelken war vorüber. Die Düfte hatten nicht mehr die süße Würze des Juli. Doch waren es noch Farben, die seinem Auge wohlthaten und durch allzu lebhaftes Colorit nicht reizten. Er sog sich wie hinein in das sichere, feste Leben der gesunden Natur. Jeder Luftzug berührte ihn wie die magische Gewalt eines Kusses, der alle Lebenskräfte des Menschen elastisch weckt. Die Sinne gewannen Kraft, das Gegenwärtige festzuhalten und von ihm auf die Vergangenheit zurück- auf die Zukunft hinauszuschließen. Welch ein Chaos sieht dann so ein Genesender! Welche unbekannte Länder, über die erst allmählich wieder ein heimatliches Licht fällt! Was ist inzwischen alles dagewesen! Was hat man erlebt oder nur geträumt und was ist als nicht erlebt vorübergegangen? Die Kräfte des Geistes halten diese Thätigkeit noch nicht aus. Ermattet sinken die Schwingen und es

ist dem Gedanken, als müßte er sich auf die Flügeldecken eines Käfers setzen, um sich erhalten zu können, mit Käfern, nur mit Bienen fortsummen, als gehörte man, ein Nichts, ins große Ganze und könnte nur im zitternden Sonnenstrahl leben.

„Es ist mir so, Louis," sagte Egon, „als hätt' ich eines Abends mit einem Kopfschmerz, der mir das Bewußtsein raubte, an jenem Fenster dort gestanden" — er zeigte auf das Palais — „und dich ein Lied singen hören als Frage, ob ich daheim wäre? Du wolltest mich begrüßen wie in Lyon, wenn du von Paris kamst und ich aus Louison's Armen auffuhr, horchend dem fernen Liede und der wohlbekannten Stimme des Bruders! Oder war's nicht das Gondellied, das wir damals auf dem See von Enghien sangen?" — „Die muthwillige Barcarole!" antwortete Louis Armand. „Ich glaubte nicht, als ich mir die verborgene kleine Thür dort aufschloß, deine Gestalt erblickte, das Liedchen anstimmte, dich erkannte und zu dir hinaufsprang über die kleine versteckte Treppe, daß ich dich im fast bewußtlosen Zustande antreffen würde und alles wecken mußte und die Hülfe gerade der Menschen ansprechen, die du von dir entfernen wolltest." — „Sind wir also wirklich in meiner Heimat?" sagte Egon. „Ja, ja, das ist das Schloß meines Vaters — das ist der Pavillon, über den ich gesprochen habe — wo? zu wem doch? O Gott, wie schwer das Erinnern, wenn man sich fürchtet vorm Vergangenen! Louis, mir ist so, daß ich noch am Grabe Louison's zu liegen glaube. Ich suche die Kreuze und Immortellenkränze des Cimetière Montmartre. Führe mich dahin! Es wird mir schwer all dies Erinnern!"

„Mein geliebter Freund," sagte Louis Armand und faßte Egon's Hand. „Beruhige dich! Die Todten ziehen Niemanden nach. Sie gönnen uns das Glück dieser Erde, damit wir seine geringe Vollkommenheit erkennen und einst sehnsuchtsvoller dem Tode von selbst ins Auge blicken." — „Sie ziehen uns nicht nach —" wiederholte Egon und schwieg eine Weile. Dann fuhr er mit streichelnder Hand über sein leidendes Antlitz und hielt lächelnd einige Haare hin, die ihm dabei in der Hand geblieben waren. „Immer mehr, immer mehr!" sagte er schmerzlich. „Auf der Stirn sieht es schon herbstlicher aus als unter diesen Bäumen und Blumen. Sieh, wie viel Laub wieder in der Hand geblieben! Da! Noch mehr! Noch mehr! Ich sah mich gestern im Spiegel. Ich habe Mitleid mit mir selbst und konnte um mich weinen." — „Ein Nervenfieber," sagte Louis,

„nimmt viel vom alten Menschen mit und gibt dafür einen neuen wieder. Selbst wenn deine Stirn so hochgewölbt bliebe, würde sie jetzt erst recht die Stirn eines Denkers scheinen. Allein die gütige Natur nimmt nur die Zeugen deines Leidens mit und gibt dir bald die Begleiter neuer Freuden." — „Und wenn sie nicht kämen?" fragte Egon lächelnd, doch vielleicht besorgt um sein Aeußeres, das man bisher schön genannt hatte. „Sie kommen, sie kommen," tröstete Louis. „Freilich — wer weiß, ob auch alle, die dich liebhaben, gerade die Stirn des Denkers an dir lieben." Louis sprach diese Worte ernst und voll Kummer.

Egon seufzte. Er verstand sie. Sie bezogen sich auf Gräfin Helene d'Azimont, deren Charakter man nur halb würde begriffen haben, wenn man hätte glauben können, daß diese stürmische, liebeglühende Seele ertrug, so ganz von Egon's wiedererwachtem Bewußtsein ausgeschlossen zu bleiben. In der ersten raschen Entwickelung der mit Regelmäßigkeit vorübergegangenen Krankheit hielten die vereinigten Anstrengungen der Aerzte und des treuen Wächters Louis Armand Helene d'Azimont fern; bald aber, mit den ersten, in das freiwillige gesellschaftliche Exil, das sie sich auferlegte, hereinbrechenden Hoffnungsstrahlen ruhte sie nicht länger und bot jede List, jede Berechnung auf, um sich Egon zu nähern, sogar sein Krankenbett zu bewachen und sich die Sorge für sein Leben ausschließlich anzueignen. Das letztere mislang ihr. Louis hütete den Fieberkranken mit der Treue eines Hundes. Er schlief auf einer Matratze zu seinen Füßen, ließ nichts in Egon's Hände kommen, was nicht vorher von ihm untersucht war, und wurde darin von den strengern Aerzten unterstützt. Drommeldey, der ärztliche Rathgeber der vornehmen Stände, hatte sonst eine mildere Ansicht. Man hatte auch sogleich Sorge getragen, ihn mit der d'Azimont bekannt zu machen; allein so rührend sie ihn zu bitten verstand, bis zu einem gewissen Zeitraum, der seinen Anordnungen zufolge erst heute eintreten sollte, duldete Drommeldey keine Aufregung seines Patienten. So blieb Helenen nichts übrig, als sich jenem Rafflard anzuvertrauen, dessen Ankunft in dieser Stadt sie bei Pauline von Harder mit so vielem Misvergnügen vernommen hatte. Aber wahrhaft erstaunt mußte sie sein, als sich ihr dieser vertraute Freund ihrer Schwiegermutter selbst näherte und ihr die innigste Theilnahme für ihre Leiden zu erkennen gab. Da war bei der verblendeten Frau von einer Prüfung seiner Absichten keine Rede mehr; er nahm ihren Schmerz für vollkommen begründet hin und weinte mit ihr. Das genügte,

um allen seinen Versicherungen Glauben zu schenken. Nun war er kein Sendbote ihrer Schwiegermutter mehr. Nun faßte sie zitternd seine Hand. Rafflard, der schlaue Jesuit, küßte die ihrige und sogleich war er mit in ein Complot gezogen, das ihre vereinten Geisteskräfte geschmiedet hatten, um Egon zuvörderst wenigstens die Nähe der Geliebten zu verrathen. Rafflard bot ihr jeden Vorschub. Man bestach die Diener des Hauses. Rafflard setzte sich vorzugsweise mit den Wandstablers in Verbindung, und so war bald einmal eine Blume auf die grünseidene Decke von Egon's Bett geworfen, die seine Gedanken verwirrte, bald ertönte in den entlegenen Zimmern der Klang einer Harfe, die Helene mit Virtuosität zu spielen verstand. Egon erfuhr zuletzt von Louis Armand selbst die Anwesenheit jener Frau, aus deren Armen er sich in diesem Frühjahr auf der reizenden Villa von Enghien losgerissen hatte. Er seufzte. Das Uebermaß ihrer Liebe schien ihn nicht zu beglücken. Es kamen Briefe mit einer unverfänglichen, geschäftlichen Außenseite, man erbrach sie harmlos; sie waren von Helenen. Als sie die Ueberzeugung gewann, daß diese Briefe gelesen wurden, gab sie jeden Morgen ihrem Geliebten das Tagebuch ihrer Sehnsucht und Beobachtung des kalten steinernen Palastes, der ihr noch so grausam den Angebeteten entzog.

Ein solches Blatt überreichte Louis seinem Freunde eben auch heute. Egon nahm es mit gelassener Miene. Er hielt das aus der Enveloppe genommene zierlich duftende Papier mit feinen Arabesken und der gemalten Krone und den silbernen Buchstaben H. d'A. lange in der Hand, ehe er sich entschließen konnte, es zu lesen. „Wenn ich dem Leben erhalten bleibe," sagte er nach einer Pause ernster Betrachtung, „wie soll ich mich mit diesem Verhältniß abfinden —!" — „Geliebt zu werden," sagte Louis, „ist wol nur dann eine Last, wenn man nicht wieder liebt." — „Wie soll ich das Gefühl nennen, das mich an diese Frau gefesselt!" fuhr Egon fort. „Seit dem Tage am See von Enghien, wo Louison ihren Tod, wenn er einmal beschlossen war, glücklicher gefunden hätte als nach meiner Untreue; welche Umwälzungen meines Innern! Ich floh, um meinen Erinnerungen zu entrinnen, und sie überholen mich und lassen mich nicht wieder los. Das sind die Erinnyen der Fabel." — „Man muß," sagte Louis mit Fassung und ohne die geringste Zurückhaltung zu Nutzen seiner eigenen Ansprüche auf Egon, „man muß den Lauf der Natur in seiner Bahn nicht unterbrechen. Mismuth über eine verkehrte Erziehungsmethode, die angedrohte Rache

eines frühern Lehrers treibt dich von Genf abenteuerlich in die Welt hinaus —" — „Glaubst du," unterbrach ihn Egon, „daß ich Rafflard's Bosheit fürchtete, der sich bei meinem zweiten Aufenthalt erinnerte, daß er wegen meiner und eines mir heimlich zugesteckten Casanova die Anstalt des Herrn Monnard verlassen mußte? Deshalb, weil ich ihn an der offenen Tafel des Syndikus Lhardy einen heimlichen Jesuiten genannt hatte, deshalb allein wäre mir der Aufenthalt in dem kleingeistigen, beschränkten, spießbürgerlichen Genf unerträglich geworden? Nein! Es war der Zug nach einem kräftigen Wettkampfe mit dem Schicksal, der mich auf die Wanderschaft, hinauf zu den blauen Höhen des Jura trieb." — „Ich schließe mich auf der Landstraße," ergänzte Armand und um den Freund zu zerstreuen, „dem Wanderer in der Blouse an, heimkehrend von einem Ankauf von Nußbaumhölzern in Poncin; und nehme dich als Zeltkameraden in meine bescheidene Hütte, wo meine Großältern, meine Aeltern, Verwandte, erinnerungsreiche Menschen, eine Schwester mit mir leben! Da ergreifst du die Axt, die Säge, ja führst sogar mit deiner zarten Hand den Hobel, und ich glaube, daß du der Sohn eines Kaufmanns in Deutschland bist, verfolgt als politischer Verbrecher. Wie hab' ich dich, eingedenk meiner Großältern und ihrer Schicksale, verborgen gehalten! Wie gezittert, die feige Politik unserer Regierung würde dir eines der heiligsten Menschenrechte, das Recht des Asyls, versagen! Wie glücklich war ich, daß du, wie wir, die Einsamkeit liebtest, die kleinen Freuden der Armuth theiltest, so vollendet dich auf französische Sitte und Sprache verstandest, daß das argwöhnische Auge der Polizei dich nicht entdeckte und dich für einen Schweizer nahm —" — „Und dennoch —" — „Nein, nein, klage dich nicht an! Ja, ich habe dich gehaßt, Egon, als Franz Rudhard, wie du dich nanntest, die Liebe meiner Schwester und seine eigenen Schwüre vergessen hatte. Franz Rudhard so standest du vor meinen Augen! Den rauhen Namen hattest du dir von deinem ersten Erzieher gegeben, den du liebtest —" — „Franz Rudhard!" sagte Egon lächelnd, leise das gebeugte Haupt schüttelnd. Louis, der während seiner Wache am Krankenlager mit den Brüdern Wildungen nur in geringe Beziehung hatte kommen können, wußte kaum davon, daß ihnen Egon's alter Lehrer, von welchem dieser in Lyon den Namen geborgt hatte, inzwischen wieder so nahe gerückt war.

„Der Alte lebt noch in Odessa!" fuhr Egon fort. „Ich nahm diesen Namen, weil er in meiner Erinnerung mit einem

stillen, häuslichen und bescheidenen Frieden der Familie im Zusammenhange stand. Als ich in euer Haus trat — der verfallene Thorweg — das niedrige Dach — die Blumenterrasse — die Ziege, die eben auf ein Bruchstück alter Römermauer geklettert war — Louison, die ihr nachklomm und sie mit keckem Griff an den Hörnern herunterlenkte, fort von ihren jungen Kürbissen und Melonen, die sie auf der Mauer pflegte und zog — der freundliche Gruß des Vaters, der im Hofe arbeitete — das prüfende mistrauische Grüßen der alten sarmatischen Großmutter Jagellona, einer gebildeten, noch aus Kosziusczko's Zeiten stammenden Polin — sie thronte wie eine Zauberin unter dem Dach eines Feigenbaums, der eure Wohnung umwand, auf einer steinernen Erhöhung und klöppelte mit der alten Tante, einer Deutschen, ihrer Schwägerin, Teppiche — von dieser wunderbaren Familie ergriffen, gehalten von deiner Freundschaft, geblendet von Louison, nehm' ich für die Nacht vorlieb auf einem Sack voll Maisstroh als Lager — es ist ein Sonnabend — am Sonntag begleit' ich schon Louison in die Kirche. Sie zeigt mir in der Frühe den Reliquienschrein der heiligen Märtyrer in der Kathedrale — am Abend holen sie die Nachbarinnen ab und wir wandern nach der Croix-Rousse auf die Chaumière. Schon am zweiten Sonntag hatt' ich einen Blumenstrauß von ihrem Hut gewonnen, am dritten lohnte sie mich nicht mehr für meine Liebe, sondern nur noch für meinen Fleiß, wir müssen uns beherrschen, sagte sie, arbeiten, Glück verdienen — ich arbeitete, um den ersten Kuß zu verdienen — ich arbeitete, um drei Küsse zu verdienen — ich arbeitete —" — „Bis du sie ganz gewannst und sie ohne des Priesters Segen dein Weib war," fiel Louis ein.

Beide schwiegen erschüttert. Ein schwarzer verspäteter Schmetterling, den die Knaben am liebsten haschen, ob er gleich der Trauermantel heißt, setzte sich eben auf das Papier in Egon's Hand. Als der bunte Sommervogel zu den Blumen entschwebte, war es ihnen, als hätte sie die verwandelte Seele Louison's begrüßt.

„Ich klage dich nicht mehr an, mein Freund," sagte Louis, „Du hattest uns getäuscht, aber auch dich selbst. Schon als wir von Lyon zur Erweiterung unsers Geschäfts nach Paris zogen und von Jagellona, der Tante, ja von den Aeltern selbst die Grabeshügel zurücklassen mußten, war die Erkenntniß über dich gekommen, daß dir die Kraft fehlen würde, diese Rolle länger fortzuspielen." — „Keine Rolle!" unterbrach Egon. „Nie, nie

hab' ich daran gedacht, jenen arkadischen Schäfern von Navarra nachahmen zu wollen, die sich nur in Schäfer verkleideten. Ich war so mit mir einig, als Franz Rudhard in Paris zu wirken, meinen deutschen Beziehungen zu entsagen, daß ich davon der Mutter kurz vor ihrem Tode nach Hohenberg schrieb und mich für immer von meinem vergangenen Leben lossagte." — „Eine Schwärmerei, von der dich die Fahrt auf dem See von Enghien heilte! Jene weichen Arme der Liebe öffneten sich, für die du geboren bist. Damals, als ich noch glaubte, dein Name wäre Franz Rudhard, hätt' ich dich dafür morden können, daß du die Schwester verließest, die dir alles geopfert hatte. Sie hielt mich zurück, sie hoffte auf deine Wiederkehr. Sie hoffte, bis der Thau der Nächte ausblieb und die Blume keine Thräne mehr hatte; sie verwelkte. Ich erhalte einen Auftrag für die Villa in Enghien, ich soll zu einem Tempel der Freude und des Glücks den Schmuck, die Vergoldungen und Spiegel zaubern, ich komme in das Boudoir jener Frau, wo sich einst Louison in deinen Armen von dem Unglück einer Wasserfahrt erholte —" — „Schweige, Louis, schweige!" rief Egon. Und Louis, erschreckend über sich selbst, fiel rasch ein: „Vergebung! Was beginn' ich mit einem Kranken! Der Schmetterling auf diesem Papier war das Bild der Versöhnung und ich hatte dir ja auch nur zu sagen, daß ich Franz um Egon's willen gern vergab. Schon als du uns verlassen hattest, ahnten wir deinen höhern Ursprung, als ich aber auf dem frischgeschaufelten Grabe Louison's erfuhr, daß du ein Prinz bist, Sprößling eines vornehmen Hauses, daß du aus Liebe zu dieser Todten, aus Liebe zu dem bescheidenen Leben der Armuth, aus Hingebung an die große Sache der Arbeit, deinem Stande, deinen Titeln, allen Vortheilen deiner Geburt drei Jahre entsagen lernen, arbeiten konntest — Egon, und wenn die Grabeshügel der Aeltern erst auf den Tod meiner Schwester gefolgt wären, statt daß sie ihm vorangegangen, wenn mir das Herz des zu seiner Sphäre zurückkehrenden Jünglings das Leben der eigenen Geliebten geraubt hätte, wer weiß, ob ich nicht vergeben hätte um dieses heroischen Entschlusses willen, um eine That, so einzig und groß, daß ich alle eigenen Schmerzen vergaß und dein blieb, Egon, um der Sache des Volks und der Menschheit willen!"— „Und ich verspreche dir," sagte Egon feierlich, „daß diese von Patschouli duftende Verlockung" — er zeigte dabei auf das noch ungelesene Papier — „mich nicht aus der Bahn entfernen wird, auf welcher wir uns wiederbegegneten und dein reines Herz meiner elenden Schwäche

vergeben hat!" — „Geliebt zu werden ist süß!" warf Louis ein, um die Selbstanklage Egon's zu mildern.

Eine Pause trat ein. Egon bedurfte einiger Zeit, um sich zu erholen. „Ich blicke rathlos," fuhr er fort, „auf die schmeichelnden Worte, die ich nun seit acht Tagen von dieser Unbesonnenen erhalte, die mir von dem Herzen Frankreichs hierher nachreist und an eine Trennung unserer Wege nicht zu denken scheint! Ich zittere vor unserm Wiedersehen. Es ist in mir etwas, das mir sagt: Louison's Schatten verlangt die Sühne der Trennung von Helenen —" — „Nein, nein," fiel Louis ein, „Louison's Schatten ist gesühnt durch unsere Versöhnung an ihrem Grabe. Hätte sie geahnt, was du ihr zum Opfer brachtest, wer weiß, ob nicht die Vernunft Trostgründe geboten hätte, die heilend wirkten. Liebe soll man nicht von sich stoßen; nie! nie! Das Leben ist daran zu arm."

Egon entfaltete das duftende Papier und las, was ihm Helene d'Azimont mit ihrer zierlichen Hand geschrieben hatte. Sie schrieb in deutscher Sprache: „Heute, mein geliebter Egon, sind es sechs Wochen, als ich vor deinen Fenstern im Wagen hielt, mitten in der Nacht, eben von der Reise gekommen. Ich konnte nichts von dir entdecken als den Schimmer eines Lichts, das vielleicht vor Deinem Lager stand, als Du schon die Annäherung dieser schrecklichen Krankheit fühltest, die Dich niederwerfen sollte. O welches rauschende Leben glaubt' ich zu finden, einen belebten Palast, auf- und abschwirrende Diener, hellerleuchtete Fenster, Wagengerassel — und ich fand ein fast ausgestorbenes Haus, in welchem nur mein Egon lebte, mir nur sein Pulsschlag hörbar erschien. Wie hab' ich seitdem die Schläge meines Herzens gezählt! Wie mich mit dem Ohr auf die Erde gelegt, um etwas von Dir zu vernehmen! O Gott, das ertragen zu sollen! Wenn ich zurückdenke und mir noch einmal vorstelle, daß ich in einer Stadt mit Dir leben und Dich nicht sehen sollte, ich begriffe nicht, was einem Herzen möglich ist, das dulden kann und hofft. Aber nun öffnen sich auch die Himmel und die Genien der Liebe reichen mir den Kranz der Bewährung und des seligsten Lohns. Egon, ich werde Dich wiedersehen, Dir ins Auge blicken, den Kuß Deiner Lippen fühlen. Ich zähle die Minuten, ich begreife nicht, wie mich die Vorsehung mit dieser Langmuth ausstattete, ich erkenne mich nicht. Mein geliebter Egon! Wie konntest Du fliehen? Fliehen vor einem Herzen, das ohne Dich brechen muß? Laß mich leben! Leben in Deiner wiedergewonnenen Liebe! Ich habe heute

das letzte unter den Erinnerungsblättern an unser Glück angefangen, eine kleine Zeichnung des Tempels, den ich unserer Liebe auf meiner Villa in Enghien bauen wollte. Alle diese Skizzen, die ich nur mit ungeübter Hand entwerfen konnte, sind mein einziger Trost in dieser Einsamkeit gewesen. Der See, die Terrasse, der alte Eichbaum auf der Höhe des Waldrückens, die große Ebene mit dem Bahnhofe, meine kleine Veranda, die Du so liebtest und so zierlich schmücken halfst, alle diese Blättchen hab' ich im Vertrauen auf die Macht der Liebe, die auch die Schwingen des Talents kräftiger heben lehrt, als sie von Natur fliegen würden, mit zitterndem Bleistift hingeworfen. Ich suche einen Maler, der mir würdig scheint, sie auszuführen; dann überrasch' ich Dich mit den Erinnerungen an schöne Tage. O sie werden wiederkommen! Egon, hast Du denn nicht Mitleid mit mir? Nur ein Wort der Erquickung für meine verzehrende Sehnsucht! Laß mich bald an Deinem Herzen ruhen, mein Geliebter, mein einziger, einziger Egon!"

„Was ist da zu thun?" fragte Egon nach längerem schmerzlichen Nachdenken. „Nur zu wachen," sagte Louis ernst, „daß diese Liebe bei dir männlich bleibt, deine Gedanken nicht verweichlicht, deine Entschlüsse nicht lähmt." — „Ah!" sagte Egon, „diese Liebe ist doch ein Unglück!" Damit richtete er sich auf. Das Gespräch hatte ihn nicht erschöpft. Die Sprossen auf der Leiter der Gedanken, die er langsam wieder zu erklimmen versuchte, brachen nicht. Er fand sich in seinen Erinnerungen zurecht und eine Belebung des ganzen Körpers theilte sich aus der wiedergewonnenen Kraft des Geistes mit. Er faßte Louis' Arm und wandelte zwischen den Blumenbeeten. Sie kamen in die Gegend jenes Pavillons, dessen Inneres Künstlerhände für die lebhafte Phantasie des alten Fürsten Waldemar geschmückt hatten. Egon kannte dies Innere und betrachtete nachdenklich die angelehnten grünen Jalousieen. Er besann sich, ob er nicht jemanden eingeladen hatte, sich in diesem Saal unter Spiegeln, Blumen und kerzenstrahlenden Lüstres die Geschichte seiner Liebe erzählen zu lassen. Noch wollten aber solche Gedanken nicht haften. Nur wie auf flüchtigen Sommerfäden zogen sie an ihm dämmernd vorüber und streiften sein Gedächtniß.

Sie traten dem Pavillon näher. Egon besann sich auf dessen Bestimmung und öffnete leise eine der Jalousieen. Kaum war Louis, der sich eben, weil die Gartenthür ging, umgewendet hatte, von ihm veranlaßt worden, gleichfalls einen Blick auf die üppige Einrichtung zu werfen, als er die Jalousie auch sogleich

fallen ließ. „Träum' ich?" rief Egon, „oder sah ich —" Louis bemerkte seinen Schrecken und trat näher. Als auch er die Jalousie fallen ließ, schüttelte er den Kopf und schien nicht begreifen zu können, warum er noch staunte. „Es war ein Spiegelbild Helenens!" sagte Egon. „Wohl muß es die Gräfin d'Azimont sein," erklärte Louis." „Irgendwo wird sie im Pavillon verweilen. Der Spiegel fing sie von dieser Seite her wie ein lebendes Bild auf." — „Sie schlief?" sagte Egon. „Sie schien zu schlafen — sie ruhte nur." — „Der Spiegel empfängt seinen Reflex von jener Seite her, wo das Badezimmer meines Vaters — Komm, Louis, Komm!"

Damit wollte Egon stürmisch zu jenem Fenster hin, wo die magische rothe Beleuchtung einer Kuppel auf eine zierliche Rotunde fiel. Auch Louis begriff nicht, wie die Gräfin dorthin gelangen, dort auf einem Divan in beinahe phantastischer Kleidung schlummern konnte. Er glaubte an den Reflex eines dort aufgehängten Bildes und schickte sich an, dem Prinzen zu folgen, der den Eingang nur vom Hofe aus gewinnen konnte und in stürmischer Eile mit trunkenen Sinnen, wie elektrisirt, das verführerische Ziel suchte.

Doch in diesem Augenblick hielt sie beide Sanitätsrath Drommeldey auf. „Ei, ei, wohin so rasch?" rief der Arzt und schlug Egon auf die Schulter. Dieser wandte sich, unangenehm überrascht, und hätte sich gern von dem Arzte losgemacht. Aber der Gehorsam eines Genesenden hinderte ihn. Der Arzt hatte schon den Puls in der Hand und behauptete, daß Egon zu lange im Garten verweilt hätte. Er müßte hinauf. „Nein, nein," sagte Egon, „es ist nur eine augenblickliche Aufregung." Und so wollte er zu dem Eingang des Pavillon hin. Der Arzt hielt ihn aber entschieden zurück und sagte: „Ich statuire keine Aufregungen. Sie bleiben hübsch an meiner Seite, Durchlaucht!" Damit faßte er Egon's Arm und lenkte in eine Allee des kleinen Parks ein, die der Thür, die zum Hofe führte, zunächst lag. Er machte mancherlei Vorschriften und endigte damit, daß er sagte: „Unter diesen Bäumen ist es zu schwül und unter den Blumen dort lauern noch immer die bösen Geister des Fiebers. Sie müssen sich an frischer reiner Waldluft stärken. Ich schreibe Ihnen für heute Folgendes vor: Nachmittags vier Uhr nehmen Sie einen Wagen und fahren mit Herrn Louis oder sonst einem Freunde auf das königliche Schloß Solitude. Dort kommen Sie um punkt dreiviertel auf fünf, ich sage punkt dreiviertel auf fünf — der Sonne wegen — an, steigen aus, durchwandern

die noch sonnenwarmen Bosketts, einige Gänge des Parks und setzen sich auf dem kleinen Hügel, wo man die berühmte Aussicht auf die Felder und den dort so mächtig sich ausdehnenden Fluß genießt, eine Viertelstunde in der Sonne nieder: dann lassen Sie den Wagen an der Südpforte vorfahren, sind mit funfzig Schritten wieder auf Ihren Polstern und kommen einige Minuten nach sechs Uhr wieder in Ihrem Zimmer an, wo Sie sich etwas vorlesen lassen, eine Suppe essen und um acht Uhr zu Bett gehen. Wird das befolgt werden?"

Egon hatte nur halb zugehört. Er war zu bewegt, zu elektrisirt von dem Gedanken, daß Helene so auf ihn lauschte, so vielleicht in jenem Pavillon auf seinen Anblick gewartet hatte und darüber entschlummert war. Louis aber, der aufmerksam zugehört hatte, antwortete statt seiner: „Pünktlich! Herr Sanitätsrath!" — „Nun begleit' ich Sie auf's Zimmer," schloß Drommelden, „einer kleinen Tisane wegen, die Sie doch noch nehmen sollen und die ich verschreiben muß. Kommen Sie, Durchlaucht! Bald besuch' ich Sie nur, um Ihnen von der Welt zu erzählen und mir von Ihnen pariser Anekdoten auszubitten."

Mit weltmännischer Gewandtheit faßte der diesmal allopathisch gestimmte Arzt den träumenden, erschütterten Egon unterm Arm und führte ihn durch den Hof in die vordere Fronte. Louis folgte in einiger Entfernung. Zum Pavillon zu gehen und sich in den Cabinetten zu überzeugen, ob dort wirklich die Gräfin d'Azimont auf einem Divan schlief, wie er in jenem Spiegel gesehen hatte, dazu konnt' er sich nicht entschließen; aber Doretten Wandstabler, die sich im Hofe tief vor dem Prinzen verneigte und nicht ohne Gefallsucht zur Feier der Wiedergenesung des jungen schönen Herrn eine gewählte Toilette gemacht hatte und auffällig mit einem Bunde Schlüssel klingelte, Doretten Wandstabler hielt er an und sagte energisch: „Sie haben die Gräfin d'Azimont in den Pavillon gelassen —?" — „Vergeben Sie!" sagte Dorette etwas trotzig. „Der Herr Sanitätsrath haben es befohlen" — „Wie? der Arzt wußte —?" — „Die Gräfin wollte in den Garten stürzen und den Prinzen —" — „Ein Arrangement!" sagte Louis vor sich hin, voller Entrüstung und die weitern Worte der Beschließerin überhörend. Dann fragte er laut: „War die Gräfin allein?" — „Herr Professor begleiteten sie. Hören Sie ihn nicht husten?" — „Herr Professor? Wer hustet?" Dorette erröthete, daß sie von Jemand wie von einem gewöhnlichen Besucher sprach, den sie doch gegen Louis Armand bisher verheimlicht hatte. Jetzt aber, wo selbst der Arzt

für das Complott gewonnen war, glaubte sie sich nicht mehr so ängstlich zurückhalten zu müssen und ergänzte ihre Aussage dahin, daß sie den Professor Rafflard meinte.

Louis wollte reden; Egon sah sich nach ihm um. Er folgte dem Prinzen, der nun auf Louis gestützt, zum erstenmal wieder die große Treppe bestieg und mit fast völliger Abwesenheit des Geistes den materialistischen Auseinandersetzungen zuhörte, mit denen Drommeldey gewohnt war, die Psyche seiner Reconvalescenten neu zu beleben und ihnen die „letzte Tisane" zu verschreiben.

Egon schritt die große Treppe hinauf. In seinen Erinnerungen setzte sich wieder die Vergangenheit Steinchen an Steinchen zusammen. Die von der Sonne erhellten Zimmer thaten ihm wohl. Er fühlte sich so kräftig, daß er, als sich der Sanitätsrath empfohlen und die Nachmittagsfahrt nach dem königlichen Schlosse Solitude ausdrücklich noch einmal bis auf die kleinsten Punkte eingeschärft hatte, Louis fast im Begriff war zu bitten, er möchte ihn über den Pavillon, über Helene aufklären, ja wenn es nicht Louis gewesen wäre, der seine Befehle erst an die Diener überbrachte, wer weiß, ob er nicht augenblicklich das Wiedersehen mit einem Wesen gefeiert hätte, das durch eine einzige kurze Phantasmagorie wieder seine ganze Einbildungskraft gefangen nahm.

„Es ist die Gräfin gewesen," sagte ihm Louis aufrichtig. „Sie harrte vielleicht des Augenblicks, wo du dich im Garten zeigen solltest, und entschlief oder träumte wachend von dem Glück, dir nahe zu sein." Und es war nicht ganz wahr, als Egon darauf erwiderte: „Ich kann sie noch nicht sehen. Ich fühle mich noch nicht stark genug, ihre Freude zu ertragen." Indem fiel sein Auge auf eine in seinem künftigen Arbeitszimmer auf einem großen grünverhangenen Tische aufgestellte kleine Galerie alter Brustbilder mit schwarzen oder verblaßten goldenen Rahmen. „Was sollen diese Bilder?" fragte er erstaunt.

„Schon lange", antwortete Louis, „harrt diese kleine Galerie des Augenblicks, wo du in ihnen die letzten Reste des Andenkens an deine Mutter begrüßen würdest, mein Freund." Und mit diesem Anblick, mit diesen erläuternden Worten fiel es wie Schuppen von Egon's Geist. „Gott im Himmel!" rief er „diese Bilder — da ist — träum' ich? Wach' ich? Ja, ja — das war's, worauf ich in der Nacht des Fiebers schon einmal fiel! Da, da ist es ja — dies runde Pastellgemälde! Es ist ja das Bild, das vielersehnte Bild meiner Mutter!"

Louis erzählte, was er von der Uebergabe dieses von Egon

mit Leidenschaft von allen Seiten betrachteten Bildes durch Schlurck wußte. Auch von dem Geheimniß dieses Pastellbildes hatte er schon früher etwas vernommen, wurde aber über die ferneren Schicksale desselben im Unklaren gelassen.

„In diesem Bilde, Freund, ist ein Geheimniß!“ bestätigte Egon, kaum Louis' Worten folgend. „Ich fasse nun alles — ich finde mich zurecht — Louis sieh, sieh her, findest du etwas an dem Rahmen dieses Bildes? Es ist schwerer, als es dem äußern Anschein nach sein könnte — es muß eine geheime Feder haben — ich beschwöre dich, erfinde, rathe, hilf!“ Louis sah mit Beklommenheit, daß Egon aus den Aufregungen nicht mehr herauskam. Er bereute, daß er es so mit dieser Galerie angeordnet hatte. Nach dem Spaziergang im Garten sollten ihn die Bilder erfreuen. Den Zwischenfall mit dem Pavillon hatte er nicht berechnet. Er bat den Freund, sich in alles gelassener zu finden und von dem Bilde für jetzt abzustehen.

„Nein, ich fühle mich stark,“ rief Egon. „Wo war ich? Gerechter Gott, das alles verschwamm in Nebel! Ich muß wieder Menschen sehen, ich muß hören, sprechen, anknüpfen ans Leben. Führe mich in die Welt, Louis!“

Louis sagte mit Zögern, daß er gehofft hätte, ihm heute einige Personen, die schon öfters nach ihm gefragt hätten, vorzuführen; es stünden mehre im Vorzimmer. Aber er wagte nicht — in dieser Aufregung, in diesem steten Wechsel der Eindrücke — „Führe sie herein!“ unterbrach Egon. „Wer will mich sprechen? Wer ist da? Ich muß Menschen sehen! Menschen umarmen —“ Damit legte er das abenteuerliche Bild auf die grüne Decke, ging selbst an eine Seitenthür und öffnete. „Herein! herein!“ rief er muthig und kraftvoll. „Ich lebe wieder! Kommt! Ich habe das Licht der Sonne empfunden, ich habe den Duft der Blumen eingesogen. Menschen! Kommt doch! Ich bin genesen.“

Zweites Capitel.

Alte Bekannte.

Am liebsten hätte er Dankmar Wildungen begrüßt, der sich seinem Geiste leibhaftig darstellte wie er war. Doch war der erste, der eintrat, ein schlichter, gesund blickender Naturmensch. Aus diesem Auge strömte Waldluft, strömte Erkräftigung. Freude

und Treuherzigkeit, die sich mit einer gewissen Ueberraschung mischten, lachten Egon an und mußten dem kranken, jungen Fürsten innig wohlthun. Wir erkennen an seinem gesunden, vollen Gesicht, an dem fuchsblonden Barte und der ruhigen Treuherzigkeit seines zahmen Löwengesichts den Förster Heunisch aus Hohenberg.

„Ich kenne Euch, Heunisch," sagte Egon, als der Förster seinen Namen genannt hatte und die lebendigste Erinnerung ihn jetzt an das Bild und alles, was damit zusammenhing, fast folterte; „ich hab' Euch gesehen. Bringt mich nur auf die Spur. Wo? Wo?"

„Durchlaucht, vor allem meinen herzlichsten Glückwunsch zu Dero Genesung!" sagte etwas zaghaft der Förster, schlug aber mit waidmännischer Biederkeit seine mit weißen Handschuhen zierlich geschmückte kräftige Hand in die magere des Prinzen.

„Jetzt weiß ich, Heunisch, wo wir uns schon gesehen haben!" rief Egon, rieb sich jedoch noch zweifelnd die Stirn. Heunisch lachte, kratzte sich hinterm Ohr und sagte: „Der Tausend! Wohl haben wir uns schon gesehen, Durchlaucht — aber — mein Seel, der sind Sie doch nicht, Durchlaucht, den ich gemeint habe, daß — —" „Daß ich wäre? Wer denn? Wer bin ich denn?" — „Sieh! sieh!" fing Heunisch zu grübeln an und blinzelte mit seinem scharfen Auge unter den langen, weißen Augenwimpern prüfend zum Fürsten hinüber. Er trennte sich offenbar schwer von dem Bilde, das sich auch ihm eingeprägt hatte, wonach Dankmar Wildungen Prinz Egon gewesen wäre. Noch lag ihm im Ohre, was ihm im Gelben Hirsch der junge, gefällige Mann über das Anlegen des Zeck'schen Goldes gesagt hatte, und nun fand er einen andern, den er aber auch zu kennen glaubte. „Ja, ja — aus dem Gelben Hirsch der Handwerksbursche bin ich!" — „Der mich gefragt hat, wo der Weg nach Plessen geht, und in der Sägemühle übernachten wollte?" — „Der auf dem Kirchhof schlief am Grabe seiner Mutter, die Ihr hier in dem Bilde seht —" — „O weh!" rief Heunisch und schlug sich mit den Händen an den Kopf und gedachte sogleich seiner gewagten Anekdoten über die Fürstin Amanda. „Damals," sagte Egon, „botet Ihr mir von Euerm Imbiß an, und heute müßt Ihr bei mir vorlieb nehmen, Louis, ein Glas Madeira! Ein Frühstück! Allons donc!" — „Durchlaucht, ich habe gefrühstückt," entgegnete Heunisch aufrichtig, ohne aber verbergen zu können, daß ihm ein solcher Empfang neuen Appetit machte.

Louis war schon auf dem Sprunge, fast noch ehe Egon den

Befehl gab, die Idee mit dem Frühstück auszuführen. Er klingelte und lief selbst; halb Herr, halb Diener. Er wollte, daß man ihm schon auf halbem Weg entgegenkam. Wie froh war er jetzt, bessere Menschen zu sehen, die zu des alten Fürsten Verlassenschaft gehörten und denen er, wenn er nach Frankreich wieder heimkehrte, seinen Freund zurückließ! Wie gefiel ihm dieser treuherzige Förster im grünen Leibrock mit goldenen Knöpfen und mit den waschledernen Handschuhen! Vor Vergnügen war er nahe daran, für sich ein polnisches Liedchen zu trällern, das er oft von der alten Jagellona hatte summen hören.

„Nun setzt Euch, Heunisch," sagte Egon, „nehmt Platz! Ja, ich bin der Handwerksbursch vom Gelben Hirsch! Ich wollte Hohenberg sehen, wie die Gauner dort wirthschaften! Legt den Hut ab, Heunisch! Setzt Euch! Man bringt uns zu frühstücken. So war's bei meiner Mutter auch, wenn der grimmige Marzahn kam. Sacre bleu! Der war schlimm! Der hatte Zähne wie ein wilder Eber, aber er fing die Eber auch am Messer auf ... aus freier Hand, ein Teufelskerl!" — „Können wir auch, Durchlaucht; aber die Eber kommen nicht mehr." — „Aha! So ist gewirthschaftet worden? Aber warum seht Ihr so oft zur Thür zurück?" — „Da draußen wartet noch jemand" — „Dankmar Wildungen?" rief der Fürst. — „Nein, der Herr Pfarrer aus Plessen, Herr Stromer!" — Indem gingen die Thüren auf. Zwei Bediente deckten eilends. Der alte Wandstabler leitete die Unternehmung wie eine große Staatsaufgabe. Er wackelte vor Seligkeit, daß etwas kam, was an die alten Zeiten erinnerte, setzte die Stühle und warf so schmachtende Blicke auf den jungen Fürsten, daß diesem himmelangst wurde über den Umstand wegen eines kleinen Frühstücks. Er rief: „He, Wandstabler! Vier Couverts!" — „Vier Couverts!" keuchte der Haushofmeister und schnurrte dabei, wie wenn seine Sprachwerkzeuge an einer innern Rolle abliefen, asthmatisch oder zu einem Kropf disponirt. Egon aber öffnete die Thür und ließ den zweiten Besuch herein. Von Egon galt jetzt die Erfahrung: Was muthet sich nicht alles der Mensch an Kraft zu, wenn sein Herz bewegt ist!

Der höfliche und mit vielen Verbeugungen Eintretende war in der That Guido Stromer, der Pfarrer von Plessen, mit dem zurückgestrichenen grau-blond-gelben Haar, der hohen Stirn, dem aufgerissenen Auge, der hervorspringenden, etwas stumpfen Nase und seinem ganzen unruhigen, gespannten, überreizten Wesen. Er war gewählt gekleidet, trug schwarzen Frack, schwarze Beinkleider, Kamaschen an den Schuhen, eine weiße Piquéweste und

Halsbinde und die feinsten Glacéhandschuhe. Man glaubte einen Dichter, einen Künstler, eine inspirirte Persönlichkeit zu sehen, die sich mit Wohlgefallen in die leichte Form der Mode geworfen hatte, ohne indessen den starken Geist ganz unter ihre strengen Gesetze beugen zu können. Ein kleines weißes Bändchen, das hinten am Halse vorguckte, verrieth, daß dieser vor einem Spiegel gemachten Toilette die letzte weibliche Revision fehlte.

„Zwei Boten aus Hohenberg!“ rief Egon dem Eintretenden entgegen, und auf den durch den Pfarrer nun zurücktretenden und gedrückten Heunisch deutend, setzte er hinzu: „Der Wald und die Kirche grüßen mich!“ — „Und dem Schöpfer, der in beiden wohnt,“ fiel Guido Stromer sogleich mit der ihm eigenen Geistesgegenwart und Wortfülle ein, „danken wir die Genesung unseres geliebten jungen, uns doppelt neugeschenkten Fürsten und Herrn!“ Da sich Louis zurückgezogen hielt, stellte ihn anfangs Egon nicht vor. „Nehmen Sie Platz, Herr Pfarrer,“ sagte er. Wir wollten eben den Göttern ein Opfer bringen, eine Libation des Dankes und hoffentlich allenfalls einen Hahn, den man ja wol im Alterthum opferte, wenn man von einer Krankheit genas — nicht wahr?“

Stromer erwog den Ton, den Vortrag, sozusagen die Tonart, aus der der junge räthselhafte, nun endlich entschleierte Fürst zu ihm sprach, und setzte mit seiner leise bedeutsamen Art, in dem Streben, einen Accord zu erzeugen, forschend und fast lauernd ein: „Sokrates befahl einen Hahn zu opfern, als er den Todesbecher trank. Er verstand darunter eine andere Genesung, deren bittern Kelch die Götter uns erspart haben, denn Ew. Durchlaucht leben!“ Egon schwieg, befremdet von der Manier des Pfarrers. Aber Heunisch, der sein Wort auch dreingeben wollte, sagte: „Götter, Herr Pfarrer? Götter?“ Guido Stromer wandte sich mit gehobenen Nasenflügeln um und sah den Sprecher von oben bis unten an. Heunisch biß sich auf die Lippen wie einer, der zu sich spricht: Herr Gott, was hast du da gesagt! Egon vermittelte mit freundlicher Bonhommie die beiden ungleichen Gesellschaftsstellungen seiner Gäste und meinte, der Herr Pfarrer könnte sich freuen, ein Beichtkind zu haben, das so fest am Gebote hielte: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir! Beim Beichtkind klappte Heunisch wieder mit den Fingern, als wollte er sagen: Ach, liebe Zeit, Beichtkind! „Richtig,“ sagte Egon, diese Ablehnung vollkommen verstehend. „Jetzt besinn' ich mich vom Gelben Hirsch, daß Ihr ein rechter Heide seid, Heunisch! Meine gute Mutter und der Herr Pfarrer waren Euch zu heilig.“

Heunisch wurde vor Verlegenheit roth. Er gedachte der vielen argen Spottreden, die er in Gegenwart des Handwerkers in der Blouse gesprochen hatte. Stromer aber horchte hoch auf und begriff nicht, was „zuvörderst" die Erwähnung des Gelben Hirsches sollte? Zu schweigen aber und lange eine Antwort schuldig zu bleiben, war seine Sache nicht. „Der gute Heunisch," sagte er, sein Staunen über den Gelben Hirsch unterdrückend, „hat schon, wie ich einzutreten die Ehre hatte, vernehmen können, daß ich der Kirche den Wald an die Seite stelle. Die Gottheit wohnt nicht, das predigte ich oft, in Tempeln, mit Menschenhänden gemacht. Auch das Rauschen der Blätter im Waldesgrün ist eine Offenbarung. Wohl dem, der sie versteht! Mein guter Nachbar Heunisch machte sich diese Wahrheit immer zu Nutz. Er gehörte nie zu meinen fleißigern Kirchenbesuchern."

Heunisch konnte nichts dagegen einwenden, schüttelte aber den Kopf und brummte erst das kostbare, sylbengezählte, in Tonschwingungen vorgetragene Wort „fleißigern" nach und sagte dann: „Es ist doch wahr! Sieh! Es ist doch wahr!" – „Was ist wahr?" fragte Egon, der zwischen den beiden Männern nicht klar sah. „Die Gottheit! Die Gottheit!" betonte Heunisch. — „Nun, Heunisch," meinte Egon, „was haben Sie gegen die Gottheit? Sind Sie ein Atheist geworden?" — „Gottheit! Wissen Sie, Herr Pfarrer, vor neun Jahren — es war Reformationsfest — vor neun Jahren da war ich einmal bei Ihnen in der Kirche, und da ging's recht über die Gottheit her. Wissen Sie? Sie sagten, Herr Pfarrer: Eine Gottheit gäb's gar nicht, sondern blos einen allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, der da heiße: Herr, Herr Seligmacher und Friedensfürst! Fürstin Durchlaucht — Lieber Heiland, da steht ihr Bild — zweimal, dreimal! — Fürstin Durchlaucht nickten Ihnen sehr gnädig aus dem vergitterten Stuhl oben, quer übers Schiff weg, auf die Kanzel zu, als Sie sagten: Es gäbe blos einen Gott, Namens Seligmacher und Friedensfürst, aber keine Gottheit! Wie?" — Stromer lächelte. „Anschauungen, die auf einem bestimmten Standpunkt ihre Wahrheit haben!" sagte er und nahm von den inzwischen aufgetragenen Speisen ein halbes kaltes Rebhuhn auf seinen Teller, während Egon Louis herbeirief und ihm, während er selbst nichts genoß, den vierten Teller anbot und Heunischen selbst vorlegte. „Herr Louis Armand," sagte Egon, „ein Freund aus Paris, er versteht hoffentlich sehr gut, was deutsche Rebhühner sind. Iß, lieber Freund!" Egon machte selbst den Wirth und schenkte aus Krystallflaschen Madeira ein, ohne selbst

davon zu nehmen. Louis setzte sich zögernd und verbeugte sich vor den beiden andern.

„Ziehen Sie doch Ihre Handschuhe aus, Herr Pfarrer," sagte Egon, nicht merkend, daß der Pfarrer von überwundenen Standpunkten sprechen wollte, „und erzählen Sie uns, was Sie herführt, und auch Heunisch soll sagen, was ihn gerade jetzt von seinem Walde weg trieb, jetzt, wo es: Hab' Acht! heißt. Ich hoffe, ein jeder von Ihnen bringt mir noch einige Nachrichten, wie es in Plessen, Randhartingen, Schönau aussieht."

Stromer merkte hier, daß man noch nicht mit der Art bekannt war, wie er sich bei Auseinandersetzungen zu ergehen pflegte. Man hatte kein Ohr für dieses stille Aufschnurren seiner Gedanken, sprach in seine Vorbereitungen zu einer Rede ohne Weiteres hinein und hätte sich eigentlich sagen müssen, daß er in Plessen die Zeisels, die Sängers, die Sengebuschs, die Bensheims und andere Herrschaften anders zum Cultus seines Genius abgerichtet hatte. „Ja, ja," ergriff Heunisch das Wort; „das wäre nun wol mit Verlaub des Herrn Pfarrers die Hauptsache —" — „Hat Schlurck schon die Ernte eingetrieben?" fragte Egon mit einer Miene, die sich etwas verdüsterte. — „Schlurck?" sagten beide Gäste einstimmig und blickten verwundert auf. — „Sie vergessen, Prinz," bemerkte Louis mit höflichem und sich völlig unterordnendem Ton, ‚daß sich alle diese Dinge geändert haben. Kurz vor dem vollen Ausbruch Ihrer Krankheit besaßen Sie noch Kraft des Geistes genug, einen Befehl zu ertheilen, dessen Vollziehung die besten Folgen für Ihre Besitzungen gehabt hat." Egon besann sich und horchte auf Heunisch, der fortfuhr: ‚Durchlaucht, wir sind glücklich, daß wir in unsern alten Verhältnissen bleiben und nicht an die Wucherer und die Juden kommen. Der Herr Ackermann fängt das Ding im Großen an. Das ist ein Hexenmeister und muß den Teufel im Bunde haben. Entschuldigung, Herr Pfarrer!" — „Allerdings," setzte Stromer hinzu, „hat das Auftreten dieses Herrn Ackermann etwas Zauberhaftes. Dem gemeinen Mann erscheint er wie ein Hexenmeister, der Gebildete muß ihn für einen Adepten seltener agronomischer Kentnisse nehmen. Wenn Ackermann in dieser Weise fortfährt, die Bedingungen des Bodens und die Fortschritte der neuen Landwirthschaftstheorie zur Grundlage seiner Verwaltung zu machen, so wird man über den Aufschwung, den Ew. Durchlaucht Besitzungen nehmen werden, allgemein erstaunen." — „O," fiel Heunisch ein, „jetzt ist das alles blos noch das erste Buch Chronika! Von Neujahr an wird das ganz anders kommen, wenn erst Ackermann's Maschienen da sind!"

Egon besann sich jetzt auf alles, was vor seiner Krankheit geschehen war, und eins trat so lebendig aus dem andern wie ein plötzlich entwickeltes Nebelbild hervor, daß ihm schwindelte und er Louis statt seiner reden ließ, der, ohne zu thun, als wenn Egon über diese Veränderung noch nicht völlig unterrichtet wäre, die näheren Veranlassungen derselben deutlicher angab. Stromer blickte dabei um sich, musterte die Statuen, wog die silbernen Gabeln, maß des Sprechers Worte, kurz, er wollte den Moment, jetzt mit dem so vielfach abenteuerlich genannten Sohn seiner weiland Gebieterin zusammen zu sein, in aller Schwere und thatsächlichen Wucht genießen. Heunisch merkte, daß er dabei den Pfarrer störte. Nachdem er noch einige Gläser getrunken, beim Geflügel seine Tranchirkunst zuletzt mit den Fingern unterstützt und sich den Mund einmal nach links und einmal nach rechts abgewischt hatte, sagte er aufstehend: „Durchlaucht, es ist doch zu viel, was sich unsereins hier herausnimmt. Ich glaubte, das sollte ein Gläschen auf Ihre Gesundheit werden, und nun wird's eine förmliche Mahlzeit und ich vergesse ganz, daß mir's eigentlich gar nicht drum zu Mute sein sollte." Guido Stromer hob die Augen scharf auf den unbefangenen Waldsohn und schien ihn in der Absicht, sich zu entfernen, bestärken zu wollen. Heunisch erzählte von Sorgen, die ihm seine Nichte, Franziska Heunisch, machte und ließ sich ganz in der Weise des Volks gehen, das seine persönlichen Angelegenheiten aus dem Chaos millionenfacher Lebensbeziehungen nicht hervorzuheben versteht, sondern immer annimmt, Jeder müßte sogleich wissen, wer der gemeinte Vetter, die Muhme, die Nachbarin ist. „Kommt der Sandrart zu mir und sagt: Heunisch, sagt er, ich hab' einen Jungen, Ihr kennt ihn? Ja, sag' ich Sandrart, er ist jetzt Sergeant, ich kenn' ihn. Sagt' er dranf: Ihr habt in der Stadt eine Nichte? Meiner Geschwister Kind, sag' ich, Fränzchen Heunisch, Wallstraße Nr. 14, im Hofe eine Treppe hoch, links bei Tischler Märtens —" Ohne Heunisch zu stören und den andern aufzufallen, horchte Louis, dem der Dialekt des Försters etwas schwer zu verstehen wurde, an dieser Stelle hoch auf. So viel begriff er, daß hier plötzlich von Franchette die Rede war. Heunisch fuhr fort: „Nun Heunisch," sagte Sandrart, ich wünschte, Euere Nichte wäre ein bischen sauberer, als sie ist. Das ist eine Mamsell. Fahr' ich auf und sage: Sandrart, hier steht der Tisch zwischen uns, redet mir nichts Unebenes von meiner Geschwister Kind. Sie macht Putz, das ist wahr, aber drum ist sie die sauberste Person von der Welt, und eine Mamsell werd' ich nie nicht in meine Försterswohnung nehmen, denn das

ist mein Wille, daß sie mir die Wirthschaft führt, wenn es mit der Ursula Marzahn zu Ende geht. Nun, sagte Sandrart tückisch — er kann tückisch sein! er weiß es, er hat Geld! — nun, Heunisch, sagt' er dann, macht denn nur bald, daß Ihr sie in den Wald hinneinnehmt, denn sie läuft jetzt bei Nacht auf die Bälle und hat's auf zweierlei Tuch abgesehen. Mein Sohn Heinrich Sandrart, der Sergeant, will sie heirathen." Der Eindruck dieser Erzählung auf Louis stieg, ohne daß die übrigen seine Aufregung bemerkten. „Fränzchen Heunisch, sag' ich, auf die Bälle? Fränzchen Heunisch zweierlei Tuch? Das ist nicht wahr, antwort' ich und schlage auf den Tisch, daß es kracht und die Ursula ihr altes Lachen kriegt. Sie ist närrisch, die Ursula, und lacht, wenn sie sich ängstigt." — „Psychologisch interessant!" bemerkte Guido Stromer mitleidig und ungeduldig über die breite Art, wie sich dieser Förster eine fürstliche Audienz fast nur für sich allein nutzbar machte und dabei die Kenntniß von Namen voraussetzte, die dem Prinzen ja völlig unbekannt sein mußten. Aber Egon bemerkte, er hätte selbst Beweise davon, daß Sandrart grob sein könnte. „Und Fränzchen will ja den Sergeanten gar nicht," fuhr Heunisch fort. „Ich mache mich stantâ pê sogleich auf den Weg und hierher — und sehe die Bescheerung. Da krieg' ich einen schönen Spaß zu hören. Meine Fränz läuft wirklich auf Bälle und ein alter Franzose soll ihr Lektionen im Französischen geben." — „Wenn die Tochter Ihrer Schwester französisch lernt, so ist es wohl nur die Eifersucht des jungen Sergeanten, die in dem Lehrer sogleich einen Liebhaber vermuthet," fiel Louis Armand ein. — „Das dacht' ich auch," sagte Heunisch, seinen Zorn über das Französischlernen aus Rücksicht auf Louis Armand's gebrochenes Deutsch mildernd, „und sagte der Ursula Lebewohl. Ist sie noch zu retten, so bring' ich sie mit; du wirst alt, du mußt eine Stütze haben. Das war der Ursula recht. Verbrennen und ertrinken, sagte sie, das kann man überall. Gut! Läuft sie nicht auf die Bälle, so kann der Sergeant, wenn er ausgedient hat, hier, als in meinem Wald, um sie anhalten. So bin ich hergekommen, und da ich doch einmal da war und ich hörte, Durchlaucht sind durch Gottes Schutz am Leben erhalten, so hab' ich's gewagt, auch bei Ew. Durchlaucht anzuklopfen, und nun fahr' ich morgen in aller Frühe in Gottes Namen wieder heim. Das ist's! Und das war's! Und nun Adieu, Durchlaucht, und kommen Sie bald einmal sechsspännig nach Hohenberg, daß man ein paar Büchsen in die Luft knallen und mit seiner Herrschaft Staat machen kann."

Damit wollte Heunisch gehen. Aber Egon hielt ihn fest. Wandstabler eröffnete in der That noch einen weiteren Frühstücksakt, der zwar nur in einer Scene, aus einem Dessert von Obst bestand; aber Heunisch schickte sich an, noch den Rest seiner Erfahrungen mit Franziska zu erzählen. „Der ist ganz kurz," sagte Heunisch. „Ich komme an, höre und sehe, daß mein Fränzchen die Unschuld selbst ist. Mit dem Ball und dem Franzosen hat's eine curiose Ursache, aber sie will ihm den Abschied geben. Und den Heinrich Sandrart mag sie nicht, obgleich den stattlichen braven Jungen zu sehen eine Freude ist. Was sie auf dem Herzen hat, das weiß ich nicht. Sie weint und in den Wald bei Hohenberg will sie auch nicht. Da hab' ich ihr gesagt: Kannst du's nicht, so laß es; wer weiß, ob nicht einmal die Ursula ein brennend Scheit Holz nimmt und zuguterletzt mein Dach illuminirt und dann verbrennen wir alle im stillen Wald und das letzte Wild rennt mit hinein ins Feuer oder wir löschen auch ohnedem wie die Lichtlein aus. Da wollte sie dann mitgehen. Aber wie sie mir zu viel weinte, macht' ich's doch lieber nicht, und so gehe ich morgen in der Frühe allein. Nun aber — Gott erhalt' Ew. Durchlaucht! Adjes, Herr Franzose! Nichts für ungut wegen der Lektionen! Adjes, Herr Pfarrer! Kommen Sie bald nach, sonst schließen Ihnen die Bauern die Kanzel zu und machen den Ackermann zum Pfarrer. Wer den sieht, denkt gleich, der muß auch gut predigen können."

Wäre Heunisch, der die schärfsten Sinne für die Thiere, aber nicht die geringste Kenntniß des Menschen hatte, ein besserer Beobachter gewesen, so hätte er sehen müssen, daß der junge Franzose in einer auffallenden Erregung mit ihm zugleich aufstand. Louis mußte sich gewaltsam beherrschen, nicht loszubrechen und dem Oheim des jungen Mädchens zu gestehen, daß er Franziska Heunisch als ein gutes, ihren Pflichten treu ergebenes, engelreines Kind persönlich hätte kennen lernen. So aber brach Heunisch ab und ließ ihn in der aufgeregtesten Spannung zurück. Da Stromer Miene machte, sein Alleinsein mit Egon gründlichst zu seinem Besten auszubeuten, so zog sich Louis Armand in aller Stille zurück, um sich zum Ausgehen anzukleiden. Es hielt ihn nicht länger, er mußte seine alte Wohnung, den Tischler Märtens, seinen eigenen Wirkungskreis und Franziska Heunisch wiedersehen. Die Bedienten trugen das Frühstück ab. Wandstabler erwartete fernere Befehle und entfernte sich, als er diese nicht empfing, mit der letzten Serviette unterm Arm und fast dankend emporblickend.

Guido Stromer, gesättigt, vom Weine mächtig gehoben, mit rollenden, blitzenden Augen, entfesselt, wie ein alter Bursch, der mit seinen Universitätsgenossen nach zwanzig Jahren sich zu einer Reminiscenz eines Commerses vereinigt, brannte vor Verlangen, mit dem Anliegen, das ihn hergeführt hatte, hervorzutreten.

Drittes Capitel.

Luxus des Geistes.

„Sie sind schon länger hier?" fragte Egon, als der gute Heunisch gegangen war und beide Zurückgebliebene an einem Fenster Platz genommen hatten.

„Durchlaucht," begann Guido Stromer mit einiger Feierlichkeit und den letzten Wohlgeschmack des Gaumens mit der Zunge überstreifend, „Durchlaucht, ich gestehe, daß die Veranlassung meiner Reise mit der Anhänglichkeit, die ich an Sie, an Ihr Haus, Ihre edle Mutter haben sollte, in keinem vollkommenen Einklang zu stehen scheint."

„Sie sind wahr, wie Heunisch," sagte Egon. „Das freut mich, Herr Pfarrer!"

„Ich sehe da das Bild der theuren Frau! Ihre herrliche Mutter!" fuhr Stromer fort. „Mag sie mir vergeben, wenn ich dem Sohn, den ich nun so stattlich, so geistesreif, so anschauungsklar vor mir erblicke, wie ich es vor einer Reihe von Jahren schon aus des Knaben Briefen ahnte, die alte Treue nicht halte und vor ihm nicht im günstigen Licht der Dankbarkeit erscheine."

„Sie wollen sich verändern, Herr Pfarrer?" sagte Egon, der nun plötzlich mitten in seine kleinen Regierungssorgen eintrat. „Aber freilich, wer verdenkt Ihnen das? Sie haben Ansprüche auf eine bessere Pfarre. Sie sind übergangen, vielleicht zurückgesetzt worden. Sie werden nicht erleben, daß ich Ihnen zürne, wenn Sie Ihre Lage verbessern können."

„Durchlaucht sprechen das, was ich auf dem Herzen habe, nur zum Theil aus," antwortete Stromer. „Ich will von meiner bisherigen Stellung nicht ganz ausscheiden. Ich will mir den sichern Rückzug auf ein festbegründetes Leben nicht abschneiden. Ich habe ein Weib und fünf Kinder. Allein —"

„Was möchten Sie?"

„Wenn Ew. Durchlaucht die Gnade hätten, zu gestatten, daß ich meine Pfarre von einem Verweser besorgen lasse, einem jungen, erprobten Candidaten, den ich schon gefunden habe —"

„Und Sie selbst?"

„Ich selbst, Durchlaucht, kann einem welterfahrenen Denker, wie Sie, wohl eingestehen, ich selbst bin in einer Krisis befangen. Ich möchte, staunen Sie nicht, ich möchte noch einmal den Versuch wagen, dem Leben eine andere Seite abzugewinnen, als sie sich mir bisher in meinem Wirken am Fuße des Schlosses Hohenberg darbot."

„Sie wollten —"

„Ich bin ein Geistlicher, der —" Stromer stockte. Egon half ihm nach mit den Worten: „Ein Geistlicher von einer extremen Auffassung des Christenthums. Ich weiß das. Meine gute Mutter schenkte Ihnen ihr ganzes Vertrauen."

„Ja, ich war so glücklich, in meiner frühern Seelenstimmung mit der edlen Verklärten auf Einen Ton zu erklingen. Wir ergänzten uns. Wir genügten uns gegenseitig —"

„Es war eine Seelenfreundschaft; ich weiß es."

„Die reinste und edelste von der Welt! Diesen Bund schloß die himmlische Liebe."

„Und Sie sind mir darum doppelt werth, Herr Pfarrer. Soll ich Sie wirklich missen?"

„Ein Geständniß, Durchlaucht! Ich finde, daß ich zu früh abgeschlossen habe. Ich stehe im Anfang meiner vierziger Lebensjahre und bin in einen so nagenden Zweifel über meine bisherigen Auffassungen der Welt und der göttlichen Ordnung gerathen, daß ich der unglücklichste Mensch sein würde, sollt' ich auf meiner Pfarre in der Ergebung in mein früheres Denken und Glauben zu Grunde gehen."

„Doch kein Apostat?"

„Kein Apostat, Durchlaucht! Ich stehe noch immer auf meinen bessern alten Standpunkten und glaube, daß dieses Leben eine Vorbereitung himmlischer Freuden oder ewiger Verdammniß ist. Christus ist noch immer mein Mittler. Aber ich fühle, daß ich nicht durch den rechten Zweifel zum Glauben gekommen bin. Ich fühle, daß ich zu rasch überwunden habe. Den Feind umging ich, ich bekämpfte ihn nicht. Ich fand das gläubige Gemüth Ihrer verklärten Mutter. Die edle Frau war glücklich in den Anschauungen, die ihr als die letzten, die besten, die dauerndsten nach vielen Irrthümern und Gaukelbildern der

Phantasie und des Herzens geblieben waren. Ich nahm diese Anschauungen ungeprüft an, weil sie für eine vortreffliche Frau von unumstößlicher Wahrheit waren. Ich war glücklich, mich mit einer reinen Seele auf Einen Accord stimmen zu können, und glaubte rein zu erklingen, weil ich wie sie klang. Sie starb und nun fehlt die gleichgestimmte Terz. Die Harmonie ist hin und ich bin nicht glücklich."

Guido Stromer sprach diese Worte nicht ohne Bewegung. Egon hörte sie voll Theilnahme. Er hatte in der Schweiz Gelegenheit genug gehabt, zu sehen, wie sich frömmelnde Richtungen oft so weltlich entpuppten, hatte Rafflard's Metamorphosen erlebt, und hier zeigte sich eine Umwandlung, die eine reine, eine geistige schien. Stromer's Auge blitzte; es lag ein zehrendes Feuer in den Blicken, die seine Worte begleiteten. Es war gewiß ein Denker, der mit ihm redete.

„Mein Herr Pfarrer," sagte Egon, „wenn Sie es vor Ihrer Familie verantworten können und einen geschickten, würdigen Ersatz aufzuweisen haben, so würde es eigensinnig von mir sein, in Ihre innere Entwickelung eingreifen zu wollen. Ich möchte aber doch rathen, daß Sie doch ja recht zur Klarheit über sich selbst kommen mögen, wenn Ihnen nicht dieser Wunsch im Munde eines jüngeren Mannes vorlaut erscheinen sollte."

„Durchlaucht sind sehr gütig," sagte Stromer, sichtbar von der freundlichen Aufnahme seiner Wünsche beim neuen Kirchenpatron, vor dem er, in Erinnerung alter Irrungen, Beklommenheit genug gefühlt hatte, erleichtert.

„Sie werden also in der Residenz bleiben wollen?" fragte Egon.

„Sie selbst haben sich in der Welt getummelt. Sie kennen das Leben vielleicht mehr als ich —" sagte Stromer verlegen.

„Sie wollen beobachten? Oder ziehen Sie vor, zu reisen?"

„Zu einer Reise fehlen die Mittel. Ich werde ohnehin schon Mühe haben, eine doppelte Existenz zu bestreiten. Ich denke also hier zu bleiben. Manches Haus hat sich mir bereits erschlossen. Manche bedeutende und einflußreiche Persönlichkeit ist mir zuvorkommend entgegengetreten. Ich habe mit Erstaunen bemerkt, daß die Erscheinung eines Menschen, der nur lernen, nur auffassen, richtig beurtheilen will, etwas Neues in der Gesellschaft ist."

„Wenigstens der," sagte Egon, „der eine solche Absicht von sich offen eingesteht."

„Die Menschen finden es sonderbar," fuhr Stromer immer

ermuthigter fort, „daß man nicht mit ihnen streitet und darum doch nicht ganz ihrer Ansicht ist. Ich finde, daß die Sucht, alles in Parteien zu zerklüften, uns den Kern der Dinge raubt und nur die Schale läßt. Sie bewundern zu viel, sagte man mir schon. Sie geben jedem Irrthum eine zu gefällige Entschuldigung! O welche Unduldsamkeit! Der Geist wirft durch das Prisma des Lebens alle Farben des Regenbogens. Wie kann ich eine Mischung der Strahlen über die andere setzen?" Guido Stromer sprach diese Worte mit einer gewissen schmiegsamen Grazie.

„Da können Sie ja der Verkünder eines neuen Evangeliums werden," sagte Egon theilnehmend. „Das alte, auch das christliche, ist zu exklusiv."

„Doch nicht," lenkte Guido Stromer vorsichtig ein. „Auch die Christuslehre will keine objective Wahrheit. Sie will nur eine persönliche Wahrheit. Warum ist der Herr für uns gestorben? Warum sollen im Leib seines Lebens und Blut seines Todes unsere Herzen leben? Der allmächtige Zauber der ergriffenen Persönlichkeit, das ist die Gewalt, die selig macht; der todte Buchstabe, die objectiv sein wollende Wahrheit ist es nicht."

„O, Herr Pfarrer," rief Egon in seiner nach allen Seiten hin heute so glücklichen Anregung und dabei immer gespannt das Bild im Auge behaltend, auch manchmal wie auf Helene d'Azimont's Nähe lauschend. „Predigen Sie doch ja hier überall diese Lehre! Sie thut der ganzen Welt so noth, daß ich gern ertrage, wenn Sie sich noch einige Zeit den Bewohnern von Plessen vorenthalten! Wie lange wollen Sie, daß dort ein Vicar für Sie eintritt?"

„Gestatten Sie mir ein Jahr, Durchlaucht!" sagte Stromer bestimmt.

„Sprechen Sie mit dem Justizdirektor darüber! Haben Sie schon Ihren Ersatzmann?"

„Probst Gelbsattel, in dem ich einen Freund und Förderer gefunden habe, wird mir einige Vorschläge machen. Ein gewisser Oleander, ein sanftes, dichterisches Gemüth, ein Gemüth voll Rechtgläubigkeit und nicht unerfahren im Schulfach, möglicher Schwiegersohn des Probstes, gefiel mir ganz besonders wohl."

„Gut! Aber Ihre Familie? Wäre es nicht besser, wenn Ihnen diese nachzöge?"

„Ich kann es nicht wünschen," sagte Stromer zur Erde blickend. „Ich habe mir eine nicht geringe Aufgabe gestellt und gerade das, was diese allein lösen kann, das ist die Freiheit meiner

Person. Es mag Manchem bedenklich erscheinen, wie ich so gleichsam Weib und Kind von mir abschüttle; aber ich werde sie später, wenn ich mein Ziel erreicht habe, um so inniger an ein stärker gewordenes Herz ziehen."

Egon nahm keinen Anstand, seinen Beifall zu geben, gestattete ohne weiteres, jenen Oleander zu wählen und sagte nur noch: „Und dieses Ziel? Welches ist es, Herr Pfarrer?"

Stromer gerieth in einige Verlegenheit; er schien mehr gesagt zu haben, als er wollte. Egon nahm daher Veranlassung, sich noch lebhafter in seine Gedankenreihe zu versetzen und äußerte rasch: „Fast merk' ich etwas. Sie werden vielleicht weder nach Plessen, noch je überhaupt auf eine Kanzel zurückkehren wollen? Sie suchen einen neuen, eigenthümlichen Lebensweg. Nicht wahr?"

„Durchlaucht, daß ich es offen gestehe," fuhr Stromer, nun ganz mit der Sprache herausgehend, fort, „ich kann mich in dieser doppelten Existenz nicht behaupten, wenn ich nicht an eine neue Erwerbsquelle denke. Meine Art zu urtheilen fiel in einigen Salons auf; Probst Gelbsattel war es vorzugsweise, der mich ermuntert hat, die Feder zu ergreifen. Ich werde schreiben —"

„Ah!" Das war für Egon eine ganz neue Perspektive. Er hatte einen werdenden Autor vor sich. In diesem Augenblick verstand er Guido Stromers Sprechart, sein Aeußeres, seine hohe Stirn, seine zurückgestrichenen Haare, die weitgeöffneten Augen, das eigenthümliche Etwas, das über des Mannes ganzer Erscheinung lag. Und weit entfernt, ihn wegen dieses Geständnisses für geringer zu achten, schenkte er seinem Besuch eine sich im Gegentheil steigernde Hochachtung. Nur eine Art beklommener Scheu kam über den jungen Fürsten, eine gewisse Verlegenheit, ja wenn er aufrichtig sagen wollte, was ihm geschah, so mußte er gestehen, ein gewisses Mistrauen regte sich in ihm, und ein wenig auf dem Stuhle rückend, gleichsam, als wollte er abbrechen, sagte er: „Und nach welchem Gesichtspunkte gedenken Sie zu wirken?"

„Die Gährung des Geistes," fuhr Stromer, diese nur so hingeworfene Frage festhaltend, „kündigt sich nach allen Richtungen an. Kein Feld des menschlichen Wissens giebt es, wo nicht ein alter Glaube neuer Prüfung unterworfen ist. Das religiöse, mir verwandteste Gebiet ist mit der Weltlichkeit in eine bisher ungeahnte Beziehung getreten. Wie fordern die vielen kirchlichen Regungen nicht selbst die Politik der Staaten heraus, und wie nahe tritt die Religion überhaupt wieder dem Leben, dem täg-

lichen Zusammenhang unseres Ichs mit dem Nächsten, dem Natürlichsten, was unsere Existenz bedingt. Weit entfernt, darin eine Entweihung des Gottgedankens zu finden, sollen wir die Möglichkeit eines neuen Triumphs für ihn anerkennen. Alles will neu geboren werden, in einem neuen Licht wandeln, die Taufe des Geistes empfangen, die Feuertaufe der freien Ueberzeugung. Nun wohlan! Da mag geirrt, blindlings getastet, das nächste Endliche und Oberflächliche zu schnell als Beantwortung einer tiefen Menschheitsfrage genommen werden; aber es ist ein Drang, ein Streben, eine mächtig wirkende Wahrheit des Gemüthes da! Ich sehe hier noch ein Chaos von Prinzipien, ein wildes, sich bäumendes Trotzen auf unsre Endlichkeit, ein Prahlen sogar mit unserer Verzweiflung über die Unmöglichkeit, über die Schranken des Diesseits hinauszublicken; allein selbst im Extrem, selbst in der Caricatur muß ein Denker staunen, wie der Sinn der Menschheit an Idealität zugenommen hat. Ich habe hier sogenannte freie Gemeinden besucht, deutsch-katholische Zusammenkünfte, ich war unter jungen Philosophen, die etwas wild und zügellos das Nichts ihres Geldbeutels auf das Nichts des großen Alls bezogen, ich stehe staunend und verwundere mich über die Vermessenheit der Ohnmacht, und doch hat dies Sehnen und Schmachten der Creatur nach Freiheit und Erkenntniß einen unendlichen Reiz für mich, einen größern als früher mein allzu schroffes Verdammen jeder Richtung, die nicht zu meinem Ziele führte. Man sagte mir, daß meine Analyse dieser Erscheinungen neu sei und deshalb will ich anfangen zu schreiben, so alt ich auch schon geworden bin."

„Und Ihr eigentliches Princip?" fragte drängender Egon, den die Zuversichtlichkeit dieses Tons bei der großen Unsicherheit über das, was man für Wahrheit nehmen soll, beinahe beängstigte und doch anzog.

„Ich gestehe fast," sagte Stromer, „daß ich gegen diese Forderung eines Princips überhaupt bin. Man soll nicht mehr fragen, was ist Wahrheit? Man soll den Menschen allein nehmen und die Wahrheit individuell nur auf ihn allein beziehen. Gott, diese Fülle der Erscheinungen ist ja so interessant! Wie lieblich ist der Trieb zur Schönheit, wie himmlisch, wie göttlich das Schwelgen in äußerer Form, in der Harmonie der Theile, im Belauschen der Feiermomente der Natur! Andererseits acht' ich, ehr' ich den einsamen Denker, der beim Lampenlicht mit dem grünen Schirm auf dem blöden Auge, ein zweiter Faust, aus pergamentenen Schriften Erkenntniß sucht. Jede Freude an der

Erscheinungswelt, auch wenn sie mich ganz erfüllt, ganz entzückt hat, wie lange dauert sie denn? Da kommen die Humboldts und zerstören mir alle Märchen der Schöpfungsgeschichte; da lösen die Liebigs alles Feste und Majestätische in Wahn und Täuschung auf; und die Mechanik, die ist vollends ein ungeschlachter Riese, der mit der furchtbaren Keule seiner mathematischen Gesetze alles zertrümmert und fast die Erde aus den Angeln ihrer bisherigen Vorstellungen über ihre Kräfte gehoben hat! Ja, Durchlaucht, was ist da noch Wahrheit? Der Mensch ist die einzige Wahrheit, die wir begreifen können; der Mensch in seinem Sehnen, Bedürfen, der Mensch in seinem Haß und seiner Liebe, der Mensch in seiner Größe und seiner Ohnmacht; und wenn der Schriftsteller jetzt einen Beruf hat, so ist es der, die Aesthetik der Wahrheit zu lehren, d. h. das Fühlen und Empfinden, Zittern und Jauchzen, Verzweifeln und Triumphiren des denkenden Ichs. Aesthetische Weltanschauung, Durchlaucht, diese wird uns zur Vermittelung der Extreme führen. In diesem Sinn hoff' ich, wenn mir die Feder den Dienst nicht versagt, segensreich zu wirken."

Egon, der auf Principien catonisch streng hielt, ja etwas Stoisches in seinen Ueberzeugungen bewahrte, erschrak über diese vague, flimmernde Erklärung, obschon er nicht im Stande war, die Gefahr zu erkennen, die für den Charakter und die Reinheit aller Meinungskämpfe aus einer so üppig wuchernden Beweglichkeit des Geistes entstehen konnte. Darum sagte er mit Ironie: „Da will ich nur nicht wünschen, Herr Pfarrer, daß Sie der Sultan kommen läßt, Ihnen den Sonnenorden umhängt und Ihnen den Auftrag ertheilt, über Mohammed's göttliche Sendung zu schreiben!"

Guido Stromer erwiderte nichts. Er schlug nur die Augen mächtig auf, als würde ihm eine neue verlockende Gedankenreihe eröffnet, eine Perspective in die Gärten von Schiras und Damaskus. Er blickte wie ein von Opium Berauschter.

„Also Schriftsteller!" unterbrach Egon sein Träumen, das sich noch im Echo seiner langen Rede zu wiegen schien. „O da wünsch' ich von Herzen Glück! Sieh! Sieh! Wie überraschend das ist! Herr Stromer, lassen Sie mich bald von sich hören! Schicken Sie mir das erste, was Sie veröffentlichen! Wie begierig bin ich! Besuchen Sie mich oft, und die nähere Einleitung Ihrer Wünsche treffen Sie mit dem Justizdirector!"

Diese Worte waren einer Entlassung gleich. Stromer verbeugte sich. Es schien über sein bewegliches Antlitz der Gedanke

zu fahren: Der arme junge Mann! Ich hab' ihn in Verlegenheit gesetzt! Ich bin ihm zu hoch gewachsen, zu bedeutend überragte ich ihn! Stromer ging mit viel Förmlichkeit und dankte für die ihm widerfahrene Gnade. Nicht ohne eine gewisse gemachte Empfindsamkeit warf er, als er schon die Thür in der Hand hatte, noch einen Blick auf die in der Ecke des Zimmers aufgestellten mehrfachen Bilder der Fürstin Amanda.

Als sich Egon nach Louis umsah, trat dieser ausgerüstet mit Hut und leichtem Stock herein, um auszugehen. „Es ist gut," sagte er, „daß du nicht zugegen warst, lieber Freund. Denn eben hab' ich mich so albern benommen, daß man von meinen geistigen Kräften bald eine geringe Meinung in Umlauf gesetzt hören wird. Dieser Mann, Geistlicher auf meinen Gütern, erklärt mir eben, daß er die Absicht hätte, die Feder zu ergreifen und unsere Literatur zu bereichern. Und statt dies Geständniß freudig zu begrüßen, statt ihn über die Pläne, die er auszuarbeiten gedenkt, zu befragen, gebehrd' ich mich wie ein Mensch, dessen Weisheit einem Schriftsteller gegenüber sofort zu Ende geht." — „Oder vielleicht wie ein geborener Aristokrat!" fiel Louis ein, und suchte es noch trotz seiner Aufregung über sich zu gewinnen, den scherzenden Ton beizubehalten. „So oft ich mit einem Maler zu einem reichen oder vornehmen Mann kam, merkt' ich, daß man die Schaffenden ängstlich und befangen behandelt. Ein Maler, der mich hier in meinem kleinen Comptoir besuchte, Leidenfrost, sagte mir, als ich diese Bemerkung machte: Freund, das geschieht, weil zwischen dem Genie und der Prärogative der Abstand so groß ist, daß die Reichen und Vornehmen ihn meist nur durch Insolenz glauben ausfüllen zu können. Das paßt natürlich auf meinen Freund Egon nicht, wohl aber auf viele Vornehme und vielleicht immer auf das Schicksal der Schriftsteller." — „Wenn ich aristokratisch erscheine," sagte Egon, „so ist nur mein Freund Louis Armand schuld. Wer heißt dich denn mir in fremder Gegenwart die lächerlichen Ehren meines Standes anthun, mir Lüstre geben, dich zum Schemel meiner Würde machen?" Louis, der eben einen schwarzen Handschuh zuknöpfte, sah den jungen Fürsten mit einem Blick voll Rührung an. Er sagte nichts, aber es lag in seinem Blick der Schmerz ausgedrückt, daß dies seltene Verhältniß, das der Zufall und die Laune eines eigenthümlichen Charakters so gefügt hatte, schwerlich länger in dieser Form bestehen würde. — „Louis!" rief der Fürst. „Erinnere dich unserer glücklichen Zeit!" fuhr er bewegt fort. Armand sagte: „Habe nicht umsonst gelebt im Schooß des Volks!

Einige Tage noch und du bist in die Herrlichkeit deines Standes so wieder eingeführt, daß du davon überflutet sein wirst. Die Sorge um dein Eigenthum hat dir ein braver Mann in Hohenberg abgenommen. Du hast das Bild, dessen Geheimniß dir bald gelöst sein wird! Du hast die feurige Liebe wieder, in deren Umarmungen du die Poesie finden wirst, die eher für dich paßt als die lyoner Idylle unter unsern alten Nußbäumen." — „Nein, nein, Louis! Ich wollte, ich hätte mich getäuscht und diese Briefe wären von einer fremden Hand geschrieben, nicht von Helenens." — „Wir haben schon gesagt, Freund, unsere Zeit ist nicht danach, Liebe von sich zu stoßen. Laß sie dein Glück sein, aber auch deine Zierde, dein Stolz, deine Erhebung!" — „Das kann sie nicht!" sagte Egon düster. „Eine solche Liebe, Louis, bleibt egoistisch. Sie klammert sich wie die zärtliche Umarmung der Schlingpflanze an uns an, will anfangs nur lieben, dienen, gehorchen, und bald ist uns das Mark der Seele, das Wachsthum unserer Zweige ausgesogen, wir verdorren und sind nur noch der Schatten unserer selbst!" — „Möge diese Erfahrung nie kommen, mein Egon!" sagte Louis besorgt.

Egon schwieg nachdenklich. Dann umarmte er mit stummer Rührung noch einmal den bescheidenen Fremdling, mit dem er schon so viel Frohes und Trübes erlebt hatte. Er rief ihm noch nach, ja nicht bei Tisch zu fehlen und durchaus der heutigen Fahrt nach Solitude sich anzuschließen. „Ich muß noch einen Arm haben," sagte er, „der mich stützt, einen Fuß, der mit mir geht, einen Kopf, der für mich denkt, Louis! Glaube mir, es wird mir alles schwer, und ich denke, ich bedarf deiner für den ganzen Weg meines Lebens!" — „Darunter würd' ich selbst leiden!" antwortete Louis und suchte die schmerzliche Stimmung durch Scherz zu erleichtern. „Du siehst, daß ich meine Wege auch habe und recht geheime, wovon du später hören sollst. Leb' wohl! Du bist erschöpft. Nimm keine Besuche mehr an! Ruhe dich auf diesen weichen Ottomanen des Nebenzimmers aus und träume!" — „Ich will es versuchen," sagte Egon, als Louis schon die Thür in der Hand hatte. „Ich sah an diesem Guido Stromer, daß man des Geistes zu viel in sich fühlen kann; ich habe das Bedürfniß, jetzt arm daran zu sein. Ich will nicht denken. Mein Zustand erfordert es. Sieh dich nach Dankmar Wildungen um und schick' ihn!"

In diesem Augenblick wurde ihm der Justizdirector von Zeisel gemeldet und der Referendarius Wildungen.

Nun sprang Egon vom Sessel empor, auf dem er sich hatte ruhen wollen, und ging mit dem Ruf: „Endlich! Endlich!“ beiden Angemeldeten entgegen. Louis Armand entfernte sich durch eine Seitenthür.

Viertes Capitel.

Verständigungen.

Dankmar hatte in diesen sechs Wochen nur den Einleitungen seines großen Unternehmens gelebt. Die gewaltsame Untersuchung seiner Wohnung erzeugte einen gerichtlichen Schriftwechsel, dessen Folge allerdings die Auslieferung der Papiere sein mußte, die sich Dankmar erlaubt hatte, aus dem von ihm entdeckten Archiv im Tempelhause zu Angerode mitzunehmen. Doch gab er sie gern hin, nachdem er und Siegbert Tage und Nächte damit zugebracht hatten, Abschriften zu nehmen und diese gerichtlich beglaubigen zu lassen. Die Angelegenheit wegen des Bildes konnte er nicht weiter verfolgen. Siegbert hütete sich, weiter auf die Entdeckung einzugehen, daß er in der Rückwand desselben Schriften gesehen, die auf ihre eigenen Anverwandten Bezug hatten. Er fürchtete, das leichterregte Gemüth des Bruders zu neuen Unternehmungen, deren Ende und Gefahr nicht abzusehen war, zu entflammen, und besprach sich mit Rudhard, welchem denn allerdings die Nichtverwirklichung seiner ihm in dieser Sache noch kurz vorher möglich geschienenen Mission außerordentlich schmerzhaft war, um ein anderes Auskunftsmittel, das den Verdacht des Prinzen über die stattgefundene Unterschlagung ablenken sollte. Denn darin waren sie einig, daß hier eine verwegene, böse Handlung im Spiele war, eine Intrigue, die sie alle getäuscht hatte. Als Schlurck die Bilder ablieferte, wußten sie es mit Louis Armand's Beihülfe während der Krankheit des Prinzen dahin zu bringen, daß Egon, im Fall er das Geheimniß der Oeffnung des Medaillons entdeckte, sich nicht ganz enttäuscht fühlen konnte. Alle diese Unternehmungen aber schwanden vor der Größe der Aufgabe, die sich Dankmar dadurch stellte, daß er gleichsam dem Staat und der am meisten bei der Johanniter-Erbschaft betheiligten Kirche den Fehdehandschuh hinwarf und für die freie Persönlichkeit einer Familie eine Ueberlieferung der Jahrhunderte in

Anspruch nahm. Verjährt konnten seine Ansprüche nicht genannt werden. Der Staat hatte durch Proteste, die sich von Menschenalter zu Menschenalter wiederholten, die Entscheidung als eine offene aufrecht erhalten. Dankmar fand keine Narbe, sondern eine Wunde vor. Der Staat, von welchem wir reden, war einer von denen, die sich ohne Umwälzungen in einer ruhigen Entwickelung allmählicher Vergrößerung und leidlich rechtlicher Begriffe gebildet hatten. Hier konnte ein Proceß vom siebzehnten Jahrhundert her noch ebenso unentschieden sein, wie Friedrich der Große im Jahre 1740 einen alten Proceß des Dreißigjährigen Krieges aufnahm und sich Schlesien aneignete.

Das Aufsehen, das die merkwürdige Wendung eines vom großen Publicums bisher nur gleichgültig beobachteten Streites machte, war nicht gering. Einige bisher nur in der Gesellschaft, nur im kleinen künstlerischen Kreise genannte Namen kamen in aller Mund. Jedermann sprach von den beiden Söhnen einer armen Predigerwitwe in Angerode, die in der Lage waren, Besitzer eines, wie dies sofort geschah, übertriebenen Vermögens zu werden. Man vergrößerte nicht nur die Summen, um die es sich handelte, sondern auch die Rechtsgründe, deren schlagende Triftigkeit erst zu erweisen war. Man nahm Partei, erst für das Wunderbare in dieser Angelegenheit überhaupt, und gab denen unbedingt Recht, denen das hier auf dem Spiel stehende Glück gleichsam aus den Wolken in den Schooß fiel. Bald aber zertheilte sich wieder die erste günstige Meinung. Bedenken, Zweifel wurden laut, und wo die gründliche Prüfung schwieg, stellte sich das verletzte Interesse ein.

Erst vor vierzehn Tagen hatte Dankmar bei den Gerichten eine selbstverfaßte Schrift eingereicht. Aber nicht nur die Kunde der Thatsache selbst, sondern auch das nicht ungünstige Vorurtheil des Gerichtshofes über die mit Verstand und Rechtskenntniß abgefaßte Schrift verbreiteten sich so rasch, daß Dankmar und Siegbert von dem Andrang der Theilnahme, die sie so plötzlich über sich hereinbrechen sahen, beinahe erdrückt wurden. Da wollte jeder Glück wünschen, jeder staunen, guten Rath geben und nicht selten wol auch theilnehmen an dem großen Erfolg. Wo die Brüder früher nur mit Mühe durch ihr Talent, ihre Persönlichkeit sich geltend gemacht hatten, da waren sie jetzt so gesucht, gepriesen, daß sie Noth hatten, sich ihr Selbst vor dem allgemeinen Sturm der Liebe und Freundschaft zu bewahren. Vorläufig glaubten sie bestens das Ihrige zu thun, wenn sie fleißig und redlich arbeiteten, um neben ihrem Unterhalte auch noch die

Mittel für einen Proceß zu erübrigen. Siegbert sah sich in der unangenehmen Lage, nachdem das Bild der Majorin Werdeck gefallen hatte, viel zu porträtiren, und Dankmar, der sich in eine andere Abtheilung des Obergerichts hatte versetzen lassen, arbeitete auf Diäten, schrieb unter fingirtem Namen juristische Compendien, die nur Erinnerungen seiner eigenen Kenntnisse waren, in Eile geschrieben, nichts Neues bringen konnten, als gangbare Artikel aber bezahlt wurden.

Eben erst im Beginn dieser nun neu von ihm angelegten Thätigkeit hatte Dankmar alle seine frühern Verwickelungen mit Personen und fremden Verhältnissen von sich abzustreifen versucht. Er hatte dem Justizrath Schlurck die von Melanie gewünschte Entschuldigung über das Vorgefallene geschrieben, doch den so heißen Drang, Melanie ganz für sich zu gewinnen, mit jener stoischen Selbstüberwindung bezwungen, die jungen Gemüthern möglich ist. Er hörte, daß sich Melanie mit dem Stallmeister Lasally verlobt hätte. Freunde versicherten ihm, daß sie in der Umgegend der Stadt reite, fahre, immer umgeben von einem Schwarm von Verehrern. Er bekämpfte sein Herz. Der Ernst seines jungen Lebens erfüllte ihn zu sehr, und was er immer gesagt hatte, Melanie wäre eine von den Frauen, die man nur liebte, wenn man sie sähe, bestätigte sich vollkommen an ihm selbst.

Während sich Siegbert ganz und ausschließlich auf sein Atelier, die nähere Beziehung zu dem anregungsreichen Leidenfrost und die ihm fast seine zweite Häuslichkeit gewordene fürstliche Familie Wäsämskoi beschränkte, lebte Dankmar noch zurückgezogener. Der sonst lebensfrohe, überall sichtbare junge Mann war ein Einsiedler geworden. Er las und studirte mehr denn je. Sein bescheidenes Stübchen bei Frau Schievelbein, die bescheidene kleine Aula, war für ihn heimischer und traulicher als die Kaffeehäuser, in denen er früher mehr als in seinen vier Wänden lebte. Stöße von Acten lagen um ihn. Bücher las er bis in die späte Nacht. Besonders hatte er auf Philosophie und Geschichte sein Augenmerk gerichtet. Sogar die früher von ihm so heißgeliebte Politik war ihm durch die Monotonie, die Unfruchtbarkeit der Debatten und die geringe Bedeutung der meist nichtssagenden Persönlichkeiten, die sie in den Vordergrund der Tagesgespräche drängte, gleichgültig geworden. Ein neuer Reichstag sollte abgehalten werden, die Wahlen waren im Sinn des schroffsten Gegensatzes der Parteien ausgefallen. Als er auch eines Tages den Heidekrüger und Deputirten Justus als

eben angekommen und bereits als Mittelpunkt einer „Fraction" angegeben fand, mußte er lachen, warf die Zeitung weg und beschloß nur noch solche politische Schriften zu lesen, die von Köpfen herrührten, die der Menschheit neue Gedanken gebracht haben.

Eine Dankmar'n wahrhaft tröstliche und erquickliche Aussicht war die erste Begrüßung des Prinzen Egon von Hohenberg. Daß sein Gefangener im Thurm zu Plessen wirklich der Prinz gewesen, unterlag keinem Zweifel mehr, und doch will der Mensch das Gewisseste und durch Gründe Erwiesenste zuletzt erst durch ein handgreifliches Erfassen, durch die Berührung der Nägelmale, wie bei jenen Jüngern, bestätigt haben. Die Frage: Wie werd' ich nun den so schnell gewonnenen Freund wiederfinden? Wie ist er aus dem Thurm entkommen? Wie verschweig' ich ihm die Wirren, die sich an das Bild knüpfen, das wir gut thun werden ihm als etwas Unverfängliches und Ueberschätztes hinzustellen? Diese Fragen gingen immer wieder in das Ende über: Und wird es wirklich Prinz Egon sein? Siegbert war bei Louis Armand im Palais gewesen und hatte sich mit ihm über das Bild verständigt. Sonst war noch keine weitere nähere Annäherung und Nachfrage erfolgt. Es befremdete ihn fast, daß nicht Egon seiner längst selbst gedacht, und nur ein Zufall war es, daß ihm der Förster Heunisch, eben von Egon kommend, begegnete und von einer so weit vorgeschrittenen Genesung des Prinzen, für den er Dankmar'n gehalten, unterrichtete, daß er sich entschloß, sogleich zu ihm zu gehen. Nach einigem Geplauder mit Heunisch eilte er nach Hause und kleidete sich so, wie er glaubte, einer so hochgestellten Persönlichkeit aufwarten zu müssen.

Im Vorzimmer fand er den Justizdirector von Zeisel, den er vom Thurm und seinem Verhör sogleich wiedererkannte. Die lange, hagere Figur entsann sich seiner offenbar nur dunkel. Als Weltmann aber, den die lange Abgeschiedenheit und Isolirung des Landlebens in gewissen Höflichkeitsgesetzen nur noch ängstlicher und übertriebener gemacht hatte, stellte er sich sogleich über Dankmar orientirt. Zeisel kam in bänglicher Erwartung. Schlurck war seiner frühern Funktion enthoben, ein neuer Administrator mit großen Vollmachten hatte das Ruder der Verwaltung ergriffen, die Aussicht, vom Patrimonialverhältnisse in die allgemeine Landesgerichtsverwaltung, wenn auch in gleichem Rang, gleicher Besoldung wie bisher, aufgenommen zu werden, trübe war, gern wäre er in seinem frühern bequemen Verhältniß geblieben.

Mit großer Besorgniß dachte er an die Resultate dieser ersten Begegnung mit dem Sohn des alten Fürsten, der ihn einst hatte schalten und walten lassen wie er wollte. Seine Frau, die seine Rückkehr bei Schlurcks abwartete, hatte ihm Muth zugesprochen. Eine Reihe von Vorstellungen und dienstlichen Nachweisungen war in seinem Haupte wie an der Schnur aufgezogen. Er hoffte, daß der junge Fürst diese Schnur anziehen, er selbst sich bei diesem Anziehen gut behaupten würde, selbst einem so sonderbaren Manne wie Egon gegenüber, von welchem man so Vieles zu erzählen, so Unglaubliches zu fabeln wußte.

Brachte nun schon Dankmar den Justizdirector in Verwirrung und lenkte sein Gedächtniß auf eine Begegnung, die außerhalb der Administrationsgrundsätze über das Fürstenthum Hohenberg und jener — Schnur lagen, so mußte er vollends das Gleichgewicht seiner Haltung verlieren, als der junge Fürst die Thür aufriß und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit rief: „Ist es denn möglich, Großinquisitor und Posa zu gleicher Zeit? Willkommen! Willkommen, beide!“ Wie der Justizdirector sah, daß der Prinz dem jungen Mann, der sich Dankmar Wildungen nannte, eine stürmische Umarmung zum Gruße, ihm dann die Hand bot und Dankmar dem freundlichen Empfänger lachend folgte und dabei immer rief: „Doch! Doch! Ich glaubte nicht daran! Doch! Doch!“ — da schwindelten ihm förmlich die Sinne und er fragte verlegen: „Durchlaucht haben mich schon gesehen? Wo hätt' ich das Glück gehabt —?“

„Giebt es denn so viel Verbrecher in meinem Ländchen, Justizdirector,“ rief Egon, „daß Sie unter der Menge nicht eine Physiognomie behalten können, die Ihnen den Thurm, aber auch ihre glückliche Befreiung verdankt?“ Und während der Justizdirektor starrte und sich nun umständlich besinnen konnte, umarmte Egon Dankmar'n nochmals und zog ihn auf eine Ottomane neben sich, während sich der Justizdirector nach einem Stuhl umsehen sollte und auch umsehen mußte, um sich nur aufrecht zu erhalten.

„Wildungen!“ rief Egon. „Ich bin's! Ja, vom Tode erstanden durch jenen Freund, den ich in Lyon fand. Du entsinnst dich meiner Erzählung?“

Dankmar aber, der nicht sogleich wieder in den vertraulichen Ton übergehen konnte, sagte: „Wir wissen alles, Prinz, wir kennen Ihre ganze Geschichte, die Stadt kennt sie, wir wissen, wer Louis Armand ist, und auch unter dem gewissen Kronleuchter im Pavillon Ihres Vaters würd' es sich ergeben, daß ich schon

orientirt bin; aber daß Sie im Thurm zu Plessen saßen, als ein Handwerksgesell, den die Bedienten des Geheimraths von Harder für einen Dieb erklärten —" — „Durchlaucht?" fragte Herr von Zeisel erstarrt und schlug sich vor den Kopf. „Sie wirklich der, der — den —?" — „Ja, ja, Herr von Zeisel, ich! Aber ich habe mich überzeugt, Sie üben milde Justiz. Sie entlassen die Gefangenen wie Sie sie aufnehmen, und geben ihnen nichts mit, als höchstens das Todesurtheil durch ein Nervenfieber, das man sich von seiner Alteration und der abscheulichen Hitze in dem vergitterten Käfig zuzieht." — Zeisel konnte sich nur allmählich fassen. Er dachte: O Gott, warum hat deine Frau diesen Fall für die Schnur nicht vorausgesehen! Du bist auf ein Verhör über Finanzreductionen gefaßt und sollst über ein exceptionelles Abenteuer Auskunft geben, wobei du ohnehin noch die Rolle eines bequemen und willkürlichen Rechtsverschleuderers, eines Alcalden der spanischen Komödie spielst! — „Sagen Sie ums Himmels willen, Prinz," fragte Dankmar, „wie sind Sie denn nur freigekommen?"

Egon rückte um einige Schritte zurück, ließ die Arme von Dankmar's Schulter, die er umschlungen hielt, sinken und sagte: „Ein undurchdringlicher Schleier falle über das Vergangene, wenn mein theurer Freund Dankmar Wildungen in diesem Ceremoniell fortfährt! Wildungen, war denn das nur ein Traum, daß ich einen herrlichen, lieben Menschen auf dem Heidekruge mit Schlurck reden hörte, auf der Landstraße und im Walde einen herablassenden Gefährten, einen treuen Tröster im Thurm, ein mitfühlendes Echo meiner Klagen fand, als ich ihm mein Leben erzählte, bis zu dem Augenblick, wo ich versprach, einst unter leuchtenden Blumen und Flammen von einer gewissen elften Stunde zu sprechen, wo mir ein theures Herz brach, ein unvergeßliches —? Nein, nein, Wildungen, das Wechselwort der Liebe, das ich dir damals anbot, bleibe!" — Dankmar konnte zur Antwort auf diese herzliche Anrede nichts anderes thun, als gerührt schweigen und seine Hand in die Hand Egon's von Hohenberg, wie eines Bruders, legen.

„Schlagen Sie unsere Hände durch, Justizdirector," rief Egon, „zum Zeichen, daß sie ewig verbunden sind! Sie, Sie haben mir diesen Freund gegeben, Sie milder Richter Sie! Aber warum ließen Sie mich plötzlich frei? Kam über Sie ein höherer Gedanke oder ein Befehl? Ich suchte, wie mir angegeben wurde, auf der Stelle das Weite." — „Durchlaucht," sagte Herr von Zeisel, die gute Laune des Fürsten benutzend und sich in dem

Falle, auf den er sich jetzt erst besann, zurechtfindend. „Durchlaucht, Sie verdanken Ihre Losgabe — meiner Frau!“ — „Bin ich das Schoskind der Damen!“ — „Durchlaucht!“ sagte Herr von Zeisel; „Frau von Zeisel macht dreizehn Jahre das Glück meiner Ehe aus, aber wenn ich — wir sind unter uns — durch Geduld und Sanftmuth vielerlei Mucken in ihrem lebhaften Temperament überwunden habe, so steckt ein Uebel unausrottbar in ihr: der Ehrgeiz, Durchlaucht. In wilder Ueberrumpelung zwang man mich, den eigenen Herrn und geliebten Erben, den alle voll Sehnsucht erwarteten, in den Thurm zu werfen. Aber daß Sie frei wurden und Ihr Freund, der Herr da, wahrscheinlich vergebens die Leiter an das Thurmfenster stellte, die wir später fanden —“ — „Wildungen?“ — „Die Eisenstäbe hätten uns doch Mühe gemacht, den Vogel aus seinem Käfig zu befreien. Daß es also leichter geschah, Herr Justizdirector — ?“ — „War die Folge eines Aergers meiner Frau. Meine Gattin ist eine geborene Nutzholz-Dünkerke, seelengut, ein braves Weib, aber im Punkte der Ehe reizbar. Zwei Nutzholz-Dünkerke sind bereits aus Point d'Honneur im Duell gefallen. Mein gutes Weib fand sich etwas zurückgesetzt durch die Behandlung der Frau Justizräthin. Man lud sie an jenem verhängnißvollen Tag nicht mit jener Förmlichkeit ein, die sie durch ihre Geburt gewohnt ist. Und als vollends Herr von Harder, der mit einem Nutzholz-Dünkerke in die Schule gegangen, sich auf dem Schlosse wie der König selbst gebehrdete, kaum einem Menschen das Unschuldigste, einen guten Tag, gewährte, und an dem Tag, wo das beklagenswerthe Misverständniß mit Ew. Durchlaucht vorfiel, die einzige auf's Schloß geladene Hauptperson schien und allen andern Bekannten, die sonst der Frau Justizräthin gut genug waren, angedeutet wurde, sie möchten sich heute nicht aufs Schloß incommodiren, da stellte mir zornig aber vielleicht ahnungsvoll meine Gattin vor, wie wenig begründet Ihre Gefangenschaft wäre und —“ „Ce que veut une femme —“ rief Egon lachend. — „Par dépit — um zu zeigen, daß wir nicht die Untergebenen der jetzigen Schloßbewohner sind, wurden Sie in Ermangelung triftiger Indicien freigelassen und nur bedeutet, augenblicklich das fürstlich Hohenberg'sche Gebiet zu verlassen.“

„Ein Glück, daß Herr Pfannenstiel, mein Wächter, ein gutes Herz hatte und mich am Abend noch auf die Sägemühle führte, wo ich übernachtete,“ fuhr der Prinz fort. „Von da wollt' ich mich, obschon ich mich krank, von der Hitze im Thurm erschöpft und übermüdet fühlte, über Schönau zu Fuß auf die Reise be-

geben, war aber so angegriffen, fühlte mich so elend, daß ich einen Bauer auf der Landstraße ansprach, der mit einem Soldaten an mir vorüberfuhr und übermüthig in seine starken Gäule hieb. Auf Fürbitte des Soldaten nahm mich der Grobe, er hieß Sandrart, auf und hinten im Korbe streckt' ich mich müd' und matt auf ein Bund Stroh neben den mit Eßwaaren überfüllten Kobern. Der Vater fuhr seinen zum Sergeanten beförderten Sohn selbst in die Residenz zurück, wo dieser bei der Garde steht. Gegen Abend kam ein Regen, der mich bis auf die Haut durchnäßte. Schon schlief ich in einer Herberge halb im Fieber. Mühsam schleppt' ich mich am andern Morgen wieder auf den Korbwagen und halb todt kam ich gegen Abend hier am Thor an. Ich stieg ab, dankte dem Bauer und seinem Sohn und schlich mich still in mein väterliches Haus. Das Abenteuer schien misglückt und die Folge war, daß ich in ein elendes Nervenfieber verfiel, von dem ich erst seit einigen Tagen zum Bewußtsein zurückgekehrt bin."

Der Justizdirector erschöpfte sich in Betheuerungen seines innigsten, freudigsten Antheils und fragte, ob man den Bauer Sandrart so glücklich machen könnte, ihm zu sagen, wem er sich so hülfreich erwiesen hätte. „Vielleicht besser," sagte Egon, „der Grobian erfährt es nicht. Er hat mir wohl zehnmal zugerufen, ich sollte seine Schinken und Eier unberührt lassen, auf die ich in der That keinen Appetit hatte." Es entspannen sich zwischen dem Justizdirector und Egon einige nähere Verständigungen über Gegenwart und Zukunft des Fürstenthums Hohenberg. Wegen letzterer war Herr von Zeisel hier. Egon versprach ihm in diesen Tagen übes alles Auskunft zu geben. Vorläufig wäre er um so mehr entschlossen, das väterliche Erbe anzutreten und trotz der großen Schuldenlast nichts zu veräußern, als er ja in jenem amerikanischen Agronomen Ackermann einen so gerühmten und alles Vertrauens würdigen Verwalter gefunden hätte. „Ja," wandte er sich zu Dankmar, „jener Amerikaner, von dem du mir im Thurm erzählt hattest und dessen Namen ich auf meinem Krankenbett im größten Drang meines Elends behalten hatte, erhielt auf sein Ersuchen die Verwaltung meiner Güter." — „Ich erfuhr diese angenehme Wendung leider zu spät," sagte Dankmar „und bedauerte, vor der schnellen Abreise des trefflichen Mannes und seines Sohnes nicht noch einmal ihn begrüßen zu können."

„Seines Sohnes?" fiel Herr von Zeisel ein und lächelte. „Sie wissen also noch nicht, daß dieser allerdings sehr ehren-

werthe Oekonom, der seine Aufgabe mit großen Plänen und excentrischen Entwürfen angetreten hat, damit anfing, uns alle in Betreff seiner Umgebung zu täuschen? Wir sahen Herrn Ackermann nach Plessen, Randhartingen, Schönau — im Ullagrunde auf Sandrart's neuer Anlage wird er wohnen — zurückkehren und besannen uns, daß man diesen Mann, als er sich früher beobachtend und wahrscheinlich den Boden und die Verhältnisse erkundschaftend bei uns aufgehalten, gesehen, wie er ein Söhnlein bei sich führte, einen Knaben mit zierlichem Mützchen, Handschuhen und leichtem Röckchen. Dies Söhnlein hat er nicht mitgebracht, wohl aber ein Töchterlein." Dankmar hörte gespannt und verwünschte Herrn von Zeisel's humoristisch sein sollende naive Darstellung. — „Und nicht etwa ein zweites Kind des Herrn Ackermann," sagte dieser, „ist diese holde, kleine Begleiterin, sondern — Selmar! so hieß die Kleine früher. Nun ist es Selma! Entpuppt und umgekleidet! Ein allerliebstes kleines Wesen, das viel dazu beiträgt, die etwas abstoßende und rauhe Außenseite ihres Vaters zu mildern."

„Selma!" sprach Dankmar vor sich hin und verglich seine Erinnerungen an jene ihm so liebe Begegnung mit dem Eindruck, den ihm jetzt die Metamorphose machte. Hatte ihm schon der Knabe ein großes Wohlgefallen, ja eine brüderliche Empfindung erregt, wie mußte sich seine Theilnahme für die verwandelte liebliche Erscheinung steigern, zumal wenn er sich jener ihm immer noch räthselhaften Mondnacht auf dem Heidekrug erinnerte, wo Ackermann nicht etwa als Traum, als ein Bild seiner erregten Phantasie vor ihm mit dem Porträt, das er küßte, erschien, sondern es wirklich war, der das Portefeuille öffnete, wirklich eine Locke von seinem Haupte schnitt — die Locke fehlte ihm. Und wie er noch so saß, mit Theilnahme betrachtet von Egon, der an seinem Interesse selbst sich interessirte, fiel Dankmar's Blick auf das Pastellbild der Fürstin Amanda, das er, seitdem es ihm durch ein „Misverständniß" genommen war, nicht wiedergesehen hatte. Da stand das Goldene Vlies seines abenteuerlichen Argonautenzuges!

Der Erläuterungen des Justizdirectors über diese Metamorphose bedurfte es nicht. Dieser erzählte etwas von einer Nothwendigkeit, ein junges Mädchen auf einer so weiten Reise von Amerika über England nach Deutschland ohne begleitende Magd schützen zu sollen, von des Kindes rascher Gewöhnung an die neue Tracht, von den wunderbar schnell angenommenen Manieren eines Knaben, von einer Beruhigung, die der Vater gehabt hätte,

mit seinem Kinde vor jeder Verlegenheit und Nachstellung in den Gasthäusern sicher zu sein, von seiner endlich aber eingesehenen Pflicht, das Kind seinem Geschlecht zurückzugeben.

Als Egon des neuen Freundes Erregung bemerkte und den Blick beobachtete, den Dankmar voll getheilter Ueberraschung auf das von ihm hier nun wieder vorgefundene Bild gerichtet hatte, ließ er es sich angelegen sein, durch eine geschickte und nicht verletzende Wendung den Justizdirector zu entfernen. Es gelang. Herr von Zeisel war glücklich, seinem jungen Patron schon unter so abenteuerlichen Verhältnissen nützlich gewesen zu sein. Er bat, ob er diese merkwürdige Geschichte und die wahre Aufklärung der plötzlichen Erkrankung, alles, was er in dieser gnädigen Audienz gehört, der Welt erzählen dürfte. „Wenn Sie nicht fürchten," sagte Egon mit Betonung, „daß man Ihre Justizverwaltung ein wenig patriarchalisch nennen wird?" — „Durchlaucht," rief Herr von Zeisel und führte Egon's Hand, die er lebhaft ergriff, mit komischem Enthusiasmus an die Brust, „Sie mögen nun vom Justizrath Schlurck urtheilen, was Sie wollen! Dafür hab' ich ihm gestern gedankt, daß er mich in die Komödie schickte, um mir seine Lieblingswahrheit von einem vortrefflichen Schauspieler sagen zu lassen: „Wenn man das Leben auch gar zu ernsthaft nimmt, was ist denn dran?" — „Amüsiren Sie sich noch ferner mit ihm!" sprach Egon, mit Goethe übereinstimmend, und begleitete den sich zutraulich Empfehlenden an die Thür; „ich denke, wir sprechen uns noch vor Ihrer Rückreise und Sie werden im Einverständniß bleiben mit meinen fernern Verwaltungsmaximen."

Dies letztere Wort war etwas eigenthümlich, fast verfänglich. Zeisel stockte. Aber die Thür ging auf und zu und er mußte diese Schlußworte unterwegs überlegen und sie nun eben so, wie sie gefallen waren, mit sich nehmen.

Dankmar und Egon waren allein. Jener stand vor dem Bilde. „Ja, da ist es nun! Und ich zittere vor seinem Inhalte," sagte Egon. „Hat es auch nichts bis jetzt zu Tage gefördert, als unsere Freundschaft, Wildungen, so wollen wir zufrieden sein." Noch einmal umarmte er den Freund.

Dankmar drückte ihm die Hand und erzählte seine Bemühungen, des Bildes habhaft zu werden, verschwieg aber wohlweislich Melanie und jeden Umstand, der in Egon Verdacht erwecken konnte. Dieser nahm das Gemälde und wandte es von allen Seiten, ohne auf das Glas zu drücken. „Es enthält etwas, ich fühl' es an der Schwere des Bildes," sagte er. Dankmar

spielte die Rolle, die ihm die Sorgfalt der Freunde des Prinzen übertragen hatte. Er stellte sich ebenfalls neugierig, drückte, schüttelte, schob und klopfte an dem Bilde. Siehe da, es sprang auf!

Egon beklommen, mit der ganzen lastenden Schwere seiner Erinnerungen an die Mutter, an seine Erziehung, seine Jugend, griff erstaunt nach dem Inhalt.

„Hier am Glase lag der Pfiff," sagte Dankmar so treuherzig, als wär' er selbst überrascht worden; „zufällig streift mein Finger über diese Stelle, ich halte das Bild an ihr fest und es springt auf."

Egon langte aus der Kapsel ein Buch hervor. Es war schwarz eingebunden, mit in Gold gepreßtem Deckel und Rücken und mit Goldschnitt verziert. Er öffnete es und las: „Thomas a Kempis' vier Bücher — von der Nachfolge Christi."

Fünftes Capitel.

Standpunkte.

Nach einer Pause erst des Aergers, dann gen Himmel blickend und sich in seiner bitter getäuschten Erwartung zu bekämpfen suchend, sagte der Fürst: „Gute Mutter, dieses Testaments hätt' es nicht bedurft, um mich in deine Nähe zu rufen! Das heißt in der That um Christi willen leiden und sterben! Dies Bild hätte mich das Leben kosten können, wenn ich von dieser Krankheit nicht erstanden wäre."

Dankmar schwieg voll Mitleid über den getäuschten, von bösen Feinden so schmählich betrogenen Prinzen.

„Wir sind denn also," sagte Egon nach einer Weile ruhig, „da wieder angelangt, wo wir im Thurme standen! Ein neuer Moment ist in mein Leben nicht eingetreten. Es bleibt bei den alten Voraussetzungen und so wird es wohl auch bei den alten Entschließungen bleiben müssen. Ja, da, wo wir im Thurme standen?" wiederholte Egon und schloß: „Dann bin ich dir noch viel zu beichten schuldig."

„Ich ahne, was ich noch erfahren sollte," antwortete Dankmar ablehnend. „Dein Leben ist nicht ohne Beobachtung geblie-

ben. Solche Sterne, die schon, wenn sie auf die Welt ziehen, einen leuchtenden Kern tragen, verbergen sich nie ganz, auch wenn die dunkelsten Nebel sie überfallen." — „Worauf deutet diese Schmeichelei, Wildungen?" — „Die Erwähnung eines Unglücks ist keine Schmeichelei. Und ein Unglück nenn' ich, wenn ich so hoch stehe, daß ich mich nicht einmal mit meinen Thränen verbergen kann. Soll ich dir sagen, was ich von dir weiß, ohne daß ich unter den Spiegeln deines Pavillons saß und um die elfte Stunde deiner Erzählung zuhörte?" — „Also die Welt erfindet über mich?" fragte Egon.

Dankmar antwortete, er wollte hören, ob folgende Verhältnisse Erfindungen wären. Er begann zu erzählen, was sich schon im öffentlichen Gespräch über den Prinzen festgestellt hatte. Er erzählte ihm seine Geschichte von Lyon an bis zu seiner Ankunft hierher. Er nannte ihm Namen und Thatsachen, Louis Armand, Helene d'Azimont, Louison. Nichts war der Welt entgangen und wie ein Roman lag es vor aller Augen.

Als Dankmar geendet hatte, erwiderte Egon nichts. Es hatte ihn erschüttert, so offen vor der Welt wie ein aufgeschlagenes Buch dazuliegen und er dankte dem neuen Freunde, daß er aufrichtig und wahr gewesen. „Da hab' ich nichts mehr von Thatsachen zu erzählen!" sagte er schmerzlich. „Die Menschen kennen alle Blätter meines Lebens, freilich nur was die Summarien anbelangt. Die Kapitel und die Ueberschriften sind richtig. Die innere Verknüpfung aber steht nur im Buch des Lebens verzeichnet." — „Und doch fühlt die Welt auch der Verknüpfung nach," sagte Dankmar, „nur Louis Armand ist noch ein unverständliches Kapitel. Die Frauen lassen sich über Herzensangelegenheiten ihr besonderes Urtheil nicht nehmen und bleiben bei dem gemeinsamen Interesse, das sie alle verbindet. Ich habe diesem Urtheil nachgesprochen. Man bricht den Stab über dich und deinen Glauben und deine Irrthümer. Ganz so, wie man urtheilt, gab ich dir den Bericht. Ich halte das für das erste Erforderniß eines Freundes, der den Namen verdient." — „Und ich danke dir dafür, wie schmerzlich es mir auch ist, mich nicht der Welt nach meiner Auffassung zu zeigen." — „Das wirst du für die Zukunft in deiner Hand haben. Du bist nun hergestellt, die Welt erwartet dich; ich sagte dir offen, wie der Boden aussieht, auf den du trittst. Dies sind die Thatsachen, die man von deinem frühern Leben glaubt bestätigt zu finden. Willst du sie wahr machen? Willst du sie gelten lassen oder verändern? Das steht in deiner Macht." — „Was urtheilt man

über die d'Azimont?" fragte Egon und stützte den Kopf auf und blätterte in dem Thomas a Kempis mit einer Resignation, als erschien' er sich bestimmt, nur zu leiden und sich zu täuschen. „Man findet sie so liebenswürdig," antwortete Dankmar, „daß alle Welt wünscht, sie trennte sich von ihrem Gemahl und euer Verhältniß würde ein legitimes. Denn ich habe Männer von Stellung folgendermaßen sprechen hören: Dieser Prinz Egon von Hohenberg wird nun in die Gesellschaft treten und sich ohne Zweifel auch an der Lösung unserer Wirren betheiligen. Schlimm, wenn er sie vielleicht noch vermehrt! Es fehlte uns nur noch, daß ein so hochgestellter junger Adliger mit diesem Namen, mit diesen glorreichen Familienerinnerungen, nachdem schon einige junge Adelige und Fürsten uns Verwirrung genug gebracht haben, in Deutschland als Communist auftritt! Und so wird denn schon von Manchem die Gräfin d'Azimont für deinen guten Genius gehalten. Man hebt hervor, daß sie eine Aristokratin ist. So sehr euere Beziehung gegen die Grundsätze verstößt, die jetzt in unserer Gesellschaft vertreten werden, so wird man sie doch dulden, anerkennen, und ihr Ziel, die eheliche Vereinigung, befördern, wenn sie es durchführt, dich von deinen französischen Bahnen zu trennen." Dankmar gab diese Fingerzeige ruhig und maßvoll, bei aller Strenge so duldsam, daß Egon statt der Antwort sich an den hielt, der sie ihm mittheilte. — „Ich bin kein Aristokrat!" wallte Egon fast vorwurfsvoll auf. „Ich will, daß Gedanken herrschen, nicht Ueberlieferungen. Die Politik, wie sie in Frankreich getrieben wird, gefällt mir nicht. Aber mir ist auch die deutsche verhaßt, zumal die, die bisher hier das Ruder führte. Säß' ich in einer Kammer, ich würde, wie jetzt die Dinge stehen, zur Opposition gehören. Sind die Kammern zusammengetreten? Steht das Ministerium noch?"

„Es wird," sagte Dankmar, eine Cigarre ablehnend, die Egon anbot, „mit den Kammern fallen, die sich eben versammeln. Man macht aus der Kammermajorität ein neues Ministerium. Dies regiert vierzehn Tage. Dann kommen einige Forderungen der Krone. Das Ministerium wagt sie nicht an die Kammer zu bringen und dankt theilweise ab. Einige, die mehr Muth haben, bleiben und verstärken sich durch Offiziere, Chefpräsidenten, Bankiers. Man wird dies Ministerium das Ministerium der That nennen. Was die Krone anfangs nur wünschte, das fordert man jetzt. Die Kammern, doppelt durchwühlt an sich und vollends noch durch den Aerger der abgetretenen Minister, verwerfen diese Forderungen. Sie werden aufgelöst; alle Freiheiten werden auf

unbestimmte Zeiten suspendirt, man wird regieren, wie es eben geht und so lange es geht, bis der Cirkel durch eine neue Kammerwahl wieder von vorn anfängt oder ein großes politisches Ereigniß dazwischentritt. Jede tiefer eingreifende Unternehmung für den Handel, die Gewerbe, für das moralische Leben, für Kunst und Wissenschaft ist suspendirt, wenn nur die Steuern eingehen und Beamten und Offiziere ihre Besoldungen erhalten."

„Welch ein Zustand in diesem gegenwärtigen Europa!" rief Egon. „Die Völker preisgegeben, wie im Mittelalter, den zufälligsten Umständen! Welch' ein Versteckspiel mit diesen Constitutionen, die nur dazu da sind, in den dilettirenden Staatsmännern eine Ueberwucherung von Ehrgeiz zu wecken! Dies Heer von Advocaten, Journalisten, Beamten, Geistlichen, Soldaten, die sich, weil sie einmal gewählt und genannt wurden als Volksvertreter, sich nun einbilden, zeitlebens unentbehrlich zu sein, nur von Ministerportefeuilles träumen und nicht ruhen, bis die Reihe der Schicksalsgunst auch an sie kommt! Das ist das alte Faustrecht in vollkommener Aehnlichkeit, nur daß die Waffen die des dienenden, biegsamen Geistes wurden, der Feder, des Wortes; es ist der Krieg aller gegen alle, den ein furchtbarer, türkischer Despotismus einst beendigen wird, wenn die Guten nicht zusammenhalten und die ewigen Güter der Menschheit von den Gefahren befreien, die diese bei solchem Spiele laufen müssen."

„Also wo liegt die Schuld? Oben oder unten?" — „Ueberall! Aber die Besserung?" — „Darüber denk' ich täglich nach," sagte Dankmar. „Bald möcht' ich diesen ganzen Gesellschaftsbau zertrümmern und ihn neu errichten, bald seh' ich mich nach einem minder radicalen Heilmittel um. Ich finde keins, das in den Verhältnissen und in den Dingen liegt. Jeden klugen Einfall überbietet sogleich ein noch klügerer. Alles, was Weisheit scheint, wird sogleich List. Ich suche einen Ausweg und finde ihn nur in dem Menschen und seiner eigenen freien Beschränkung. Geb' uns einer die und gesegnet sei sein Name in Ewigkeit!" — „Amen! Amen!" fiel Egon ein. „Der Thomas a Kempis hier neben uns thut seine Wirkung. Wir blicken gen Himmel und verlangen Wunder. Die Menschen! Eigene freie Beschränkung! Großer Gott! Wildungen, ist dir's noch nie klar geworden, daß die Menschen Bestien sind? Nur wer gearbeitet hat und sich dann ausruhen will, der ist gutmüthig. Der fleißige Mensch ist ein Kind. Wenn ich Sonntags auf der Chaumière mit Louison und ihren Freundinnen tanzte, dünkten wir uns Götter, und alle die hatten theil an diesem bescheidenen irdischen Himmel, die ihre sechs Tage Arbeit hinter sich hatten. Die aber,

die in die Clubs liefen und Zeitungen lasen, saßen mürrisch und tranken mehr Wein, als sie mit Fug bezahlen konnten. Louis Armand sagt zwar, die Verfassung der Erde müßte nur auf die halbe Pflichterfüllung begründet werden, sonst wäre dies Dasein eine Hölle. Das bestreit' ich ihm und verweis' es ihm oft, wenn er statt zu arbeiten Verse macht und Aufsätze über das Loos der arbeitenden Klassen schreibt."

„Ist das nicht aber auch eine Arbeit, dies nothwendige Träumen?" fragte Dankmar, der die Verse: Des Volkes Tochter, arme Bettlerin! von seinem Bruder kannte.

„Die man nicht überwuchern lassen darf!" antwortete Egon. „Alles drängt nach geistiger Arbeit und behauptet, die wäre ebenso schwer und anstrengend wie die materielle. Aber ich frage: Wenn alle Buch führen wollen, wer wird die Werthe erzeugen, die die Feder verrechnet? Nein, Wildungen, sage denen, die meine Freundschaft für Louis Armand fürchten, ich bin kein Communist! Aber auch die hier übliche Landespolitik veracht' ich und wenn mir Gelegenheit geboten würde, das zu sagen, was ich denke, so würd' ich allerdings den Adel und seine Aufgabe anders bestimmen, als es diese trägen Drohnen der Gesellschaft thun."

„Ich darf nicht fortfahren," bemerkte Dankmar. „Ich sehe, wie dich der Gegenstand ergreift. Glücklich werd' ich sein, mit einem Manne von deiner Lebenserfahrung einen dauernden geistigen Verkehr zu unterhalten. Aber für heute geh' ich — ich bin es deinem Befinden schuldig."

„Du hast mich angeregt, nicht aufgeregt," sagte Egon. „Du wolltest mir die Aufgabe meines Lebens zeigen und mich auf den Empfang der Welt vorbereiten. Ich danke dir dafür." — „Wann wird Helene d'Azimont erlauben, daß ich dich wiedersehe?" fragte Dankmar den Hut ergreifend und eine Menge schöner Dinge über die Reize dieser Dame, ihre Bildung, ihre Liebenswürdigkeit wiederholend. „Helene? Hat sie etwas zu erlauben?" unterbrach ihn Egon. „Heut' um vier Uhr, bitt' ich dich, sei an dieser Stelle! Ich soll auf Schloß Solitude fahren. Begleite mich mit Louis, wenn dir der Handwerker nicht anstößig ist." — „O, Freund!" sagte Dankmar, „der, den du liebst, den liebe auch ich. Willst du aber nicht noch einen andern Menschen, der viel besser ist als ich, in unsern Bund mit aufnehmen? Es ist mein Bruder Siegbert, älter als ich, edler, tüchtiger, schwärmerischer, ganz deiner Liebe werth, und wenn er einmal die Gräfin oder dich selbst malt, wirst du sein Talent schätzen

lernen." — „Seid mir beide willkommen!" rief Egon. „Oder denkst du wieder: wenn es Helene erlaubt? Welch' ein Wort war das? Menschen, spottet meiner nicht, habt Mitleid mit Jemand, den die schwachen Augenblicke in solche Bahnen führten!" Er umarmte noch einmal den Freund, begleitete ihn mit den Worten: „Habt mich lieb! Ich bedarf es!" an die Thür und rief ihm, als Dankmar schon ging, noch nach: „Um vier nach Solitude mit dem Bruder."

Als Dankmar auf der Straße im Freien war und den Weg zur Fürstin Wäsämskoi einschlug, wo sein Bruder seit einiger Zeit fast täglich zu Mittag speiste, sammelte er alle Eindrücke, die ihn da in so rascher Aufeinanderfolge bestürmt hatten. Von seiner eigenen Angelegenheit hatte er nicht reden können und nicht mögen. Dankmar gestand sich, daß Egon einer der liebenswürdigsten Menschen war, die er je gesehen, und doch war ihm ein fremdes Element in die Erinnerung an den Thurm von Plessen gedrungen. Er suchte nach einer Formel, die diesen Charakter bezeichnen sollte, und fand sie nicht. Schon daß er dem weitern Nachforschen entsagen und, um Frieden zu gewinnen, sich ganz an jenen Ackermann und die Vorstellung, wie Selma in weiblicher Verklärung vor ihm stehen würde, verlieren konnte, schien ihm, als er zu den Wäsämskois hinwanderte, kein gutes Zeichen.

Egon aber schrieb an Gräfin d'Azimont: „Weißt Du einen Platz, Helene, wo der ermüdete Flüchtling sein Haupt an ein warmes Herz legen kann, so nenn' ihn mir! Soll ich Dich mit schwankendem Tritt selbst aufsuchen, so erwarte mich heute noch nicht, ich bedarf anderer Hände, die mich führen. Willst Du aber selbst kommen, so wirst Du das wehmüthige, von Schmerz halbgebrochene Auge des Freundes finden, wirst Liebe finden, wenn die Menschen lieben können, die zum Strome sagen: Führe mich wohin du willst, ob zum Tode, ob zum Leben, führe mich nur zur Ruhe! Dein Egon!" Dieser Brief sollte erst gegen vier Uhr abgegeben werden, wenn der Wagen vorrollte, der Egon und die Freunde nach dem Lustschlosse des Königs, Solitude, fahren sollte. Bis dahin bedurfte Egon ernstlich endlicher Erholung von den Eindrücken, die für seinen Zustand schon zu lebhaft auf ihn eingestürmt waren. Er sank todmatt auf sein Lager in dem noch dunkeln mit Teppichen belegten Hinterzimmer und verbot unter jeder Bedingung, ihn durch irgendetwas bis um drei Uhr zu wecken.

Sechstes Capitel.

Ein Stillleben.

Im Hinterhofe des Hauses Wallstraße Nr. 14 begegnet dem, der sich daselbst nur eine Weile umsieht, sofort der freundliche, saubere Sinn des kleinen Mittelstandes. Den vordern Hof konnte man herrschaftlich nennen. Da gab es — schmutzige Wasserrinnen, lang an den Wänden herabtriefend, einen Pferdestall, ein ewig feuchtes Pflaster. Durch ein Zwischenhäuschen, in welchem der alte Tischler Märtens seine geräumige und immer von vier bis fünf Gesellen in Thätigkeit erhaltene Werkstatt hatte, kam man, wenn man einen großen mit Latten und Brettern überfüllten Thorweg durchschritt, in einen kleinern Hof, dessen Nebengebäude zwar nur mit Holzfachwerk, feuergefährlich genug, aufgeführt dastanden, die aber freundlich angestrichen und mit blumenbesetzten Fenstern geziert waren. Das Viereck dieses Raumes war zu klein, um viel Licht aufzufangen. Dafür rückte jedes, was hier von armen, meist arbeitenden Leuten wohnte, mit seinem Leben dicht ans Fenster und hob die wohnliche Traulichkeit dieses kleinbürgerlichen Hinterhofs zu einem Hause, das nach vornhin stattlich und imposant aussah.

Sowie man aus dem großen, lehmgedielten Thorwege des Hinterhauses trat, ging sogleich links, an der Tischlerwerkstatt, eine Stiege in die Höhe und führte in die Wohnung des alten Christian Märtens. Erst kam ein Bretterverschlag für die Küche, die eigentlich nur ein eingezäunter Kamin war, dann eine sehr geräumige Stube, wo die alten Tischlersleute selbst wohnten, und dann erst eine große Kammer, wo Fränzchen Heunisch wie die Taube auf ihrem Giebel saß. Die ihr auf dem Fortunaball von Jeannetten gemachte wenig erfreuliche Aussicht, sie als Schlafgenossin in diesem engen Raum aufzunehmen, war nicht Erfüllung gegangen. Jeannette war bei dem verwundeten Neumann geblieben und hatte sich unter dem Vorwande der Pflege ihres Bräutigams im Schlurck'schen Hause wieder festgesetzt. Sie kannte die Nachgiebigkeit der Eltern. Nur Melanie konnte sich vorläufig noch nicht entschließen, sie wieder in ihre Nähe zu lassen.

Fränzchen Heunisch wohnte allein und war seit einigen Wochen mehr daheim als sonst. Melanie, bei welcher sie wöchent-

lich manchmal vier Tage hatte arbeiten müssen, ließ sie nicht mehr so oft kommen als sonst. Seitdem man sagte, Fräulein Schlurck wäre mit dem Stallmeister Lasally verlobt, schien sie die Gesellschaften weniger zu besuchen und schränkte sich auf die Toilette ein, die sie schon besaß. So blieben dem jungen, überall gern gesehenen, bescheidenen Kinde nur noch einige wenige Herrschaften, die sie mit ihrer Eitelkeit ernährten, aber auch plagten und wie gewöhnlich nichts nach Wunsch bekommen konnten. Am meisten war sie daheim und arbeitete still für sich an den ihr gegebenen Aufträgen. Friede und Stille umgab sie da. Die Thür des Nebenzimmers war fast immer geöffnet; die alte Frau Tischlermeisterin wirthschaftete in der Küche oder las geistliche Bücher, die Zeitungen, Pfennigmagazine, oder was sonst von Colporteuren in diese kleinen Hütten bescheidener Lebensansprüche getragen wurde und bei dieser Frau eine etwas confuse Bildung erzeugt hatte. Der alte Meister arbeitete noch rüstig in der Werkstätte. In ihrem Kämmerchen hatte Fränzchen gern das Fenster auf und saß anmuthig wie ein Blumengeist mit ihrem zarten, feinen Köpfchen unter den Levkoien und dem Goldlack, der in Töpfen um sie her stand. In einem kleinen erdgefüllten Kasten wurde sogar Kresse gezogen, die sich am Bindfaden jetzt im Spätsommer schon hoch zum Giebel des Fensters hinaufrankte. Ein Canarienvogel, leider nur in einem hölzernen Bauer (Fränzchen's Wunsch ging für ihren gelben, kleinen Bibi auf einen drahtgeflochtenen), hing fast über ihr, wenn sie gedankenvoll, halb vegetirend saß und nähte. Manches Hanfkorn fiel von dem hüpfenden Bibi auf die zarten Wollbesätze und Puffen und Volants, die sie nähte. Vor ihr stand ein Nähtischchen, das ihr einmal der alte Märtens zu monatlichen Abschlagszahlungen auf Weihnachten verehrt hatte in Anerkennung ihrer nun schon über vier Jahr fleißig gezahlten Miethe und ihres sittlich lobenswürdigen Verhaltens. Da waren in der aufgezogenen Schublade Kästchen an Kästchen und so viel bunte Seide, so viel weißer feiner Twist lag vorräthig, daß sie mit Ruhe jeder neuen Bestellung entgegensehen konnte, ob sie nun von Vornehmen kam oder nur darin bestand, daß sie für Dienstmädchen des Hauses oder der Nachbarschaft ein Häubchen zu stutzen oder einen Halskragen zusammenzusetzen übernahm. Auch einiger Vorrath bunter, seidener Bänder lag in zierlichen Rollen in jenem Tischchen verborgen. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein reinliches Bett auf der einen Seite, auf der andern eine alte geschweifte Kommode, und

neben einem alten eisernen Windofen, der für eine „Kammer" ein großer Reichthum war, stand noch ein Waschtisch, geschmückt mit kleinen unschuldigen Mitteln zur Pflege einer Schönheit, die nur das frische klare Quellwasser als seinen schönsten kosmetischen Beistand nöthig hatte. Doch ein junges Mädchen ist nicht so einfach, daß es sich nicht auch den Luxus einiger Seifen, eines guten Zahnpulvers und einiger Hülfsmittel zur Pflege des Haars gestatten sollte.

Das Leben eines solchen kleinen Hofes ist, wenn auch keine Geßner'sche, doch eine Idylle. Unten hörte man das Sägen und Hobeln aus der Werkstatt. Gegenüber klopfte ein Schuhmacher auf seinem Kniebrett; ein armer Flickschneider, der mit kreuzweis geschlossenen Beinen wie ein Türke auf hohem Tisch vor einem offenen Fenster saß, sang sich oder pfiff zuweilen ein schnurriges Lied, oder sprach, während er seine Fäden wichste, zu andern Fenstern hinüber oder in die Tischlerwerkstatt hinunter. Eine Katze, die einmal irgendwo an einem Fenstersims oder am Dachrande ein äquilibristisches Kunststück versuchte, war ein Ereigniß für den ganzen Hof. Man lachte, lockte, pfiff dem Thier und benutzte die Unterbrechung, um die Köpfe aus dem Fenster hinauszustecken und sein Zusammenleben manchmal harmonisch zu fühlen. Zuweilen kamen auch Verkäufer von der lauten, wagenrasselnden Straße herein und schrieen Besen, Sand, Lebensmittel aus, die zuweilen einen lauten Handel zur Folge hatten. Fränzchen konnte da von einigen erprobten und resoluten Hausfrauen die Kunst des Feilschens lernen. Oft erschrak sie, wenn die Verkäufer geradezu nur die Hälfte ihres Vorschlags geboten erhielten, und traurig genug konnte sie sein, wenn die Waare auch wirklich dafür gelassen wurde, noch trauriger, wenn der Verkäufer abzog und beim besten Willen für so wenige Pfennige seine Waare nicht lassen konnte. Spielleute, die auch hereinzogen, fanden zwar viel Anerkennung und lachenden Dank, aber selten Geld. Kam dagegen eine Frau und sang im Vorhofe ein geistliches Lied und wurde von den Bedienten, die aus den Hinterfenstern neben den Seifenwassergossen lungerten, bespöttelt, so durfte sie nur getrost in den Hinterhof gehen. Ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten! öffnete hier alle Fenster der Armen und jeder gab der Sängerin, was er glaubte entbehren zu können.

Eine solche Sängerin hatte eben den Hof verlassen und mit dem letzten Verse des Liedes: Befiehl du deine Wege! Fränzchen's ohnehin thränenvolles Gemüth gerührt. Es giebt einen Zustand der Seele, wo schon jede leiseste Berührung einer wunden Stelle

ein Ueberfließen zur Folge hat, wie bei einem übervollen Gefäße. Fränzchen hatte der Sängerin einige Pfennige gegeben. Sie untersuchte nicht, wie mechanisch und geläufig dieser religiöse Gesang jener Bettlerin sein mochte, sie empfand ihn wie eine unmittelbare Eingebung gerade nur zur Lösung ihrer eigenen gepreßten Stimmung. Wie einige große, schwere Thränen auf ein Häubchen fielen, das sie der Frau Meisterin richtete für den nächsten Sonntagskirchgang zu Propst Gelbsattel — Frau Märtens liebte erhabene Anregung — zog sie die Schublade ihres Nähtischchens noch weiter heraus, hob einen gelbgebeizten kleinen Deckel auf und zog zwei Papiere hervor, die sie neben sich hinlegte. Das eine enthielt, von Siegbert in deutschen Lettern niedergeschrieben, die Uebersetzung des französischen Gedichts von Louis Armand, das andere ein zweites Gedicht, das ihr Heinrich Sandrart, der junge Sergeant, verehrt hatte.

Das französische Gedicht hatte sie anfangs, als eine Huldigung des Mannes, den sie mit so hoher Verehrung liebte, überrascht, dann aber bei mehrmaligem Lesen war es ihr befremdlich vorgekommen. Sie hatte wochenlang nichts mehr von Louis vernommen, die vielen Bestellungen, die für seine Bilderrahmen und Spiegelformen einliefen, wurden von dem verschlossenen Comptoir vorn hierher an den Tischler Märtens verwiesen und auf eine große Schiefertafel für die Zeit verzeichnet, wo endlich zu hoffen stand, daß Louis Armand aus dem stolzen Palast seines hohen Gönners zurückkehren würde. Wie wuchs da des armen Mädchens Verlangen, doch irgend etwas von diesem einschmeichelnden, sanften und zarten jungen Fremdling zu vernehmen, und nun erschrak sie regelmäßig, daß ihr sein Gedicht so wenig verständlich war! Da gab es Wendungen, so schrill, so schneidend, daß es ein unschuldiges deutsches Mädchen kalt überlaufen mußte, und doch entzückte sie wieder das stolze: „Nur weine nicht," womit jeder Vers trotz seines schlimmen und fast höhnischen Inhalts schloß.

Heinrich Sandrart dagegen, der sich seit dem Fortunaball mit einer wahren Toggenburg-Treue an sie geklettet hatte, der junge Sergeant hatte in seinen Versen sogleich das Beste, das Höchste, Schmeichelhafteste von ihr gesagt. Er redete sie mit so glänzenden, so wohlthuenden Bezeichnungen an, nannte sie seines Lebens Sonne und seiner Hoffnung Wonne, sprach vom lichten Schimmer ihrer Augen, vom Kelch, aus dem er Liebe wollte saugen, und sah die Jugend und die Tugend in ihr treugepaart und nannte sie einen Edelstein unübertrefflich in seiner

Art. Das alles klang, besonders von Frau Märtens vorgetragen, schmelzend, und war bis jetzt das einzige, was für Heinrich Sandrart bei ihr gesprochen hatte. Wie oft hatte sie ihn gebeten, ihr nicht mehr des Abends da, wo sie gearbeitet, aufzupassen und sie nach Hause zu begleiten! Wie zürnte sie ihm, daß er so offen und frei mit den alten Märtens sprach, seine edelsten Absichten diesen Leuten zu erkennen gab und diese um so mehr für sich gewann, als er sich in der Eigenschaft eines reichen Bauersohns genügend ausweisen konnte! Wie litt sie unter den Vorwürfen der Frau Tischlermeisterin, die ihr wegen ihrer Sprödigkeit gegen den hübschen jungen Sergeanten in gewählter Sprache gemacht wurden! Dieser kam nie ohne eine Aufmerksamkeit, nie ohne ein kleines Geschenk. Ein Blumenstrauß, eine Näscherei, ein Bildchen führte er immer bei sich, wenn er sich nur sehen ließ. Aus den Rockschößen seiner feinen Patentuniform langte er das feinste Obst hervor und hielt sich abends und morgens, wenn er nur Zeit fand, stundenlang, wenn nicht an Fränzchen's Seite selbst, doch bei den alten Märtens auf, die gern mit ihm plauderten, weil er gemüthlich und noch über das Pfennigmagazin hinaus unterrichtet war. Fränzchen war nicht etwa kokett oder schnippisch gegen ihn. Gerade weil sie ihn nicht lieben konnte, war sie einfach und duldsam gegen seine Besuche und fand darin nichts, daß er ihr oft, während sie arbeitete, einen Kuß von der Hand stahl, die sich beim Nähen nicht verstecken konnte. Sie trug gern kurze Aermel in der guten Jahreszeit, mußte nun aber ihr bestes, schönes, blaues Kleid tragen, nur um durch lange Aermel zu verhindern, daß Heinrich Sandrart stundenlang auf ihre zarten weißen runden Arme blickte, gierig sich mit seinen liebesirren Blicken daran weidete und ehe sie sich's versah, in die weichen Formen einen brennenden Kuß drückte. Ihn mit Gewalt von sich zu weisen, hatte sie den Muth nicht. Wer gab ihr ein Recht, an Louis Armand wie an eine Hoffnung zu denken! Hatte er sie nicht in diesen letzten Wochen ganz vernachlässigt? War ihr von ihm mehr noch geblieben, als daß sie manchmal mit zitternder Hand auf die Schiefertafel für seine kunstvollen Arbeiten Bestellungen schreiben konnte, die nach seinen Thonformen schon einige Gesellen des alten Märtens auszuführen versuchten? Dann kam es wol, daß sie denn doch immer und immer Louis' Gedicht vor sich nahm und es mit Heinrich's verglich und trotz der schönen und freundlichen Wendungen des letztern an jenen herben und schroffen Worten ein Gefallen fand, über das sie sich keine andere Rechenschaft geben

konnte, als daß doch wol unglückliche Liebe herb und bitter mache.

Zur Mehrung ihres Leides war nun sogar der Onkel Heunisch angekommen und hatte in rascher Weise mit allen ihren Bedenklichkeiten Kehraus machen wollen. Da wurden im Bunde mit Frau Märtens Heinrich's Glücksumstände gepriesen, und als sie immer darauf bestand, sie wollte noch nicht heirathen, hieß es, so möchte sie in das Forsthaus nach Hohenberg mitkommen und dem Onkel die Wirthschaft führen. Die Ursula sträubte sich zwar dagegen, hieß es, aber der Onkel, dem das Heirathen so vergällt worden, müßte eine Stütze für sein Alter haben. Heinrich würde dann seinen Ernst beweisen können. Nähme er seinen Abschied, käme er nach dem Ullagrunde, der nur zwei Stunden vom Forsthause läge, und halte er dann um Franziska an, so würde sich das übrige finden. Dann wollte er schon, wenn entweder auch noch die Ursula Marzahn um ihn herumspukte oder schon jenseits wirthschaftete, sich allein zurechtfinden, wüßte er doch, im Ullagrunde bei dem reichen Bauer Sandrart wohnte ein Paar, das ihn lieb hätte und wo er öfter verweilen würde als auf dem Gelben Hirsch, ginge auch der Weg nach dem Ullagrunde über einen Ort, den er gern vermiede, über das Kreuz am Strudel und über die Sägemühle.

Fränzchen hatte, selbst wenn ihr nicht Louis Armand im Sinne gelegen hätte, ein Grauen vor dem Forsthause. Sie hatte in ihrer Kindheit, als ihre Aeltern, die sie mit den Wandstablers verwandt machten, gestorben waren, einige Wochen beim Onkel Heunisch, bei ihrem Vaterbruder, gewohnt (ihre Mutter war eine Schwester des Wachtmeisters und Haushofmeisters Wandstabler); allein die Ursula Marzahn hatte diesen Besuch offenbar mit scheelem Auge angesehen und hinter zuthunliche Freundlichkeiten schlimme Absichten versteckt. Wie oft hatte sie das kleine Mädchen an einen mit schönen gelben Blumen überwucherten Sumpf geführt und ihr gesagt: Hol' ein Büschel Blumen, Fränzchen, ich weiß ein Kunststück und sage dir, wer dein Mann wird! War das kleine Kind dann in den Sumpf bis an die Knie gesunken, so lachte sie und wollte sie nicht wieder herausziehen. Weinte sie dann über ihre beschmutzten Strümpfe, so bot ihr die Alte große Brotschnitte mit Zwetschenmuß und ganz feinem weißen Zucker aus ihrem Geheimschranke darauf. Einmal aber, als sie davon gegessen hatte, war sie so elend krank geworden, daß sie die Schnitte mit dem Zwetschenmuß und dem weißen Zucker aus ihrem Geheimschranke nicht wieder nehmen mochte. Heunisch sagte nun zwar, die Ursula wäre alt und ganz kindisch, aber es

graute ihr doch vor dem Gedanken, in das Forsthaus zurückzukehren, und als der Onkel gar hören mußte: In deinem Walde, Onkel, sterb' ich! da brach er lieber vorläufig von seinen Vorstellungen ab und beschloß betrübten Herzens und unverrichteter Sache, doch mit Hoffnung auf den Sergeanten, nach Hause wieder heimzukehren.

„Den Hochmuthsteufel, sagte er sich zum Trost, hab' ich ihr doch vertrieben!" Dies Zeugniß, das er sich als Belohnung für seine Reise geben zu dürfen glaubte, bezog sich auf die Erlernung der französischen Sprache. Am Tage nach dem Fortunaball nämlich, wo sie erst nach vier Uhr mit Luise Eisolt in einem Wagen nach Hause kam, den Sandrart bezahlte, war jener Franzose, dessen grüne Brille, großer Schnurrbart, lästiger Husten auf dem Fortunaball allgemein aufgefallen war, in ihre Wohnung gekommen und hatte sich als einen Herrn Professor Sylvestre zu erkennen gegeben. Dieser Geck war bejahrt, verbarg diese Thatsache aber durch seine Perrücke und mancherlei nur in der Nähe sichtbare Toilettenkünste. Er hatte eine glatte, wie leblose Haut. Wenn er mit den scharfen grauen Augen blinzelte, sah man an den Schläfen hundert Falten, die sich bis an die Augenwinkel zogen. Die hervorstehenden Zähne waren nicht echt. Seine feine Kleidung verrieth den Mann von Welt. An einschmeichelnden, gewandten Manieren fehlte es ihm so wenig, daß er es wiederholt wagte, sich bei dem jungen hübschen Mädchen, das inzwischen schon von Heinrich Sandrart die ersten Huldigungen empfing, einzuführen. Er gab vor, eine Bestellung für den Vergolder Louis Armand zu haben, und ließ genau von Franziska, die vor ihm zitterte wie vor einem Basilisken, seine Adresse aufschreiben: Monsieur Sylvestre, Königsstraße Nr. 13 im dritten Stock. Er behauptete, bei Armand Aufträge für eine große Herrschaft zu haben. Franziska mochte ihn nicht ansehen, wandte ihm sogar den Rücken, aber sie wurde roth, als Herr Sylvestre anfing von Louis Armand zu sprechen und einen langen forschenden Blick auf sie zu richten. Ja als er von Armand's Aeußerm, seinen Verdiensten und Vorzügen sprach und sogar behauptete, ihn von Ansehen zu kennen, und Fränzchen's Verlegenheit wuchs, da hätte sie im Spiegel bemerken sollen, daß er eine eigenthümlich überraschte pfiffige Miene machte. Als er gegangen war, fand die Tischlermeisterin den gelehrten Mann so übel nicht. Fränzchen riß aber das Fenster auf und meinte, daß sie frische Luft schöpfen müßte.

In einem Briefe, den ihr Louis Armand mit Siegberts Uebersetzung seines Gedichts schickte, entzückte Fränzchen jede Wen-

dung. Es kam aber auch „Paria in der Gesellschaft“ und „Cultus“. Das waren zwei Worte, die Franziska selbst mit Hülfe mehrerer Jahrgänge des Pfennigmagazins, der ganzen Belesenheit der Tischlerin und mit einer Anfrage bei dem gegenübersitzenden Schneider nicht entziffern konnte und die ihr unverständlich blieben, wie das Gedicht selbst. Sie empfand da recht den Mangel höherer Bildung. Wer sollte ihr sagen, was ein Paria der Gesellschaft und der Cultus ist? In ihrer nächsten Gedankenreihe fühlte sie, daß es wahrlich ein großes Glück wäre, wenn man französisch gelernt hätte, und sonderbar, von dem Augenblick an bildete sich ihr der Gedanke: Herr Sylvestre, der sie einige mal artig und bescheiden auf der Straße angesprochen und bis nach Hause begleitet hatte, hat sich so lange nicht sehen lassen, ich möchte ihm wol einmal wieder begegnen! Dies geschah zwei Tage später. Herr Sylvestre begegnete ihr nicht nur, sondern er wagte sich sogar noch einmal zur Frau Märtens an einem Sonntage, wo er vielleicht wußte, daß diese strengen Sittenrichter in die Kirche gegangen waren. Heinrich Sandrart hatte Parade und Fränzchen that dem Sergeanten nicht den Gefallen, in die große Allee zu gehen, wo er stolz mit seiner Gardecompagnie unter Befehl des ihm seit dem Fortunaball nicht besonders gewogenen Lieutenants von Aldenhoven, vor sich einen Flottwitz und hinter sich einen Flottwitz, in dem Bataillon des Majors von Werdeck marschirte. Vergebens sah sich der Sergeant rechts und links um, ob nicht unter den Zuschauern Fränzchen's Strohhut mit dem blauen Bande sichtbar wurde. Vergebens hörte er den Lieutenant von Aldenhoven ihm zuraunen: Was gaffen Sie denn, Sandrart? Der Zorn trieb ihm das Blut ins Gesicht — aber Fränzchen war zu Hause, kümmerte sich nicht um die Parade, nicht um Heinrich Sandrart's goldene Litzen, sie saß unter ihrem gelben kleinen Bibi und knusperte mit ihren weißen Zähnen an den Hanfkörnchen, die der Verschwender über ihr niederfallen ließ. Da trat Herr Sylvestre ein, elegant, wie ein vornehmer Herr, der vielleicht noch heute bei einem Minister speiste. Herr Sylvestre sagte, er wollte sich erkundigen, wie es mit seiner Bestellung wäre, der reiche Herr drängte um die Einrahmung seiner Bilder, die große Meisterwerke wäre und glänzende Ausstattung verdienten. Fränzchen bedauerte Louis' Abwesenheit, erzählte, daß er sich der Pflege des kranken Fürsten Egon widmete, den er von Paris kenne, und zeigte sich so im Zuge, so angeregt über alles, was Louis betraf, daß Herr Sylvestre Muße fand, sich umzusehen und sich sehr beherrschte, nicht wieder in den Ton

zu fallen, den er, häßlich und widerlich genug, nach dem Fortunaball angestimmt hatte. Das Gespräch kam auf die französische Sprache. Fränzchen erkundigte sich, was ein Paria der Gesellschaft und der Cultus wäre? „Cultus," sagte Herr Sylvestre und lächelte so stark, daß man an seinen eingesetzten Zähnen die Drähte und das künstliche Zahnfleisch sah. „Cultus ist die Verehrung, die Liebe ist ein Cultus, meine liebe Franziska, und die Parias sind eine unglückliche Kaste von Menschen in Indien, die arm, elend, verstoßen sind und bleiben, weil sie arm, elend, verstoßen geboren wurden und nichts lernen können. Sind das einige Erinnerungen aus den Gesprächen mit Herrn Louis Armand?" Fränzchen erröthete und die Folge der weiteren Forschungen und Schmeicheleien des Herrn Sylvestre war die, daß sich der feine Mann erbot, ihr französischen Unterricht zu geben. Als sie halb erschrocken, halb innerlichst hocherfreut, Anstand nahm darauf einzugehen und auf ihre leere Kasse deutete, wies Herr Sylvestre jede Zumuthung an die Voraussetzung eines materiellen Interesses zurück und drängte so lange und so artig in Franziska, als wenn sich die grüne Brille des Fortunaballs nie in so abschreckender Gestalt, fast wie eine Schlange, ihr offenbart hätte. Sie fand ihn leidlich und ging auf die Vorschläge ein, bei ihm wöchentlich drei Stunden zu nehmen. Sie sagte, sie wollte ihm dafür nähen, was er wünschte, auch Namen zeichnen in Taschentücher oder was er begehrte, kurz, sie wollte sich ihm dankbar beweisen.

„Ich will Sie nur gelehrig sehen!" sagte Herr Sylvestre und schlug vor, die Stunden bei ihm zu nehmen. „In der Königsstraße Nr. 13?" sagte sie, „nein, das geht nicht!" Er wiederholte vergeßlich: „Königsstraße --?" — „Sind Sie ausgezogen?" fragte sie. Er schien in Verlegenheit und antwortete: „Ja wohl, ja wohl! Königsstraße!" Franziska meinte nun, die Mühe, zu ihr zu kommen, müßte er sich nicht verdrießen lassen, sonst dürfte sie den Unterricht nicht nehmen. Er versprach diese Bemühung, fürchtete aber, die Wirthsleute seines Zöglings möchten Einsprache thun. „Das soll meine Sorge sein!" sagte Fränzchen, und wirklich, sie wußte den alten Leuten, als sie aus der Kirche kamen und von der Parade noch die Schlußmusik gehört hatten, das Glück der Bildung und geistigen Vervollkommnung so klar und besonders der Tischlermeisterin anschaulich zu machen, daß die Stunden ihren Anfang nahmen.

Zwar hatte Fränzchen mit Herrn Sylvestre viel auszustehen. Anfangs wollte er die Verbindungsthür zwischen beiden Zimmern geschlossen wissen, dann, als ihm dies Fränzchen abschlug, wurde

er nichtsdestoweniger hinter den schützenden Blumen und der rankenden Kresse so unartig wie auf dem Fortunaball. Aber auf ein ernstes: „Herr Professor!" sammelte er sich und Fränzchen lernte so geschwind ihre Vocabeln, übte sich so fleißig in den Präparationen, daß sie sichtbare Fortschritte machte.

Das dauerte vier Wochen, bis Onkel Heunisch kam. Aergerlich über die Weigerung seiner Nichte, den jungen, hübschen und reichen Sandrart zu heirathen, traf er gerade mit einem Besuch des Herrn Sylvestre zusammen, maß diesen Mann von oben bis unten, ließ sich dies und jenes erzählen, hörte Heinrich's Klagen, daß Fränz zu hoch hinaus wollte, und daß sie mit diesem Sprachmeister ins Gerede käme, und erklärte ihr dann sogleich, als die Stunde vorbei war, daß dies die letzte gewesen wäre. „Wie?" rief Fränzchen entrüstet. Heunisch antwortete ruhig: Er dulde diese Ausschweifungen nicht länger! Sie wäre armer Leute Kind und müßte ihr Brot von anderer Leute Gnade essen. Punktum! Der alte Kerl dürfte hier nicht mehr über die Schwelle kommen. So erklärte denn Franziska dem Lehrer: „Herr Sylvestre, ich fühle, daß ich für meine Verhältnisse zu viel Zeit auf eine Sprache verwende, zu deren Benutzung mir mein künftiges Leben keine Gelegenheit bieten wird."

So saß Fränzchen denn an ihrem Fenster, las in der wehmüthigen Stimmung, die das Lied der armen Frau angeregt hatte, die beiden Gedichte wieder durch und nahm das Einerlei ihrer Arbeit vor. Der Flickschneider von drüben machte manchmal einen Scherz mit ihr. „Bon jour, Mamzelle!" rief er nach einiger Zeit. „Parlez vous français!" Dabei lachte er, ohne es jedoch so bös mit seinem Spotte zu meinen, wie ihn die alte Märtens, die nebenan eben die Zeitung laut buchstabirte, nahm und sich unterbrach mit den Worten: „Portugal — Dem Heiland sei Dank, daß die Menschen bald nicht mehr solche schändliche Reden hinter uns ehrlichen Leuten werden sagen können! — Schon wieder ein Erdbeben gewesen — Ich begreife nicht, wie eins dies so lange hat dulden können! — Fünf Häuser sind eingefallen."

Während Fränzchen diese harten, von einem portugiesischen Erdbeben unterbrochenen Worte überdachte, verfloß wol eine Viertelstunde, und wieder rief der Flickschneider — nach einer Viertelstunde — über den Hof: „Habe ja die Flöduse so lange nicht gehört. Guter Mond, du gehst so stille — das ist mein Leibstück, Mamsell!" Frau Märtens mußte ihm wol nebenan durchs Fenster eine Miene des traurigsten Achselzuckens gemacht haben;

denn ganz laut hörte Fränzchen den Seufzer, der mehr jene Gebehrde begleitete als den Vorfall, daß in Mexico wieder eine Bergwerksgrube eingestürzt war und dreizehn Indianer unrettbar verschüttet hatte. Die Flöte aber blies Heinrich Sandrart, wenn der junge Soldat von Fränzchen nicht beachtet wurde und wol eine Stunde neben ihr gesessen und kaum ein Wörtlein von ihr vernommen hatte. Dann ging er traurig ins Nebenzimmer und langte sich eine Flöte her, die er bei Frau Märtens auf der Kommode unter den darauf prangenden großen bunten und vergoldeten Jahrmarkts-Deckelgläsern und einigen lehrreichen Schriften liegen hatte, und blies dann still für sich, aber zur Freude des ganzen Hinterhofs, einfache Volksmelodieen, wie er sie gerade auswendig konnte oder im Ullagrunde von den Knechten seines reichen Vaters hatte singen hören.

Die drückende Schwere des Herzens, die für Fränzchen durch die halb politischen, halb privaten Seufzer der alten Tischlermeisterin nur noch beängstigender wurde, löste ein Besuch, der rasch und eilig die schmale Treppe heraufstürmte. Man hörte das Küchengatter draußen heftig öffnen und noch heftiger zufallen.

„Ist Fränzchen zu Hause?“ rief eine weibliche Stimme im Eintreten, und schon war der Besuch durch die größere Stube hindurch in Fränzchen's Kammer getreten. Es war Luise Eisold.

Siebentes Capitel.

Des Volkes Ahnungen.

Die Trauerkleidung, worin Luise Eisold über die Straße ging, konnte der durch diesen Besuch angenehm überraschten Franziska nicht auffallen. War doch in der Nacht, als beide Freundinnen den Fortunaball besucht hatten, wirklich zur tiefsten Betrübniß und zu einem ewig nagenden Vorwurf für Luisen der alte Urgroßvater mitten unter seinen Urenkeln entschlummert.

Einmal nur hatte Franziska Luisen seither gesehen. Zwei Tage nach dem Ball kam sie wegen der Kleider, über deren Benutzung Mademoiselle Florentine, die Putzmacherin, Lärm schlug und mit allen Gerichten der Welt drohte. Luise nahm

diese Nachricht ruhig auf und wehklagte nur über den Tod des Alten, der so einsam, so verlassen hatte dahingehen müssen. Die Kinder hatten in der Fortunaballnacht alle geschlafen. Sie fand sie wieder, so wie sie sie verlassen hatte, das jüngste hatte sich nicht geregt, die Uhren gingen, wie sie aufgezogen waren, sie war leise und still mit der Morgendämmerung in ihr Zimmer zurückgekehrt, selbst Karl, der früh auf die Arbeit mußte, schlief noch gegen fünf. Nur ein Blick auf den Alten zeigte ihr, daß das kein Schlaf mehr war, der so den Körper streckt, so die Züge des eingeschrumpften, trockenen Gesichtes spitz hervortreten läßt. Sie fühlte auf die Stirn, sie fühlte den Puls, sie betastete die Hände, die Füße, der alte Mann war für immer entschlummert. Mit einem Schrei, der ihrem ohnehin bebenden und gepreßten Herzen Luft machte, weckte sie alle Geschwister. Diese fuhren empor. „Großvater ist todt!" Alle Kinder schrieen durcheinander und weinten. Nur Luise konnte vor innerm Schauder nicht zu Thränen kommen. Sie verurtheilte sich selbst. Sie sah sich den Alten nach ihr noch einmal umblicken, hörte ihn rufen, glaubte an seinen Uhren zu bemerken, daß er noch einmal aufgestanden war. Sie täuschte sich vielleicht, aber ihre Phantasie malte ihr aus, daß er vielleicht noch allen ein Lebewohl hätte sagen wollen, aber sie fehlte, sie, die die Hüterin, der Schutzengel dieser Räume sein sollte! Erst als die Kinder auf ihre Arbeit gegangen waren und ihr die ganz Kleinen ihren wahren Kummer nicht ausfragen konnten, machte sie ihrem Herzen durch Thränen Luft. Und nun auch noch die Sorge des Begräbnisses! Glücklicherweise gehörte der Greis zu einer sogenannten Todtenbruderschaft, bei der man sich durch Jahresbeitrag ein anständiges Begräbniß sichert. Einige schwarzgekleidete Männer nahmen ihr die Sorge der Beerdigung ab. Mit den schwarzen Kleidern angethan, die sie erst vor kurzem abgelegt hatte, folgte sie dem Sarge mit ihren Geschwistern. Hackert hatte sich seit dem nur einmal, dann nicht wieder sehen lassen. Er konnte für ausgezogen gelten.

Luise, die in allen Dingen entschlossen handelte und Umstände nicht liebte, machte ohne weiters die Kammerthür zu, umarmte Fränzchen, nahm sich einen Stuhl und setzte sich, erschöpft von ihrem raschen Gange, zu ihrer Freundin nieder. „Ich habe mir ein paar Augenblicke abgestohlen," sagte sie, „und bin froh, dich zu Hause zu finden. Du wirst nicht gewußt haben, wo ich so lange geblieben bin." —„Laß dich nicht stören! Arbeite fort! Was wird das?" — „Ein Häubchen für eine Nachbarin." — „Wie hübsch die Spitzen! Kind, ich komme von Florentinen. Ich denke, die

Gefahr ist vorüber. Ich hab' ihr zum letzten mal meine Meinung gesagt, und nun sind wir einverstanden. Ich sagte ihr: Wenn wir nicht so ehrlich wären, hätte sie's ja nie zu erfahren brauchen, daß wir mit diesen Kleidern auf dem Fortunaballe waren. Wir hatten sie so gut erhalten. Aber betrügen wollten wir sie nicht. Die funfzehn Thaler, die sie mir seit Jahren schuldet und die ich doch nie wiederbekomme, würden den Flitterstaat genug bezahlen, allein was sollten wir jetzt damit? Ich gehe so bald auf keinen Ball wieder .... Und du?" — „Erinnere mich nicht daran —!" — „Genug, sie nimmt die Kleider wieder, ja kaum hatt' ich sie hingeschickt, so hängen sie schon wie das Allerneueste in ihrem Laden, und zwei vornehme Damen sah ich, die sie sehr bewunderten, sich Blumen als Besatz bestellten und die Ueberwürfe zu Kapuzen umnähen lassen. Ich sah dem Handel ruhig zu und schüttelte für mich den Kopf über den Ausbund, die Florentine! Du hättest sie reden hören sollen! Das Neueste, das Schönste, Sie werden reizend aussehen, meine Gnädige, wie ein Engel, ach, wie ein Engel! Wie die Damen fort waren, lachte sie und machte hinter ihnen eine lange Nase. Auf meiner Rechnung strich sie fünf Thaler als bezahlt aus." — „Fünf Thaler!" — „Sie verkaufte beide Toiletten für dreißig Thaler." — „Und doch noch fünf Thaler für dich abgezogen? Das heißt zweieinhalb für dich und zweieinhalb —" — „Wo denkst du hin!" — „Ich kann es, Luise! Mein Onkel, der Förster, ist hier, er hat mir einen Louisdor geschenkt. Das sind noch über fünf Thaler." Luise wollte aber nichts nehmen.

„Luise," begann Fränzchen, „was war das nur in jener Schreckensnacht? Die Lichter erloschen, der Tag schien hell in den Saal, mich hatte der Sergeant am Arm, du hieltest den Unglücklichen, der dich den ganzen Abend allein beschäftigte und den alle einen Nachtwandler nannten — der Vorfall mit der Auguste Ludmer, wie das geputzte Mädchen heißen soll, die Polizei, der Mann mit der schwarzen Binde — ach, ich kann dir nicht sagen, wie mir das noch heute alles im Kopf wirbelt und summt! Und vorher schon der Lärm im Garten, das Geschrei, das Jammern, die drei schwarzen, berußten Menschen, die mit eisernen Stangen am Zaun lagen, der Große mit den hohen Schultern — einen solchen Buckeligen hab' ich mein Lebtag nicht gesehen — wäre der ausgewachsen, das hätte einen Riesen gegeben; ein Glück, daß der liebe Gott seine Hand über ihn legte und ihm sagte: Duck' dich! Nein, Luise, es ist mir über diese

Nacht noch heute so wüst im Kopf, daß ich ordentlich den Verstand verliere, wenn ich zu lange daran denke."

„Liebes Kind, manchmal hab' ich ihn schon verloren und rede wahnwitzig —" — „Luise! Was sprichst du?" — „Mein Elend ist grenzenlos," sagte Luise. „Und nicht weinen dürfen! Warum nicht weinen? Die Stickereien könnten leiden, wenn sie feucht werden. Ha, ha, Fränzchen, das ist eine schöne Welt!" — „Spotte nicht, Luise! Glaubst du nicht an Gott und eine Bestimmung?" — Luise blickte düster und grübelnd vor sich hin. Sie faltete ihre Hände mit den schwarzen Handschuhen und legte sie gedankenvoll in den Schos. Die beiden Locken, die sie hinterm Ohr trug, glitten herab über die Brust, die sich mit schwerem Seufzer hob. Die edle Stirn, die feine Nase, die Lippen konnten für ein Marmorbild gelten, so steinern und starr war ihr Ausdruck. Dann wie von innerer Glut erhitzt, sprang sie auf, riß den mit schwarzem Band besetzten Strohhut vom Kopf, eine schwarze seidene Echarpe von den Schultern, warf beides auf das Bett, gleichgültig ob die Gegenstände so oder so fielen, und stützte das bleiche Haupt mit dem Arm auf die Lehne des Stuhls, in den sie sich niederwarf.

„Luise!" sagte Fränzchen mit Vorwurf über diese Heftigkeit, legte ihre Arbeit auf den Tisch, glättete die Echarpe aus und legte sie sauber aufs Bett und daneben den Hut, den sie wieder gerade bog und die Bänder durch die Finger gleiten ließ.

„Manchmal," begann Luise nach einer Weile, „manchmal bringen mein Wilhelm und Karoline von den Zeitungen, die sie nicht haben verkaufen können, einige Blätter mit, und ich lese darin, bis sie Morgens wieder in die Druckerei müssen abgeliefert werden. Gestern Abend, alle schliefen, da schrieb ich mir eine Stelle auf, die in einem Winkel der großen neuen Zeitung „Das Jahrhundert" stand. „Das verschlossene Jenseits", hieß es da, „entriegelt der Tod derer, die uns schon vorangingen. Strahlender öffnen sich die dunkeln Pforten der Zukunft, wenn uns die abgeschiedenen Geister unserer Liebe winken und wie im Abendwinde rufen: Folge bald nach!" Der Name des Mannes, der unter diesen Worten stand, wird mir ewig theuer bleiben, Guido Stromer! Damit wiederholte sie noch einmal jene kurze Sentenz, in der wir eine der ersten schriftstellerischen Versuche Guido Stromer's kennen lernen.

„Die, die gestorben sind, Luise," schalt sie Franziska, „rufen dir nicht: Folge bald nach! Sie sagen dir: Bleibe! Sorge für die Nachgelassenen! Erziehe sie! Sei ihnen die Mutter!"

Luise lächelte bitter. Ihr ganzes Wesen verrieth Schmerz und Verzweiflung. „Wie im Abendwinde!“ wiederholte sie: „Folge bald nach!“ — „Du denkst an deine Aeltern, an den alten Großvater, der dir in der Nacht sterben mußte, wo du nicht an seinem Lager stehen konntest.“ — „Warum ist man das, was sie tugendhaft nennen?“ sagte Luise bitter und hörte nicht auf Fränzchen's Einreden. „Warum hat man ein Gewissen? Wie ich damals zuerst das Kind glücklich und gesund neben meinem Bette schlafen fand, mocht' ich auf die Kniee fallen, so dankt' ich Gott! Jeden Schläfer sah ich an und betete. Die Gardinen zog ich zurück, damit der erste Sonnenstrahl auf jedes ruhig schlummernde Antlitz fiel. Und nun steh' ich bei dem alten Mann; er sieht so bleich, so starr, ich berühre ihn; er ist todt! Warum belog ich mich nicht und sagte: Fataler Zufall! Ich las noch eine andere schöne Stelle von diesem herrlichen Guido Stromer. Er sagt: „Es läßt sich leider nachweisen, daß nur die Menschen den Ruhm der Größe errungen haben, die auf der Leiter ihrer Thaten selten zurücksahen und in ihr Inneres nie.“ Es ist dunkel! Aber ich verstehe es! Man ist und wird nichts, wenn man so dumm ist, gut zu sein!“

„Du verwirrst dich, Luise! Warum liest du solche schreckliche Sachen! Ergib dich deinem Schicksal!“ — „Ich trag' es ja!“ fuhr Luise kopfschüttelnd fort. „Aber manchmal kommt ein Geist über mich, den ich gar nicht nennen und fassen kann. Da ist's mir, als sollt' ich an einer Säule rütteln, so groß und stark wie sie am Schlosse stehen. Ich möchte das Haar aufbinden und über die Straße rennen und den Untergang der Welt oder den Anfang einer neuen ausrufen!“ — „Die Last deiner Sorgen drückt dich, und du liebst unglücklich, Luise.“ — Luise erschrak. Dann aber raffte sie sich auf und sprach leise: „Wer sagt das?“ — „Ist es dankbar von dem kranken Menschen,“ antwortete Fränzchen, „dem du soviel Sorgfalt schenktest, daß er dich verläßt? Ich habe dich nicht fragen mögen, Luise! Du bist heimlich, und dein Zorn erschreckt mich oft. Ich weiß nicht einmal, ob dieser Hackert es um dich verdient. Im Hause des Justizraths ist er nicht gut angeschrieben; das weiß ich von Jeannetten —“ — „Weil sie ihn gequält, gefoltert haben,“ fiel Luise ein. „Diesen Menschen behandelten sie wie einen Sohn und erzogen ihn so. Wer verdenkt es ihm, als diese hoffärtige, stolze, kalte Tochter in ihrer ersten Gefallsucht ihn ausfragt, was Liebe ist, daß er's ihr sagt und an seinem eigenen Beispiel beweist? Sie kommt zum Bewußtsein, trägt den Kopf hoch,

darf ihn hoch tragen, nun will sie aber nichts mehr wahr haben, was sonst zwischen ihnen gegolten hat. Er vergrämte sich und wachte die Nächte, wenn sie von den Bällen heimkam; er will ihr nur das Licht vortragen. Sie erinnert sich aber auf nichts mehr. Sie will nicht hören, daß sie mit ihm Versteck spielte und in ihrer Wildheit Nachts mit ihm durch die Straßen lief in Knabenkleidern. Weil sie jetzt Offiziere, schöne Cavaliere zu Dutzenden um sich hat, ist ihr der Mensch, den sie gefragt hat: Fritz, sag' mir, was Liebe ist? ein Gegenstand des Abscheus und des Schreckens geworden. Längst hätte man ihn aus dem Hause geworfen, wenn ihn der Vater nicht liebte, als guten Arbeiter, klugen, gewandten Kopf, vielleicht fürchtete als verteufelten Pfiffikus, der seine niederträchtigen Schliche durchschaut! Ha! Hackert hat mehr Witz im kleinen Finger als mancher Professor im Kopf, und wenn man gewollt hätte, wäre mehr aus ihm geworden als ein unglücklicher Mensch. Wie schreibt er schön! Wie kann er lustig sein! Wie toll sind seine Scherze! Ja, sein Haar ist roth, er ist einer von den Gezeichneten. Sind die aber alle so schlimm? Du nennst Danebrand, der ihn auf dem Fortunaball herausschlug." — „War das Danebrand? Der gute Mensch, der für euch arbeitete? Den du deinen Aeltern zu heirathen gelobtest, weil er ihnen versprochen hatte, für Karl so lange die Stelle des Vaters offen zu halten?" — „Nun, was sagt' ich, daß ich gelesen habe: „Nur die kommen auf, die auf der Leiter ihrer Thaten selten zurücksahen und in ihr Inneres niemals —"

Franziska Heunisch vergegenwärtigte sich aus ihren eigenen Empfindungen diejenigen, die Luise Eisold haben mußte. Das Unglück, einem so unschönen Mann wie Danebrand durch Aeltern-willen und Dankbarkeit gehören zu sollen, mußte sie für ein junges, gefälliges Mädchen als eine große Aufgabe anerkennen; doch da sie selbst, freilich unendlich lieblicher und reizender als die ernste, bleiche Luise, in der Lage war, zwischen zwei schönen und gefälligen Männern mit ihrem Herzen in der Mitte zu stehen, so begriff sie auch nicht, wie das wenig Anziehende in Hackert's äußerer Erscheinung für Luisen Veranlassung einer unglücklichen Leidenschaft sein konnte. Sie deutete dies mit großer Schonung ihrer Freundin und mit den zartesten Worten an. Fränzchen verstand eben Luisen nicht. In diesem Mädchen zitterten alle Regungen des neuern Volksbewußtseins. Ihr Herz war vom Hauch der Zeit bewegt wie eine zitternde Silberpappel. Ach, und nur die weiße Seite der Blätter kam immer zum Vorschein, wenn sie bebten vor Schmerz und einer gewissen todes-

freudigen Ahnung. Luise Eisold gehörte zu den Armen, für die ein neuer Christus kommen muß, wie Jesus sagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! Ihre Seele hatte Schwingen, aber sie stieg mit ihnen doch nicht empor; sie fühlte nur die gewaltige Schwungkraft dieser Fittiche, die Luft lag zu schwer auf ihnen, sie konnte, den Vögeln der Wüste gleich, nicht aufwärts. Ueber die Sitte, die Religion, den Staat zuckte es in ihr an krampfhaften Gedanken. Sie darbte sich die Pfennige ab, um alle Jahre einigemal auf der obersten Galerie das Theater besuchen zu dürfen. Wie zehrte sie von dem dort empfangenen Eindruck! Wie wählte sie, wenn die Groschen beisammen waren, bis ein solches Stück gegeben wurde, wo ihre Nerven zu zittern, ihr Herz sich zu dehnen, ihre geheimsten Ahnungen von leidenschaftlich bewegten Künstlern ausgesprochen zu werden hoffen durften! Schon ihre Aeltern hatten, da sie gemischter Ehe waren und von der katholischen Pfarrei der Residenz viel Behelligung erfuhren, sich an die deutschkatholische Richtung angeschlossen. Luise Eisold, die nicht einmal in dieser Richtung ihre volle Befriedigung fand, hatte kaum von Freien Gemeinden gehört und gelesen, so war sie auch schon darauf bedacht, ihre Versammlungen aufzusuchen und sich mit ihren Geschwistern in die Register der Mitglieder einschreiben zu lassen. Sie fand hier etwas, das sie erregte, erschütterte, über das Gemeine erhob. Da durfte sie nicht nur lieben, sie wurde auch ermuthigt zu hassen. Der Haß, wie kann der zuweilen lindern! Dies volle Ausströmen eines zornentflammten Gemüths, ja auch das kann ein Bedürfniß werden! Was sich längst in euch verwischt hat durch die Bildung, die historische Kritik, die schon lange bei euch eine ruhige Reflexion geworden ist, das war bei Luise Eisold noch in lodernder Flamme. Der Papst, Rom, die Hierarchie und im Politischen die gleichen Traditionen des monarchischen Princips waren ihr im Grunde der Seele so verhaßt, wie wir in unserm Egoismus nur das hassen, was sich unserm nächsten Vortheil entgegenstemmt. Luise Eisold hatte in den Tagen der Revolution in der Nähe der Barrikaden gestanden. Ihr Enthusiasmus veredelte den Rausch gemeiner Naturen, die sie zum Kampf anfeuerte. Sie trug Steine, sie rettete Verwundete, sie half, wo ihre durch den Moment dreifach gesteigerte Kraft zur Hülfe ausreichte. Eine theatralische Eitelkeit war ihr fern. Sich in Männerkleider zu werfen, mit einem befiederten Hut zu kokettiren, die Amazone zu spielen, das würde ihr elend erschienen sein. In ihr lebte nur die Sache. Liebe zum Volk, dem sie angehörte, hob ihre Brust; sie war

die eigenthümliche Verklärung alles dessen, was unklar, unsicher und doch im Bewußtsein der Volksmassen so tief geahnt und tief gefühlt schlummert.

Da sagte sie auch über Hackert: „Ach, Fränz, was ist äußere Schönheit! Und wär' ich reizend wie du, wär' ich so schön wie Melanie Schlurck, die Kalte, die Hoffärtige, ich liebte nur einen Mann von starkem Geist. Was läge mir an Danebrand's Höcker? Aber er hat nur die körperliche Kraft und ein gutes Herz, und das ist Alles." — „Und das ist Alles, Luise? Nur ein gutes Herz?" fragte Fränz geängstet. — „Das allein kann ich nicht lieben, Franziska!" fuhr Luise bitter fort. „Ich weiß es nicht, ob Hackert gutmüthig ist, manchmal zeigt er Herz. Aber er ist wild und struppig wie sein Haar. Kaum, daß er ein Wort redet. Er wirft sich auf's Sopha, springt wieder auf und stampft mit dem Fuß und wettert. Er hat mich kaum beachtet. Als man die Eisenstäbe vor sein Fenster schlug, sah er mich zum ersten mal an und weinte. Geh' ich noch immer um? fragte er mit zitternder Stimme. Ich erzählte ihm, wie man ihn noch kürzlich getroffen hätte, am Rande der Galerie, die auf ein Dach führt. Es ist mein ruheloser Geist! sagte er und schluchzte. Er wurde wie ein Kind und erzählte mir, wie ihm das gekommen wäre und wen er liebte. „Und wenn ich sie einst sähe," sagte er, „und sie in meinem Arme mir nur eingestehen wollte: Ja, Fritz, es ist wahr, du warst es, der mich lieben lehrte! Dann wollt' ich alle Fesseln sprengen. Alle Kronen der Welt aus Himmelshand schlüg' ich aus, wenn ich das nur hörte; Licht und Glanz fiele in mein Leben, ich würde rasen, jubeln und mich in den Strom der Freude werfen. Nehmt mich! Bindet mich! Macht aus mir, was ihr wollt! Ich will falsches Geld münzen, will stehlen, lügen, mit jedem ehrlichen Mann oder auch einem Gauner Freundschaft trinken und endlich einmal etwas ergreifen auf dieser Welt, das mich hält, wenn sie nur sagte: Fritz, ich war jene Melanie, die —" — Ach, Franziska, dieser Augenblick mußte damals gekommen sein, als ich dich auf den Fortunaball holte. Am Morgen war er sanft und demüthig, freundlich gegen gute Menschen, die sein Bestes wollten, und am Abend kam er nach Hause in einer Aufregung, so stolz, so spöttisch, so tückisch, als gehörte die Erde rein. So lange er bei uns wohnte, lebte er wie ein scheues Wild, das vor den Menschen flieht. Er sagte, er fliehe die Höhlen des Verbrechens, er fühle sich nicht stark, mit seinem Vortheil einen moralischen Zank anzubinden. Er wüßte noch

nicht, wohin er umschlagen sollte. Wenn man die Menschen haßte, könnte man nicht suchen, ihnen durch Tugend zu gefallen. Oft erzählte er mir von den Bällen, wohin ihn zweideutige Menschen einlüden, und das wußt' ich schon, daß er einmal nach irgend einer glücklichen Begegnung mit Melanie das Leben wieder von der leichtesten Seite nehmen würde. Da kommt er an jenem Abend, stößt Liebe und Güte von sich und antwortet fast wie einer, der auf jede vernünftige Rede unvernünftig genug sagt: Laßt mich, ich muß tanzen! Da hielt es mich nicht. Ich mußte ihm folgen, und Gott sei gedankt, ich rettete ihm sein Leben und vielleicht noch Anderes." — „Ganz gut, gut," sagte Fränzchen; „aber wie kann man nur so wilde Feinde haben!" Sie sagte das mit Anspielung auf den Ueberfall und als wenn Hackert diese Feinde verdiente. — „Kluge und ungewöhnliche Menschen müssen Feinde haben," antwortete Luise. „Sie finden aber auch Freunde." — „Danebrand war edel genug, den zu schützen, den du liebst, und Hackert war so undankbar, dich zu verlassen," sagte Fränzchen, sich förmlich erhitzend, da sie die Neigungen ihrer Freundin nicht theilte.

„Er hatte Recht," antwortete Luise nach längerem schmerzlichen Sinnen, „mein Loos ist geworfen. Am Morgen nach dem Fortunaball, wie ich an der Leiche des Großvaters stand, kam er und sah mich weinen. Er war eben erst gekommen und erfuhr's schon im Hause unten, was geschehen war. Luise, sagte er, ich verlasse Sie! Sie haben mir große Freundschaft erwiesen! Sie haben mich heute vielleicht vom Tod gerettet. Aber der Rausch, der mich gestern wahnsinnig machte, ist heute vorüber. Ich besinne mich auf meine Pflichten und will den Versuch machen, ein anderes Leben zu beginnen. Ich schwieg; ich fühlte selbst, daß ich mehr gethan hatte, als mich ihm achtbar erscheinen ließ. Fränzchen, es giebt Beweise der Liebe, die zu viel sagen, und so war mir's um's Herz. Ich saß auf dem Bett des Todten und weinte. Hackert reichte mir seine Hand und dankte für alle meine — Güte, wie er's nannte. Er wollte mir beistehen beim Leichenbegängniß. Ich sagte: Ich danke Ihnen, Hackert, ich habe Brüder und Danebrand. Auf den Namen Danebrand entgegnete er: Ich schäme mich dieser Nacht und verdiene Ihre Theilnahme so wenig, daß ich anfangen will, an meine Besserung zu denken. Es hat mir Jemand Verwendung und Thätigkeit versprochen. Ich will sehen, wie lange sich mit den Menschen gehen läßt, ohne sich selbst zuwider zu werden. Ich fragte: Doch um Gotteswillen nicht Pax? Doch nicht die

Polizei? Er schwieg und sagte: Lassen Sie mich nur meinen Weg gehen! Die Miethe zahl' ich so lange fort, bis sich ein anderer für mich gefunden hat. Ich sagte wieder: Hackert, lassen Sie das! Nein, Luise, Sie sind arm und ihr alle bedürft es! antwortete er, gab mir dann Geld, dann die Hand und ging ruhig aus der Thür. Am meisten wußt' ich wohl, daß er sich seines kranken Zustandes wegen, der auf dem Balle sich wieder gezeigt hatte, schämte. Ich hatte den Todten, Hackert zog in der Stille aus, und Danebrand kommt wieder, weil ich ihm nun doppelt danken muß."

„Das ist traurig," sagte Franziska und hielt die Hand ihrer bitterlich weinenden Freundin, die ihren neuen Kummer, daß Hackert vielleicht gar in die Hände der Polizei als Spion gerathen war, noch einmal aussprach. „Schmelzing," fuhr sie dann fort, „Schmelzing zog ebenfalls aus. Es muß viel im Werke sein. Aber ich passe schon auf. Ich war froh, ihn los zu sein, den neugierigen Schleicher, der, obschon taub, nur horchte. Nach einigen Tagen kam ein Miether, über den ich anfangs erschrocken bin. Erinnerst du dich vom Fortunaball des Mannes mit der schwarzen Binde?" — „Den die Polizei festnahm?" sagte Fränzchen erschrocken. — „Mit der frechen, goldbehangenen Malerguste!" — „Die sind doch nicht . . . bei dir eingezogen?" — „Nur er," antwortete Luise, „er hatte acht Tage gesessen, sagte er, ganz unschuldig, wie er versicherte —" — „Luise, solche Menschen nähm' ich nicht in meine Nähe!" rief Fränzchen und ließ vor Schreck so weit den Mund offen, daß die weißen Zähne glänzten. — „Es ist ein feiner, artiger, alter Mann," sagte Luise rasch, „in dem sich die elende Polizei wieder einmal geirrt hat." — „Wenn schon! Aber das Frauenzimmer!" — „Sie heißt Auguste Ludmer und ist eine Tochter eines ehemaligen Beschließers im Gefangenenhause zu Bielau," sagte Luise. „Ein verwildertes Mädchen, das früher in unserm Hause Nr. 17 wohnte und nichts taugt. Sie ist aber auch schon am Tage nach dem Fortunaball sogleich freigelassen. Was sie mit dem Engländer — er heißt Murray — vorhatte, weiß ich nicht. Er ist entweder geizig oder sparsam; darüber bin ich nicht im Reinen. Als ich ihn an das Mädchen erinnerte, seufzte er. Da ich noch keinen rechten Muth hatte, ihm auch Schmelzings Kammer für die Guste zu geben, sagte er: Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden? Franziska, wie mich der Mann darauf angesehen hat, das werd' ich in meinem Leben nicht vergessen. Er wurde größer an Figur.

Durch die schwarze Florbinde schimmerte das eine Auge durch, als wollt' er mich durchbohren. Aber nicht voll Wuth war der Blick, sondern voll Schmerz. Wissen Sie, mein Kind, fuhr er fort, „daß ich die Polizei nicht habe überzeugen können, warum ich arm leben will und eine von Gold behangene Buhlerin am Arm hatte; wissen Sie, daß ich gezwungen wurde, ein Haus als Wohnung zu wählen, wo ich unter den Augen einer heimlichen Aufsicht stehe? Man nannte mir dieses. Ich protestirte wegen Augusten, die bei mir bleiben und tugendhaft leben wollte. Man lachte mich aus. Je mehr ich gegen dies Haus sprach, desto kürzer war der Bescheid, ich wäre für einige Zeit ein Observat und müßte hier wohnen. Dies Haus ist bewacht. Hier nebenan wohnte noch vor Kurzem ein Spion, Namens Schmelzing. So bin ich hergezogen. Nehmen Sie mich also nur, mein Kind, und wenn jenes unglückliche Mädchen kommen sollte, so verstoßen Sie sie nicht. Ich muß sie für verloren halten, aber käme sie zu mir zurück, so hätte sie viel überwunden. Sie würde am Ort ihrer Schande arm und sehr, sehr gering leben müssen. Murray wohnt bei uns," sagte Luise, „das Mädchen ist aber nicht gekommen." — „Ich könnte des Nachts nicht ruhig schlafen," meinte Franziska. — „Warum? Ich halte ihn für einen weisen Mann. Er sprach mit solchen Worten, wie sie mich immer erschüttern. Er kennt ganz das Elend der Menschen und weiß, wie nahe das Unglück an den Rand des Verbrechens führt."

Franziska gedachte jetzt der Verse Armand's und zeigte sie Luisen, die das Blatt aufmerksam durchlas und dann ausrief: „Das sind ja Worte des Lebens, die vom Himmel kommen!" Und mit zitternder Stimme, bebend vor innerer, das ganze Herz umwühlender Bewegung, las sie die Verse mit steigendem Affect, auch im Vortrage laut und nachdrucksvoll, und steigerte sich in eine so schwindelnde Höhe der Leidenschaftlichkeit, daß sie vor Wehmuth laut zu schluchzen anfing und gerade die Absicht des Dichters erreichte, der der Proletarierin verbieten wollte, zu weinen, während sie doch weinte.

Franziska hatte auf der Zunge einzugestehen, wie sie in den Besitz dieses Gedichtes gekommen wäre. Auch sie hatte das Bedürfniß, sich in die theilnehmende Brust einer so gefühlsstarken Freundin auszuschütten. Diese aber, da gerade eine Thurmuhr in der Nähe schlug, sagte: „Franziska, ich muß nun gehen und für unser Mittagessen sorgen. Seit dem Fortunaball ist mein Karl finster gegen mich. Er hat bei Willings zu viel Schlim-

mes über mich hören müssen! Ach, auch darum muß ich Danebrand freundlich sein. Erzähl' mir, was du auf dem Herzen hast, am nächsten Sonntag. Wir wollen in's Feld gehen. Ich thu's der Kleinen wegen, und auch Line und Wilhelm haben am Sonntag keine Zeitungen auszutragen. Ich trage das Kleine, du nimmst Heinrich und Riekchen an der Hand, Danebrand trägt in einem Ranzen, was wir im Walde verzehren können. Oder ist dir das zu arm, Fränzchen? Du bist vornehm! Wie schöne Kleider du hast und wie schön du bist!" — „O Luise," sagte Fränzchen erröthend, „was sprichst du! Ich will schon glücklich sein, mit dir gehen zu können." — „Willst du? Nächsten Sonntag?" — „Ich hole dich ab!" — „Nein, nein, komm nicht in unser schlimmes Haus! Wir kommen um zwei Uhr am nächsten Sonntag hier dich abzuholen. Und bringe mit, wen du lieb hast! Den Sergeanten, nicht wahr?" — „Nein," sagte Franziska entschieden und bestimmt. — „Von dem sind die feurigen Verse nicht! Wo hast du sie her? Willst du mir versprechen, sie mir abzuschreiben?" — „Ich schreibe sie dir ab." — „Ach, Fränzchen, sonst las ich solche Flammenworte einmal über, und sie hatten sich mir gleich eingeprägt. Jetzt drückt auf meine Gedanken so viel, mein Kopf geht so wirr, daß ich das Leichteste nicht behalten kann. Und dann muß ich's Abends lesen, wenn alles um mich still ist, die Kinder schlafen, die paar Uhren picken, die ich noch immer aufziehe — ich will die verkaufen, die noch da sind und die dem Großvater gehörten, die andern haben die Leute zurückgeholt — ach, es ist mir oft, als wenn der alte Mann im Zimmer huschelt und kein Weiser rückt an, ohne daß ich nicht denke: Den hat er mit seiner todten Hand eben gerückt und nun wird er gleich schlagen lassen! Und immer ist mir's, als schlüg' es vier. Ich sehe Hackerten die Kinder schlafen bringen und höre nicht, wie der Alte ruft: Luise komm doch und drück' mir die müden Augen zu!"

Beide Mädchen weinten. Als Luise aufstand, den Hut und die Echarpe holte und sich zum Abschied rüstete, griff Fränzchen verstohlen in ihr Tischchen, holte das Goldstück und wollte es mit bittender Miene, ohne ein Wort zu sagen, in Luisens schwarze Handschuhe gleiten lassen, deren einen sie in der Aufregung sich ausgezogen hatte und eben wieder anzog. Luise lehnte lächelnd diesen Beweis von Herzensgüte ab. „Ich bin glücklich," sagte sie, „daß ich dir anzeigen konnte, wir haben die Bosheit der Florentine abgeschüttelt. Es geht uns jetzt so leidlich! Lieber Himmel, von den Begräbnißgeldern des Alten haben wir noch

gerade so viel übrig behalten, als ich an Florentinen verliere. Gott ist in großen Dingen, wo wir Hülfe von ihm erwarten und denken, es müßte durchaus nach unserm Wunsch und Willen gehen, gewöhnlich hart und unerbittlich, und in kleinen Dingen, wo er Verlust durch Gewinn wie durch einen Zufall ausgleicht, ist er so grundgütig, daß wir uns beschämt fühlen und unseren Kleinmuth bereuen. Bis Sonntag schreibst du mir das Gedicht ab, und wenn du was Gescheidtes anstellen willst, so bringe den mit, der es gemacht hat, und wär's auch ein Student!" Mit dieser unter Thränen hervorblitzenden Schelmerei schied das aufgeregte Mädchen. Sie umarmte Franziska und ging ohne viel Rücksicht auf die hinter ihr herbrummende, durch ihr Ignorirtwerden verletzte Frau Tischlermeisterin Märtens durch deren Zimmer rasch davon. Man hörte, wie sie das Gitter der Küche zufallen ließ und unverweilt die Treppe hinuntersprang.

Für Fränzchen hatte dieser Besuch die wohlthätige Folge, daß er ihr Kraft gab, auf ihrem Gefühl zu beharren. Hatte sie geschwankt, ob sie nicht den Onkel, der so gut war und nichts Unangenehmes im Leben leiden mochte, beim Abschied durch die Bereitwilligkeit erfreuen sollte, sich Heinrich Sandrart's Bewerbung gefallen zu lassen, so war ihr von Luisens heldenmüthigem Wesen eine wunderbare Kraft zugeströmt. Lag nicht in allem, was diese ihr erzählt und von ihren stillen Herzenskämpfen mitgetheilt hatte, das volle, große, gewaltige Geständniß, daß auch sie ein unaussprechliches Bedürfniß einer großen und feurigen Liebe hatte? Sie vergegenwärtigte sich, wie oft ihr diese arme Arbeiterin, die kaum zu sich selbst kommen konnte vor einem Uebermaß von Pflichten, gestanden hatte, daß in ihr ein nicht zu bewältigender Drang nach Liebe läge! Sie hatte früher dies Geständniß nicht fassen können, jetzt fühlte sie den übermächtig stärkenden Hauch einer reinen, dem Herzen befehlenden Willenskraft. Daß Luise je dem Danebrand gehören würde, glaubte sie nicht. Sie sah in allem, was der Freundin seit dem Fortunaball geschehen war, nur eine Sühne für das Unrecht, das sie bei ihrem tugendhaften Pflichtgefühl begangen zu haben glaubte. Aber da wußte sie auch, ganz würde sich dies starke Herz nie unter das Joch der Rücksichten beugen. Das ist nur, sagte sie sich, eine Zeit der Trauer, die sich Luise auferlegt hat, aber unwahr gegen sich selbst wird sie nie werden.

So fand sie nach einiger Zeit, während Frau Märtens brummte und über das abscheuliche, „keinem" Menschen „ästimirende" unhöfliche „Subjekt," die Luise Eisold, polterte, die „die

ganze Suppe" mit dem „Sprachmaitre" und Herrn Sandrart und der Reise nach Hohenberg nicht etwa eingebrockt, sondern „eingefädelt" hatte, der Onkel Heunisch.

Achtes Capitel.

Stilles Leid und stille Schuld.

Der so gern immer nur wohlgemuthe Jäger Leberecht Heunisch kam in rosenrothester Laune von seinem Prinzen Egon. Er, der so gewohnt war, nicht viel auf seinen Schultern zu tragen, und der selbst vom Nächsten, das sich um ihn her ereignete, nicht viel sehen und wissen mochte, hatte eine Menge lästiger Drangsale von seinem Gemüth abgeworfen. Gleich wie er von seinem genesenen, zum ersten mal ordentlich gesehenen hohen Patron kam, begegnete ihm Dankmar Wildungen, den er seit dem Abschied vom Gelben Hirsch für den Prinzen gehalten hatte. Nun wußte er doch, wo er auch diesen Freund und Gönner „unterbringen" sollte. Es war ein „Bekannter" des Prinzen. Diese Thatsache nahm ihm, als er Dankmarn eilen sah, Egon zu begrüßen, alle Scrupel. Es lag wieder das helle, klare Nichts vor seinen Augen; der ganze blaue Himmel schien in seine blauen treuherzigen Augen zurück, und nur Heinrich Sandrart, der Sergeant, und Fränzchen und der alte französische Sprachmaitre — waren noch ein paar lästige Wölkchen für seine Behaglichkeit.

Er war von Egon und von dem frohen Wiedersehen des guten Rathgebers Dankmar in die Kaserne gegangen, um den Sergeanten abzuholen. In seiner Patentuniform, wie er sie immer trug, kam der Sergeant mit dem Förster, nicht ohne Hoffnung, Fränzchen würde vielleicht dem Onkel zum Abschied eine für ihn tröstlichere Erklärung geben. Der junge Krieger hatte eine freundliche Zusprache nöthig, denn seit dem Fortunaball geschah ihm vieles, um seinen sonst so fröhlichen leichten Sinn zu trüben. Sein rundes, volles Gesicht, dem ein Bärtchen an der Oberlippe und ein damals noch erlaubter demokratischer Kinnbart ganz männlich stand, war seit einiger Zeit nicht aus Liebeskummer allein entfärbt. Der Lieutenant von Aldenhoven hatte ihm die Aeußerung: Wir sind hier nicht im Dienst, Herr Lieutenant! übel genommen. Man fand Heinrich Sandrart schon lange nicht von

ordonnanzmäßiger Botmäßigkeit, wie solche die Gesetze der Disciplin vorschrieben. Gerade, daß ihn gegen mancherlei Anklagen, die man gegen ihn bis zum Major seines Bataillons vorbrachte, dieser in letzter Instanz in Schutz nahm, ihn entschuldigte, eine brave Haut nannte, die man nicht kopfscheu machen müßte, gerade darin lag ein Grund mehr für einige Offiziere, ihm das offenste Unrecht anzuthun. Man konnte ihm zwar nicht nachsagen, daß er wie einige vorlaute und schon mehrfach bestrafte Krieger von den neuen Ideen angesteckt war; er besuchte keine verbotenen Gesellschaften, er war harmlos, gutmüthig und liebte nur das Vergnügen und die Frauen; man wußte, daß er um einer spröden Liebe halber „schmachtete," und zog ihn damit auf. Allein einige junge Krieger der Garnison waren, ohne zu den absichtlichen Wühlern zu gehören, schon dadurch, daß sie für sich etwas Apartes in Anspruch nahmen, aus dem Verband der großen disciplinarischen Kette, die das ganze Institut des stehenden Heers aufrecht erhält, herausgeglitten und hatten in den Theorieen jener bald stillern, bald lautern Wortführer einen Anhalt für rein persönliche Misstimmungen gefunden. Dem Major von Werdeck sagte man etwas Aehnliches nach. Er sollte früher nie über Politik nachgedacht haben. Dann las er Zeitungen und bildete sich ein Urtheil. Jedes Ding, jede Frage wollte er gewissenhaft prüfen, und durch das Prüfen kam er vom politischen Köhlerglauben, den man Loyalität, Treue nannte, zum Zweifeln, das man Liberalismus, demokratische Gesinnung schalt. Einmal in der Minorität, ging es dem Major wie jedem rechtschaffenen Mann. Er fand seine Ehre darin, seine Ueberzeugungen seinem eigenen Nachdenken zu verdanken und sonderte sich immer mehr von den Andersgesinnten ab. Längst würde er seinen Abschied genommen haben, wenn ihn nicht zwei Dinge daran verhindert hätten. Einmal galt es denn doch von dem Staat, dem er angehörte, für angenommen und feierlich beschworen, daß ein neuer, volksthümlicher Geist die Seele des Ganzen werden sollte. Anderntheils sagte er sich, daß, wenn auf einem schwierigen, mit Kampf verbundenen Posten jeder immer sogleich vor dem Unrecht weichen wollte, man sich nicht wundern dürfte, wenn das Gute überall unterläge. Seine Untergebenen hielten mit leidenschaftlicher Vorliebe an ihm fest, so streng er auch sein konnte und so hoch er auch seinerseits die Nothwendigkeit der Disciplin anschlug. Er wiederholte oft den Schiller'schen Spruch: „Ein freies Leben ist ein paar sklavischer Augenblicke werth." Daß Soldaten wählen sollten, daß man den Geist der Parteiung in die geschlossenen Glieder einer Armee ver-

pflanzte, war auch ihm ein Greuel, und die muthige Art, wie er einen solchen Satz kurz und bündig manchem Parteihaupte gegenüber aussprach, hatte immer wieder zur Folge, daß sich die ihn umwühlende Intrigue etwas zurückzog und vorsichtiger zu Werke ging. Aber seine sogenannte Wiederherstellung im Vertrauen seiner Kameraden hatte nicht lange Dauer. Nur zu bald verstieß er wieder gegen das System, das nun einmal in diesen Reihen gelten und die Kluft zwischen dem Alten und Neuen immer mehr erweitern sollte. Was man endlich von ihm selbst nicht wußte, setzte man über ihn bei der offen zur Schau getragenen Gesinnung seiner Frau voraus.

Die Besatzung wurde gerade jetzt viel mit Exercirenmüssen geplagt. Schon am frühen Morgen war der Major auf einer großen Ebene vor der Stadt gewesen und hatte die schon tausendmal gemachten Manöver wiederholen lassen. Sein schmerzliches: Guten Morgen, Kinder! als alles vorbei, hatten die Soldaten verstanden. Es war elf Uhr und Sandrart war schon ermüdet. Dies hinderte ihn nicht, sich rasch umzukleiden und mit dem Förster Heunisch, der, ebenfalls einst Soldat, die ewige Fuchserei (namentlich „in dieser Zeit!") nicht begreifen konnte, zu Fränzchen zu gehen. Onkel Heunisch war höchst angeregt. Der freundliche Empfang des jungen Fürsten hatte ihm wohlgethan. Dem Madeira hatte er lebhaft zugesprochen. Er war zu polterndem Zank aufgelegt und wiederholte alle die schlimmen und ärgerlich klingenden Reden, die er gegen Fränzchen schon mehrmals ausgesprochen hatte.

Diese war ruhig und reizte ihn dadurch noch mehr. Endlich mußte sich sogar Sandrart ins Mittel legen und ihn besänftigen. Brummend setzte sich der Jäger in einen Lehnsessel, ließ sich, um seinen brennenden Durst zu stillen, von einem Burschen der Werkstatt leichtes Bier kommen, steckte eine Pfeife an, rauchte eine Weile, trank und entschlief. Sandrart nahm seine Flöte und blies das Lied: Ach, wenn du wärst mein eigen! Madame Märtens klemmte die Brille auf die Nase und studirte mit Wißbegierde das neueste Hellerblatt, das sie mit dem Schneider drüben zusammen hielt. Dieser, dankbar für die Flöte, nickte herüber. Fränzchen nähte und malte sich hinter ihren Blumen aus, wie es wol, wenn es ihr recht, recht gefallen sollte, am nächsten Sonntage sein müßte. Plötzlich ließ sie zitternd die Arbeit sinken. Sie hatte jemand kommen hören, sie vernahm eine Stimme, die Flöte schwieg, der Onkel schnarchte leiser, die alte Märtens sprach über den Hof hinüber. Sie hätte laut aufschreien mögen, als sie

hörte, daß drinnen im Zimmer die Alte aus dem Fenster erschrocken rief: „Hat mir's doch geschwant!“ Sie sah hinaus. Eben kam Louis Armand. Eine Minute darauf war Louis Armand im Zimmer.

In bewegtester Spannung, von Freude nnd Furcht erregt, wartete Fränzchen, ob Louis nach ihr fragen und zu ihr eintreten würde. Wie peinlich war dem armen Kinde die Anwesenheit Sandrart's! Sie hätte ihn heißen mögen, mit seiner Flöte zum Kukuk gehen und nie wiederkommen! Vor Unruhe, vor Verzweiflung, daß sich dies Wiedersehen so fügen, unter so ihre Neigung in den Schatten stellenden Verhältnissen begeben mußte, konnte sie nicht sitzen bleiben. Sie stand auf, pflückte unruhig am Fenster welke Blätter von den Blumen und zerknitterte sie in der Hand. Sie nahm die Scheere und bohrte ein wenig in den Sand der Töpfe und raufte aus dem Kressenkasten einige verwelkte Blüthen.

Louis Armand sprach von seinem langen Ausbleiben, von seinem genesenen Freund und Gönner, von den Bestellungen, die er auf der Schiefertafel verzeichnet fand und etwas mühsam mit Hülfe der gelehrten Frau Tischlermeisterin entzifferte. Wenn Fränzchen an die Möglichkeit seiner Liebe hätte glauben können, so würde sie gefunden haben, daß seine Stimme bewegt war und sogar beim Anblick des jungen Soldaten zitterte. Aber wie konnte sie an seine ihr noch erhaltene Theilnahme glauben, da er kein Wort von ihr sprach, sich nicht nach ihr erkundigte! Endlich mochte sie diesen Zustand nicht länger aushalten. So sehr ihr Stolz widerstrebte, das liebekranke Herz zwang sie, ein Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben. Noch wußte sie nicht, sollte sie thun, als hätte sie an ihrem Bett oder an der Kommode etwas zu schaffen und rasch, ganz wie von ungefähr, an der geöffneten Thür vorüberschlüpfen, oder sollte sie etwas fallen lassen, das etwa so viel sagte als: Hörst du denn gar nicht, hier ist auch jemand, dem sein Herz wie ein Hammer klopft und der dir am liebsten sogleich um den Hals fallen möchte, wenn so etwas in dieser so schrecklich anständigen Welt möglich sein dürfte!

Aus vielen Rücksichten und besonders deshalb, weil sie beim Vorüberhuschen an der Thür fürchten mußte, gedrängt von ihrem Gefühl zu ihm hinein zu müssen, entschloß sie sich, etwas fallen zu lassen, und nun fragte sich nur, was? Die Schere gab nicht Klang genug, ein Nadelkissen mit Sägespänen gab gar keinen Klang; der Fingerhut war zu winzig; da dachte sie an eine Zwirnrolle. Diese bot den Vortheil, daß sie fiel und sogleich weit umherlief.

Sie durfte ihr nachspringen und sich beim Suchen bücken, verwickeln. Und wenn sie sich bückte, war sie sogar nicht sicher, mit Gewalt in das Nebenzimmer hineingezogen zu werden. Die Rolle fiel also, und richtig! Man kam. Aber leider gleich ihrer zwei. Louis Armand kam und Heinrich Sandrart. Das hatte sie nicht bedacht, daß auch der junge Sergeant das Ohr spitzte und auf alles lauschte, was sich nebenan begab. Doch war es gut, daß sich Sandrart fast am emsigsten bückte und Louis ungehindert war, Fränzchen die Hand zu bieten und ihr die Freude auszudrücken, sie wiederzusehen. „Ei! Leben Sie denn auch noch, Herr Armand?" fragte sie. „Wir glaubten schon, daß Sie nicht mehr an uns denken!" Louis warf einen theilnehmenden Blick auf Sandrart, dem beim Suchen der Zwirnrolle das Blut in die Wangen geschossen war und der sie zurückgab. „Es ist viel von Ihnen gesprochen worden, Herr Armand," sagte Sandrart, um sich in das Gespräch mischen zu dürfen, mit einer Art Eifersucht. Fränzchen wollte schon sagen: Doch mit Ihnen wol nicht? Sie unterdrückte die Bemerkung, weil sie ihr selbst zu schnippisch erschien.

Louis sprach manches Freundliche, aber Unerhebliche mit großer Ruhe. Er prüfte Franziska, er sah Sandrart an. Endlich erwähnte er den französischen Unterricht. „Woher wissen Sie?" — „Der schlafende Onkel da im Stuhle erzählte dem Prinzen Egon alles, was ihn glücklich und traurig macht." Franziska sah zu dem schlafenden Förster, den der Madeira überwunden hatte. Jetzt konnte sie sich denken, was Louis alles von ihr gehört hatte. „Haben Sie den Onkel gesprochen?" sagte sie kleinlaut. „Wie heißt denn Ihr Lehrer?" — „Herr Sylvestre." — „Sylvestre? Das ist ein Vorname!" — „Ich kenn' ihn nur bei diesem Namen."

Heinrich Sandrart wollte nun auch gesprächig und launig sein und sich in einem günstigen Lichte zeigen. Er fing an Herrn Sylvestre zu schildern. Doch hörte Louis wenig darauf. Den niedergeschlagenen Blick des jungen hocherglühenden Mädchens zu beobachten, war er zu bewegt. Der Gedanke, daß sie Bälle besuchte und vielleicht von ihrer alten sittsamen Bahn gewichen war, drückte ihn peinlich. Ein näher forschendes Gespräch war nicht möglich. Denn auch der alte Märtens kam von unten aus der Werkstatt herauf, und jetzt gab es ein Begrüßen, ein Fragen, ein Erkundigen, ein Dolmetschen und Vermitteln durch Frau Märtens, das endlos zu werden schien, aber den festen, gesunden Schlaf des Försters nicht störte. Auf diesen endlich Rücksicht zu nehmen, schien Louis eine noth-

wendige Pflicht. Er ergriff seine Schiefertafel und wollte nach vorn gehen. Frau Märtens sprach von den Wirthsleuten im Vorderhause. Wie er es mit seiner „Servirung“ halten wollte? Ob er jetzt immer „präsent“ bliebe? — „Ich denke wohl,“ sagte Louis Armand. „Ich bedarf wenig. Mein Zimmer, wo ich die Proben meiner schwachen Talente ausgelegt habe, sieht wie der Eingang zu einem vornehmen Herrn aus. Nebenan hab' ich eine Kammer, ein leichtes Bett, einen Riegel für meine Kleider und bin zufrieden, wenn mir vorn die Leute täglich nur frisches Wasser bringen.“ — „Wenn Sie etwas recommandiren,“ sagte die alte Märtens, „Herr Armand, so sagen Sie's nur.“ — Und ihr minder gelehrter Gatte setzte hinzu: „Ich glaubte, unsere Sachen sollten nun recht Hand in Hand gehen.“ — „Mit aller Macht!“ antwortete Armand. „Ich nehme meinen alten Plan mit Freuden wieder auf! Ich bleibe noch in dieser schönen Stadt, die ich nun erst kennen lernen will, und gearbeitet muß nun werden nach Wohlgefallen.“

Die Tischlermeisterin, die trotz ihrer Pfennigblätter auf einem und demselben Gegenstande lange verweilte, sagte: „Es sind ganz accurate Menschen, die die Appartements vorne logiren. Heute nahm die kleine Frau das Intelligenzzettel von der Hausthür und sagte, wie ich gerade vom Markte komme: Gott sei Dank, nun ist alles vermiethet! Es ist eine reinliche Frau. Ihr Mann war — was begleitete er doch, Märtens?“ Armand konnte die Abneigung des alten Märtens, auf ein so weitläufiges, wenn auch gebildetes Gespräch einzugehen, nur theilen. Franziska bot er die Hand. Diese gab ihm die ihrige. Da ihr das Blut zum Herzen drängte, war die Hand eiskalt. Er drückte sie theilnehmend und sah ihr fragend und forschend ins dunkle Auge, das sie zitternd und bewegt niederschlug. Heinrich Sandrart grüßte er dann leicht und ging.

Unglücklich Liebende sehen schwarz. Es verdächtigt sich ihnen alles, auch das Unschuldigste. Wer will dem jungen Sergeanten verdenken, wenn wie ein Blitzstrahl in den ohnehin gehäuften Zündstoff seines Mistrauens der Gedanke fiel, daß Fränzchen diesen Franzosen lieber hätte als ihn? Ueber diese Vermuthung in Vorwürfen sich Luft zu machen, hatte er kein Recht. So blieb ihm nichts übrig, als sich noch einmal an sie voll Liebe und Theilnahme zu wenden. „Fränzchen,“ sagte er, „gehen Sie heut Abend mit dem Onkel und mir ins Theater! Der Hauptmann gibt mir frei bis zehn Uhr. Es wird die-

Lenore gegeben, ein so schönes Stück für Soldaten und für Mädchen, die einen Soldaten gern haben." Fränzchen aber, statt zu antworten, zeigte auf den Onkel, der plötzlich unruhig schlief, kirschroth wurde und sich im Schlafe krümmend bewegte. — „Er träumt schwer!" sagte Frau Märtens, die eben den Tisch zum Mittagessen deckte. „Es drückt ihn doch nicht die Alpe?"

Wirklich entfuhren dem Förster allerlei Ausrufungen, die einen lebhaften, drückenden Traum verriethen. „Fort! Fort!" sagte er. „Urschel fort! Urschel, sie soll! Feuer! Feuer! Es brennt —! Sie soll —" Damit riß er sich, unterstützt von der Tischlermeisterin, die von dem Druck der „Alpen" Schreckliches zu erzählen wußte, auf und erwachte. „Wird schon gegessen?" sagte er rasch orientirt. „Hab' ich geschlafen?" Damit zog er die Uhr mit einem schönen Horngehäuse. „Schon halb eins!" sagte er.

Sandrart stand stumm und still. Er holte rasch seine Dienstmütze. Durch sein Flötenspiel und die Eifersucht auf den jungen gewandten Franzosen hatte er sich verspätet. In der Angst, schon wieder eine Rüge zu „besehen", lief er davon. Fränzchen hatte ihm schon ohnehin durch ein Kopfschütteln den Besuch des schönen Soldatenstücks abgeschlagen. Die Alte gab ihm das Zeugniß hinterher: „Ein guter, aber sehr „drömerischer" Mensch!

Die Unterhaltung beim Mittagsmahl war ebenso spärlich wie das bescheidene Mahl selbst. Die beiden alten Leute aßen wenig, Fränzchen fast gar nichts und Heunisch hatte zu gut gefrühstückt und einen garstigen Traum gehabt. Seine ersten Worte mußten der Frau Tischlermeisterin und ihrer Bildung eine schmeichelhafte Anerkennung zu Wege bringen. „Immer," sagte er, „wenn ich von der Schneidemühle und vom Feuer träume, schmeckt's mir den ganzen Tag nicht. Dann liegt's mir ordentlich wie ein Alp auf der Brust. Wenn nur die Marzahn nicht einmal das Haus ansteckt! Jede Nacht steht sie auf und leuchtet mir mit der Lampe in alle Winkel. Ich kann von Glück sagen, daß ich die Hunde zu Hause ließ. Erst wollt' ich den Packan und die Jette mitnehmen, die sind die wachsamsten und schlagen gleich an. Ja sie sind Gott sei Dank vernünftiger als die Alte! Seit sie von einem Bruder, der in Amerika gestorben ist, das Geld gekriegt hat, sieht sie alle Nacht Gespenster! Ei, Mutterschе, sagt' ich ihr erst vor ein paar Tagen ganz fuchswild: Mutterschе, Mutterschе, ist Sie

toll? Ich schieße 'mal hinaus, wenn sie wieder sagt: Da geht der Herr Baron über die Wiese und sucht unter der Eberesche seinen Erstgeborenen!" — „Mann! Mann!" sagte Madame Märtens und rückte ihrem Gatten das gekochte Rindfleisch hin zum Zerschneiden; „schweigen Sie still, Onkel! So etwas kommt einem die Nacht vor, daß man nicht schlafen kann!" Sie erzählte hierauf eine lange Gespenstergeschichte. Als sie zu Ende war, sagte Heunisch bedenklich, wenn sie noch so fort macht, seine Alte, so glaubte er doch noch, es gäbe Hexen. „Wie sie hörte, ich wollte hierher und die Fränz holen da mit ihrem Seidenhaar und mit dem starren, tückischen Sinn, kam sie mir in der Nacht, eh' ich fortmachte, ans Bett." — „Jesus!" sagte die alte Märtens. „Da hätt' ich den lebendigen Tod gehabt!" — „Courage muß man bei ihr haben," bestätigte der Förster. „Heunisch," sagte sie, wenn Er ans Wasser kommt, weiß Er, wo das Waisenhaus liegt, dann sagt doch: die Kinder sollten im Waisenhaus nicht so schreien!". — Der alte Tischler lachte und schenkte von dem Dünnbier ein, das einer seiner Lehrburschen, die des Gastes wegen nicht mitaßen, auf den Tisch stellte. „Was für Kinder?" fragte die alte Märtens voll Interesse mit dem harmlos bescheidenen Beisatze: „Diese Ursula ist wol nicht recht gescheidt." — „Was für Kinder!" antwortete Heunisch. „So muß man da gar nicht fragen! Urschel, sagt' ich, schreien sie denn so, die Kinder, daß du nicht schlafen kannst? Ach, sagte sie, ich kann wol schlafen, Heunisch; aber der Baron kommt und sagt: Schwester, was schreien denn die Jungen so? Die Gräfin will's nicht hören." — „Die Gräfin!" fragte wieder verwundert Frau Märtens. „Heute ist's eine Gräfin, morgen der Baron, dann das Nantchen von der Sägemühle und auch einmal die Line vom Gelben Hirsch. Das geht alles durcheinander, und wenn mir's zu bunt wird, ruf' ich: Jette! — Das ist mein Windspiel — Jette! Eins, zwei — die Jette unterm Bett hervor — angeschlagen — ihr an die Strümpfe ein bischen gekitzelt — Dann schimpft sie über die Hunde und geht mit allen ihren Dummheiten ruhig zu Bett." Die Tischlermeisterin starrte.

„Heunisch," sagte jetzt aber auch ihr Mann und schenkte sich von dem Bier ein, das dem Onkel nicht munden wollte, „daß Sie das da im Wald so allein aushalten! Und schon die vielen Jahre!" — „Es erbarmt sich ja keiner eines solchen alten Hundes wie ich bin!" sagte der Förster mit einem bittern Seitenblick auf seine Nichte, die kaum zuhörte und für sich träumte. Frau Märtens besann sich. Sie wollte das auch ihr nicht angenehme

Thema der Mitreise nach dem Forsthause nicht wieder anregen lassen, sondern setzte auf den Schrecken dieser Erzählung noch die Schauer einer ihr bekannten wirklichen Hexengeschichte. Als sie damit zu Ende war, konnte Heunisch von seiner Ursula Marzahn desto unbefangener fortfahren. „In der Nacht, eh' ich abreiste," sagte er, „kommt sie mir wieder mit dem Wasser und mit dem Waisenhaus. Und weil ich gerade vor Unruhe, wie immer, wenn ich was vorhabe, nicht schlafen konnte, so ließ ich sie heut 'mal reden und rief nicht gleich die Jette. Von wem, Urschel, sagt' ich, soll ich denn ein Compliment ins Waisenhaus sagen und die Jungens möchten ruhig sein? Von der Gräfin, sagte sie und blinzelte mit ihren kohlschwarzen Augen. Und der Baron will wol auch nicht gern das Kindergeschrei, sagt' ich. Da lachte sie. Es können viele Menschen das Kinderschreien nicht leiden, meint' ich; wem muß ich denn sagen, die Kinder sollten nicht so laut schreien? Ich dächte, fuhr ich so im Spaß fort, ich sagt' es lieber gleich dem König. Aber das machte sie gar verdreht. Was der König dabei sollte, das verstand sie nicht, und ganz ruhig geworden ging sie fort, wie ein bellender Hund, wenn man einen Stein von der Erde nimmt. Wenn einer verrückt ist, muß man nur so thun, als wenn er recht hätte, dann geht er in sich." Der Tischler glaubte keine Wunder, als die in der Bibel stehen, seine Gemahlin schüttelte jedoch den Kopf und ermuthigte den Förster, fortzufahren. „Gleich darauf kam sie wieder," erzählte dieser, „und sagt: Heunisch, sagt sie, Er muß das Geld mitnehmen. Schön! sagt' ich, Urschel. Wie viel denn? Alles! Alles! Urschel gut!" — „Die Erbschaft von dem Bruder aus Amerika?" warf Frau Märtens, die über diese schon unterrichtet war, dazwischen. — „Die Erbschaft von dem Bruder aus Amerika! Das Geld, sagte sie, nimm mit und schlag's nur in eine Windel; und leg' Er's auch noch in einen Korb und dann geh' Er an die Brücke, wo das Waisenhaus liegt! Gut, sag' ich, Urschel, ich gehe an die Brücke, wo das Waisenhaus liegt. Husch, schrie sie dann, ins Wasser! Ins Wasser? Donnerwetter, sagt' ich, Urschel, Geld wirft kein Mensch ins Wasser. Was sollen denn die zweihundert Louisdors ins Wasser? Da schwieg sie, weil ich sie so wieder auf meine Art gefangen hatte." Märtens lachte über die Klugheit des Jägers, seine Frau tadelte aber die rationelle Auffassung solcher dunkeln Dinge und meinte: „Man hat doch schon Exempel statuirt —" — „Wo soll ich denn den Korb mit dem Gelde hinsetzen, Urschel? fragt' ich nun. Wol mitten auf die Brücke? Sie schüttelte den

Kopf. Dann drüben ans Waisenhaus? Da nickte sie. Wo denn da? Nun sah sie sich ängstlich um und flüsterte: Komm, es ist alles still. Sie sehen's nicht. Hast du den Korb? Pst! Da steht eine Schildwacht. Hier bei der Laterne. So! Da! An dem Brunnen da liegt's! Husch! Mach' nur fort. Fort! Fort!" — „Und das alles können Sie so bei nachtschlafender Zeit mit der Frau zusammen discuriren?" fragte Madame Märtens und schüttelte sich. — „Also da soll ich das Geld hinlegen, Ursula?" sagt' ich," fuhr Heunisch unbekümmert um diese Frage fort. „Sie nickte. Will's der Baron? Sie meinte: Ja! Will's auch die Gräfin? Sie nickte wieder. Gut, Ursula, sagt' ich, ich will mir's überlegen. Da lachte sie zufrieden, nahm ihr Licht und ging. Und nun rathen Sie 'mal was Neues?" — „Ach mein Himmel, was denn?" erschrak Frau Märtens, als käme nun etwas ganz Unerhörtes. „Wie ich hieher komme, hatt' ich gestern bei einem Kaufmann, der sich gutes Schießmaterial hält, er heißt Hackert, etwas Vorrath für den Herbst einkaufen wollen. Such' ich den auf und finde ihn gerade gegenüber dem Waisenhaus. Da ist die Brücke, da steht ein Schilderhaus, da ist die Laterne, da ist der Brunnen. Nun sag' ich doch, die Ursula war vor etwa zwanzig Jahren, ehe sie den Marzahn heirathete, einige Zeit in der Stadt, aber seitdem nicht wieder und sie hat's beschrieben, just wie's war, ganz deutlich; es war mir, als säh' ich den Korb dastehen an der Laterne, neben dem Brunnen, mit den Windeln und die zweihundert Louisdors drin und die Kinder schrieen im Waisenhaus." — „Hören Sie auf!" winkte die Tischlermeisterin, die es überrieselte. Das Bild von Kindern, die im Waisenhause, vielleicht nach ihren Vätern, schrieen, erinnerte sie an Caspar Hauser und Aehnliches. „Bei alledem ist die Ursula," schloß Heunisch, „die beste Seele von der Welt. Sie sorgt für mich armen einsamen Kerl und meinen Nachmittagsschlaf — den — den hab' ich ihr auch — den hab' ich ihr auch — zu verdanken — und die Stube hält sie im Winter warm — und reinlich ist sie auch — und ihr Schmuck — ihr Schrank, den mag sie — ihr Schrank, den heimlichen, den mag sie —" Diese Worte brachte Heunisch nur schon halb wieder schlafend hervor. Der Rollsessel, auf dem er saß, war ein Großvaterstuhl, der sich mit einem Ruck vom Tische fortbewegte und ihn im Schlummer sanft in die Nähe des noch nicht gefeuerten Ofens geführt hätte, wenn ihn nicht seine letzte Besinnung auf einen höflichen Gedanken an den alten Märtens gebracht hätte, der gern auch seinen Nachmittagsschlaf hielt. Er erhob sich also

rasch, sagte: „Gesegnete Mahlzeit!“ und warf sich ohne viel Umstände in der Kammer auf Fränzchen's Bett, wo er in einer Minute entschlummert war; der alte Märtens, unfähig sich von Gewohnheiten zu trennen, schnarchte im Großvaterstuhl. Seine Gattin nickte etwas am Fenster, freischwebend, auf einem einfachen Stuhl mit hoher Lehne. Fränzchen aber deckte, während alles schlief, ab. Die Reste kamen in die Werkstatt zu den Lehrjungen. Den Tisch stellte sie wieder aus der Mitte des Zimmers an die Wand und ihr Bett schützte sie vor des Onkels staubigen Stiefeln durch ein altes Tuch, das sie ihm behutsam unterschob. Dann begann sie, die um sie waltende Stille wahrnehmend, einen Gedanken auszuführen, der einigermaßen das, was sie bedrückte, erleichtern sollte. Sie entschloß sich, an Herrn Sylvestre einen Brief zu schreiben.

Neuntes Capitel.

Die Geschichte eines Briefes.

Fränzchen Heunisch hatte bereits drei Tage auf Herrn Sylvestre gewartet. Er war nicht mehr gekommen. Die wohlüberlegte Erklärung, die sie ihm hatte geben wollen, der in ihrem Sinne artig gewandte Dank war ihr gleichsam auf der Zunge liegen geblieben. Jeden Augenblick konnte sich Herr Sylvestre wieder sehen lassen. Wie leicht möglich, daß er mit Armand zusammentraf! Erschreckend über diese Möglichkeit entschloß sie sich, ihm zu schreiben. Wußte sie auch seine gegenwärtige Wohnung nicht, so kannte sie doch genau seine frühere, Königsstraße Nr. 13. Sie hoffte dort erfahren zu können, wo sie den Brief würde abzugeben haben.

Einen Brief schreiben Menschen, wie Franziska Heunisch, nicht so schnell wie wir, die wir uns die Welt, in der wir leben, früh mit dem Gänsekiel erweitern müssen. Nicht etwa wegen der Gedanken. Die lagen schon klar im Kopfe des jungen, sich immer mehr entwickelnden Mädchens. Aber die Schreibmaterialien! Der ganze Umstand dabei! Was fehlte da nicht alles! Sie nahm sofort ihren Hut, schlug ein leichtes Flortüchelchen um den Hals, klinkte die Thür leise auf und schlich die Treppe hinunter, um sich eine geschnittene Feder, Oblaten und Papier zu kaufen. Mit

diesem Reichthum kam sie in ihren Hinterhof zurück, nicht ohne einen Blick zu dem goldenen „Louis Armand, Vergolder“ hinaufgeworfen zu haben, nicht ohne einen sonderbaren Schreck, den sie hatte, als sich neben dem mit Gardinen verhangenen Fenster ihres angebeteten Freundes aus einem andern Fenster ein Kopf rasch zurückbog, bei dem es ihr doch war, als hätte sie ausrufen müssen: Himmel! das ist ja Herr Sylvestre!

In der Hausflur blieb sie eine Weile betroffen stehen. Bald entdeckte sie in ihrer Erinnerung an diese plötzliche Erscheinung ein verschiedenes Haar und manches andere, das von Herrn Sylvestre's Erscheinung abwich. Sie mußte sich oben sagen: Du bist mit der Vorstellung an deinen Brief so lebhaft beschäftigt, daß du nichts hörst und siehst als die Menschen, die dich armes Kind wie einen Spielball hin- und herwerfen!

Als sie wieder oben war, fand sie alles so still und schlummernd, wie sie die kleinen Zimmer verlassen hatte. Sie erschrak darüber, daß sie ihr Nähtischchen nicht verschlossen hatte, doch fand sie alles ungestört. Jetzt wollte sie schreiben und sah wieder, daß sie die Tinte vergessen hatte. Es war ein Gefäß dafür da, es stand immer in der Ofenröhre, aber es war eingetrocknet. Sie goß Wasser dazu und rührte mit einem Span den schwarzen Brei um. Das gab denn also eine Flüssigkeit, um einen Brief zu schreiben.

Als Franziska fertig war, verschloß sie das Geschriebene mit einer von den neugekauften Oblaten. Sie hatte, so oft sie schon in ihrem Leben Briefe geschrieben und mit bunten Oblaten gesiegelt hatte, immer solche Farben für diesen Zweck gewählt, wie sie dem Verhältnisse, an das sie schrieb, zukamen. Fröhlichen Menschen und Freunden leichter Art, dem Onkel nach Plessen, siegelte sie mit rothen Oblaten; Treuen, Beständigen mit blau; an Louis Armand hätte sie gewiß eine grüne Oblate, die Farbe der Hoffnung, gewählt. Für den Professor Sylvestre wählte sie eine gelbe.

Glücklicherweise erwachte jetzt die alte Märtens. Fränzchen konnte also sogleich ihrem Drange folgen und den fertigen Brief in die Königsstraße Nr. 13 tragen. Sie ordnete das Band an ihrem Hute, ordnete ihr Haar, legte sich einen hübschen gestickten Kragen um den etwas braunen, vielleicht sonnenverbrannten Hals, nahm die weiße Florecharpe zierlich über Schulter und Arme, zog sich ein paar alte, aber gepflegte dunkle Handschuhe an, verbarg den Brief in einem Taschentuche und machte sich mit der Erklärung, sie käme in einer kleinen halben Stunde wieder, auf

den Weg. Die Frau Tischlermeisterin hatte es gern, wenn sich das junge Mädchen, dem sie im ganzen sehr zugethan war, nach Tisch etwas „Motion" machte. Sie nannte sie „versessener" als sie sein sollte.

Franziska war es, als brannte unter ihr der Boden. Sie fühlte, daß sie alles aus dem Wege räumen mußte, was sie möglicherweise von Louis' Vertrauen trennen konnte. Auch mit Heinrich Sandrart gedachte sie kurzen Proceß zu machen und überlegte sich bereits den Brief, den sie auch an diesen sogleich nach des Onkels Abreise schreiben wollte. Von einer Mitreise nach dem unheimlichen Forsthause, in den engen Wald, wo die gelben Blumen auf dem Sumpfe, die weißen Zuckerkügelchen auf den gestrichenen Zwetschenbroten eine grauenvolle Erinnerung boten, war jetzt, wo ihr Louise Eisold den „Muth des Herzens" eingeflößt hatte, keine Rede.

Fränzchen kam in die lange, geräuschvolle Königsstraße und suchte nach der Nummer des Hauses, die sie bald fand. Es war ein großes stattliches Haus mit vielen Stockwerken und mit einer großen Zahl von Fenstern. Ein Hinterhaus war nicht sichtbar. Sie hatte geglaubt, schon die erste Anfrage würde ihr die Klingel zeigen, wo sie ihr Briefchen abgeben könnte. Unten waren nur Läden, im ersten Stockwerk wohnten die Besitzer derselben. Im zweiten verwies man sie in den dritten. Niemand kannte einen Professor Sylvestre. Niemals hatte hier ein französischer Sprachlehrer dieses Namens gewohnt. Der Gedanke, daß sie von diesem Mann getäuscht worden sein konnte, kam ihr so wenig ein, daß sie auch noch, als man ihr im dritten Stockwerk kurzweg die Thüren vor der Nase zuschlug und ein impertinentes „Wohnt hier nicht" zurief, über eine dunkle, schmutzige, hölzerne Stiege in den vierten Stock stieg. Hier sah sie schon die Dächer der Nachbarhäuser. Sollte Herr Sylvestre hier gewohnt haben? Die Klingelschilder, die sie fand, konnte sie kaum in der Dunkelheit lesen. Aber keins zeigte den Namen, den sie suchte.

Wie sie so voller Betrübniß stand und sich deutlich zurückrief, wie ihr Herr Sylvestre anfangs dieses Haus, und nur dieses, das sie im Vorübergehen oft darauf angesehen hatte, als seine frühere Wohnung genannt, war sie unentschlossen, ob sie bei alledem noch hier klingeln sollte. In diesem Augenblick hörte sie einen lebhaften Wortwechsel, der hinter einer dieser verräucherten, schwarzen Thüren geführt wurde. „Schämen Sie sich," sagte eine alte keifende Stimme. „Sie bringen's noch so weit,

daß Sie bald Ihr festes Quartier angewiesen kriegen!" Eine andere hellere weibliche Stimme lachte laut auf. „Lachen Sie nur," sagte die ältere Stimme wieder, „seit dem letzten male, wo Sie gefaßt wurden, ist dem Obercommissar schon die Geduld gerissen!" Nur höhnischer Spott von der andern war hierauf die Antwort. „Wann bekomm' ich meine vier Thaler? Machen Sie ein Ende oder — Wesen, ich rathe dir!" — „Verklagen Sie mich!" war die Antwort auf diese wilde, dreifach gesteigerte Apostrophe. „Die Gerichte werden Ihnen anstreichen, Miethe für Hausschlüssel zu fordern. Haben Sie einen Gewerbeschein auf Hausschlüssel?" Die Alte dämpfte die Stimme und sprach etwas, was Fränzchen nicht verstand. „Mag ihn nicht," sagte jetzt deutlicher und übermüthig lachend die Junge. „Wenn ich einen Alten nehmen soll, so weiß ich einen, der viel flotter ist." Fränzchen wollte auf solche Aeußerungen gehen, aber die Erwähnung eines Alten fesselte sie. Sie dachte, sollte das mein französischer Sprachlehrer sein? Die Alte sprach etwas leiser. Die Junge antwortete mit derselben höhnischen Zurückweisung wie vorhin: „Daß mir Bartusch nicht hierher kommt! Ich werf' ihn die vier Treppen hinunter, daß er nicht wissen soll, ob er fliegt oder stolpert." Die Stimme der Alten wurde etwas hörbarer. „Was kann Ihnen denn," sagte sie, „Gold und Juwelen helfen, wenn Ihnen die Polizei die Sächelchen immer wieder abreißt und Ihnen einen Namen als Diebshehlerin anklext. Der Alte, den Sie meinen, wohnt jetzt bei uns, hinter den Eisenstangen, wo der Mondsüchtige gewohnt hat. Wir wissen, was Pax von ihm hält! Alles paßt ihm auf. Schrecklich, jede drei Tage wird angefragt, was der Alte mit der schwarzen Binde treibt! Der amerikanische Gesandte will nichts von ihm wissen und der englische gar nicht." Die Stimme der Jüngern sprach jetzt schwächer. Fränzchen konnte sie nicht verstehen. Die Erwähnung von dem Mann mit der schwarzen Binde fesselte sie. Es war doch wohl der, der bei Luise Eisold eingezogen war. In dem Glauben, vielleicht doch noch etwas vom Herrn Sylvestre zu vernehmen, blieb sie stehen, unschlüssig, ob sie klopfen sollte. Sie hörte wohl, daß beide Frauen fortsprachen, aber sie konnte nichts Deutliches mehr unterscheiden. Leute dieser Gattung streiten sich oft, dann scheint es plötzlich, als wenn sie sich versöhnten, sie lachen sogar, und ehe man sich's versieht, bricht wieder die alte Wuth hervor. So kreischte jetzt eine Stimme auf. Es war die Jüngere. „Meine Ohrringe!" schrie sie. „Alte, ich bringe dich um." Nun lachte die Alte. Sie hatte sich ohne

Zweifel für die Schuld, die sie beanspruchte, selbst pfänden wollen. „Hinaus!“ schrie die Jüngere. „Spitzbübin! Du hast mir die Perle abgerissen! Flickschusterin, hinaus, Drache! Wo liegt meine Perle?“ — „Nun, nun,“ sagte die Alte sie beruhigend und ängstlich, „ich will suchen helfen.“ — „Nicht unterstanden! Keinen Griff hier auf die Erde gethan! Stehen geblieben! Die Hände hergezeigt! Schändliches Weib, meine Perle! Wo liegt meine Perle?“ — „Glasperle! Zwei Dreier werth!“ lachte die Alte. „Der Plundermatz verkauft welche für vier Pfennige.“

Es dauerte eine Weile, bis wieder gesprochen wurde. Wahrscheinlich suchte die Jüngere auf der Erde, während die Alte tückisch lachte und sich nicht rühren durfte, damit sie unter dem Schein zu suchen nichts einsteckte. „Da ist sie ja!“ rief sie zuletzt. „Und nun hab' ich keine Geduld mehr!“ setzte sie ärgerlich und giftig polternd, angeschwollen von ihrer bewiesenen Ehrlichkeit hinzu: „Dem Grauen schließt sie die Thür, meine vier Thaler giebt sie mir auch nicht! Sie denkt wol, ich weiß nicht, mit wem sie sich herumzieht? Für wen sie jetzt thut, als hätte sie nie auf Nr. 17 bei mir gewohnt? Sie denkt wol, der mit den Nankinggamaschen wird nicht bald dahinterkommen“ — Weiter sprach die Stimme nicht. Ihre nächste Aeußerung war ein furchtbares plötzliches Krächzen und Würgen. Mühsam preßte eine dem Ersticken nahe Kehle die Worte hervor: „Hülfe! Hülfe! Sie würgt mich!“

Franziska wußte nicht, was sie thun sollte. Schon war sie im Begriff gewesen zu gehen. Sie zitterte noch vor Angst, ob sie nicht Hülfe rufen sollte, als die Stubenthür von innen aufgestoßen wurde und ein junges, schlankes, schöngebautes Frauenzimmer eine Alte mit einem einzigen athletischen Wurfe über die Schwelle schleuderte und scheinbar kalt, doch zornglühend, sogleich die Thür wieder zuschlug und von innen mit den Worten verriegelte: „Das war für den mit den Nankinggamaschen!“ Fränzchen wollte entfliehen. Die Alte aber schrie ihr nach: „Mamsell! Fräulein! Hören Sie! Warten Sie!“ Und während sich Franziska nur umsah, hatte sie schon die Alte mit ihren schwarzen Pechkrallen gepackt und überschüttete sie unter lautem Geschrei mit den Worten: „Sie müssen's bezeugen — sie hat mir eine Rippe zerbrochen — Mamsell, Sie haben's gesehen!“ — „Liebe Frau, lassen Sie mich —“ bat Fränzchen flehentlich. — „Sie hat mich morden wollen — Sie haben's gesehen — Sie müssen's beschwören!“ — „Bitte, ich bin hier fremd — ich suchte nur — ich hatte einen Brief hier —“ — „Ich reiß' Ihnen den Brief weg,

wenn Sie mir nicht sagen, wer Sie sind!" Fränzchen versteckte ihren Brief mit Blitzesschnelle und rief: „Um Gottes willen, was wollen Sie denn von mir, liebe Frau?" Die Alte packte Fränzchen und krächzte: „Bezeugen sollen Sie's, beschwören müssen Sie's, daß sie mich hat würgen wollen! Die Kehle hat sie mir zugeschnürt mit ihren Diebsfingern! Da sind sie noch, die Krallen in meinem ehrlichen Halse! Wie heißen Sie? Sie hat mir eine Rippe zerbrochen — Ich habe den Tod weg —" — Fränzchen wurde mitleidig, schickte sich aber noch immer nicht an, ihren Namen zu sagen, als die Alte sie wieder packte und rief: „Wo wohnen Sie? Sagen Sie's, oder, Mamsell, ich lasse Sie nicht los und sollten alle Straßen zusammenlaufen. Ach! Mir wird schwach" — „Herr Gott! Was ist Ihnen? Soll ich Sie nach Hause fahren lassen? Wohin denn?" — „Wer sind Sie?" Die ängstlichen Fragen der von dem schauspielerischen Talent der Flickschusterin getäuschten Franziska, mit wem sie denn die Ehre hätte, beantwortete diese: „Ich bin die Mullrich, Vicewirthin von der Brandgasse Nr. 9. Mein Mann ist von Profession ein Schlosser, von Gewerbeschein ein Schuster, steht aber bei der Polizei als Offiziant, und ich bin die Vicewirthin. Diese Mörderin heißt Auguste Ludmer! Das bringt sie auf zehn Jahre ins Criminal! Wie heißen Sie, Mamsell?" — „Wenn es Sie beruhigen kann, ich heiße Franziska Heunisch —" „Und Ihre Wohnung?" — „Wallstraße Nr. 14. Beim Tischler Märtens." — „Beim Tischler Märtens. Das will ich mir merken. Sie haben's gehört, daß ich Hülfe geschrieen habe?" — „Leider." — „Sie habens gesehen, daß sie mich mit Füßen getreten hat —" — „Mit Füßen getreten?" fragte Fränzchen erschrocken über die Abweichung von der Wahrheit. — „Mit Füßen getreten, geschunden, gekratzt hat sie mich!" Damit heulte die Vicewirthin aufs neue. Fränzchen wollte entgegnen, wollte die Lebhaftigkeit der Phantasie dieser Frau berichtigen, allein der Lärm hatte alle Dienstmädchen des Hauses, alle Comptoirdiener der untern Läden zusammengerufen, und in der verzweifeltsten Beschämung, sich hier in eine so widerwärtige Begebenheit verwickelt zu sehen, gab sie alles zu, um nur fortzukommen. Glücklicherweise gelang es ihr. Während Frau Mullrich den Umstehenden ihre Schicksale mit diesem „abscheulichen Frauenzimmer oben" übertrieben erzählte, fand sie eine günstige Gelegenheit zu entschlüpfen. Die Königsstraße ist so lebhaft, daß Fränzchen bald unter den Menschen verschwand und von ihrer Verfolgerin, deren Krallen sie noch immer im Nacken fühlte, nicht mehr entdeckt wurde. Ihren

Namen, hoffte sie, würde sie vergessen haben. Sie entsann sich, daß dies der Hausdrache bei Luise Eisold war und bedauerte nur, daß sie jetzt kaum jemals wieder würde versuchen können, jenes Haus zu betreten. Wie schöpfte sie mit angstbefreiter Brust Athem, als sie wieder frische Luft und Sonne und Sicherheit um sich hatte!

Erlöst von der eben überstandenen Pein, fühlte Fränzchen anfangs nur im geringern Grade die unangenehme Täuschung, die sich Herr Sylvestre mit ihr erlaubt hatte. Als sie sich aber ihrer Wohnung näherte, ärgerte sie es denn doch empfindlich, daß sich dieser einer falschen Adresse bedient hatte. Sie konnte nicht glauben, daß er da gewohnt hatte, wo jener Zank vorgefallen war. Das entschlossene, zweideutige junge Frauenzimmer, das hatte sie wohl erkannt! Es war jene schmuckbehangene Auguste Ludmer vom Fortunaball gewesen, die mit dem Glockenschlag vier von den Agenten der Polizei mit jenem ältern Mann verhaftet wurde, den sie nun schon unter dem Namen eines Engländers Murray kannte. Wie überlief es sie kalt bei dem Gedanken, daß sie mit solchen Menschen vor Gericht treten sollte, Zeugniß ablegen, ja nur mit ihnen zusammen genannt werden!

In dieser Qual, vor Louis Armand's Augen sich immer tiefer in einen falschen Schein zu stellen, immer mehr sich in ungünstige, ohne ihre Schuld gegen sie sprechende Beziehungen zu verwickeln, betrat sie die Wallstraße. Nun gewann der Mann, der neben Louis' Zimmer aus dem Fenster gesehen hatte, einen neuen Reiz für sie. Was thut es, dachte sie, als sie in die Hausflur trat, du klopfst einmal oben bei der Frau an, die jetzt so glücklich ist, alle ihre Zimmer vermiethet zu haben, und fragst, wer neben Louis Armand wohne? Ohne weiter zu zögern, stieg sie die Treppe hinauf. In dem Augenblick hörte sie oben eine Thür gehen. Sie wandte den Kopf, sah hinauf; es war Louis, der im Begriff schien, auszugehen. Sie zögerte. Sie war so erschrocken, daß sie umwenden wollte. Indem aber hatte sie schon Louis bemerkt. „Ah, Mademoiselle," rief er angenehm überrascht, und es flog über die ernsten Gesichtszüge ein Strahl sanfter Freude. „Wie kommen Sie daher, Mademoiselle?" Fränzchen stotterte etwas, sah auf ihren Brief und wußte vor Verlegenheit nicht, welche Ausrede sie finden sollte. Louis ließ die Thür unverschlossen, blickte auf den Brief und war erstaunt, eine französische Adresse zu lesen: A Monsieur Monsieur le Professeur Sylvestre de Paris." — Die Worte waren ganz

orthographisch geschrieben. Franziska berichtete, daß sie den Lehrer abbestellt hätte. Indem fixirte sie die neben Louis' Zimmer angeheftete Visitenkarte. Sie las „Signore Barberini." „Ein Italiener ist mein neuer Nachbar!" sagte Armand.

Louis' Zimmerthür stand noch offen. Fränzchen war geblendet von dem schönen Anblick. Das elegante, weißtapezirte Zimmer hatte keine andern Möbel, als rings an den Wänden einige mit rothem Plüsch überzogene Divans und einige Tabourets von gleichem Zeuge. An den Fenstern hingen weiße, großgeblumte Gardinen mit goldbronzenen Haltern. An den Wänden sah man Spiegel mit goldenen Rahmen und große Cartons mit Rahmenmustern in den geschmackvollsten Formen. Auf einem Tisch in der Mitte des Zimmers lagen Zeichnungen, Goldleisten und die zierlichsten Holzschnitzereien. Und doch würde sich Fränzchen von dem schönen Anblick nicht haben blenden lassen bis zum Nähertreten, wenn sie nicht plötzlich im Nebenzimmer einen Husten gehört hätte, der sie schreckhaft an den Professor Sylvestre erinnerte. Davon wie betäubt, verstand sie kaum die Worte Louis Armands: „Sie haben auf einem Ball, der bis tief in die Nacht währte, jenen Landsmann von mir kennen gelernt, der, wenn er Ihnen den Unterricht, den Sie von ihm empfingen, ganz ohne Entschädigung gab, sehr von der Natur meiner Nation abweichen muß!" Statt sich weiter zu besinnen, riß sie das Billet auf und gab es Louis zu lesen. Dieser lehnte es ab, in ihre Geheimnisse zu dringen. „Wenn Sie der Sprache meines Landes die Ehre anthun wollen," sagte Louis lächelnd, „sie zu erlernen, so würd' ich mich gern zur Fortsetzung des Unterrichts erbieten; allein Sie haben Ursache, den jungen Sergeanten, der Sie auf einem nächtlichen Balle kennen lernte, zu schonen." — „Sie verkennen mich!" sagte Franziska mit tonloser Stimme. Louis sah zur Erde nieder. Aufzuspringen, sie zu umarmen, ihr zu Füßen zu fallen, wagte er nicht. Was konnte er ihr bieten? Nur eine Trennung von der Heimat. Ein ungewisses Loos auf fremdem Boden. Ihn selbst band es zwar noch an Egon's künftigen Lebenslauf. War dieser entschieden, so mußte er nach Frankreich zurückkehren. Er bekämpfte sich, obschon er sah, daß ihn Franziska liebte.

Wie Louis Armand giebt es in allen großen Werkstätten, wo mehr als ein Dutzend Arbeiter zusammenwirken, immer einen unter ihnen, der eine Art von Prophet ist. Einer von diesen Arbeitern trinkt nicht, zankt nicht, spielt nicht, tanzt nicht. Er liest und schreibt sogar, dichtet oder singt. Zuweilen

wird er ausgelacht, öfter aber noch geliebt und bewundert. Er ist sozusagen der Traumdeuter der Werkstatt, der Hoheprieſter und Schriftgelehrte, dessen Traumauslegungen freilich meist noch träumerischer sind als die Träume der andern. In jeder großen Werkstatt giebt es einen Rabulisten, einen Possenreißer und einen solchen Philosophen. Es scheint hierin ein Gesetz für die Menschen im sozialen Verbande zu liegen. Louis Armand empfahl sogar den jungen Soldaten. Franziska hatte mehr herausfordernden Muth, als Louis Armand. Sie sagte: „Sie sollten mir und meiner Freundin Luise einen Gefallen thun." — „Einen Gefallen? Mit Freuden!" — „Nächsten Sonntag," plauderte Fränzchen, „um zwei Uhr kommt Luise mit allen ihren Geschwistern und einem ungeschlachten, aber braven Menschen, der sie heirathen möchte, und holt mich ab, ins Wäldchen zu gehen. Wissen Sie, das ist eine Stunde von hier! Man geht von der Landstraße ab, über Wiesen, dann dem Strome zu —" — „An dem das Schloß des Königs, Solitude, liegt?" — „Richtig dort! Rechts ist die Solitude und links am Fluße das Wäldchen. Im Grase lagern sich da die frohen Menschen, dürfen an eingemauerten kleinen Heerden Feuer machen, scherzen, jagen sich, spielen im Grünen unter den alten Eichen, daß es eine Lust und Freude ist. Gehen Sie mit?" — Louis nickte stumm. — „Sie thun's nicht gern! Es ist Ihnen nicht vornehm genug!" — „Meine gute Franchette! Ich denke an mein Vaterland, an die kleinen Freuden, die die Armen auch in Lyon und Paris genießen. Wie hab' ich diese Sonntage geliebt! Eine theure Schwester, die nun die Erde deckt, war die Königin dieser kleinen Feste." — „Wenn es Sie aber traurig macht —" — „Meine Freundin, ich werde kommen!"

Fränzchen war über diese Erklärung glücklich. Sie öffnete die Thür und hüpfte davon. Noch auf der Treppe warf sie den Kopf zurück, nickte voll Innigkeit und huschte in glückseligster Stimmung in ihren Hinterhof. Der Husten des Italieners Signor Barberini verfolgte sie zwar wie das giftige Zischeln einer Schlange, die die Gestalt des Herrn Sylvestre oder der grünen Brille annahm, aber nun, da sie sich gerechtfertigt hatte vor Louis Armand, da sie so viel zärtliche, sanfte Worte von dem elegischen Schwärmer vernommen, waren ihr alle Gefahren, alle Beziehungen zu andern Menschen gleichgültig, sie zerriß ihren Brief, sagte sich, der mag kommen oder nicht, ich habe nun keine Furcht mehr, ihm seinen Abschied mündlich zu geben!

Es war ihr, wie sie einst zu Melanie Schlurck gesagt hatte, als käme sie von einem Priester, dem sie gebeichtet.

Zehntes Capitel.

Thomas a Kempis.

„Wie kann ich mich ohne dich zurechtfinden, Freund," rief Fürst Egon, von einem Halbschlafe gestärkt, Louis Armand, der in freudigster Stimmung zu ihm zurückgekehrt war, entgegen. „O, wie diese Menschen, die mich hier umgeben, alle so gierig lauern auf meine Winke! Die kleinste Arbeit vergrößern sie durch die Umständlichkeit ihrer Art, sie anzufassen; alles ist bei ihnen spielendes Riesenwerk! Jeder will seine Nothwendigkeit bezeugen und geht laut statt leise, klappert mit einem Teller statt ihn ruhig hinzusetzen, fragt zehnmal über eine Auskunft, die er sich bei gesunder Vernunft selbst geben kann! Der Alte mit dem gewichsten Schnurrbart ist geradezu ein Hanswurst und nun vollends — seine Töchter!" Egon gab eine Schilderung der Damen Wandstabler, die diesen eitlen Evatöchtern zu vernehmen wenig behagt haben würde. Louis antwortete wenig auf diesen Erguß der Langeweile und des erwachenden Lebensreizes. Er sah auf dem Tisch zwei Gegenstände, die ihm wichtiger schienen, als die polternden Ausbrüche der Ungeduld eines Kranken, der sich, endlich genesen, in das Geräusch der Welt zurücksehnt. Er sah einen für die Gräfin d'Azimont bestimmten Brief und das schwarze Büchlein von der Nachfolge Christi, das durch seine Mithülfe in das Bild der Mutter gekommen war. Ueber letzteres sprach sich Egon, während man im Zimmer nebenan das Serviren der Mittagstafel vernahm, dahin aus: „Was ich bis jetzt in diesem wunderlichen Testament meiner bemitleidenswerthen Mutter gelesen habe, misfällt mir durchaus nicht. Dieser alte Mönch Thomas a Kempis war ein feiner Kopf und hat etwas Vornehmes, wodurch ich begreife, daß er sich so den Gebildeten zugänglich machte. Er schreibt gut. Seine Sätze sind kurz und in Antitheſen gefaßt, wie bei Montaigne. Er scheut sich nicht, zuweilen einen alten Heiden zu citiren. Er weiß ihn zweckmäßig mit einer christlichen Vorschrift in Einklang zu bringen. Dabei hat er etwas Weltkluges, ja sogar etwas, was an den Spruch erinnert: Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit! Oder

wohl gar an den andern: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Ich lese seine Vorschriften mit Vergnügen. Nicht etwa, daß ich dem Willen meiner Mutter gemäß daran denken könnte, nach ihnen leben zu wollen, nein, sie verlangen eine unmögliche Entsagung und mönchische Christlichkeit, aber sie sind ein System, das an sich nichts Geschmackloses hat. Es liegt eine gefällige Abrundung in dieser Auffassung des Lebens. Und dabei ist sie gar nicht ohne Heiterkeit und muß es sein, da sie den Namen des Heilands so leicht, so ohne viel Aufhebens bekennt, ganz wie etwa wir in unserer Zeit von der Vernunft oder, will man noch richtiger urtheilen, von einem großen Genius sprechen, von Schiller und Goethe. Ich kann mir den beispiellosen Erfolg dieses Buches erklären. Es ist in alle gebildete Sprachen übersetzt und viel tausendmal gedruckt. Es ist so klar, so rein wie die Luft. Es lehrt die Weisheit, die Demuth, die Bescheidenheit. Man erstaunt freilich, daß darin die Unwissenheit gepriesen wird im Gegensatz dünkelhafter und nur die Zweifelsucht regemachender Gelehrsamkeit. Aber man läßt sich diese Polemik gegen die Bildung schon gefallen, da es selbst ein so feiner, gebildeter Geist ist, der sie anstellt. Dies Buch, richtig aufgefaßt, müßte kindlich reine Gemüther ausbilden, besonnene frohe Weltweise voll Demuth und Vertrauen hervorbringen. Leider liegt darin auch ausgesprochen, daß es ein glänzendes Aushängeschild der Heuchelei und jener vornehmen religiösen Abspannung werden kann, die man Frömmigkeit und Erleuchtung nennt. Und zuletzt noch dies: Der Verfasser dieses Buches war ein Communist, lieber Louis!" — „Ein Communist?" fragte Louis erstaunt. „Wohl!" sagte Egon lächelnd. „Er gehörte einer jener halbgeistlichen Brüderschaften an, die sich im Mittelalter auch unter den Laien bildeten. Thomas aus Kempen, einer holländischen Stadt, war selbst ein Mönch in einem kölner Convict, aber man kann ihn um so mehr einen mittelalterlichen Communisten nennen, als er außerdem zu einem Verein gehörte, der sich die Brüderschaft vom gemeinsamen Leben nannte." — „Vom gemeinsamen Leben?" wiederholte Louis noch überraschter. „Nicht wahr? Das ist ja euere vollkommene Communauté?" — „Man sollt' es fast glauben," sagte Louis erröthend. „Aber ich begreife wohl, daß darunter nur das gemeinsame Leben in Gott und dem Heilande zu verstehen ist." — „Das ist's natürlich zunächst!" sagte Egon. „Aber wer sich ihr vom Laienstande anschloß, mußte doch wohl die Ansprüche seiner weltlichen Titel und Würden aufgeben, und wenn man sich in eine Art von

Phalanstère begab, das man im Mittelalter Convict oder Kloster nannte, so geschah es fast unter solchen Bedingungen, wie ihr communistischen Ikarier sie euch denkt! Man aß aus Einer Schüssel, aber hoffentlich mit mehreren Löffeln. Allons donc, Monsieur! Nous sommes servis!" Damit setzte sich der junge Prinz mit Louis zu Tisch. Er hatte die letzten für Louis so bedeutsamen Worte heiter ausgesprochen. Egon war kein Anhänger der communistischen Ideen seines Freundes und gerieth jedesmal, wenn dies Thema in Anregung kam, mit ihm in einen lebhaften Hader. Auch heute bei Tisch wurde diese Saite wieder berührt; doch mäßiger und mit fröhlichern Tönen als sonst in Paris oder Lyon, wo diese Saite trotz aller Freundschaft zuweilen recht brummende Töne von sich geben konnte.

Das Mahl war lange nicht so einfach, als es für Egon's noch mannigfach zu schonenden Körperzustand hätte sein sollen. Auch eine ihm eigene Sparsamkeit billigte diese Ueberzahl von Schüsseln nicht. Er gab ernste Verweise über die gemachte Auswahl und erklärte rundweg, er würde künftig jeden Abend vorher sagen, was er morgen essen wollte. Wandstabler verneigte sich bis tief zur Erde und schielte zu Louis hinüber, den er als den wahren Dorn im fürstlichen Fleische, den Störenfried aller standesmäßigen Etikette und gehofften Wiederherstellung der alten herrschaftlichen Zustände betrachtete.

Nach dem Essen ruhte Egon ein wenig aus und Louis las im Thomas a Kempis, der ihm plötzlich bedeutsam geworden war. Louis hatte es weit im deutschen Sprechen und Verstehen gebracht. Mußte er doch seinen Ursprung halb von Deutschland und Polen und nur halb von Frankreich herleiten. In der polnischen Insurrection von 1794 war Thaddäus Kaminski bei Maciejowice verwundet worden. Glücklicher als sein Bruder Stanislaus Kaminski, der in Gefangenschaft gerieth und nach Sibirien geschleppt wurde, rettete er sich, von seiner Schwester Jagellona unterstützt, mit Kosciuszko nach Deutschland, wo er im Würtembergischen Pflege und in einer Deutschen, Namens Anna Oleander, ein Weib fand. Verfolgt vom Einflusse Rußlands begab sich dann Thaddäus Kaminski nach Frankreich und ließ sich mit seiner Schwester Jagellona und seinem Weibe in Lyon nieder. Ihr Loos war Armuth. Früh starb Thaddäus an seiner Wunde. Die Schwester Jagellona heirathete einen Industriellen, bei welchem sie gastfreie Aufnahme gefunden hatten, Namens Armand. Jagellona war nicht mehr jung, als sie der Dankbarkeit ein solches Opfer brachte und, eine feingebildete

Polin, sich weit unter ihrem Stande vermählte. Nicht die Revolution hatte hier die Standesunterschiede so sehr verwischt wie das Gefühl der Erkenntlichkeit für den Schutz und die Pflege, den die armen polnischen Flüchtlinge bei den lyoner Freunden gefunden. Jagellona's Sohn hieß, ihrem in Sibirien schmachtenden Bruder zu Ehren, Stanislaus. Stanislaus Armand heirathete die Mutter unsers Louis, eine Französin, und gebar ihrem Gatten diesen Sohn im Jahre 1825, die Tochter Louison ein Jahr später. Diese aus solchen sozusagen kosmopolitischen Mischungen zusammengesetzte Familie — es begegneten sich hier gälische, germanische, slawische Elemente — stand unter dem patriarchalischen Einflusse der uralten Polin Jagellona Kaminski und der deutschen, ihren Gatten lange noch überlebenden Großtante Anna Oleander, einer Schwäbin aus dem weiland württembergischen Gebiet der Grafschaft Mömpelgard. Die polnische Sprache war in diesem Kreise verschwunden. Aus Rücksicht auf die Großtante, die des heldenmüthigen Thaddäus Kaminski wegen verehrt wurde, hatte sich neben der französischen die deutsche erhalten, die denn auch Jagellona, obschon mit polnischem Accente, sprach. Louis Armand, der einzige noch lebende Enkel dieser beinahe ausgestorbenen Familie, verbesserte sein halbangeborenes Deutsch durch den Umgang mit Egon.

Mit dem gedruckten deutschen Buchstaben hatte aber Louis Armand, den außer seiner Liebe für Egon auch der Trieb nach Anknüpfungen an seinen deutschen und polnischen Ursprung hierher geführt hatte, doch einige Noth. Diese kleinen gothischen Buchstaben unserer Schrift, im Geschriebenen und Gedruckten, waren ihm ungeläufig. Es wurde ihm schwer, in dem frommen Buch weit zu kommen und zu forschen, ob sich wirklich schon damals ein Anklang der modernen Communauté, eine mehr als nur geistige Brüderschaft vom gemeinsamen Leben, darin finden ließ.

Gegen vier Uhr hörte er aus dem Hofe den eleganten Landau des Prinzen an die große Aufgangstreppe der untern Flur anrollen und die Bedienten meldeten die beiden andern Theilnehmer nach Solitude, die Brüder Wildungen. Louis wollte Egon's Schlummer nicht stören und empfing die Angemeldeten. Siegbert hatte er seit Wochen nicht gesehen, Dankmar war ihm eine neue Erscheinung. Das Bild, das aufgeschlagene Buch gaben eine Anknüpfung vertraulicherer Verständigung. Dankmar hatte sein Vorurtheil, das er anfangs gegen Louis Armand hegte, abgelegt.

Siegbert war gewählt und fein gekleidet. Beide Brüder gingen in Frack, weißen Westen, in jenem Costüme, das die Mode erfunden hat, um einem Höhern zu huldigen; weiße Halsbinden, helle Handschuhe fehlten nicht. Ihr Takt hatte durchaus nicht die Absicht, trotz der Vertraulichkeit, die ihnen der junge Fürst gestattete, irgend etwas von jenen Rücksichten aus dem Auge zu lassen, die man unter so nahen Verhältnissen dem geringer in der Welt Gestellten gern erläßt, immer es aber doch anerkennt, wenn man sie nicht vergißt. Dankmar war ohnehin mistrauisch. Er konnte sich nicht in Egon's aufrichtige Meinung finden. War etwas Zufälliges oder Nothwendiges zu so eigenthümlicher Erscheinung gekommen? Er prüfte und legte manchen Dämpfer auf Siegbert's glühende Erwartung.

Siegbert hatte sogleich das vollste Vertrauen. Sein gutes Herz ging mit ihm durch. Wir kennen ihn genug, um uns zu vergegenwärtigen, was Siegbert empfand, als Dankmar zur Fürstin Wäsämskoi kam und den Bruder aus einem der sonderbarsten têtes-à-têtes aufschreckte, die seit einiger Zeit zwischen der Fürstin und der immer reizender sich entwickelnden Olga beobachtet werden konnten. Siegbert Wildungen war seit jenem Abend, wo er sich zum ersten male im Garten der Fürstin Adele hatte vorstellen lassen, der tägliche Freund des Hauses geworden. Anfangs war die Fürstin kalt, theilnahmlos, so daß ihr Rudhard darüber mürrische Vorwürfe gemacht hatte. Später trat das Gegentheil ein und weckte sogar Besorgnisse bei Rudhard. Der strenge Richter sah scharf. Sogleich am Abend, als Olga die Blumen auf Siegbert niedergeworfen hatte, kam das Kind wie verändert in den Garten zurück. Sie hatte jene halbe bisher getragene Knabentracht abgeworfen und verlangte in einer ihr eigenen kurzen und fast schneidenden Art eine neue Garderobe. Alle ihre Kleider wären ihr zu kurz. Sie schämte sich, sagte sie, so zu gehen, wie sie sich heute in der Reitbahn gezeigt hätte. Sie wollte nicht nur ein langes Reitkleid, wie alle Damen, zu Pferde tragen, sondern auch für das Haus und die Gesellschaft die Tracht der andern jungen Mädchen. Schon hatte sie sich ihre langen Zöpfe zu einer sonderbaren phantastischen Tracht aufgebunden, die das Gelächter ihrer Mutter und den Spott ihrer Geschwister erregte. Sie hatte die Zöpfe mehrmals wie Ammonshörner oder Schneckengehäuse gewunden und sie halb im Nacken, halb hinterm Ohr festgesteckt. Rudhard fand die Idee gut, die Mutter abscheulich. Mit einem verächtlichen Blick, den Olga auf die Mutter warf, als wollte sie sagen: Du bist

nur neidisch, daß ich so schöne Haare habe! wollte sie ins Haus gehen. Die Kinder lachten hinter der Schwester her. Da ergriff Olga eine Scheere, die von den weiblichen Handarbeiten der Mutter auf dem Gartentische lag, faßte den einen aufgewundenen Zopf und war im Begriff ihn herunterzuschneiden, wenn ihr nicht Rudhard in den Arm gegriffen, ihr die Scheere entwunden und die heftige und übereilte Zerstörung eines so schönen Schmucks verhindert hätte. Am folgenden Tage mußten Schneider und Modisten kommen und aus Olga ein anderes Wesen machen. Rudhard billigte diese Metamorphose, nur die Mutter gerieth darüber in Reizbarkeit. Die sonst so passive Frau schien von der plötzlichen Emancipation ihres Kindes zu einem blühenden Mädchen und den dabei vorkommenden Beweisen eines gewachsenen Selbstgefühls so gereizt, daß sie in einen Zustand gerieth, den sie sich vielleicht selbst nicht erklären konnte. Sie wurde unruhig, das Kleinste verdroß sie und weder Rudhard's ruhige Beschwichtigung, noch die Anerkennung, die ihr Kind bei jedem der zahlreichen Besuche, die sie empfing, erntete, konnte die Mutter zur Selbstbeherrschung bringen. Nur Siegbert's Eintreten in den Familienkreis that ihr wohl. Dieser hatte sogleich am Morgen nach der Beschlagnahme des Bildes und der Untersuchung ihrer Wohnung mit dem darüber höchlichst erstaunten Rudhard eine lebhafte Unterhaltung. Man hatte Mittel und Wege berathen, um sich vor ferneren Gewaltthaten dieser Art zu schützen. Man machte sogleich die Entdeckung, daß das von Schlurck zurückgegebene Bild die Papiere nicht mehr enthielt. So kam es zum Ersatz durch den Thomas a Kempis. Der Eifer bei allen diesen Verhandlungen nicht nur, sondern auch die Theilnahme, die Siegbert den künstlerischen Studien der Mutter und Olga's schenken sollte, veranlaßte, daß er im Hause der tägliche Gast war. Und nun ergab sich eben dadurch eine neue Spannung im Gemüth der Fürstin. Siegbert wurde ihr nothwendig. Sie lebte zurückgezogen, nicht aus Princip, sondern aus Bequemlichkeit. Sie wollte ihre Schwester vermeiden, von der sie glaubte, daß diese überall die schlimmsten Dinge von ihrer Bildung, ihrem Verstand, ihrem Herzen aussagte. Auch gebot ihr die Trauer, sich zurückgezogen zu halten. Rudhard war streng, einsilbig, oft mürrisch, pedantisch sogar und durch sein sicheres Auftreten ihr oft unbequem. Siegbert Wildungen aber, der gefeierte junge Künstler, war eine ideale Vermittelung mit der Welt! Wenn er kam, bot er schon den süßen Reiz der Gewohnheit. Wenn er ging, ließ er eine Lücke zurück. Er war

so ruhig bewegt, so still glühend, so schweigend beredt, er wirkte so angenehm; es strömte, wenn er sprach, ein solcher Wohllaut von seinen Lippen; jede Idee, die er äußerte, schmeichelte sich schon durch den Vortrag ein, und wenn er eine Meinung aussprach, so verband er die sicherste Männlichkeit und die Wärme der Ueberzeugung mit liebevoller Duldung und Schonung der Andersdenkenden. Abweichend von Rudhard, der sogleich verurtheilte, keinen Irrthum anders entschuldigte als durch verletztes Interesse oder die mangelnde Bildung Derer, die ihn hegten, von Rudhard, der wol das Gemüth einen Edelstein nannte, der jedoch klar und durchsichtig sein müßte, nichts Trübes und Unklares enthalten dürfte. Siegbert hatte ihn bei der Fürstin vollkommen verdrängt. Rudhard merkte es, war jedoch ohne Empfindlichkeit. Er wünschte sich sogar Glück, einen jungen Mann von so heilsamer Wirkung für diesen kleinen Familienkreis gefunden zu haben und war nur bedacht, daß in Olga keine gefährliche Regung entstand und in Siegbert nichts ,was diese Regung nährte. Darüber kamen ihm allerdings Zweifel. Nicht, daß etwa Siegbert dazu Veranlassung gab; Rudhard mußte sich vielmehr selbst sagen: Was kann der junge Mann dafür, daß! er mit einer fast überirdischen Anbetung hier still verehrt wird? Siegbert that nichts, als er gab sich selbst. Um seine Herrschaft über diese beiden Frauengemüther zu entkräften (von dem eigenthümlichen Verhältniß, das sich hier zwischen Mutter und Tochter ergab, hatte Rudhard eine besorgte Ahnung), um einen Versuch zu machen, ob nicht das Eintreten eines andern Elementes in diesen Kreis der drohenden Einseitigkeit dieser Herzen (Liebe nannte Rudhard eine Einseitigkeit der Herzen) steuern konnte, veranlaßte er Siegbert, Freunde einzuführen, vor allen Dingen seinen Bruder Dankmar. Dankmar wurde eingeladen. Er kam. Olga erinnerte sich seiner von Lasally's Reitbahn. Aber fast war es, als hätte sie ihr Ideal in dem lebhaften, feurigen Dankmar nur vorgeahnt und es dann in Siegbert verschmolzen gefunden mit Dem, was Dankmar doch zu fehlen schien. Auch die Mutter fand Dankmar interessant, unterhielt sich, da überhaupt ein neuer Geist über sie gekommen war, lebhaft mit ihm, aber wenn man an die Ausströmungen des Magnetismus im innigern Verkehr der Gemüther glauben darf, so wirkte Dankmar's feuermagnetische Kraft schmerzhaft auf diese lebhaften Naturen, die wiederum selbst, um musikalisch zu sprechen, mehr in Dur als in Moll gesetzt waren. Siegbert, der ihnen durch seine Milde sympathischer war, führte Max Leidenfrost ein. Dieser unterhielt

sie Alle, belustigte die Kleinen, interessirte die Großen. Aber für die Phantasie blieb bei den Frauen kein Eindruck von ihm zurück. Von Reichmeyer und Anderen ganz zu schweigen. Nur Heinrichson hatte Etwas, das für ihn einnahm. Seine Tournüre, sein Witz, seine Welterfahrung blendete. Da aber die Fürstin gehört hatte, daß Heinrichson bei ihrer Schwester eingeführt war und dieser bei Zeichnungen, die sie in ihrer, wie die Fürstin es nannte, „koketten und frivolen Trauer" um den Prinzen Egon entwarf, behüflich war, so lud sie ihn nicht wieder ein.

Louis öffnete die Thür, weckte Egon von einem leichten Halbschlummer und führte ihn den Freunden entgegen. Siegbert und Egon gefielen sich auf die erste Begrüßung und waren bald so vertraut wie alte Bekannte. „Ist der Wagen vorgefahren?" hieß es. Man bejahte. „Also nach dem Schlosse Solitüde!" Man rollte durch die Straßen, durch die Plätze. Man kam an die Thore. In dem Wirrsal der Meinungen, bei dem immer mehr beengten Gebiet der materiellen Begründung seines Daseins, ist die wahre Freude unter den Menschen der Civilisation ein seltener Gast geworden. Einige Stunden so glücklicher Anregung, wie sie die eigenthümlich zusammengesetzte Gesellschaft, die da eben im Wagen aus dem großen Portal des Palais fuhr, zu genießen hoffte, gehören zu den Weihemomenten, wie sie dem in seine Pflichten eingepferchten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts selten geboten werden. Ein junger Fürst, ein Rechtsgelehrter, ein Künstler, ein Handwerker saßen hier auf den weißseidenen, großgeblümten weichen Polstern, Egon und Siegbert im Fond, Dankmar und Louis auf dem Rücksitz. Sie konnten in ihrer Lebensstellung nicht verschiedener sein. Alle aber fesselte das Band gemeinsamen Vertrauens und jeder Einzelne war frohgestimmt. Egon war es durch die erfrischende Luft und das Vollgefühl der Genesung, ja im Stillen, ohne sich es merken zu lassen, durch die Spannung auf das Wiedersehen Helenens, die, er mußte es sich leider gestehen, durch ihre hingebende Liebe gerade auf das wiedererwachte Gesundheitsgefühl und die erhöhte Glut seiner Phantasie bezaubernd wirkte. Dankmar erregt von seinem vielleicht sich günstig wendenden Processe; Siegbert von den gleichen Hoffnungen, die den Bruder belebten und von jener angenehmen Befriedigung seines nach Liebe und Anlehnung schmachtenden Gemüthes in der Wäsämskoi'schen Familie; Louis endlich glücklich gestimmt, sowol durch die Aussöhnung seines Glaubens an Fränzchen Heunisch, wie durch die Erinnerung an seine Selbstbeherrschung in der Scene auf seinem Zimmer. Hätte er sich

stürmisch erklärt gehabt, Hoffnungen geboten, die er sich mühen mußte zu erfüllen, er würde mit Beklommenheit an die glückliche Mittagsstunde zurückgedacht haben. Zu gleicher Zeit mit dem Wagen ging ein Bedienter aus dem Portal des Palais, um den kleinen Brief zu Gräfin d'Azimont zu tragen. Egon verfolgte ihn, so lange er konnte.

Es war ein Donnerstag. Das Wetter so einladend. Die Luft stärkend. Die Sonne golden. Der Himmel tiefblau. Einige Wolken in weiter Ferne konnten Regen bringen. Sie waren noch nicht da. Man ahnte das drohende Herannahen des entblätternden Herbstes. Noch hatte ihm die Natur den Eintritt nicht gestattet, nicht in den Wald, nicht auf die Wiesenflur.

Anfangs, innerhalb der Stadt, sprach man über mancherlei Unwesentliches. Es war nothwendig, daß diese vier Genossen erst den Ton der gegenseitigen Stimmung erkannten. Wer ist unter ihnen der Sprecher, der Zweifler, der Schweigende, der Witzige, der Praktische, der, der z. B. den hinten aufstehenden Bedienten diesen oder jenen orientirenden Wink gibt, der Geographische, der gern von der Gegend spricht? Das Alles stellt sich erst im Verlauf der Unterhaltung fest. Von dem Vergangenen wurde noch Dieses und Jenes erörtert und bestaunt und belacht. Dankmar's Verhältnisse kannte Egon noch nicht klarer und nahm sie, wie sie sich ihm an den beiden strebsamen Brüdern von selbst boten. Auch Louis wußte nichts vom Proceß, über den sich Dankmar gern ausgesprochen hätte. Egon aber war der Redner. Egon führte fast allein das Wort. Wenigstens bestimmte er die Gegenstände der Unterhaltung. Dies lag weniger in seinem Naturell als in seiner Stellung und in dem glücklichen Bewußtsein der Genesung, dem Leben wiedergegeben zu sein, von Augenblick zu Augenblick sich stärker zu fühlen.

Draußen vor'm Thor, wo man, und zwar nicht zu rasch, unter einer Allee von vollen, schwertragenden, hier und da gestützten Aepfelbäumen hinfuhr, kam durch eine zufällige Wendung das Gespräch wieder auf den Thomas a Kempis zurück. Bei der Nennung dieses Namens wurde der schüchterne und Wahrheit liebende Siegbert blutroth. Dankmar spielte mit seinem leichten Stöckchen und kniff es zuweilen oben am Knaufe zwischen die Zähne. Er konnte die Miene vollkommener Gleichgültigkeit behaupten. Louis dachte schon gar nicht mehr an die Art, wie das berühmte Buch von der Nachfolge Christi in Egon's Hände gekommen war. Seine Gedanken waren mit der „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben" beschäftigt.

Egon hatte in der Allee zwischen den würzig duftenden Aepfelbäumen gesagt: „Vor einigen Stunden las ich in dem Testamente meiner Mutter — du weißt, lieber Wildungen, daß ich die Mausgeburt des kreisenden Berges meine, den Thomas a Kempis — und fühle nun recht, daß Das eine Lectüre für Menschen ist, die nur zu Fuß wanderten, selten über ihren Klostergarten hinauskamen und alle ihre Anschauungen durch die vier Wände ihrer Zelle und den an ihnen aufgehängten Heiland regelten. Wäre ein solcher Bußprediger rasch im Wagen gefahren, hätte er eine Ahnung von der windschnellen Bewegung einer Eisenbahn gehabt, dies trübsinnige Kleben an den magern und kahlen Bedingungen des Lebens würde ihm nie möglich gewesen sein."

Dankmar erinnerte aber den Prinzen an Das, was er ihm im plessener Thurm über die Bigotterie der reformirten Erziehung in der französischen Schweiz gesagt hatte. Da wären die Gouvernanten, Bonnen, Erzieher, Geistlichen durch ganz Europa zerstreut, immer unterwegs und überall trügen sie doch die eigenthümliche Auffassung ihres Le Bon Dieu, wie sie ihn nennen, mit sich herum, die Auffassung eben im Geiste des Thomas a Kempis.

„Weil dies Heuchler sind, lieber Freund," sagte Egon. „Ein Thomas a Kempis war ehrlich und liebte die Welt nur in dem düstern Nebelkleide, das er über das Schöne, Frische, Lachende zog. Diese Erzieher aber, die mit wenigen Ausnahmen von ihrer Einseitigkeit ein Geschäft machen, verschließen absichtlich ihr Auge jedem Dinge, das Farbe hat, und absichtlich ihr Ohr jedem Dinge, das angenehm tönt. Welche Heuchler! Ich erinnere nur an jenen Rafflard, von welchem ich dir schon so oft sprach, Louis —"

Als sich die Identität dieses Rafflard mit dem anwesenden philanthropischen Besucher der Gefängnisse festgestellt hatte, sagte Egon: „Das muß ich gestehen — dieser Rafflard ist aus dem Canton Lausanne gebürtig, war erst reformirter Geistlicher, spricht Deutsch und Französisch und übernahm eine Erzieherstelle in unsern östlichen Provinzen, wo er im Hause einer Baronin von Osteggen sich ziemlich lange zu behaupten wußte." Siegbert blickte bei Nennung dieses Namens nieder, weil ihn Dankmar mit einer ironischen Miene ansah. „Von da," fuhr Egon fort, „vertrieb ihn mein früherer Erzieher, ein braver Mann, Namens Rudhard, der jetzt entweder an den Ufern des Schwarzen Meeres lebt oder verschollen ist oder todt —" Egon's Begleiter

wandten sich ab, um zu verbergen, daß sie wußten, wo Rudhard war. Sie würden von ihm gesprochen haben, wenn ihnen nicht bekannt gewesen wäre, daß Rudhard wegen Gräfin d'Azimont seinem Zögling zürnte und eine Wiederanknüpfung mit ihm aus Achtung vor der Wäsämskoi'schen Familie für's Erste nicht suchte. „Von Rudhard," fuhr Egon fort, „aus der Nähe der Familie Osteggen vertrieben, kam Rafflard wieder zu meiner Mutter nach Hohenberg. Dort freundlich aufgenommen, fand er die Stellung, die er zu erschleichen suchte, schon besetzt. Der neue Pfarrer Guido Stromer übte schon einen Einfluß auf die Entschließungen meiner Mutter und Rafflard's Pläne mislangen. Er kehrte in die Schweiz zurück, benutzte von da aus die Bekanntschaft meiner Mutter zu einer lebhaften Correspondenz, deren Endziel die glänzend vorgespiegelte Möglichkeit war, mir am Genfersee eine Erziehung zu geben, die ihres Gleichen suchte. So kam ich in das Institut des Herrn Monnard, wo Rafflard Lehrer war, und Rafflard wurde mein Spezialerzieher. Während die äußeren Formen der geistigen Appretur, die man mir zu geben trachtete, kirchlich blieben, spekulirte Rafflard anders. Er dachte, die reifere Natur eines höher gestellten Adligen wirft doch wohl mit der Zeit diese künstliche Hülle eines orthodoxen Mechanismus ab, und für deine Zukunft wird es besser sein, du wirst der Vertraute, als der Richter deines Zöglings! Auf die widerwärtigste Art buhlte er um meine Freundschaft, hob mich weit über meinen Bildungsgrad hinaus, verspottete im vertrauten Umgang Das, was er öffentlich vor den andern Mitschülern gelehrt, gut geheißen, empfohlen hatte. Anfangs glaubt' ich armer befangener, an Gewissensscrupeln leidender Knabe, diese Methode des Professors Rafflard, meines Spezialerziehers, sollte mich prüfen. Ich lächelte über ihn, ich schauderte, ich erschrak. Aber immer sicherer und sicherer machte er mich und trug mir zuletzt die gegenseitige Dutzfreundschaft an, ein Mann von damals wol fast vierzig Jahren einem Knaben von fünfzehn oder sechszehn. Als diese Schändlichkeiten den höchsten Grad erreicht hatten und mein sittliches Gefühl zu untergraben drohten, wurden sie entdeckt. Man fand einen Band des Casanova in meinem Bett und ich gestand, daß ihn mir Rafflard geliehen. Darüber wurde er sogleich aus der Anstalt entfernt und mußte Genf meiden. Von Annecy schrieb er mir einen zärtlichen Brief, worin er mir Vorwürfe machte, daß ich die Pflichten der Freundschaft verletzt hätte. Dieser Brief machte mir Kummer, doch wagte ich nicht, ihn zu beantworten. Später schien Rafflard verschollen. Ich hörte,

daß er nach Turin gegangen war. Manche behaupteten, er wäre katholisch geworden. Ich verließ Genf, studirte in Bonn, Göttingen und führte ein verkehrtes Leben, bis es mich nach dem schönen Genfersee zurückzog. Ein Vierteljahr mochte ich in Genf gelebt haben, als nach einer vierjährigen Abwesenheit Rafflard wieder auftauchte. Er behauptete, mit reichen Engländern in Italien als Hauslehrer gereist zu sein, wollte Rom, Neapel, sogar den Berg Athos in Griechenland gesehen haben. Andere behaupteten, er hätte in dem Jesuitenstift zu Turin die Weihen empfangen und sich einer langen Vorbereitung auf künftige Wirksamkeit unterworfen. Sogleich suchte er mich auf und weinte über das Vorangegangene. Es ist die katzenartigste Natur, die ich in meinem Leben gekannt habe. Denkt euch, wie gefährlich ein solcher Mensch ist, wenn er wirklich jenem Bunde dient, woran kaum ein Zweifel! Er spricht vollkommen drei Sprachen, kann überall wirken, in Deutschland, Frankreich und in Italien. Er kennt diese Länder nach ihren Sitten und lokalen Bedingungen. Die Gründe, warum er aus Monnard's Anstalt entfernt war, kannte man wenig. Es lag zu sehr im Interesse eines solchen in allen Ländern bekannten Pensionats, daß über die inneren Vorgänge das größte Geheimniß waltete. So konnte Rafflard wagen, sogar in Genf wieder aufzutreten. Der alte Monnard, ein schwacher, pedantischer Mann, war gestorben. Rafflard lebte wie ein reformirter Heiliger, besuchte die Kirchen, mischte sich in alle religiöse und politische Streitigkeiten des kleinen Freistaates. Doch erregte er Mistrauen und stand so wenig sicher, daß er sich sogleich nach einem Streit, in den ich mit ihm an der Mittagstafel des Syndikus Lhardy verwickelt wurde, nicht mehr länger zu behaupten wagte. Als an jener Tafel das Gespräch auf den alten Monnard kam und Rafflard die Frechheit hatte, die reine reformirte Gesinnung des Verstorbenen in Zweifel zu ziehen, brach ich mit der Aeußerung hervor: Es ist freilich sehr wenig rechtgläubig von dem alten Monnard gewesen, daß er einen Lehrer aus der Anstalt entfernte, der seinen Zöglingen den Casanova zu lesen gab! Ich hatte gerade viel von dem guten Côte d'or des Syndikus getrunken, das rothe Traubenblut war mir in den Kopf gestiegen und so entfuhr mir diese Aeußerung, die plötzlich auf die ganze zweideutige Erscheinung des Professors Rafflard ein erläuterndes Licht warf. Rafflard schoß mir einen Blick wie ein Basilisk zu und verschwand. Ich ging, überdrüssig meiner leeren, nichtssagenden, mannigfach gehemmten Existenz, nach Lyon, kam von dort nach Paris und habe Rafflard dann

im Hause der Gräfin d'Azimont, seiner frühern Schülerin, wiedergetroffen. Er wurde auch von dort entfernt, weil er sich in die Familienangelegenheiten mischte. Nur die alte Gräfin d'Azimont, eine hochfahrende und den Jesuiten ergebene Dame, behielt ihn für sich und intriguirt mit ihm gemeinschaftlich nach allen nur möglichen Richtungen hin. Wenn er hier ist, sollte es mich nicht wundern, daß er den Auftrag hat, mich und die Gräfin d'Azimont zu beobachten, zu trennen, zu entzweien, sie nach Paris zurückzuführen, mich zu umspioniren, mir in meinen Freunden wehzuthun, mir zu schaden wo er kann. Wenn er vorgibt, die Gefängnisse zu studiren, so ist dies eine Maske für andere Zwecke. In Paris hält man ihn für einen Jesuiten und ich kann begreifen, daß dem Orden die Verwickelungen und Wirren im Herzen Europas, auf unserer deutschen Erde, nicht gleichgültig sind!"

Als Egon geendet hatte, fuhr der Wagen gerade über den Einschnitt einer Eisenbahn und bog zur Seite ab, einer Gegend zu, die anmuthiger und gefälliger wurde. Es war ein Thal, das sich dem in der Ferne blitzenden Strom zu abwärts senkte und an seinen äußersten Grenzen, über den Strom hinaus, von Erhöhungen eines Bergrandes geschlossen wurde. Links und rechts weideten Heerden auf den gemähten Stoppelfeldern und dem noch üppigen, lachenden Grün der Wiesen, die sich in ein schimmerndes Birkengehölz verloren. Dies Vorgehölz ging zuletzt in eine dunklere Waldung über. Der Charakter der Gegend war einfach, aber belebend und anregend.

Louis fühlte über die leichte Art, wie Egon von Gräfin d'Azimont sprach, einen tiefen Schmerz. Er schwieg. Siegbert aber ergriff diese Erzählung Egon's als ein Mittel, um sich über des Prinzen Charakter klarer zu werden. Auch er kannte die Geschichte Louison's und konnte vor seinem Herzen nicht ganz gerechtfertigt finden, daß Egon über so schwierige und delikate Beziehungen so leicht hinwegging. Dankmar haftete an einer andern Gedankenreihe, die sich bei ihm durch die einfachen, vor sich hingesprochenen Worte kundgab: „Ja, ja, diese Jesuiten!" — „Ja, ja, die Jesuiten!" wiederholte Egon, und zu Armand sich wendend, sagte er: „Das sind die rechten Brüder vom gemeinsamen Leben, von denen wir heute sprachen, Louis, und zu denen auch Thomas a Kempis gehörte." — „Thomas a Kempis ein Jesuit?" sagte Louis verwundert und verrieth damit ein wenig stark seine Bildungsmängel. — „Nein, Louis!" fiel Egon lachend ein. „Ich kenne, da ich in Genf mit Kirchengeschichte geplagt wurde, gründlich manche Dinge, die mir später von geringem Werthe wurden."

Thomas a Kempis gehörte zu einer Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. Mein guter Louis erklärt ihn darauf frischweg für einen Communisten. Es gab im Mittelalter eine Menge von halbgeistlichen, halbweltlichen Genossenschaften, die den Mönchs- und Ritterorden nachgebildet wurden. Sie hatten oft so eigenthümliche Formen, daß sie in den Ruf der Ketzerei geriethen. Da waren die Beguinen, die Begharden, die Brüder und Schwestern vom freien Geist, die Apostelbrüder, die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Sie gehörten der Welt an, vereinigten sich aber zuweilen zu ausschließlich religiösen Uebungen. Ihr innerer Zusammenhang war der der gegenseitigen Unterstützung, der Wohlthätigkeit. Manche vereinigten sogar offenbar politische Zwecke mit ihrem nächsten Beruf. Sie unterstützten die öffentliche Sicherheit. Wie es in Deutschland einen Vehmbund gab, der die Gerechtigkeitspflege in bekannter eigener Art förderte, so gab es in Spanien ähnliche Brüderschaften, die dort aus freien Stücken und Fanatismus leider der Inquisition dienten und förmlich deren Handlanger wurden. Die Gewerke traten zusammen und schützten sich wechselseitig gegen die Gefahren der Gesellschaft. Die Bauhütten, aus denen der Freimaurerbund entstanden sein soll, hatten kaum einen andern Zweck; denn gerade die Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen reisten damals von Ort zu Ort, um bei den großen Bauten des Mittelalters mitzuwirken, und bedurften einer solchen auf gemeinschaftliche Erkennungszeichen begründeten Erleichterung einer überall aufzuschlagenden Heimath. Dieser Trieb zur Vereinigung ging sogar so weit, daß die Kalandsbrüder fast nur zur Erheiterung und gesteigerten Geselligkeit zusammentraten und auch bei einer so reinweltlichen Bestimmung vom Papste keine Bestätigung mehr fanden. Es ist dies ganze Wesen der Anfang der Freimaurerei und des Jesuitenordens, der beiden größten Genossenschaften, die sich in ähnlicher Art in unserer Zeit erhalten haben. Lachen Sie nicht über mich! Mein Gedächtniß ist mit vielem Wust beschwert und ich freue mich, daß ich Gelegenheit finde, dergleichen an passender Stelle loszuwerden."

Louis behauptete, daß die Gütergemeinschaft von den Aposteln selbst schon gepredigt worden wäre, mußte sich aber gefallen lassen, daß Egon ihm scharf entgegnete.

„Mein lieber Freund," sagte er, „es ist ein Unterschied, ob eine kleine christliche Gemeinde, die sich in der großen, unermeßlichen Römerwelt bildete, sich entschließt, um ein gleiches Interesse und gegenseitige Unterstützung zu haben, zusammenzutreten und aus Einem Topf zu essen, oder ob diese unermeßliche Römerwelt

selbst ihr Eigenthum hätte zusammenbringen und mit Durchführung der langweiligsten Art zu rechnen und zu leben die Besitzquote des Einzelnen verwalten wollen. Wenn Das Communismus sein soll, daß sich drei arme Familien entschließen, statt auf drei Heerden Feuer zu machen, es nur auf einem zu thun, so bin ich für Communismus. Und in diesem Sinn, bin ich überzeugt, hatten die Brüder vom gemeinsamen Leben einen respectabeln Mittagstisch und Thomas a Kempis war ein Communist, der es sich konnte gut schmecken lassen." Egon, der immer wieder zu der eigenthümlichen Sicherheit und unvertilgbaren aristokratischen Haltung emporwuchs, die Dankmar'n auf ihrer gemeinschaftlichen Reise nach Hohenberg schon aufgefallen war, gab darauf Louis die Hand und bat ihm sozusagen seinen Spott ab. „Ich liebe das Volk und die Arbeit," fuhr er nach einer Pause fort. „Aber die falschen Lehrer sind, um im biblischen Styl zu bleiben, die wahren Versucher, die ihre Teufelsgestalt ablegen, um uns zuzumuthen, man könnte ganz Jerusalem gewinnen, wenn man niederfällt und sie anbetet oder sich einbildet, Steine könnten in Brot verwandelt werden. He! Louis, was grübelst du?" — „Daß ich morgen anfangen werde zu arbeiten!" sagte dieser ruhig. „Und ich werde gleichfalls irgend Etwas ergreifen," fiel Egon ein, „um das Recht zu haben, so gegen Euch sprechen zu dürfen."

Siegbert kannte die Gedankengänge seines Bruders und ermunterte ihn, sich einem so klaren und unterrichteten Kopf wie Egon, der ihnen zu einer immer bedeutendern Erscheinung wuchs, über seine Idee von einer eigenthümlichen Abkürzung unserer Geisteskämpfe auszusprechen. „Mein Bruder," sagte er, „beneidet sehr oft die Jesuiten um ihre Organisation. Er behauptet, der Jesuitenorden in seiner Form, aber mit einem edlen Inhalte, könnte die Welt erlösen." — Egon und Louis horchten hoch auf. „Ich meine," sagte jetzt Dankmar, „daß sich denn doch aus allen Beispielen, die uns unser Freund Egon da von vergangenen Tagen angeführt hat, ein tiefes und altes Bedürfniß der Menschheit ergiebt, sich von den zufälligen Bedingungen der Existenz, in der ein Jeder leben muß, zu befreien. Wir sind hineingeschleudert in diese Welt ohne Schutz, ohne Führer. Wir müssen ringen, auf eigene Hand unsern Antheil an, ich will nicht sagen Glück und Lebensfreude, sondern nur an der Möglichkeit zu existiren, zu gewinnen. Wir sind wie hungrige wilde Thiere, fallen ohne Schonung über die Beute her, die wir erreichen können, und mäßigen uns nur durch jenes Quantum von Religion, Sittlichkeit, Gewissenhaftigkeit, gemüthlichem Temperament, das wir

entweder schon bei unserer Geburt mitbekommen haben oder erziehungsweise in der Luft, in die wir versetzt wurden, gewinnen konnten. Ein Mensch zu sein, ist das große allgemeine Band, das uns umschließt. Aber gewährt uns diese Eigenschaft irgend einen andern Vortheil, als den der Race, den der veredelten Potenz des Thiers? Wo hab' ich denn Brüder, die stolz sind, in mir sich selbst wiederzufinden? Wo liegt denn irgend eine Bürgschaft, daß wir die großen Zwecke des Lebens auf die einfachste, sicherste, kürzeste und glücklichste Weise erreichen? Da ist es nicht zu verwundern, daß die Menschen zu allen Zeiten gedacht haben, sie müßten sich noch durch Verabredung und Gesinnung in eine zweite moralische Welt einkaufen, die enger und umgrenzter ist als die große sichtbare, die aber die Ihrigen liebevoller und wärmer hegt und beschützt. Die Religion, das Christenthum vor allem, sollte einst diese zweite Welt sein, wo wir als Glieder einer unsichtbaren Kirche uns zu lieben haben. Aber die unsichtbare Kirche wurde zu früh eine sichtbare und ihr großer Bau wurde wieder die Welt selbst, die Niemanden schützt. Es sonderten sich Stiftungen, Klöster, Orden von ihr ab; Confessionen zerbröckelten den riesigen Tempel. Er ist Denen nur noch eine Heimath, die irgendwo einen kleinen von verfallenen Säulenschaften eingefriedigten, mit dunklem Gebüsch überwucherten Seitenhof in ihm finden, wo sie in ihrer Weise Christen sind und im Abendschimmer, von Nachtvögeln erschreckt, zu dem Geist, der in diesen Trümmern lebte, beten. Der Staat ist kein Bund der Menschheit, die Gesellschaft ist grausam und lieblos, die Fürsten behandeln die Völker wie ererbtes Eigenthum, wie ich meinen ererbten Garten behandeln würde, ich säe und ernte auf ihm und 'lass' ihn mir wohlgefallen! Das Leben ist eine große Gefahr geworden! Wie schützt man sich anders vor ihr, als daß man zusammentritt, sich verabredet und durch gemeinschaftliche Kraft die Kraft des Einzelnen stärkt? Ein jeder Bund dieser Art sollte die Aufgabe haben, einst der Bund der ganzen Menschheit zu werden. Ich sehe keine Möglichkeit, daß die Hebel der Geschichte, die jetzt im Großen und Offenen wirken, das Glück der Erde fördern können. Wohin sollen diese Staatsumwälzungen, diese Intriguen der Parteien, diese Leidenschaften führen? Nirgends eine freie Verständigung über das Princip des Streites, nirgends eine freudige Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine. Ich sehe nicht ab, was uns anders retten kann, als gerade mitten in dieser Epoche der breitesten Verallgemeinerung, wo Alles erkaltet auseinanderfällt, das

enge, die behaglichste Lebenswärme ausströmende Isoliren."

„Das hast du gut gemacht, Dankmar," sagte Egon, als Dankmar mit seiner begeisterten Rede zu Ende war. „Ja, ja. so ist's! Aber nun, wie ist es? Da müßte ein neuer Messias kommen." — „Ein einzelner Mensch kann in unsern Tagen nicht mehr ein Messias sein," sagte Dankmar. „Die Ideen sind es, die jetzt als Erlöser und Propheten auftreten. Die Menschheit selbst muß sich Messias sein. Die Menschheit als Menschheit ist verloren, sie kann nur durch einen Bund wieder für sich selbst gerettet werden." — „Einen Geheimbund!" fragte der Fürst zweifelnd. „Durch einen Geheimbund!" sagte Dankmar. — „In der Form des Jesuitenordens?" rief Egon. „Nein, nein! Ich hasse Alles, was an die Jesuiten erinnert, an ihr Inneres und ihr Aeußeres. Doch sag' uns, was du denkst!" Louis und Siegbert hörten mit Spannung. Dankmar rüstete sich seine Meinung zu sagen.

Elftes Capitel.

Die Ritter vom Geiste.

„Ich denke," begann Dankmar, „daß man etwas erfinden muß, um den Werdeproceß des Zeitalters abzukürzen. Welche verlorenen Worte! Welche geopferten Anstrengungen! Alles rennt durcheinander, alles leidet schon allein daran, daß die nächste Verständigung so schwierig ist. Die einzigen, die noch wissen, was sie wollen, sind die Jesuiten und die Freimaurer. Jene verfolgen in ruhiger Consequenz, unbekümmert um die jeweiligen Störungen ihres sichern Friedens, das Ziel, die Menschheit in den Fesseln kirchlicher Abhängigkeit zu erhalten. Diese, ihr schnurgerades Widerspiel, sind wol nicht so friedfertig und still, wie sie sich das Ansehen geben. Wo sie können, suchen auch sie ihrem Ziel den Weg zu bahnen, und dies Ziel, denk' ich, ist doch wol die Freiheit des Menschen von positiver Bevormundung und die Ausbildung reiner Humanität. Ohne Zweifel ist diese letztere Aufgabe brav, doch eine zu allgemeine. Spricht man immer und immer nur von der Menschheit und verliert man den Menschen selbst aus dem Auge und sagt man, die Besserung der Welt finge damit an, daß man sich selbst besserte, so artet

eine solche Lehre in Trägheit, Sorglosigkeit, Genußsucht aus, die ja bekanntlich längst an den unsichtbaren Bauten der Freimaurer der zerstörende Schwamm ist. Nimmer auch werden wir zu einem Ziel gelangen, das wir uns, ich will nur sagen, etwa über die Lage Europas willkürlich ausdenken. Wer kann die Bürgschaft geben, daß diese oder jene Form der staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen Gestaltung die allgemein genügende und jeden beglückende sein werde? Auf eine zukünftige Schöpfung hin kann kein Bund zusammentreten, wol aber bedarf die Zeit einen Bund für den Geist dieser Schöpfung. Der Geist ist dies allgemeine flimmernde Sonnenlicht, das über unserm Zeitalter unsichrer zittert, als je über einer andern Epoche. Das christliche Zeitalter, die mittlere Zeit, die Reformation, die wußten doch, wofür die Herzen erglühten. Wir aber gehen in der Irre und benutzen die Waffen des Geistes zu jedem Kampfe — gegen ihn! Der Kampf der Finsterniß gegen das Licht wird mit Waffen des Geistes geführt! Lest, was so viele poetische Köpfe für die politische und kirchliche Abhängigkeit des Menschen geschrieben haben! Die Tobsucht der Massen, die Wuth des Umsturzes wird von Waffen des Geistes unterstützt! Nichts ist jetzt dienender als der Geist! Die Entscheidung soll nur noch von der Materie kommen! Aber darüber wird die sittliche Welt zu Grunde gehen; denn die allgemeine Anarchie, das Chaos der Bildungslosigkeit, die Tyrannei der Bildungsverachtung, die eben nenn' ich den Untergang der Welt. Als einst für die Scheinwahrheit der katholischen Kirche diese Gefahr eintrat, da trat Ignatius Loyola auf und predigte den nach innen gewandten Kreuzzug, stiftete einen geistlichen Ritterbund, machte das Wort, den Glauben zur Waffe; freilich mancher Jesuit unterstützte auch seine stumpfen Gründe durch die Schärfe des Dolchs. Aber es war ursprünglich so schlimm mit Gift und Dolch nicht gemeint. Man wollte nur einen Bund des katholischen Geistes gegen die Ketzerei stiften. Wohlan! So stifte man auch einen Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Misbrauch der physischen Gewalt! Wo seh' ich nicht die physische Gewalt? Ueberall! Das Recht des Besitzes soll das Recht des Eigenthums sein! Der eine bewaffnet sich mit stehenden Heeren, der andere mit den Brandfackeln des Aufruhrs. Wo seh' ich Menschen, die, ich will nicht sagen, wie die Jesuiten sagen, daß sie glauben, nicht, wie die Freimaurer sagen, Menschen, die sich lieben; nein, wo seh' ich Menschen, die nur denken? Es gibt eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so fest angesetzt ist in der Menschenbrust, daß sie die einfachste

Intelligenz erklimmen kann. Auf diese Begriffe hin reiche sich die Menschheit die Hand, beschwöre sie und erkläre feierlich, auf diesen Schwur hin nur noch leben und sterben zu wollen! Ein solcher Bund des freien Geistes nur funfzig Jahre in Wirksamkeit, und die Streitfragen werden vereinfacht, die alten, wie Schlinggewächs wuchernden Unbilden werden von selbst verdorrt und zusammengefallen sein."

Egon gab zur Antwort ein bedenkliches Schweigen. Louis Armand jedoch und Siegbert schenkten ihre volle, laute Zustimmung. Nur das Eine erlaubte sich Louis zu bemerken: „Werden Sie uns dadurch nicht eine neue Aristokratie stiften? Die Aristokratie des Geistes, die vielleicht nicht so schlimm wie die der Geburt, aber sicher ebenso lästig werden kann, wie bereits die des Geldes ist?"

Dankmar lehnte diese Befürchtung ab. „Der befreiende, erlösende, verständigende Geist," sagte er, „wird nie der der Gelehrsamkeit sein. Die Brüder meines neuen Bundes beschwören gewisse Begriffe, für die sie wirken müssen. Diese Begriffe sind so einfach, wie das Licht der Sonne. Sie sollen keinen andern Beweis für sich haben, als daß sie erhellen, daß sie erwärmen. Sie sollen die Möglichkeit erleichtern, daß sich gleiche Gesinnungen durcheinander stärken. Sie sollen dem großen Kampfe der Zeit die starke unüberwindliche Phalanx der Uebereinstimmung geben. Sie sollen die Fahne aufstecken, unter der sich die Gleichgesinnten rasch und ohne langes Ergründen und furchtsames Ausforschen sammeln. Warum erkennen sich denn überall die Jesuiten? Warum die Freimaurer? Warum sollen sich nicht auch rasch die Männer von gleicher Denkungsart über die wahre Aufgabe unser Epoche erkennen? Ich weiß, daß sich Lüge und Verstellung auch in meinen Bund einschleichen wird. Allein unter den Mördern, die von Jesuiten gedungen wurden, hat bei den gläubig Katholischen der Jesuitenorden selbst nicht gelitten; unter vielen herumziehenden Lumpen und Bettlern leidet die Maurerei an sich ebenfalls nicht. Was können Verräther da thun, wo es sich nicht um verabredete Unternehmungen, verabredete Thaten, sondern lediglich um eine feste, ihre Aufgabe von selbst begreifende Gesinnung handelt?"

„Ich wäre einverstanden," sagte Egon, „wenn der Bund, von dem du in der That sprichst, als wäre er schon so gut wie gestiftet, nur kein Geheimbund wäre." — „O wohl, Egon," rief Dankmar in Erregung, „wohl, er ist schon gestiftet; denn alle Welt sehnt sich nach diesem Bunde. Nur die gesinnungslosen Men-

schen und die Tyrannen haben kein Bedürfniß, sich durch die Uebereinstimmung mit Gleichgesinnten zu stärken. Wer aber in dieser Welt lebt, um zu denken, wer da fühlt, daß er, um sein Theuerstes zu sichern, nicht der materiellen Mittel allein bedürfen und ihrer Macht allein sich rühmen möchte, der steht schon an der Pforte meines neuen Tempels und begehrt schon Einlaß. Und Geheimes haben wir nichts, wenn wir uns auch geheim halten wollen. Wir werden einen Ritus der Aufnahme haben, uns aber nur auf Wahrheiten verpflichten, die allgemein bekannt sein dürfen. Das Kleinod liegt eine Zeitlang in einem Schrein und wird herausgenommen, offen zur Schau getragen, Allen gezeigt, wenn es Zeit ist. Nachdem es glänzte, geht es in seinen Schrein zurück. Die Natur jedes polemischen Gedankens, der sich durch Gleichgesinnte stärken soll, bedingt die geheime Bewahrung. War das Christenthum nicht anfangs eine Lehre, die bei geschlossenen Thüren bekannt wurde? Wohl uns, wenn unsere Geheimnisse so große Zeugnisse für uns ablegen, daß der Bund immer größer, immer umfassender wird und endlich alle Menschen aufnimmt. Einer verwilderten Menschheit kann nicht anders geholfen werden, als daß Die, die das Bessere wollen, bei Seite treten und dem großen Haufen zurufen: Sondere sich ab, Jeder, der fühlt und denkt wie wir —!" — „Und noch Eins," fiel wieder Egon, der ungläubig blieb, ein, „überlegst du wohl, woher die Jesuiten und, soviel ich weiß, auch die Freimaurer ihre Kraft nehmen? Aus dem Gelde! Freimaurer sind nur wohlhabende Leute und die Jesuiten sind an Gütern so gesegnet und werden täglich noch so reich damit ausgestattet, daß die Gedanken dort auch ermunternde und nachhelfende materielle Hebel haben. Diese alten Brüderschaften des Mittelalters waren alle reich. Sie hatten gut entsagen und die christliche Communauté lobpreisen! Die Brüder und Schwestern vom freien Geiste lebten nicht vom Geist allein, sondern ihr Geist war so frei, sich es auch an irdischer Speise nicht fehlen zu lassen. Die Kalandsbrüder, die ich nannte, diese mittelalterlichen Freimaurer, die an jedem Kalandstage, dem ersten des Kalenders, monatlich zusammenkamen, um unter religiösen Formen gut zu essen und noch besser zu trinken, hatten Häuser, Liegenschaften, Zollgefälle. Die große Elbbrücke in Dresden warf ein Jahrhundert lang den grauen oder Kalandsbrüdern auf der dortigen Brüdergasse den Brückenzoll ab. Von den großen Reichthümern der geistlichen Ritterorden zu schweigen! Die Templer waren so reich, daß sie ihre große Aufgabe unter Schwelgereien vergaßen und von Philipp von Frankreich

mit Feuer und Schwert vertilgt wurden, weil er ihre Güter besitzen wollte. Die St.-Johanniter und Deutschherren haben jetzt noch einen Ueberfluß von Gütern, Liegenschaften und Sinecuren —" — „Sinecuren!" unterbrach ihn Dankmar. „Das ist das rechte Wort! Will sich mein Bund erhalten, so haben wir durch diese Parallele wenigstens Das gewonnen, daß wir nicht zu viel Geld haben dürfen, nicht so viel, um sine cura für die Hauptsache sein zu dürfen." — „Nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig!" sagte Egon spottend. — „Gerade so viel, als man für den Anfang braucht!" erwiderte Dankmar mit Bestimmtheit. — „Bester Freund, wo käme aber auch das Wenige her? Die Männer von Gesinnung sind arm!" — „Richtig! Deshalb brauchen wir etwas Geld. Etwas! Nicht viel, aber auch nicht zu wenig!" — Egon lachte über Dankmar's sonderbare Ruhe. „Das ist komisch," sagte er, „ein Bund für die Freiheit, gestützt auf Actien, escomptirt vielleicht an der Börse?" — „Das Geld wird sich finden, muß sich finden!" behauptete Dankmar. — „Für einen Juristen bist du merkwürdig Idealist! Geld findet sich niemals, bester Freund! Alles findet sich, aber niemals Geld!" sagte Egon, fast gereizt. — „Doch! Doch! Es findet sich!" wiederholte Dankmar und durch den Ton nicht allein, wie er die Erneuerung dieser Hoffnung vortrug, sondern auch durch eine überraschende Entdeckung, die die Freunde machten, war vorläufig dies Gespräch abgebrochen.

Sie waren schon längst eingefahren in jenen anmuthigen, schattigen Park, in dem das Lustschloß Solitüde lag, als sie in der Ferne langsam unter der großen Hauptallee, die zum Schlosse hinaufführte, mehre sechs- und vierspännige königliche Wägen fahren sahen. Die Anwesenheit des Hofs auf Solitüde hinderte zwar nicht die dort erlaubte freie Bewegung des Publikums, aber die sich dem Anstand von selbst darbietenden Rücksichten machten es oft unmöglich, dann die einzelnen schönen Punkte des Schloßgartens so zu genießen, wie sie es ihrer Lage, frischen Luft und angenehmen Aussicht wegen verdienten. Egon vollends, der eine Beziehung zum Hofe nicht suchen mochte, gerieth in Verlegenheit und wäre nun gern umgekehrt. Dankmar und Siegbert wagten kaum ihm zuzureden zu bleiben; „denn," sagten sie, „wer bürgt dafür, daß der Fürst nicht erkannt oder wenigstens mit dem Hofstaat in ein Gespräch verwickelt wird!" Und Dankmar setzte sogar hinzu: „Wer schützt Egon, wenn er durchaus die Begegnung vermeiden will, vor einem Akt der Herablassung? Die königlichen jungen Herrschaften machen es sich zur Aufgabe, wo sie können, sich in Gespräche und Anreden zu verlieren. Es wird ihnen

schwer; sie sind schüchtern und beklommen, die Oberhofmeisterin von Altenwyl, sagt man, dringt aber darauf und der regierende Fürst hat einen Reiz, sich volksthümlich zu machen, seitdem sein Bruder Ottokar so allseitige Huldigungen empfängt. Der ältere Bruder ist ohne Zweifel unterrichtet und für Alles interessirt, aber zurückhaltend und sogar mistrauisch. Nur der größere Muth seiner Frau ermuntert ihn. Dann wirft er sich so gewaltig in den Drang, sich Erfolge zu machen, daß es beängstigend wird und man aus einer solchen Begegnung mit dem Gefühl scheidet, wie man hier nur zu einem kalten Rechenexempel der theoretischen Monarchie eine dumme und armselige Zahl abgegeben hat. Ein erwärmtes Gefühl, eine gesteigerte Hingebung an diese nicht sehr glücklichen, weil einsam stehenden Menschen bleibt kaum zurück."

Wie es nun bei solchen Bedenklichkeiten zu gehen pflegt, man spricht sie aus und thut gerade Das, was man vermeiden wollte. Die Bedienten hatten den Schlag geöffnet, das große gußeiserne Portal des Schloßgartens stand geöffnet, sie traten in die sauber gehaltenen Wege und die trotz der vorgerückten Jahreszeit noch bunt und mannichfach belebten Boskets. Siegbert erbot sich zum Führer. Er kannte hier die verschlungenen Pfade, die an die große berühmte Terrasse führten, und auch die, welche erst die die noch geöffneten Treibhäuser und einen kleinen See mit Schwänen, eine Volière mit anmuthigem, eine ausgestopfte Eule umschwirrenden Gevögel, eine andere Umzäunung sehen ließ, in welcher einige Rehe hausten, die mit ihren sanften Augen durch die Gitterspros̈sen lugten. Man entschied sich dafür, den kürzesten Weg zu wählen.

Nach einer der Anmuth des Gartens gespendeten Anerkennung und einigen Vergleichen, die Egon und Louis mit Versailles, besonders mit dem natürlichern und parkähnlich gepflegten St.-Cloud zogen, kam das Gespräch zurück auf den Hof, die Politik, den Geheimbund und Egon ergriff die Gelegenheit, sich über seine künftige Stellung zur Gesellschaft und zu diesem Staat selbst, in dem er einen so glänzenden Namen führte, auszusprechen. „Ich werde nicht ganz zurückgezogen leben!" sagte er, sich im Gehen auf Louis stützend. „Die große Sorge um meine ruinirten Besitzungen hat mir einstweilen ihr Pächter, dein amerikanischer Landwirth Ackermann, abgenommen. Ich will sehen, wie lange ich mich mit den Hoffnungen auf eine mögliche Wiederherstellung dieser traurigen Verwüstung beruhigen kann. Inzwischen soll mein Hauswesen vereinfacht werden. Es sind zu viel Menschen um mich. Wozu zwei Diener, die hinter uns herschleichen und auf-

passen, ob nicht Einem von uns sein Taschentuch entfällt, nur um durch dessen Aufheben seine Nothwendigkeit zu beweisen? Wozu die vielen Frauen in meinem Hause? Den alten Haushofmeister pensionire ich. Ich habe jetzt acht Pferde und kann mich mit vier begnügen. Mein Mittagstisch war heute überladen. In allen diesen Dingen hab' ich die einfache Ordnung der Natur kennen lernen und Louis wird mir beistehen, sie auch hier innerhalb der Grenzen, in denen ich nun einmal leben muß, einzuführen. Dann will ich suchen, Bekanntschaften zu machen, aber nur solche, die mir von Nutzen sind, sonst vermeid' ich sie; sie kosten nur Zeit. Und zuletzt — hab' ich noch einen Lieblingsplan, den ich aus Paris mitbrachte." Egon sah Louis an, der beifällig nickte. Die Andern hörten gespannt. „Auch ich will einen Verein stiften," sagte er. „Aber keinen geheimen, lieber Wildungen, und keinen, der sich auf das Wandelbarste im Menschen, auf die Gesinnung, stützt. Ich denke an einen Verein zum wechselseitigen Schutz der Arbeit. Ich habe nicht umsonst mein Stemmeisen und den Hobel geführt. Ich kenne die Bedürfnisse der Arbeit, ich achte den Handwerker und fühle mit ihm. Viel, viel muß geschehen, um ihn besser zu stellen, als dies bisher der Fall war. Aber höher noch, als der Arbeiter, steht mir die Arbeit selbst. Die wird nicht genug geehrt, die nicht genug heilig gesprochen. Und was anders kann uns von unserm Elend wahrhaft erlösen, als die Arbeit? Die Arbeit, bester Dankmar, diese in ihre Rechte, diese in ihre Würde eingesetzt, und das hohle Treiben der Leidenschaften hört auf. Ich bin streng, ich habe die Theorie nicht der Menschenrechte, sondern der Menschenpflichten. Alles will durch die Geburt Ansprüche erworben haben auf ein Utopien von Glück und Freiheit. Niemand lehrt, daß uns die Geburt darauf anwies, das Recht, ein Mensch zu sein, durch die Arbeit zu verdienen. Ist diese Lehre erst allgemein, dann wird auch die Gelegenheit, die uns wurde, geboren zu werden, als eine Quelle des Glücks und der Freude erkannt werden. Freilich fühl' ich, daß ich mit dieser Lehre allein stehe, wenn ich nicht versuche, mit ihr in die großen Debatten unserer Zeit einzugreifen. Schriftliche Darstellung gelingt mir nicht, die mündliche müßte eine Tribüne haben. Ich glaube, daß ich, von einem Gegenstand gedrängt, Redner sein könnte. Ein übervolles Herz ist das erste Bedürfniß eines Redners, und ich glaube, ein solches zum Sprechen drängendes Herz besitze ich über diesen Gegenstand —" — „Die Tribüne ist da," sagte Dankmar, als Egon stockte. „Lass' dich in eine unserer deutschen Kammern wählen! In die hiesige!" — „Daß ich noch

mehr in der Welt Gegenstand des Spottes würde?" bemerkte Egon zögernd. „Die Welt kennt meine Geschichte. Ich bin auf manche Bosheit gerüstet, die mir ohnehin die Gesellschaft in den Weg legen wird." Siegbert lehnte eine solche Besorgniß ab. — „Nein," sagte Egon, „da haben Sie die exclusive Gesellschaft noch nicht weg. Ich habe ein Attentat gegen die Aristokratie der Geburt begangen. Schon längst nennt man mich einen Communisten. Ich fühle vollkommen das Lächerliche, das vor dem Urtheil der Blasirtheit dieser Stände meine Vergangenheit haben wird." — „Doch nicht!" fiel Siegbert mit Wärme ein, „die Zeiten haben sich verändert. Es ist ein Drang auch im Adel entstanden, seine Nothwendigkeit durch ein ideelles Eingreifen in die Zeit zu beweisen. Auch der Adel hat sich entschlossen, die Sprache der Zeit zu reden und die Besten im Adel stellen sich, unabhängig von den Thronen, zwischen Fürst und Volk als die Vertreter nicht blos des Dauer-Berechtigten, sondern des nothwendig umzugestaltenden Alten. Ja sogar die große Masse der exclusiven Gesellschaft ist von unsrer wilden Zeit so eingeschüchtert, daß man von ihr wohl sagen kann, Noth lehrt auch sie beten. Man schmachtet förmlich in dieser Sphäre nach Ideen! Ich kann Ihnen sagen, Prinz, daß Ihr Auftreten in dieser Gesellschaft mit einer Spannung erwartet wird, die Sie kaum ahnen." — „Wie wäre Das?" antwortete Egon ablehnend und doch nicht ganz ohne angenehme Erregung. — „Glauben Sie mir," fuhr Siegbert fort und entfernte sich etwas von Dankmar'n und Louis, die für sich langsamer gingen, „glauben Sie mir, in dieser Sphäre hat sich das Meiste überlebt. Rathlos tastet das Experiment dahin und dorthin. Die alten Künste sind ohne Wirkung geblieben und wahrhaft sehnsüchtige Blicke wirft der Hof, der denkende Adel, der besonnene Beamtenkreis auf irgend ein Zauberwort, das da helfen soll in der allgemeinen Noth und Verwirrung. Ich gebe Ihnen mein Wort, man lacht nicht mehr über einen jungen deutschen Fürsten, der in Frankreich die Blouse trug und die Lage der arbeitenden Klassen studirte, indem er selbst arbeitete. Die süffisantesten Bursche aus dem Jockeyclub fühlen das allgemeine Leiden ihrer Kaste nach und ziehen den Hut vor Jedem, der ihrer Kaste Ehre macht. Wenn Sie reden, Prinz, so wird man aufhorchen. Wenn Sie Unterstützung und Mitwirkung verlangen, so wird man Ihnen mit tausend Armen beispringen, und wenn man Pistolen abschießt, ich sage Das der Duelle wegen, die Sie als möglich vo. auszusetzen scheinen, so wird es vor Freude sein darüber, daß sich einmal aus der exclusiven Gesellschaft ein Gedanke, eine

Thatsache entwickelt, wie sie sonst nur dorther zu kommen pflegt, wo man hinter dem Fortschritt gleich Ueberstürzen, hinter Reform Revolution fürchtet."

Während dieser Ermuthigungen, deren Fortsetzung und weitere Ausführung Egon mit Aufmerksamkeit vernahm, waren Louis und Dankmar etwas langsamer gegangen und zurückgeblieben. Louis Armand ergriff sogleich diese günstige Gelegenheit, auf Dankmar's Vorschlag von einer Bundesgenossenschaft des Geistes zurückzukommen und darüber mit vollem Ernst zu sprechen. Dankmar lehnte diesen Ernst noch ab und sagte, daß solche Gedanken oft nur in der Debatte entstünden und ebenso wieder in der Debatte wie Seifenblasen zerplatzten. — „O Das wäre nicht gut!" fiel Louis ein. — „Ich stoße mich," sagte Dankmar, den Egon's Kühle jetzt gegen sich selber mißtrauisch gemacht hatte, „ich stoße mich daran, daß ich für einen solchen Geheimbund einen äußern Apparat, den man Symbolik nennt, brauche. Da hat es der Prinz mit seiner Idee leichter! Er knüpft an Gegebenes an." — „Und wird, wie Sie vielleicht nur für die Gelehrten, so seinerseits nur für die Besitzenden etwas Gutes stiften!" antwortete Louis. — „Das fürchten Sie?" entgegnete Dankmar. „Und man vermuthet allgemein, der Prinz und Sie hätten eine und dieselbe Lehre von der Gesellschaft." — „Keineswegs!" war Louis' betrübte Antwort. — „Ich höre es an Allem, was ich von ihm über öffentliche Dinge vernommen, daß er zu jenen Aristokraten gehört, die die gefährlichsten sind, zu jenen, die in ihr Wappen einige Symbole neuer Ideen aufnehmen." — „Sie sprechen," antwortete Louis, „eine Besorgniß aus, die mich selbst bekümmert. Er war nicht so in Lyon. Dort kam er an, wie ein Kind, unreif, überfüllt zwar mit Wissen — aber schon blasirt. Er hatte schon das Leben zur Hälfte ausgekostet. Nicht alle Verführungen waren so wie die des Herrn Rafflard von ihm abgeglitten. Aber sein Herz war noch unschuldig. Es war der Zorn über seine Familie, über die geringen Mittel, die man ihm für seine Existenz schickte, der ihn veranlaßt hatte, seinem Stande zu entsagen und seine Angehörigen zu reizen, zu verletzen, zu bestrafen. Das trieb ihn in jenes Extrem, dessen Durchführung ihm meine eigenthümlich zusammengesetzte, nicht ungebildete Familie, besonders ein sanftes, heitres Mädchen, meine Schwester, angenehm und dadurch allein möglich machte. Er hielt lange aus, oder sagen Sie, meine Schwester war so glücklich ihn lange zu fesseln. Wir siedelten nach Paris über, denn meine Specialität in vergoldetem Schnitz-

werk hatte in der Stadt des Luxus mehr Gelegenheit, sich ergiebig zu machen. So zogen wir nach Paris. Man weiß, wie uns Egon dort verloren ging —" — „Geben Sie ihn nicht auf, Armand!" fiel Dankmar ein, angenehm erregt von der traulichen Art, wie sich Egon am Arme seines Bruders stützte und unter den hohen Lindenbäumen vor ihnen hinschritt. „Ich verspreche mir viel von dem Plan, diesen jungen Fürsten in unsre Kammer zu bringen. Er hat das Alter. Und über die Möglichkeit, ihn irgendwo gewählt werden zu lassen, denk' ich nach. Die Tribüne ist ein sonderbarer Ort. Menschen, die nie eine Meinung hatten, haben auf der Tribüne eine bekommen. Wie man in der Physik das Gewicht der Stoffe nicht auf der Wagschale absolut, sondern nach einer Vergleichung mit andern Werthbestimmungen specifisch ermittelt, so wird Egon über seine Gesinnung sich erst klar werden den Gesinnungen Andrer gegenüber. Und wie wenig auch zu erwarten steht, daß ihn unsre Radicalen für sich gewinnen, so dürfte es doch ebenso lange währen, bis sich Egon mit der ihm völlig fremden, zu Allem schmiegsam ergebenen Kanzleigesinnung des Beamtenthums abfände. Erst auf der Tribüne wird sich die Schlacke von seinem wahren Werth ausscheiden." Dankmar dachte an den Heidekrüger Justus, der das Glück hatte, dreimal gewählt zu werden und zwei Nachwahlen nothwendig machte, bei denen sich vielleicht das Fürwort des eitlen Mannes für den Prinzen gewinnen ließ.

Unter diesen Erörterungen hatten sich Louis und Dankmar wieder den beiden Vorausschreitenden genähert und theilten die angenehme Ueberraschung, die ihnen jetzt die freundliche Aussicht bot. Sie hatten alle die Terrasse erstiegen, deren Rückwand dichte gestutzte Bosketts, Grotten und Lauben bildeten, die Vorderseite ein Gitter, über das hinweg man unten einen Wiesengrund, über diesen hinaus den Fluß, Wald und kleine Berge sah. Alle Wege des Schloßparks sammelten sich auf diesem künstlich aufgedämmten, dann von der Natur überholten Berge. Zur Linken führte eine verschlossene Thür auf eine Verlängerung der Terrasse bis unmittelbar an die Fenster des Schlosses, dessen Styl älteren Zeiten angehörte. Diese mit Orangerie geschmückte Verlängerung, die dem Publikum geschlossen war, blieb der einzige kleine Raum, den sich der Hof für seine eigene Erholung vorbehielt. Sonst und auch heute ging es auf dieser Terrasse lebhaft genug her. Kinder spielten im Kieselsande. Müßige Soldaten mit ihren Mädchen saßen in den Grotten. Manche Gruppe feinerer Gesellschaft lehnte sich an die eiserne Ba-

lüstrade und genoß das hier anmuthig ausgebreitete Landschaftsbild.

Egon fühlte sich vom Steigen ermüdet und suchte eine Ruhebank. Man fand sie geräumig genug für ihn und seine drei Begleiter. Sie nahmen neben Egon Platz und theilten sich die Punkte mit, die an der Landschaft Jedem vorzugsweise lieblich erschienen. Louis hörte mit großer Freude, daß der links, diesseit und jenseit des Flusses liegende Wald der Schauplatz sonntäglicher Freuden des Volks war. Schon trennte er sich im Geist von der Gesellschaft, die hier neben ihm saß, und genoß die für den nächsten Sonntag erhoffte Fröhlichkeit unter jenen Tannen und jungen Eichen, auf einer Wiese, wo sich deutlich in der Ferne Schaukeln und Kletterstangen unterscheiden ließen. Er sah Fränzchen's zierliche Gestalt über den Rasen hüpfen, bewunderte die kleinen Erfindungen ihres Geschmacks, die sie an ihrer Sonntagstoilette zum Vorschein bringen würde, und betrübte sich nur über die von Siegbert ausgesprochene Vermuthung, daß sich dies schöne Wetter nicht mehr lange halten würde. Siegbert zeigte auf einige Nebelschleier im Westen, die gerade über einem weiß aus dem Grünen hervorschimmernden und in der Sonne blitzenden Meierhof hingen, und wollte eben jene kleinen Lämmchen am Himmel Wölfe in Schafskleidern nennen, als seine Hand von zwei lieben jubelnden Kindern gehalten wurde. Es waren Katharina und Sergei Wäsämskoi. Siegbert und Dankmar blickten erstaunt, wo die Kinder herkamen. „Das rathet einmal!" riefen sie. Von einer vernünftigen Erzählung war hier keine Rede. Sergei zog Siegbert von der Bank auf und wollte ihm schon eine große kostbare von ihm entdeckte Blume zeigen, Kathinka verlangte, daß er mit ihr zu den Rehen ging. Brot sollt' er kaufen; am Eingang des Schloßgartens säße eine Frau mit weißem Brot. Dabei zogen sie und zerrten ihn und wollten von schöner Aussicht und der Terrasse nichts wissen.

Indem gab Dankmar einen artigen Gruß und Siegbert, der sich umsah, wurde glühendroth. Das junge Mädchen, dem Dankmars Gruß gegolten hatte, fand Egon anziehend. Sie war nur klein aber zierlich. Ein Bedienter trug ihr Sonnenschirmchen. Sie selbst hatte eine Art Negligéüberwurf an, ein leichtes nankinggelbes Zeug mit einem großen herabfallenden Kragen von gleichem Stoffe. Wenn der Rock vorn aufschlug, sah man ein weißes Unterkeid mit goldenem Gürtel. Die schwarzen dicht an die rundgewölbte Stirn gestrichenen Haare

waren von einem kleinen durchbrochenen, goldgelben italienischen Strohhut bedeckt. Tändelnd hatte das junge Mädchen ein Taschentuch in der Hand und schlug damit in die Luft, wie mit einer Reitgerte. Es war eine Bewegung, die auf die größte innere Ungeduld schließen ließ. Mit einer gefälligen, fast vertraulichen Miene grüßte sie Dankmarn. Es war, als wollte sie ein laut hervorbrechendes Lachen unterdrücken, als sie so stolz, so graziös vorüberschwebte. Inzwischen erzählten die Geschwister, daß die Mutter von dieser Fahrt nichts wüßte. Daß sie die „Tante" von Harder in Tempelheide hätten besuchen sollen und daß Olga dem neuen Kutscher, der gut und rasch fahren könnte, geboten hätte: Rechts um, nach Solitüde! Dankmar verzog die Lippen und hatte alle kleinen Teufel des Spotts und der Ironie in seinen Mienen, während Siegbert in Verlegenheit gerieth und schon ahnen konnte, welche schlimme Scene diese eigenmächtige Idee Olga's, die Siegberts hiesige Anwesenheit wußte, bei ihrer Mutter zur Folge haben würde.

„Wer ist denn von euch der Prinz Egon?" fragte Kathinka mit ungezwungener Dreistigkeit. — „Der bin ich, kleiner Engel," sagte Egon und wollte sie auf den Schoos nehmen. „Und wer bist du denn?" fragte er. — „Mein Vater war auch ein Prinz." Sergei stellte sich keck vor seine Schwester und meinte: „Er hieß Wäsämskoi! Onkel Rudhard sagt, daß du schlimm bist." Damit rannte Sergei davon, Kathinka flog ihm nach und Siegbert sah ein, daß er Olga ihr ganzes Abenteuer verderben würde, wenn er nicht auch sogleich aufstünde, ihr nacheilte und den Ausbruch ihres Jubels über dies kühne Beginnen entgegennähme. Geduldig sprang er den Kindern nach und holte am Fuß der Terrasse Olga ein, die dort, von den Andern ungesehen, auf ihn gewartet hatte und ihn, wie er so verblüfft und verlegen herunterkam, mit einem Frohlocken empfing, das zwar lieblich und bezaubernd war, ihn aber in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Inzwischen konnte sich Egon von seinem Erstaunen über den Namen Wäsämskoi und Rudhard kaum erholen, vermochte demselben aber keinen Ausdruck zu geben; denn plötzlich hieß es von allen Seiten:

„Der König kommt! Die Königin —!"

Ende des zweiten Bandes.

EK. 4.1.57

41438

LG
G9855r

Gutzkow, Karl
Die Ritter vom Geiste.
Vol. 2.

DATE

NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 16 07 004 2